

Velhagen & Klasings Monatshefte





Weihnachtsstimmung, du heimlichsüsse!
Überall blinkender Kerzlein Glimmen,
Überall tappende Engelfüsse,
Überall betende Kinderstimmen!

Frida Schanz.

Weihnacht

1893

F. Reiss
93.

Lith. v. M. Seeger Stuttgart.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

Weihnachtsheft.

VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 4, Dezember 1893.

Weihnacht.

Von
Reinhold Fuchs.



Nicht rieseln vom Gezweig die Flocken,
Und finster ragt des Forstes Wand,
Da horch, wie leise rings die Glocken
Erwachen weit im dunkeln Land! —
Durch winterliche Lüfte schwimmen
Heran die weichen Klänge sacht;
O seid gegrüßt, ihr Friedensstimmen,
Ihr Boten der geweihten Nacht!

Du Nacht der Gnade, einst verkündet
Den Hirten auf Judäas Feld,
Welch hellen Stern hast du entzündet
Zum Heile dieser Erdenwelt,
Der überm Schutt versunkner Reiche,
Ob zwei Jahrtausend fast verweht,
In jedem Jahr, der ewig gleiche,
Uns klar wie einst zu Häupten steht!

Aufs Häusermeer gewalt'ger Städte
Gießt er verklärend seinen Schein,
Und leichter drückt der Sorgen Kette,
Grüßt er des Armen Kämmerlein;
Den Schiffern auch auf wüstem Meere,
Der Heidehütte, menschenfern,
Winkt süßen Trostes voll der hehre,
Der wunderbare Liebesstern.

Und tausendfältig strahlt und funkelt
Sein Abglanz heut vom Weihnachtsbaum,
Dem Herzen, das von Leid umdunkelt,
Erneuernd mild der Jugend Traum,
Indes dem Kinderblick, dem reinen,
Aufgeht ein Freudenparadies,
Gemahnend, wie der Herr den Kleinen
Voreinst sein Himmelreich verhieß. —

Ob auch die Welt von Waffen dröhne,
Vom nimmermüden Geisterstreit,
Komm, Nacht des Heiles, und versöhne,
Was rauh des Lebens Kampf entzweit;
Komm, jeder Wunde Schmerz zu lindern
Mit deiner reichen Trostesmacht,
Und künde rings den Erdenkindern
Die Liebe, die für alle wacht!





Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

„Welche Thorheit, in solchem Wetter umherzulaufen," schalt Ludolf. Der liebevolle Ton fand in dieser Minute ein dankbares und gläubiges Ohr.

„Übermorgen bekomme ich liebe Gäste. Morgen kann man nichts kaufen. Da mußt' ich eben schnell selbst — — wie du steigst mit ein!"

„Nun ja, — ich hoffte doch den Heiligen Abend bei dir zubringen zu dürfen."

Ein kleines Unbehagen kam in Marie-Luisens Seele, es that ihr leid um die schöne Stunde mit Jenny. Aber das bereute sie sogleich lebhaft. War es denn nicht ein Zeichen von innerster Umwandlung Ludolfs, der Beweis, daß ihr Umgang ihn schon emporgehoben, wenn er wünschte, den Heiligen Abend still mit ihr und Jenny zu verleben, den er im vorigen Jahr — ihr schauderte zu denken wo! hatte verbringen müssen?

Sie sah ihn freudig an.

„Gewiß darfst du," sprach sie.

Während der Fahrt fror sie erbärmlich. Dann gab es noch den Weg vom Bahnhof nach Hause zu machen, und Jenny erschrak, als sie Marie-Luise blaß mit bläulichen Lippen, kalt wie Eis ankommen sah.

„Du wirst dir etwas weggeholt haben," prophezeite Ludolf; allein eine Stunde später, als man beim Abendbrot saß, Marie-Luise warm und trocken angekleidet war und heißen Thee trank, versicherte sie, daß es ihr sehr wohl gehe. Ihre Augen glänzten, und ihre Wangen glühten. Sie sah sehr jung und sehr lebensfreudig aus.

Ludolfs helle Augen ruhten oft auf ihr, mit einem sonderbar forschenden Blick.

Sehr bald nach dem Abendessen zog Jenny sich zurück. Das Alleinsein mit dem Manne war Marie-Luise peinlich, weil sie immer das Gefühl hatte, was sie auch sprechen möge, würde, von ihr ungewollt, heimliche Kränkungen enthalten. Denn noch immer hatte sich kein rechtes Unterhaltungsthema für diese beiden finden wollen. Marie-Luisens Beschäftigungen und Interessen waren ihm fremd und gleichgültig; vom verstorbenen Gatten und Bruder konnte man so wenig reden, wie von Familienerinnerungen, denn jede Erinnerung barg auch schon von selbst einen Vorwurf für den „verlornen Sohn" der Familie in sich; von Ludolfs kläglicher Thätigkeit konnte man erst recht nicht reden, denn die Thatsache, daß er sie überhaupt betreiben mußte, war ja Folge seiner Schande. Und Marie-Luise in ihrem

23*

zarten Sinn ängstigte sich auch davor, ihn seine Vergangenheit zu oft fühlen zu lassen, ihn zu demütigen.

So war sie denn oft ein wenig unfrei in seiner Gegenwart. Und er schob dieser Befangenheit ganz, ganz andere Gründe unter.

Während sie für ihn verlegen war, glaubte er, sie sei vor ihm verlegen.

„Du mußt verzeihen," sagte Marie-Luise und stand bald auf, „an diesem Tag bin ich keine höfliche Gesellschaft. Tausend Erinnerungen und Gedanken drängen zur Einsamkeit. Gute Nacht."

Sie reichte ihm die Hand, die zu seinem Erstaunen eiskalt war, während ihr Gesicht brannte.

Sie ging hinauf in ihr Zimmer. Es lag über jenem, wo sie damals Eugen empfangen hatte und wo man auch heute zu Abend gespeist hatte. Dies ihr Zimmer war in dem traurigen Hause der einzige wirklich wohnliche Raum, denn die Gemächer des Kindes und der Pflegerin waren nach hygienischer Vorschrift eingerichtet, die Schönheit fand keinen Platz darin.

Hier oben aber war es warm von Teppichen und Vorhängen und allerlei bunten Sachen. Es schien, als habe Marie-Luise das Bedürfnis gehabt, sich den Reiz des Gegensatzes zu verschaffen, zu der sonstigen Kahlheit des Hauses. Ein großer Wandschirm teilte die Ecke ab, wo ihr Bett stand, nah an der Balkonthür befand sich ein Schreibtisch, im dunkel glasierten Ofen glühte hinter dem Marienglase die Kohlenmasse.

In einer Ampel brannte ein schwaches Licht und gab dem Zimmer kaum Dämmerhelle. Marie-Luise beließ es bei dieser Beleuchtung.

Sie ging an das Fenster der Balkonthür und starrte in die Nacht hinaus. Wieder begann sie von einem starken Frostgefühl geschüttelt zu werden und dachte flüchtig, daß sie sich am Ende doch erkältet habe.

Dann spannen sich ihre Gedanken in Träumerei ein. Draußen schimmerte das Gelände weiß, und die schwarze Flut des Sees hob sich dunkel darin hervor. Fern flimmerten helle Fenster auf, in irgend einer Villa mochte ein Weihnachtsbaum brennen.

Vielleicht sah dort eine Mutter dem Spiel heiterer Kinder zu, während ihr Kind diesen Tag verbracht hatte wie jeden: in blödem Hindämmern, das bei Beginn der Dunkelheit in Schlaf überging.

Plötzlich schrak Marie-Luise zusammen. Eine Hand hatte ihre Schulter berührt. Und doch hatte sie niemand kommen hören! Sie fuhr herum und sah in Ludolfs unsicher lächelndes Gesicht.

„Du?" fragte sie, „und so leise — du mußt gradezu hereingeschlichen sein. Was willst du hier bei mir?"

Sie dachte gleich, daß er wieder Geld haben wollte, daß er sich einbilde, sie am Weihnachtsabend elegisch und freigebig zu finden.

„Ich muß dir etwas sagen," begann er, „was du vielleicht schon seit einiger Zeit ahnst und erwartet hast zu hören."

In vollkommener Verständnislosigkeit schüttelte sie den Kopf.

Er trat wieder nahe an sie heran und mit einemmal, sie wußte selbst nicht weshalb, ward Marie-Luise von einer großen Bangigkeit ergriffen.

„Ich will Licht machen," sagte sie und eilte an ein Tischchen unfern des Ofens, wo eine Lampe zum Anzünden bereit stand.

Ludolf war aber schon neben ihr und legte seine Hand auf die ihre, um sie zu verhindern, ein Schwefelholz zu nehmen.

„Dieser holde Dämmerschein ist mir gerade recht für unser Gespräch," sprach er halblaut, während sie scheu die Hand zurückzog wie von etwas Widrigem.

„Wenn du mir etwas zu sagen hast, sag' mir's morgen," rief sie heftig abwehrend.

„Nein, das sagt man nur, wenn man die Stunde für richtig hält, das, was ich sagen will. Marie-Luise, ich bin total in dich verliebt."

Sie zuckte zusammen, als habe ihr jemand einen Peitschenhieb gegeben. Ihr ganzes Wesen ward von Ekel und Empörung geschüttelt gegen den Menschen, der da vor ihr stand mit seinen widerwärtig hübschen Zügen und sie zudringlich ansah.

Sie erhob die Hand und deutete stumm auf die Thür.

„Mein Gott, wie pathetisch, schöne Schwägerin!" sagte er, „nun ja, ich habe einen schlimmen Flecken in der Konduitenliste. Aber Großmut und Liebe verzeihen viel. Zu heben und zu retten ist ja deine

Passion. Du siehst, wie rührend folgsam ich mich habe retten lassen. Als ein Mensch, der einen neuen Adam angezogen hat, stehe ich vor dir. Und du selbst hast geklagt, daß das einsame Leben für dich nicht leicht sei. Hilf dir und mir, indem du dir einen männlichen Beistand wählst und mich vor allen Rückfällen in alte Sündhaftigkeit bewahrst. Heirate mich."

Eine Bewegung ging durch ihre Gestalt. Es schien, als wüchse sie.

„Nicht einmal den Namen brauchst du zu ändern. Du bleibst Marie-Luise Sandbach und vermeidest so jedes Aufsehen, das die Wiederheirat einer berühmten Frau leicht hervorruft."

„Heiraten — ich — dich!" rief Marie-Luise, endlich aus ihrem Entsetzen heraus ein Wort findend. Denn seine Unverschämtheit hatte sie verstummen gemacht.

„Du bist doch in mich verliebt," sagte er halblaut und neigte seinen Kopf vor, „meinst du, daß ein Mann das nicht merkt — wenn seine Nähe eine Frau beunruhigt — — und ich dachte, du schenktest deine Liebe nur in einem standesamtlich geordneten Verhältnis — aber — —"

Er war ganz nahe an sie herangetreten, sie spürte seinen Atem und sah seine hellen, stechenden Augen noch vor sich.

„Hinaus!" schrie sie gellend auf.

Mit Blitzesschnelle begriff er, daß er sich geirrt. Die Wut darüber mischte sich mit der Begierde, sie zu quälen und zu ängstigen.

Er rückte ihr nach, wie sie zurückwich und indem er versuchte, den Arm um ihre Taille zu legen, beugte er sein Haupt, als wolle er sie küssen. Sie war schutzlos und sie sollte fühlen, daß er sich nicht ungestraft habe demütigen, bevormunden, regieren lassen wie ein dummer Junge.

Vielleicht dachte er im Ernst nicht daran, sie zu küssen oder ihr nur ein Haar zu krümmen. Aber er wollte das teuflische Vergnügen haben, daß sie jammervoll bitte, sie zu lassen.

Einen bangen Augenblick lang versuchte Marie-Luise sich ihm zu entringen und dann, als sie die Stärke seines Armes fühlte, der sie festhielt, dann wandelte sich ihre Furcht in sieghaften Zorn. Sie hob die geballte Hand und stieß ihn zurück, stieß blind zu, wohin sie traf, und traf ihn grade vor die Stirn.

Er taumelte zurück. Ein Laut kam von seinen Lippen, der halb wie ein kurzes Auflachen, halb wie ein Schrei der Wut klang.

Er rieb sich mit der Hand vor der Stirn und sagte lachend:

„Donnerwetter, das war ein Stoß. Auch eine Form, einen Bewerber abzuweisen. Na — egal. Gute Nacht, Marie-Luise."

Er ging mit den frechen Worten auf den Lippen und einem Gesicht, als sei eben nur ein kleiner Spaß geschehen.

Sie sah ihm nach, bleich wie der Tod. Die Binde war von ihren Augen gefallen, sie sah, daß sie diesen Elenden aus seinem Sumpf nicht emporziehen konnte. Und eine bange Stimme in ihrem Innern sagte ihr, daß der Mann den Faustschlag vor seine Stirn von Weiberhand als einen unauslöschlicheren Schimpf betrachten werde, als seine Verbrechen und seine Jahre im Gefängnis.

Plötzlich wußte sie wieder, was sie sich so lange für diesen Ausnahmefall verneint hatte, daß gemeine Naturen immer diejenigen hassen, denen sie Wohlthat zu verdanken haben.

Mit wankenden Schritten ging sie im Zimmer auf und ab, schloß die Thür plötzlich ab, als könne noch einmal jemand hereinbrechen und warf sich dann auf ihr Bett. Sie lag mit dem Gesicht auf dem Kissen, das sie mit den Armen umklammerte. Unbeweglich blieb sie so und kaum ein bemerkbarer Atemzug kam von ihren Lippen.

Das war ihr Los! Immer und abermals für die reinsten und edelsten Empfindungen schnödes Verkennen zu ernten!

Ihre ganze Seele war warm und eifrig bewegt gewesen, diesen Elenden zu heben, ihm zu helfen, daß Begriffe von Moral und Pflicht, von Menschenwürde ihm aufgehen möchten. Seine häßliche Nähe hatte sie geduldet, eingedenk des Bibelwortes, daß über ein reuiges Schaf mehr Freude im Himmel sei, als über zehn Gerechte.

Erbarmungsvoll und gut hatte sie an ihm zu handeln versucht, und er nahm die Hingabe an das Werk der Seelenrettung für Hingabe an die Person des Sünders.

Die Ernüchterung darüber, daß sie einen Aufwand von guten Gefühlen an eine

aussichtslose Sache gewandt, war unaussprechlich niederdrückend.

Menschen wie Marie-Luise empfinden es als tödliche Beschimpfung, wenn das Niedrige ihnen so unverhohlen mit der Voraussetzung der Gesinnungsgleichheit naht.

Und was sollte nun werden? Daß sie ihn nicht mehr in ihrer Nähe dulden konnte, war sicher. Er durfte ihr nie wieder unter die Augen kommen. Nun wollte sie seinen Wunsch erfüllen und ihn nach Amerika schicken.

Sie grübelte nach, wie das anzufangen sei, denn wenn man ihm hier in Berlin die Mittel geben würde, dürfte zu erwarten sein, daß er sie gleich durchbringe und dennoch nicht fortkäme.

Mitten in ihren stummen Gedanken ward Marie-Luise von einer jähen Empörung ergriffen. Sie richtete sich plötzlich auf, setzte sich auf den Rand des Bettes und griff mit beiden Händen nach ihrem Kopf.

O, wie war der Schmerz unerträglich, der darin dumpf bohrte. Es war, als gliche jeder Pulsschlag einem Hammer, der dröhnend und Widerhall nachlassend, inwendig gegen die Schläfen schlug. Und es war, als sei die ganze Hirnhaut entzündet. So ungefähr mußte einem Skalpierten zu Mute sein.

Und das war ihr Weihnachtsfest: gab es eine, die es ärmer, trauriger verlebte?

Drüben im Zimmer schlief ihr elendes Kind — dessen Dasein ihr täglich und immer sagte: als Weib hast du der Welt nichts gegeben und nichts genützt. Die letzte Tagelöhnerfrau, die der Menschheit einen gesunden braven Jungen mit ein paar derben Fäusten gab, darf stolzer sein.

Und weiter schlief noch unter diesem Dache ein Mann, ein vormaliger Sträfling, der ihren Namen trug, dem sie die Güte ihres Herzens in sträflicher Verschwendung nachgeworfen.

Denn es ist auch eine Verschwendung, im ekstatischen Wunsch gut und nützlich zu wirken, seine Zeit und seine Kräfte unbesonnen zu vergeuden.

Ein Bildhauer beginnt auch nicht seine Arbeit, ehe er sich nicht vergewissert, ob er aus dem Material etwas schaffen kann.

Eugen hatte sie gleich gewarnt. Er! Der Gedanke an ihn belebte sie mit einemmal.

Es schien, als fielen ihre Kopfschmerzen von ihr ab, wie auch der Gram.

Leichtfüßig stand sie auf, machte Licht, setzte sich an ihren Schreibtisch und wußte mit einemmal, was sie mit jenem Elenden zu thun hatte.

Sie schrieb ihm einen Brief, den das Mädchen morgen früh in sein Zimmer bringen sollte. Sie teilte ihm mit, daß er abreisen müsse, daß sie ihm so viel Geld geben werde, daß er nach Hamburg fahren könne. Sie werde an eine dortige Agentur sich wenden, welche ihm ein Überfahrtsbillet kaufen und ihm dann an Bord eine Summe von einigen tausend Mark einhändigen solle. Da dies selbstverständlich nicht von heute auf morgen sich werde arrangieren lassen, so werde sie ihm noch die acht oder vierzehn Tage unter diesem Dach zu wohnen gestatten, bitte aber, jedes persönliche Begegnen mit ihr vermeiden zu wollen.

Sie war überzeugt, daß die Aussicht an Bord Geld zu bekommen, ihn ganz beglücken werde.

Dann ging sie wieder mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab. Der jähe Wandel von der tiefsten Verzweiflung zum Gefühl erneuter Lebenskraft war ihr etwas Wundervolles.

Der Gedanke an ihn, den sie liebte, hatte das vermocht.

Sie trat wieder an das Fenster. Das Bild draußen war dasselbe geblieben, im weißen Gelände der schwarze See, darüber ein bewölkter Nachthimmel. Sie blickte empor. Ihre Augen waren naß.

„Gibt es einen Menschen, den Du ganz verarmen läßt?" dachte sie voll Dankbarkeit. „Nein, denn Du hast uns die Hoffnung gegeben. Übe Gnade, laß sie mir, solang ich atme."

Mit schweren Gliedern und einem eigenartigen Schmerz im Genick stand Marie-Luise am andern Morgen auf. Aber sie war von je gewöhnt, die Leiden des Körpers durch Willenskraft zu besiegen. Kränkelnde Frauen waren ihr verächtlich, sie glaubte, daß der Wille zur Gesundheit fast schon die Gesundheit selbst sei.

Und wie verheißungsvoll tagte ihr nicht das Fest. Morgen sollte er kommen mit seiner Mutter. Sie traf Vorbereitungen, als solle ein gekröntes Haupt sie besuchen. Aus ihrem Zimmer oben schaffte sie in den

unwohnlichen Raum unten allerlei Gegenstände, ihn zierlich zu machen. Da das Mädchen zu seiner Familie entlassen war, besorgte Marie-Luise den ganzen Hausstand.

Und dabei dachte sie immer, wie herrlich befriedigend es sein müsse, in einem kleinen Hausstand mit beschränkten Mitteln dem geliebten Mann durch Fleiß und Sparsamkeit zu zeigen, welche Wunder eine rechte Frau fertig bringen kann.

Von Ludolf kam die Antwort, daß er mit Marie-Luisens Vorschlägen einverstanden sei und ihr gehorsam aus dem Weg zu gehen denke.

Die große und mit steigenden Schmerzen verbundene Mattigkeit ihres Körpers stellte sich gegen Abend stärker ein, so stark, daß Marie-Luise beschloß, lieber früh ins Bett zu gehen, um morgen recht frisch zu sein.

Aber im Bett zitterte sie vor Kälte und konnte garnicht schlafen. Sie machte sich nasse Umschläge um die schmerzende Stirn und dachte mit einem resignierten Lächeln: „Im großen wie im kleinen — winkt mir eine Freude, so verschwindet sie, wenn ich nahe herankomme. Nun werde ich morgen elend sein, wenn die lieben Gäste kommen."

Mühsam erhob sie sich, als es Tag geworden war. Infolge der Veränderung der Lage schien es, als ob alles Blut aus dem Gehirn träte: ohnmächtig sank sie zurück.

Dann, als ihr das Bewußtsein wiederkehrte, siegte nochmals die Energie über den fieberdurchrüttelten Körper.

Beim Ankleiden sah Marie-Luise sich im Spiegel und erschrak fast: ihr kam es vor, als sei ihr Gesicht seit gestern magerer geworden.

Unten kam Jenny ihr mit der Bitte entgegen, ob man nicht zum Arzt schicken wolle, der Knabe scheine unruhig. Bei dieser Nachricht verschwand Fieberfrost und Schwäche.

Marie-Luise eilte in das Zimmer des Kindes. Sie fand es unverändert, aber sie wußte, daß nur Jenny jene leisen Vorzeichen einer drohenden Nervenerschütterung kannte und zu beobachten verstand. Durch Jenny ließ sie Ludolf bitten, zum Bahnhof zu laufen und ein Telegramm an den Geheimrat zu senden. Flüchtig fiel ihr dann auf, daß er, anstatt wie sie dachte, daß er thun würde, nach Berlin zu fahren, ins Haus zurückkehrte. Vielleicht waren wieder einmal seine Taschen leer, und er mußte als Gefangener in dem Hause bleiben, wo er ein warmes Zimmer hatte und gute Verpflegung.

Zwischen Zweifel und Wunsch schwankend, wußte Marie-Luise nicht, ob sie Eugen und seiner Mutter noch ablehnend telegraphieren solle. Vielleicht täuschte Jenny sich, oder der Geheimrat kam rechtzeitig an, um vorbeugende Maßregeln zu ergreifen. Und dann hatte sie sich grundlos dieser heißersehnten Freude beraubt.

Aber noch ehe der Geheimrat eintraf, ward das Kind von Krämpfen befallen, welche Marie-Luise und Jenny eine Stunde lang in atemloser Sorge hielten. Jeder andere Gedanke war wie weggewischt aus dem Kopf der armen Mutter, die davor zitterte, daß ihr ein Geschöpf genommen werden könne, welches durch sein klägliches Dasein ihr nur Gram bereitete. Aber das Gefühl der Mutterschaft wächst in solchen Stunden riesengroß empor. Es schien Marie-Luise noch eine schmerzliche Wonne, um ihr lebendes Kind zu weinen, gegen den Gedanken, um ihr totes Kind klagen zu müssen.

In ihrer Seele lebte nichts von jenem Heroismus, der sagt: ich will meinen Sohn lieber tot als elend wissen. Sie war Mutter und wollte deshalb ihr Kind behalten und weiter mit ihm leiden.

Noch einmal ging die bange Stunde gnädig vorüber. Der Knabe ward ruhiger, Gesichtszüge und Glieder lösten sich aus der Verzerrung.

Marie-Luise fand, daß das Gesicht seinen gewohnten Ausdruck wieder bekommen habe; Jenny glaubte zu bemerken, daß ein seltsamer Zug, der scharf von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln herabging, geblieben war und dem Antlitz ein greisenhaftes Gepräge gab. Aber sie war barmherzig und verschwieg ihre Beobachtung. Sah sie doch, daß die Frau körperlich und seelisch gleich schwer erschüttert war.

Als der Geheimrat ankam, wechselte er mit Jenny einen langen ernsten Blick, verschrieb ein Medikament, welches eingegeben werden sollte, sobald sich die ersten Spuren eines neu herannahenden Anfalls zeigten und befahl, daß man das Kind keinen

Augenblick allein lasse, sondern fortwährend bewache.

Dann wandte er sich Marie-Luisen zu, sah ihr aufmerksam in die glanzlosen Augen, fühlte ihren Puls, schüttelte den Kopf und sagte, sie sollte sich sofort ins Bett legen.

Da erst kam ihr die Erinnerung zurück, daß sie Eugen und seine Mutter erwarte.

„Ich kann nicht," sprach sie mühsam, „ich erwarte Besuch — wie spät ist es — zwei Uhr — in einer Stunde werden sie dasein."

„So ruhen Sie sich so lange aus," bat Jenny.

„Nein, nein. Nicht hinlegen — mir ist so, als käme ich nicht wieder auf. Lieber dagegen — es ist auch nicht so schlimm — nur eben die Angst und die kleine Erkältung." Ihr schwindelte, sie mußte sich setzen.

Aber dann fuhr sie gleich wieder in die Höhe.

„Ich will!" sprach sie fest.

12.



Frau Oberamtmann Hesberg saß im Zimmer ihres Sohnes und wartete auf sein Erscheinen. Es war noch über eine Stunde Zeit, bevor sie zu Allings zum Diner fahren mußten, allein Frau Hesberg liebte die Pünktlichkeit. Sie hatte sich schon bis auf Mantel und Handschuh bereit gemacht. Auf ihrem glatt gescheitelten Haar saß das zierliche, handgroße Häubchen von schwarzem Sammetband und echten weißen Spitzen, die schon zahllose Male von der Frau selbst mit großer Kunst gewaschen worden waren und doch wie neu aussahen. Sie trug ein Kleid von schwerster schwarzer Seide, es war sehr wohlerhalten und ließ durch den würdigen Eindruck, den es machte, übersehen, daß es schon im Schnitt seit langem von der Mode überholt worden war. Eine dicke Uhrkette mit einer kleinen goldenen Troddel als Zierrat zog sich von der Mitte der Knöpfe, welche die Taille schloß, hinab zu einem kleinen Schlitz unterhalb der Gürtellinie, allwo die Uhr ihren Platz hatte. Frau Hesberg war eine stattliche Erscheinung, ihre Haltung war die einer Person, die zu befehlen weiß und der man zu gehorchen hat. Oberamtmann Hesberg war Domänenpächter gewesen, auf dem großen Gute hatte seine Frau fester als er die Zügel der Regierung zu halten verstanden, auch nach Hesbergs Tod gewußt, das Inventar gut zu Geld zu machen und Hesbergsche Erbansprüche zu verfechten. Sie war von einem ruhigen Stolz erfüllt, wenn sie an diese ihre erfolgreiche Mitwirksamkeit zurückdachte.

Und heute und jetzt war sie sehr mit sich zufrieden, daß sie hierher gekommen war, insbesondere, nachdem sie gestern im Allingschen Hause den unerhörten Luxus bemerkt. Manuela war zwar nicht sichtbar gewesen, das Allingsche Ehepaar hatte dieselbe einfache Herzlichkeit gezeigt, wie damals in Wiesbaden, und heute wie damals konnte Frau Hesberg den Ton rührender Liebe zwischen den Gatten beobachten. Aber dennoch zürnte sie den Leuten innerlichst, als ob sie sie betrogen und getäuscht hätten.

Sie war ungerecht und vergaß, daß Allings als wohlerzogene Menschen ihr damals in Wiesbaden doch nicht hatten sagen können:

„Wir leben nur auf Reisen so einfach, daheim lieben wir großartige Pracht der Lebensführung, in welche du nicht hineinpassen würdest mit deinen Anschauungen."

Nein, das sagt man nicht. Und es waren im Grunde garnicht Allings gewesen, welche die Bekanntschaft brieflich weiter gepflegt hatten, sondern Frau Hesberg erinnerte sich nun genau, daß sie zuerst geschrieben hatte, weil sie förmlich verliebt gewesen war in das Eheglück der beiden.

Es ist eine alte Wahrheit, sagte sie sich schon nach den Berichten ihres Sohnes, man soll nie eine Frau oder ein Ehepaar beurteilen, bevor man sie nicht in ihrer eigenen Häuslichkeit sah.

Eugen trat herein. Er war im Frack und seine Mutter fand, daß er sehr gut aussehe. Sie hielt ihren Sohn für einen sehr schönen Mann; daß der Eindruck seiner Persönlichkeit mehr durch den klugen und lebhaften Ausdruck seiner Züge, durch sein ungewöhnliches Auge hervorgebracht ward, als durch die zufälligen Vorteile des guten Wuchses, der hübschen Züge, des dunklen Haares, das entging ihr aber doch.

„Nun, Mama, schon fertig"? fragte er. Auf seinem Gesicht war nicht ganz die freie Lebensfreudigkeit zu lesen, die sonst darauf stand.



Eine alte Weise. Nach dem Gemälde von R. Poetzelberger.

„Ich wollte vorher noch mit dir sprechen", sagte sie, „komm, setze dich her."

Sie selbst saß auf einem Stuhl am Fenster, gerade wie sie zu Hause pflegte, nur daß hier, anstatt ihres Nähtisches, Eugens Rauchtisch vor ihr stand und daß durch den Mangel eines Fußschemels ihre Haltung noch steifer war als sonst.

Eugen setzte sich an das andere Fenster, den linken Ellbogen stützte er auf das Fensterbrett, schnippte mit Daumen und Mittelfinger der Linken ein Fäserchen vom Frackaufschlag und antwortete ergeben:

„Ich höre, Mama."

„Und du denkst, nachdem ich dir mein Mißfallen an der Alling'schen Häuslichkeit ausgesprochen, doch noch daran, um die Tochter zu werben?" fragte sie nachdrücklich. Man sah ihr an, daß sie innerlich gleichsam zu Protokoll nahm: Frage eins!

„Ich habe es dir schon gesagt, du kennst Manuela nicht."

„Ich kenne sie aus deinen Briefen."

„Mama", bat Eugen bescheiden und fest zugleich, „laß mich meine Mitteilsamkeit nicht bereuen. Leite nicht aus meinem Vertrauen das Recht her, mich in einer Sache bevormunden zu wollen, in welcher ich allein entscheiden muß."

Frau Oberamtmann Hesberg wollte jetzt aber nicht über die Grenzen des Mutterrechts streiten, sondern nach vorgenommener Reihenfolge fragen.

„Findest du es vornehm, wenn Leute alle ihre Einnahmen verausgaben für blendende Üppigkeit der Lebensführung?"

„Nein. Es ist aber die Krankheit der Zeit, insbesondere in jenen Kreisen, in denen die Allings wurzeln. Ich verurteile selbst die Schwäche, die nicht gegen den Strom zu schwimmen wagt."

„Gut", sagte sie befriedigt. „Weiter, findest du es liebevoll und treu gegen eine Tochter gehandelt, wenn man sie in fürstlichen Gewohnheiten erzieht, um ihr nachher ein Kapital zu hinterlassen, dessen Zinsen zwar für uns noch ein treffliches Auskommen geben würden, für Alling'sche Bedürfnisse aber ein Nichts sind."

„Mama", rief Eugen, gegen qualvolle Ungeduld kämpfend, „dies alles gebe ich ja zu und tadle es wie du. Ich will ja auch nicht in Manuelas Milieu hineinheiraten, sondern sie im Gegenteil aus demselben befreien."

Das Wort „Milieu" ärgerte Frau Hesberg, natürlich wußte sie nicht warum.

„Ach was", sagte sie derbe, „zu einer moralischen Mohrenwäscherei bist du mir zu gut. Stolz will ich mal auf deine Braut sein, ich will ihr nicht erst was vergeben müssen."

Eugen stand auf. Er war sehr bleich.

„Von etwas ‚vergeben müssen' ist in keinem Fall die Rede", sprach er fest, „du müßtest denn gerade so ungerecht sein wollen, einem Rosenstock vorzuwerfen, daß er nicht recht blüht, weil er auf steinigen Boden gepflanzt ist, was doch nicht des Rosenstocks, sondern des Gärtners Schuld ist. Und wenn ich um Manuela werbe und wenn sie mich dann nimmt, so kannst du tausendmal stolzer auf sie sein als auf jede andere. Ich werde das entscheidende Wort niemals sprechen, als bis ich sehe, daß sie das geworden ist, was ich für sie ersehne! — — Wie sie es werden soll, ob sie es werden kann — ich weiß es nicht. Zu früh, Mama und — vergib — zu unzart hast du Dinge zur Erörterung gebracht, die noch kämpfend in mir wühlten."

Frau Hesberg pflegte nicht zu erblassen, wenn sie sich erregte. Ein gleichmäßiges Rot stieg langsam in ihrem energischen Gesicht auf.

„Also ich, die ich das Leben zu genau kenne, ich, die ich stets weitsehend war, habe mit Recht vor der Stunde gebangt, wo sich das Gespenst einer Schwiegertochter zwischen uns erheben würde. Nun macht mein Sohn mir Vorwürfe, er, für den ich gelebt und gestrebt habe, solange er lebt."

Eugen, der sich innerlichst frei von der Schuld der Lieblosigkeit fühlte, küßte seiner Mutter die Hand. Sie that ihm leid, weil sie sich so quälte.

„Mama", sprach er herzlich, „du hast dir so oft in schweren Lebenslagen Rat aus dem Buch aller Bücher geholt. Denke jetzt an das Wort: Der Mann soll Vater und Mutter verlassen und dem Weibe" . . . .

„Halt", unterbrach sie ihn triumphierend, „es heißt, das Weib soll Vater und Mutter verlassen."

Nun mußte Eugen lächeln.

„Mama", rief er „auch du! Von allen ungenau citierten Worten ist dies das am häufigsten gemißbrauchte. Bitte, sei so gut nachzulesen 1. Mos. Kapt. 2, 24. Das urweise,

heilige Buch hat wohl schon für vorsintflutliche Zeiten betonen wollen, daß die Mutter des Mannes bei jeder Eheschließung Schwierigkeiten bereitet — vorher oder nachher. Du, ich weiß es, denn ich kenne dich, bereitest sie vorher. Gewinne ich Manuela, so würdest du dich mit Würde und Verstand darin finden."

Frau Hesberg ließ sich umarmen, war ihrem Jungen wieder gut, gelobte sich aber, es mit allen Kräften zu verhindern, daß es je zu einer Heirat zwischen ihrem Eugen und jener Manuela komme, die sie bereits unausstehlich fand, ehe sie sie gesehen.

Die Weltrich kam und meldete, daß sie eine Droschke erster Klasse geholt habe. Auf „erster Klasse" hatte Frau Hesberg bestanden, obschon es bequemer gewesen wäre, am Droschkenstand gleich vor dem Hause eine „zweiter" zu nehmen, und obschon Eugen gesagt hatte, es käme vor, daß Generäle zu Hoffesten in solchen Gefährten führen und daß bei Allings vermutlich niemand bemerken würde, in welchem Fuhrwerk man vorfahre. Aber Frau Oberamtmann Hesberg als eine der ersten Damen ihres Heimatsstädtchens wußte, was sie sich schuldig war und sagte: „Das kann man doch nicht".

So fuhren sie denn der Trakestraße zu. Gegen die Fenster des kleinen Koupees schlugen die Schneeflocken und klebten daran fest, so daß man vor der weißen Schicht draußen am Glas und dem Dunsthauch, der sich von drinnen über die Scheiben breitete, nichts mehr sehen konnte. Eugen war nicht sonderlich froh ums Herz.

Stolz und freudig würde er Manuela seiner Mutter zugeführt haben, wenn sie sein gewesen. Aber wollte und würde sie denn je die Seine werden? Dieses vorzeitige Prüfen und Begutachten hatte etwas Verletzendes für ihn, wenn er auch keinen Augenblick vergaß, daß Muttertreue die Triebfeder war.

In einer sehr aufrechten Haltung — Frau Oberamtmann Hesberg lehnte sich nie an — saß die Mutter da, ihren schweren, mit Fuchspelz gefütterten Mantel fest zusammenhaltend. Die Füchse zu dem Futter hatte noch der selige Hesberg selbst erlegt und erst nach fünfjähriger Jagdmühe waren genug Bälge beisammen gewesen. Zu dem köstlichen Seidenbezug hatte die Frau in eben denselben fünf Jahren von den Buttereinnahmen stets eine Kleinigkeit zurückgelegt. Dieser gediegene Mantel war seit fünfzehn Jahren der Stolz von Frau Hesberg, und da er erst in diesem Winter einen neuen Otterbesatz und Kragen erhalten an Stelle des früheren Iltisrauchwerks, so sah ihn die Besitzerin als ein auf der Höhe der Zeit stehendes, sehr imposantes Kleidungsstück an.

Ja, man prahlte nicht, aber man war in aller Einfachheit gediegen gewöhnt. Der Wagen hielt und nach wenig Minuten standen Mutter und Sohn in dem Empiresalon, an derselben Stelle, wo Isidor Seligmann sich seinen Korb geholt. Dies wußten sie nicht, aber Manuela dachte daran, als sie nun eintrat, mit zitternden Knieen und klopfenden Pulsen. Dabei war sie böse auf sich und hätte sich verachten mögen wegen der dummen Erregung.

Fest, fest wollte sie doch ihr Herz verschließen, damit kein Gedanke an Eugen mehr hineinschlüpfe — war doch alles trost- und hoffnungslos.

Und deshalb konnte ihr seine Mutter auch eine ganz gleichgültige Persönlichkeit sein. Daß die Mutter den Sohn zum Fest besuchte, war ihr nicht aufgefallen, daß die Mutter sofort hier einen Besuch gemacht und eingeladen worden war, ergab sich aus dem früheren Verkehr in Wiesbaden. Die Allings waren es gewöhnt, daß Badebekanntschaften an ihnen festhielten und oft unbescheiden genug in Berlin ihnen ins Haus fielen.

Auch Eugen hatte Herzklopfen, und seine Blicke richteten sich fest auf Manuelas Züge; keine Veränderung in denselben sollte ihm entgehen. Er wußte, blitzte nur ein Schimmer von Spott darin auf über die unmodische Erscheinung seiner Mutter — so hatte er sich dennoch getäuscht in dieser Mädchenseele.

Aber Frau Oberamtmann Hesberg war nicht die Persönlichkeit, jemals anders als majestätisch zu wirken. Manuela ging artig auf sie zu und küßte ihr die Hand, während sie dachte:

„Das Gebieterische hat er von seiner Mutter." Dann kamen Allings, Frau Alling wie immer voll anmutiger Verbindlichkeit, die jeden den Eindruck empfangen ließ, als meine sie es gerade mit ihm besonders herzlich. Und während sie selbst und nur aus sich Freude ausstrahlte, glaubte der andere,

die Freude errege er. So that auch Frau Hesberg der Gedanke wohl:

„Die Alling mag mich offenbar sehr gern und freut sich meines Kommens."

Herr Alling war aufrichtig von dieser Frau eingenommen.

„Eine Kern- und Prachtnatur, diese Oberamtmannswitwe", hatte er vorher zu seiner Frau gesagt, „die weiß, was sie will."

Man ging zu Tisch. Es war sehr ungewöhnlich, daß Allings sich mit zwei Gästen begnügten, und Herr Alling hatte denn auch Lebrecht Eberhard dazu bitten wollen, damit er die eigenartige, einfache und gesunde Frau aus der Provinz kennen lernen solle. „So einen Typus sieht er in Berlin nie". Und Frau Alling hatte Kommerzienrat Seligmann und Gattin — Isidors Eltern — einladen wollen, Frau Kommerzienrat Seligmann liebte es so, im kleinen Kreis eingeladen zu werden, wenn „ausschließlich Christen" da waren.

Aber Manuela hatte sich dagegen gesträubt. Sie kannte Eugens Mutter nur aus ihrer Jugenderinnerung und ihr war, als sei Frau Hesberg ihr damals ein Gegenstand des Spottes gewesen durch einen merkwürdigen Hut. Der Gedanke, daß Eberhard Lebrecht oder die Kommerzienrätin Seligmann sich über Eugens Mutter mokieren könnten, war ihr schrecklich, noch schrecklicher die Vorstellung, daß sie sich selbst durch deren Erscheinung dazu gedrängt fühlen könne.

Doch als sie eintrat, sah sie nicht das Kleid, sondern nur das Antlitz, den Gesamteindruck der Frau und nahte ihr in ungemachter Bescheidenheit.

Das Gespräch lief ganz fließend hin. Eugen hatte sich davor gefürchtet, daß man keine Berührungspunkte finden werde. Darin aber unterschätzte er Frau Alling. Wäre jemand von den Fitschiinseln oder aus Grönland gekommen, aus Paris oder aus Schöppenstedt — sofern dieser Jemand nur deutsch, französisch, englisch, italienisch oder schwedisch gesprochen hätte, würde Frau Alling ihn mit unversieglicher Gewandtheit unterhalten haben. Denn sie besaß in allen Sprachen die Fähigkeit, oberflächlich, schnell und spielend alle möglichen Themen anzuschlagen und wieder fallen zu lassen, gab den Reden durch ihr lebhaftes Mienenspiel — auch eine Geste brauchte sie zuweilen — den Anstrich des innerlichst belebten und ließ an ihrem Tisch nie Pausen der Unterhaltung aufkommen.

Frau Hesberg konnte nicht umhin, die Tafel schön gedeckt, die Speisen vorzüglich zu finden. Sie nahm an, daß man einige Umstände ihret- und ihres Sohnes wegen gemacht habe.

Von der Überzeugung durchdrungen, daß Manuela in ihren Sohn verliebt sei und ungeduldig auf seine Werbung warte, daß Allings ihn — trotz seiner bescheidenen Einkünfte — brennend gern als Schwiegersohn gehabt hätten, schwankte sie hin und her zwischen dem Gefühl der Abwehr, die sagte: „nein, ihr sollt ihn mir nicht nehmen", und der Empfindung einer gewissen Dankbarkeit für die Liebe, die man ihm erwies.

Alle Menschen und alle Frauen sollten ihren Eugen lieben, aber haben sollte ihn keine.

Sie beobachtete, während sie sprach und aß, genau Manuela.

Daß sie schön sei, gab sie zu, aber ein bißchen zu schmächtig — so vertanzt. Und dann die Kleidung! Es war gewiß die allerletzte Mode, sich so anzuziehen, wie die Königin Luise, mit einem weichen Faltenwurf von der Taille nieder, die beinahe unter den Armen saß. Und solche großen Bombenärmel! Auch trug man doch die Arme vom Ellbogen ab nur nackt und den Hals nur so weit frei, wenn man in große Gesellschaft oder zu Ball ging. Überdies war es doch kein Stoff für ein junges Mädchen: schwarzer Foulard mit großen Bouquets von blaßlila und blaßgelben Iris.

Frau Oberamtmann Hesberg schauderte, wenn sie sich dachte, ihres Eugen Braut in so einem Anzug daheim ihren Freundinnen vorstellen zu sollen. Und sie war doch gewiß sonst keine Frau, nach dem Urteil der Klatschbasen zu fragen.

Manuela verhielt sich ziemlich still, die Unsicherheit, die neuerdings über sie gekommen, ließ sie es nicht wagen, sich wie ehedem mit überraschenden Bemerkungen störend in die Unterhaltung zu mengen. Sie saß neben Eugen, und er war glücklich, diese natürliche und fast rührend wirkende Bescheidenheit zu sehen. Was sich bei jedem andern Mädchen von selbst verstanden hätte, wurde bei ihr zu einer bemerkenswerten

Thatsache — wie bei einem Genesenden die ersten Zeichen selbständiger Kraft erfreuen.

Dann und wann sah Manuela halb scheu, halb verwundert zu Eugens Mutter hinüber. Scheu, weil es seine Mutter war, verwundert, weil sie sah, daß man bei Frau Hesberg weder die altmodische Staatsrobe noch die Uhrkette, noch die große Gemmenbrosche bemerkte, falls man nicht gerade dieses Beiwerk ausdrücklich studierte, sondern daß man nur das kluge, energische Gesicht, die stolze Haltung sah und den Eindruck hatte, einer ganzen Persönlichkeit sich gegenüber zu befinden. In Gedanken ließ Manuela alle älteren Damen, die sie kannte, vor sich aufmarschieren und zog ihnen die Staatsrobe der Oberamtmännin an — alle würden ihr komisch erschienen sein.

Die Schlußfolgerung, die sie zog, war sehr eigenartig.

„Es gibt also Menschen", dachte sie, „die durch sich selbst wirken! Was bliebe wohl von mir nach ohne den Apparat?"

Mit dem „Apparat" bezeichnete sie bei sich all den Luxus um ihre Person und im Hause. Zu beantworten wagte sie sich die Frage nicht.

Nun geschah es aber jedesmal, daß Manuela, wenn sie einen beobachtenden Blick wagte, das große strenge Auge der Frau forschend auf sich gerichtet sah.

Und eben durch dies forschende Auge kam ihr jäh die Erkenntnis: die Frau ist meinetwegen gekommen.

Daß Eugen seine Mutter nicht zur Brautschau hergerufen, das wußte sie, denn zwischen ihm und ihr konnte nichts sein als Schmerz darüber, daß sie nicht füreinander bestimmt waren.

Aber wahrscheinlich hatte Eugen in seinen Briefen zu oft von ihr geschrieben, und die eifersüchtige Mutter war herbeigeeilt.

Sofort wallte ein unbändiges Hochmutsgefühl in dem Mädchen auf.

„Ich will mich nicht inspizieren und begutachten lassen wie eine Ware. Ich will ihr gar nicht gefallen. Meinetwegen soll sie mich hassen."

Ein böser Stachel trieb sie an, der Frau Furcht zu erregen, um so mehr Furcht, als sie ja gar keine zu haben brauchte, denn sie — Manuela — wollte ihr den Sohn nicht nehmen.

Und nun saß sie wie auf der Wacht, und ihre ganze Haltung ward eine andere. Sie neigte sich lebhafter zu Eugen, neckte ihn mit seinen langweiligen Geheimratsgesellschaften, beschrieb aus freier Phantasie Ton und Inhalt der Unterhaltung, die Kleider der Rätinnen erster, zweiter und dritter Klasse, machte die Gesichter der „Geheimen" nach, wie sie aussahen, wenn sie mit einem Subalternen, und wie sie aussahen, wenn sie mit Excellenz sprächen. Dabei strahlten ihre Augen und blitzten Eugen übermütig an.

Es wäre sehr amüsant gewesen, wenn es nicht so schmerzlich gewesen wäre. Denn Eugen fühlte wohl, daß sie nicht nur aus der ihr angeborenen scharfen Beobachtungsgabe für das Komische, nicht aus guter Laune so reizend plauderte und ihn so freudig anstrahlte — er merkte eine herausfordernde Absicht dabei und sah auch schon die erstaunten Augen seiner Mutter.

Herr und Frau Alling sahen sich an und sagten einander durch Blicke:

„Sie ist doch entzückend — so etwas von prickelndem Geist gibts nicht wieder".

Sie waren in solchen Augenblicken immer sehr stolz auf ihre Tochter und blieben völlig taub für den scharfen Ton von Bitterkeit, der in ihrem hellen Lachen mitklang.

„Ist Ihnen diese bescheidene Form von Geselligkeit nur fremd oder unsympathisch?" fragte Eugens Mutter.

Sie hatte zum Unglück immer einen examinierenden Ton.

„Fremd und unsympathisch," sagte Manuela mit gemachter Müdigkeit im Ausdruck, „ich bitte Sie, Gnädigste" — dies „Gnädigste" empörte Frau Hesberg schon an und für sich — „ich bitte Sie, Gnädigste, in der öden Langeweile dieser Welt ist es ja ein einfacher Selbsterhaltungstrieb, wenn man das Vergnügen nicht auch erst sich in Langeweile wandeln läßt. Man braucht etwas Prickelndes, Narkotisierendes, um sich zu berauschen und zu betäuben. Sensationen in der Musik, im Drama, im Verkehr der Menschen untereinander. Sie sehen mich so entsetzt an? Ist man in Ihrem Städtchen noch lebensfrischer? Beneidenswertes Schöppenstedt oder wie Ihre Residenz sonst heißt. Bei uns hier in Berlin ist man eben schon jahrhundertmüde. Und zumal ich, ich bin ein Mensch ganz und gar fin de siècle."

Eine kurze Pause entstand. Herr und Frau Alling schauten sich an, ihr Stolz

wandelte sich — wie so oft — in eine Art Besorgnis über den Eindruck, den Manuelas Reden machen könnten. Frau Hesberg blickte wie versteinert auf ihren Sohn.

Der aber sah Manuela an, zürnend und fest, und sprach:

„Sie wissen, daß es für mich kein thörichteres Wort gibt als „jahrhundertmüde“, „fin de siècle“. Es ist von kranken Menschen für ein Phantom erfunden. Denn eine Jahrhundertsmüdigkeit kann es gar nicht geben, das ist ein Unsinn. Die Menschheit setzt sich aus Individuen zusammen. Und wir, ich der einzelne, soll weniger Schaffenskraft und Lebensfreudigkeit haben, weil meine Geburt in die letzten Jahrzehnte eines Jahrhunderts fiel! Wenn mein Vormann ein Greis ist, bin ich doch jung und wenn ich ein Greis sein werde, ist mein Hintermann jung. Eine Generation reicht der anderen die Hand, und diese unendliche Kette der Menschengeschlechter sollte ein armes Jahrhundert, eine so winzige Spanne Zeit, dünn und mürbe machen können, um am Anfang des neuen Jahrhunderts wieder kräftigere Glieder anzusetzen? Nicht wahr, das ist ganz und gar unlogisch. Epochen, wo die Völker müde sind und mit ihnen das Individuum, treten nicht nach oder vor einem Datumwechsel ein — und was ist eine Jahrhundertwende anders als ein Datumwechsel großen Stils — sie kommen nach großen unglücklichen Kriegen, oder sind da in Staatsgemeinschaften, die sich überlebt haben oder noch nicht in Gärung zur Neugestaltung gerieten. Unsere Großeltern, die in den zwanziger und dreißiger Jahren lebten, die durften von Müdigkeit sprechen. Kriege hatten das Land verarmt, der junge Menschennachwuchs war körperlich minderwertig, denn die Mütter und Kinder waren schlecht genährt damals.

Und wenn nun eine Gruppe von Menschen, die sich unfähig und entnervt fühlt, in Frankreich ein Wort wie dies fin de siècle erfand und das schlagwortlüsterne Boulevardpublikum es begierig aufnahm, so mögen die Franzosen das mit sich ausmachen. Aber über unsere deutsche Grenze sollten wir es nicht gelassen haben. Wir und müde! Wir, die eben Erwachten, die wir uns nur noch ein bißchen unbeholfen manchmal dehnen und strecken, so daß blöde Augen für Ermattung halten könnten, was vielleicht der letzte Rest von Schläfrigkeit ist! Ich fühle die Gesundheit und die Kraft eines g a n z e n Menschen in mir und bin nur einer von Millionen! — Dies abscheuliche Wort im Munde eines deutschen Weibes — o Manuela, beflecken Sie Ihre Lippen nicht wieder damit.“

Manuela sah ihn mit großen Augen an. Sie fühlte sich gar nicht beschämt. Die Wonne, ihn sprechen zu hören, die Kraft seiner Rede zu bewundern, seine zürnenden Blicke zu fühlen, war für sie schmerzlich beglückend.

Frau Hesberg richtete sich besonders gerade auf, sah aber taktvoll nicht der Frau Alling ins Gesicht, damit man ihr den Triumph nicht aus den Augen blitzen sähe: Das ist mein Sohn, von mir erzogen und gebildet!

Herr Alling hörte aus Eugens Auseinandersetzungen gar nichts Persönliches, er fand nur eine Gelegenheit darin, sich, wie er es liebte, in erwägende Diskussion einzulassen. Er gab Eugen völlig recht; erzählte aus der Jugend seiner Mutter und dem Leben seiner Großmutter Vorfälle, welche die ungenügende Art der damals üblichen und möglichen Pflege belegen sollten, setzte auseinander, daß das von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erwachsende Interesse an Körperübungen kein Zufall sei, stellte fest, daß die heutige Generation ein ganz anderer Menschenschlag sei, als der vor fünfzig Jahren und war sehr befriedigt, so lange und in ruhiger Gedankenentwickelung sprechen zu können. Frau Alling war sehr stolz, daß die Hesberg wieder einmal, wie früher schon in Wiesbaden, sich davon überzeugen konnte, welch ein denkender Kopf ihr Gatte sei.

Frau Hesberg hatte achtungsvoll zugehört, war aber mit ihren Gedanken bei der Rede des Sohnes geblieben.

„Schlagworte“, sagte sie, „haben immer etwas Fatales für mich. Es scheint, daß es zu allen Zeiten verbildete Mädels gegeben hat, die sich ihr Ideal nach so einem Schlagwort zurecht machten. Für unsere Großmutter mußte es Wertherische Empfindsamkeit haben, für unsere Mütter Byron'sche Dämonie. Nach den Dämonischen kamen die Problematischen in Begehr. Und heut muß ja wohl, so für Fräulein Manuelas Geschmack, ein Mann fin de siècle sein“?

Manuela, die während ihres Vaters Rede still versunken dagesessen, sah die Frau

mit den richtenden, herrischen Zügen feindselig an.

„Ah", sagte sie mit dem kühlen Lächeln einer großen Dame, „ich bin gar nicht so avanciert im Geschmack wie Sie glauben, ich wäre auch mit einem dämonischen oder problematischen Mann zufrieden. Der erstere würde mir mehr imponieren, der letztere mich mehr beschäftigen. Ich weiß nicht, was vorzuziehen wäre."

Vater und Mutter Alling lachten, sie hörten ganz gut heraus, daß ihre Tochter die streng blickende Frau nur ärgern wollte. Auch Eugen hörte es heraus, und es that ihm so schmerzlich weh, weil es seiner Mutter galt. Aber er gestand sich auch, daß seiner Mutter Art Manuela reizen mußte. Frau Alling sah ein Mißbehagen auf den Gesichtern von Mutter und Sohn und in ihrer nie versagenden Gewandtheit plauderte sie alsogleich Frau Hesberg artig etwas vor.

Das Gespräch der Mutter, an welchem Herr Alling sich alsbald beteiligte, benutzte Eugen. Er neigte sich zu Manuela und fragte leise:

„Und einem Mann, der weder dämonisch noch problematisch ist, sondern ein einfacher Mensch mit klaren, gesunden Zielen und Gedanken — einem solchen Mann würden Sie gar nicht gestatten sich um ihr Herz zu bewerben?"

Da sah sie ihn an, mit groß geöffneten Augen, in die ein Schimmer von Thränen trat.

„Nein. Denn ich weiß, daß ich für einen solchen Mann zu verbildet bin. Ich kann ihn anstaunen wie eine Offenbarung, aber ich muß begreifen, daß ich seiner nicht wert bin."

Und nun war es genug. Sie stand jäh auf, murmelte etwas, schien zu schwanken und eilte hinaus.

Frau Alling lief ihr nach, kam nach einigen Minuten wieder, sagte, daß Manuela Migräne habe und bat, sich nicht im Behagen stören zu lassen.

Aber dies blieb nun doch gestört. Eugen war sehr bleich und still, Frau Hesberg sprach nur gezwungen, denn sie hatte gemerkt, daß ihr Sohn und das Mädchen einige leise Worte gewechselt. Sie war überzeugt, Eugen würde ihr den Inhalt derselben auch auf die dringendsten Nachfragen verschweigen, und das empörte sie im voraus. Sie ließ auch den Gedanken in sich aufkommen, daß Eugen am Ende etwas Entscheidendes gefragt und daß Manuela ihm ablehnend geantwortet. So wenig sie diese Schwiegertochter und im Grunde überhaupt eine gewünscht hätte, so regte die Vorstellung sie doch sehr auf, daß es irgend ein Mädchen auf der Welt wagen könnte, ihrem Sohn Eugen eine abschlägige Antwort zu erteilen.

Mutteregoismus und Muttereitelkeit waren gleich leidenschaftlich bei dieser Frau ausgebildet. —

Man ging bald auseinander, Eugen und seine Mutter besuchten noch ein Theater, Allings noch eine Gesellschaft, zu der auch Manuela geladen war.

Aber Manuela lag in ihrem schönen Kleid auf dem Bett und beantwortete die Ermahnung der Mutter, sich doch auszukleiden und den seidenen Stoff nicht zu verderben, nur mit einem müden:

„Gleich."

Frau Alling schlug auch alle denkbaren Mittel gegen die plötzlich eingetretene Migräne vor: Antipyrin, Antifebrin, Phenacitin, kalte Umschläge und warme. Aber als sie immer nur ein ungeduldiges „nein, danke" hörte, ging sie hinaus. Im Grunde erleichtert, daß die Tochter nicht ihre pflegende Gegenwart verlangt hatte. Sie war eben selbst so jung, so unterthan dem geliebten Gatten, so ganz voll Eifer, immer schön und heiter für ihn zu sein, daß sie mit der großen und unzufriedenen Tochter nichts anzufangen wußte.

Nun lag Manuela allein. Sie dachte nicht daran, das teure neue Kleid auszuziehen, es war ein abscheuliches Kleid, es hatte ihm mißfallen und auch seiner Mutter. Nie wollte Manuela es wieder anziehen — darin sollte die strenge Frau wenigstens nicht fernerhin mehr Recht haben, daß eine Manuela Alling sich kleidete, wie die Damen einer bekannten Vorstadtbühne, wenn sie auf den Brettern standen.

Das Licht der Lampe brannte unter einem Schirm von orangefarbener Seide. Alle Gegenstände im Zimmer verdämmerten in unbestimmten Linien. Von draußen kam nur selten das leichte dumpfe Rollen eines Wagens, der über den Makadam auf Gummirädern hinglitt. Sonst war es still, und auch im Hause wurde kein Ton laut. Die

Dienerschaft war im Souterrain, hier oben im ersten Stock befand Manuela sich in völligster Einsamkeit.

Sie grübelte nach, was nun werden solle, denn in ihr war ein merkwürdiges Gefühl, als sei ihr ganzes bisheriges Leben aus — zu Ende. Als stehe sie vor einer großen dunklen Wand, an welcher sie sich den Kopf zerschmettern müsse, wenn sie noch einen einzigen Schritt vorwärts wagen würde.

Daß sie morgen wieder in Gesellschaft gehen und mit den verhaßten Menschen — denn ihr schien, als hasse sie alle Menschen — sprechen und lachen würde, war einfach unmöglich.

Aber was denn?

Die qualvolle Frage machte ihr Herz klopfen.

Weder bekannte Menschen noch Eugen konnte sie wieder sehen. Nie!

Das entscheidende Wort zwischen ihnen war gesprochen worden.

Wie seine Stimme gebebt hatte, als er fagte: Darf ein solcher Mann sich nicht um Ihr Herz bewerben?

Sie schloß die Augen, damit das halbhelle Bild des Zimmers nicht zwischen sie und ihre Erinnerung träte. Und in ihrem Geist sah sie deutlich seine dunklen, beredten Augen.

Nun hatte sie es ausgesprochen, deutlich auch vor ihm, daß sie seiner nicht würdig sei. Wie sie seiner würdig werden könne — die Erwägung kam mit keinem leisen Gedanken in ihren Kopf.

Sie wußte nur das eine: das bisherige Leben war aus, es mußte ein neues kommen.

Daß sie dies etwa in einer Heirat mit Herrn Seligmann finden werde, fiel ihr auch nicht entfernt ein, obschon da auf dem Tisch neben der Lampe ein Strauß von Orchideen und Flieder lag, nebst einem Brief von Isidor, worin er mit Ernst und Würde davon sprach, wie er jetzt mit dem Studium religiöser Fragen beschäftigt sei und bald hoffe, aus innerster Überzeugung seine Taufe als bevorstehend melden zu können. Manuela überschätzte dieses Studium, seine Motive und seine Folgen keinen Augenblick.

Auch ihre früheren Einfälle kamen ihr nicht wieder; weder das Theater, noch Farbe oder Tinte schwebte ihr mehr als Betäubung vor.

Aber eine Leere, die sie mit Verzweiflung bedrohte, schien ihr entgegen zu gähnen. Das Wort „Zukunft" wagte sie nicht zu denken, da schon das kleine Wort „Morgen" so voll Schrecken war.

„So muß jemand zu Mut sein, der völlig bankerott ist," dachte sie entsetzt, „alles, was bisher war, ist unnütz gewesen und zu Ende — alles, was bevorsteht, ist Öde und Schrecken."

Sie lag ganz still auf dem Rücken und hatte die Hände unter dem Kopf verschränkt. So starrte sie zu den Falten des Bettbaldachins empor.

Mit einemmal kam der rettende Gedanke: „Marie-Luise!"

„Ich will zu ihr. Sie muß mich bei sich aufnehmen, mir raten. Sie wird mich verstehen, sie versteht alles."

Nach zwei Minuten war Manuela dabei, einen Abschiedsbrief an ihre Eltern zu schreiben, in welchem sie ihnen mitteilte, daß sie „durchgebrannt" sei und zwar zu Marie-Luise Sandbach nach Wannsee. Sie schlug mit Absicht einen scherzhaften Ton an, damit ihre Eltern nur eine Laune darin finden sollten. Nicht mehr — um Gottes willen nicht mehr, denn Manuela hätte um keinen Preis ihre Eltern ahnen lassen mögen, vor wem sie floh.

Dann aber fiel ihr ein, daß morgen doch gerade dieser Eine draußen bei Marie-Luise sei.

Sie suchte sich zu einem geordneten Nachdenken zu zwingen und entwarf sich einen völligen Plan.

Morgen, den einen, letzten Tag, würde sie's noch ertragen müssen zu heucheln. Aber morgen Abend, wenn die Eltern wieder ausgefahren sein würden, dann wollte Manuela in einem dunklen Kleide, mit ihrer Reisehandtasche, die sie selbst tragen konnte, auf und davon.

Das Harmlos-abenteuerliche des Planes beschäftigte sie so, daß sie nun, wie von neuem Mut gestärkt, zu Bett ging und bald fest und traumlos schlief.

14.



Es schneite. Kein Windhauch bewegte die Luft, und in einer vollkommenen Stille sanken die Flocken dicht herab. Sie hatten sich schon zu einer dicken, weißen Decke aufgehäuft, sie belasteten Äste und Buschreiser mit un-

regelmäßigen, zusammengeballten Schneemengen, sie legten sich als weißes Gewicht auf die Tannenzweige und wandelten Koniferen, die in stolzer Pyramidenform den Garten zierten, zu merkwürdiger Gestalt um, indem sie ihr breites Gezweig niederzogen, daß es wie weiße, schwere Fetzen am schlanken Stamm hing.

Der Blick in die Ferne und der Blick zum Himmel war verschleiert, unaufhörlich und undurchdringlich rieselte das Gewirbel weißer Flocken hernieder. Jeder Laut des Lebens war ertötet oder gedämpft, die Natur hatte sich in den weißen Mantel des Schweigens gehüllt. Ludolf Sandbach stand am Fenster und sah dem lautlosen Schneefall zu. Der Winterfrieden draußen konnte keine Stille in seine Brust bringen. Von grübelnden Gedanken erfüllt, befand er sich seit gestern Abend in einer Rastlosigkeit, die fast verzehrend war.

Jene Qual ohnmächtiger Wut kam wieder über ihn, die er zuweilen während seiner Freiheitsberaubung empfunden, wenn lechzender Lebensdrang ihm in allen Adern schwoll und der Zwang der Arbeit ihn noch schrecklicher zu umschranken schien als die Mauer des Gefängnisses. Hier war er auch ein Gefangener und obendrein der eines Weibes.

Ohne Geld in der Tasche, nach dem Vorfalle von gestern Abend der Möglichkeit beraubt, von ihr etwas zu erbitten, mußte er seine Tage hier verleben, bis sie, die sich zur Richterin und Herrin über ihn gesetzt, sich bequemte, ihn nach Hamburg zu schicken — ungefragt, willenlos sollte er sich schicken lassen, wie ein Paket. Dann freilich winkte ihm die Freiheit.

Marie-Luise hätte gescheit sein und das, was sie nun aufwandte, um ihn nach „Drüben“ zu „spedieren,“ gleich herausrücken sollen, damals, als er frei kam.

Ludolf war sich nicht ganz einig, ob es bloß so eine überspannt humane Idee gewesen, ihn retten und halten zu wollen, oder ob gar etwas Geiz mitgespielt hatte. Denn da er Marie-Luise unter, anstatt über ihren Verhältnissen leben sah, hielt er sie für geizig. Ein anderes Motiv für Beschränkung in Ausgaben konnte er sich nicht vorstellen.

O, wie er sie haßte für jede Entsagung, die er sich aufzuerlegen hatte, für jede Beschämung, die er vor ihr empfunden, für jeden strengen Blick, den sie ihm zugesandt, für jedes mild ermahnende Wort, das aus ihrem Munde gekommen. Und besonders: wie er sie seit gestern Abend haßte! Und für diesen Tag, der ihm schlimmere Gefangenschaft deuchte, als die im Gefängnis erlittene! Hier stand doch immer noch die Möglichkeit, zu entkommen, offen. Zum Beispiel, wenn er nach Berlin fuhr — vielleicht fand er doch einen guten Genossen, der ihm Geld lieh — er hatte ja einigermaßen Kredit — die „feine“ Schwägerin zahlte für ihn, wenn er Schulden machte.

Aber eine Regung von äußerster Gehässigkeit verbot ihm das — er wußte, es peinigte sie, ihn den ganzen Tag im Haus zu wissen, und um ihr Pein zu verursachen, hätte er sich heute die größten Opfer auferlegt.

Wie die Stunden schlichen. Der Junge schien ja wieder einmal gerettet — zäh wie eine Katze — —

Von dem Mädchen wußte er, daß Marie-Luise Tischbesuch erwarte. So hoffte er wenigstens, daß man ihm ein gutes Diner ins Zimmer bringen werde, denn im allgemeinen verachtete er die Kost von Marie-Luisens Tisch, sie war ihm zu bescheiden.

Wenn er noch wenigstens hätte ein bischen spazieren laufen können. Aber er hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen Nässe, Schnee, unbequeme Wege — er war so empfindlich und durch das Gefängnisleben vollends gegen Witterung rauher Art verweichlicht.

Es klopfte.

„Herein,“ rief er mißmutig. Man wollte ihn doch nicht etwa nochmals zum Bahnhof schicken? Zum Laufburschen konnte Marie-Luise sich jemand anders halten.

Jenny stand auf der Schwelle.

„Die gnädige Frau erwartet jeden Augenblick Gäste,“ sprach sie schnell, „ich werde allein mit dem Knaben bleiben müssen, der heute keine Minute ohne Aufsicht sein darf. Ich bitte Sie, kommen Sie nachher hinüber, wenn Sie nur still dasitzen und lesen — es ist mir sonst so ängstlich. Man könnte doch einmal das Zimmer verlassen müssen — und er gefällt mir heute nicht — garnicht.“

„Hat meine Schwägerin Sie beauftragt, mich zum Krankenpfleger zu engagieren?“



In der Kirche. Nach dem Gemä...
(Photographieverlag von Franz Hanfstae...



e von Ernst Zimmermann.
(l Kunstverlag A.-G. in München.)

fragte er und schnitt die Spitze einer Cigarre ab, wie um zu zeigen, daß er rauchen wolle und nicht daran denke, Marie-Luise eine Gefälligkeit zu erweisen.

„Nein, sie glaubt, daß der Kranke ganz beruhigt ist. Sie ist übrigens selbst sehr krank — hält sich kaum aufrecht. Ich bitte — kommen Sie,“ sagte Jenny eindringlich.

„Na — ja, wenn ich gegessen habe,“ versprach er widerwillig, indem er bei sich erwog, daß Marie-Luise ihm die Gefälligkeit hoffentlich hoch anrechnen werde.

Jenny ging eilig davon.

Bald darauf hörte man unten im Hause Stimmen. Ludolf lag auf seinem Sofa, rauchte und wartete auf sein Essen, das ihm das Mädchen erst sehr spät brachte. Er aß mit dem gierigen Appetit eines Menschen, dem das Mahl die einzige Unterbrechung der Tagesöde ist.

Dann ging er mit langsamen Schritten hinüber in das Zimmer seines unglücklichen Neffen.

Der Abend sank schon nieder, der frühe Abend eines Dezembertages, an dem es vor Schneegestöber nicht hell war. Jenny zündete die Lampe gerade an, als Ludolf eintrat. Der Knabe saß wie immer in seinem Stuhl, um den durch Wandschirme eine Schutzmauer gegen Licht und Zug gebaut war. Hinter einer solchen Wand stand die unverhüllte Lampe auf dem Tisch, dort konnte sich Ludolf ein gemütliches Plätzchen einrichten und lesen, wenn er wollte. Er hatte sich auch ein Buch mitgebracht, einen schlüpfrigen Roman in deutscher Übersetzung.

Jenny betrachtete aufmerksam die Züge ihres Pfleglings. Er schien zu schlummern, seine Augen waren geschlossen, seine Hände ruhten wie immer auf den Armlehnen des Stuhles.

„Ich will jetzt hinuntergehen, um zu essen,“ sprach sie leise, „es darf kein Speisedunst ins Zimmer kommen. Sowie der Kleine eine unruhige Bewegung macht und kurz atmet, klingeln Sie sofort, aber geben ihm auch zugleich schon hiervon einen Eßlöffel voll ein.“

Ludolf nickte und sah sie fortgehen. „Was für ein Unsinn im Grunde genommen,“ dachte er. „Für die Erhaltung eines so unnützen, elenden Lebens wird mehr Geld und Zeit aufgewandt, als für manche wichtige Existenz. Zwei Dutzend arme, gesunde Jungens könnte man dafür zu nützlichen Männern erziehen. Verrückte Wirtschaft, — wer bringt Humanität, Christlichkeit und Barmherzigkeit mit nationalökonomischer Klugheit unter einen Hut.“

Das war eine ganz objektive Betrachtung. Dann fing er an zu lesen. Eine innere Unruhe ließ ihn nicht dazu kommen. Er stand auf. Er wollte sich doch 'mal den „armen kleinen Kerl“ ansehen.

Lange stand Ludolf Sandbach unbeweglich da, die Hand leicht stützend auf den Holzrand des japanischen Wandschirmes gelegt. Im Dämmerlicht blinkten die goldgestickten Vögel auf dem roten Grund — das Kind freute sich des Glanzes und der Farben, wenn die Sonne darauf schien. Denn obzwar er zu blöde war, um Tierformen zu erkennen, liebte er alles Bunte sehr.

Ein Seufzer zitterte leise durch die Stille. Hatte das Kind ihn ausgestoßen oder der Mann mit dem lauernden Blick, der unverwandt auf das stille Gesichtchen gerichtet war? Seltsame Welt. Dies hilflose Geschöpf da, welches niemandem, nicht einmal sich selbst zur Freude lebte, stand zwischen ihm und dem Geld. Verflackerte einmal das bißchen kümmerliche Leben, dann kam das Sandbach'sche Vermögen an Ludolf. Es war immerhin noch ein schöner Rest. Ludolf taxierte ihn auf dreimalhunderttausend Mark. Und Marie-Luise würde ihr Kind nicht beerben wollen, nahm sie doch schon heute keinen Pfennig Sandbachsches Geld für sich zum Verbrauch.

Aber das sind so die Launen des Geschickes. Die Erblasser sind zäh, es ist, als gäbe das Warten ihrer Erben ihnen verzehnfachte Lebenskraft.

Von Gerechtigkeit ist in diesem irdischen Jammerthal keine Rede. Und wenn's Marie-Luise Ernst wäre mit ihren hohen Tugenden, zu welchen sie wohl auch ohne Zweifel die Gerechtigkeit zählte, dann hätte sie sagen müssen: „Da Ludolf, nimm deines Bruders Vermögen, sein Sohn ist ja gar kein richtiger Mensch und also auch kein Wesen, das ein Familienvermögen erben darf, weil ers nicht verwalten und vertreten kann.“

Aber es würde mit Marie-Luisens Tugenden wohl sein, wie mit denen von aller Welt; kosten dürfen sie dem, der sie übt, nichts.

Und wenn man so bedachte, daß es

vielleicht heute morgen an einem Haar gehangen hatte, daß, wenn dieser geschickte Arzt nicht zur Stelle gewesen wäre und diese fatale Jenny, die mit ihrer Pflegsamkeit noch Halbtote zu beleben verstand, daß dann Ludolf Sandbach zur Stunde ein vermöglicher und freier Mann wäre — ja, wenn man das bedachte, konnte man lachen, obzwar es eigentlich zum weinen war.

Durch seine Phantasie tanzte ein Reigen toller Bilder. Für dreimalhunderttausend Mark kann man sich schon amüsieren. Ludolf strich sich mit der Hand über die Augen, aber es war, als litte er an doppeltem Gesicht. Mitten im Dämmerschein der stillen Stube sah er, wie in einem runden Ausschnitt, ein Bild: einen prunkenden Saal, voll von flüsternden Menschen, die sich zumeist um einen Tisch drängten, auf dem das Gold über grünes Tuch klirrend hinrollte; und draußen neben dem Saal hoben Palmen ihre Häupter in die blaue Luft empor, und das Mittelmeer schäumte in fröhlichen Spritzwellen am felsigen Ufer auf.

Einmal dahin zu kommen, war Ludolfs Lebenswunsch gewesen. Seine Zunge ward ihm trocken, und in der Brust brannte es ihm, wie von großer Nervosität. Es war geradezu unerträglich zu denken, daß, wenn dieses elende Wesen da heute Morgen gestorben wäre, er, Ludolf, schon in acht Tagen unterwegs nach Monte Carlo hätte sein können, natürlich in einer sehr reizenden und amüsanten Begleitung.

Er schrak zusammen, zitterte und lächelte über sich.

Der Knabe hatte seine Augen aufgeschlagen und sah ihn an. Es war ein vollkommen leerer Blick, und es war auch nicht gewiß, ob er wirklich etwas erfaßte. Ludolf sagte sich gleich: er sieht und kennt mich gar nicht.

Aber dies große, blaue, ausdruckslose Auge blieb unverwandt auf dem Manne haften und ward diesem gerade durch die Ausdruckslosigkeit so schauerlich.

Und dabei schien es, als banne eine Macht den Mann, still zu halten unter diesem Blick.

Das dauerte wohl minutenlang. Ein Gefühl, wachsender Angst gleich, stieg in Ludolf auf, zugleich mit einem Gefühl, welches dämonische Neugier war.

Wenn man den Geheimnissen der Natur nachspüren könnte, zu erfahren vermöchte, wie lange noch sie dieses Leben hinzufristen dächte; ihr abzulauschen wüßte, mit welchem Mittel sie es immer neu stärkte und mit welchen anderen man — es — leise — leise — abschneiden könnte.

Dem Manne schiens, als wüchsen ihm die Augäpfel aus den Höhlen. Der Knabe seufzte, schloß die Augen, atmete wie unter einem Druck und begann die Finger zu bewegen. Alle Sinneskräfte des Wächters an dieser Leidensstatt schlossen sich in die beiden zusammen: Sehen und Horchen. Er neigte den Oberleib vor, kein Atemzug ging über seine Lippen.

Und dabei glitten die Finger, die noch immer auf dem Rand des Wandschirmes geruht, langsam herab am seidenen, straff gespannten Stoff, bis sie einen neuen Ruhepunkt fanden auf dem Tischchen, das an den Wandschirm gerückt war. Leises Klirren ertönte und ließ den Mann zusammenfahren und sich umwenden. Seine Hand war unter die Gläser und Medizinflaschen geraten — jene Phiole stand dazwischen, von welcher der Knabe bei den ersten Bewegungen der Unruhe einen Löffel voll einbekommen sollte.

Unwillürlich griff der Mann sie heraus und hielt sie mit seinen eisigkalten, klammernden Fingern umschlossen.

Das Kind seufzte auf, schwer, ängstlich und mit stöhnendem Laut. Es zog beide Händchen hoch und in geballten Fäusten gegen den Mund.

Zugleich öffneten sich die großen Augen wieder und starrten den Mann an, der sich nur noch über das Kind beugte und mit keuchendem Atem jede Bewegung bewachte.

Jetzt aber war Ausdruck in den Augen — die Todesangst eines gehetzten Wildes, welches um Erbarmen fleht.

Sie wurzelten ineinander, diese Blicke — der bange des kranken Kindes und der lauernde des Mannes. Sekundenlang.

Dann war's dem horchenden Ohr des Mannes, als ob draußen ein Schritt vernehmbar werde.

Seine Finger lösten sich — ein klirrender Fall, und das Fläschchen mit dem Heiltrank lag zersplittert am Boden, während sich zugleich ein scharfer Kamphergeruch verbreitete.

— — — — — — — — — — —

Mutter und Sohn betraten Marie-Luisens Haus. Frau Oberamtmann Hesberg war nicht die Frau, sich vor dem Schnee oder irgend welchem Wetter zu fürchten. Sie wappnete sich gut und es war ihr einerlei, ob sie, groß und breit wie ihre Gestalt ohnehin wirkte, ihre Erscheinung bis zum Grotesken verunstaltete. Eugen hatte eine Viertelstunde im Flur zu thun, ehe er seiner Mutter aus Überschuhen, Tüchern und Pelzen geholfen und ihr bestätigen konnte, daß das hochaufgeschürzt gewesene Kleid in ordentlichen Falten niederrauschte.

Das Mädchen geleitete sie in das Eugen schon bekannte Zimmer, welches heute aber wesentlich traulicher aussah. Der Tisch war diesmal nicht hier gedeckt, Marie-Luise hatte nebenan ein sonst nicht benutztes Gemach heizen lassen.

Und nun trat sie selbst ein, mit zitternden Knieen, einer Ohnmacht nahe. Ihre Augen irrten über den geliebten Mann hin und hafteten dann an seiner Mutter. Wie anders, wie bedeutungsvoll war ihr jetzt die Erscheinung der Frau, mit welcher sie einmal früher sich flüchtig begegnet.

Marie-Luise mußte an sich halten, nicht in Demut die Hand zu küssen, die sie ihr entgegenstreckte. Und noch mehr mußte sie an sich halten, nicht in Thränen auszubrechen. Schwäche und Erschütterung nahmen ihr gleichmäßig die Fassung.

Seine Mutter, die Frau, die den Mann geboren, welcher ihr der Einzige auf der Welt deuchte. Die es verstanden, ihn zu dem kraftvollen, aufrichtigen, vornehmen Menschen zu erziehen, der er war.

Frau Hesbergs erstes Empfinden war ein Schreck. „Hat die Frau gealtert,“ dachte sie mitleidsvoll.

Eugen erschrak auch, aber viel tiefer. Denn er hatte diese Züge noch vor wenig Tagen gerundet, weich, von holder und ernster Anmut verklärt gesehen. Und nun waren sie hager, die Farben, sonst so bleich wie Elfenbein, hektisch und unrein, die klugen, strahlenden Augen trübe, und die schönen roten Lippen farblos.

„Sind Sie krank?“ fragte er, fühlte besorgt die kalte Hand und drückte sie in brüderlicher Sorge.

„Ich muß mich ein wenig erkältet haben,“ sagte sie, „und dann gab es heute Morgen viel Aufregung — mein Sohn war leidend — Gott sei Dank — es geht besser. Er ist vollkommen ruhig.“

Man war ein wenig befangen miteinander. Frau Hesberg, die vorerst Manuela und ihres Sohnes Liebe ganz vergessen hatte, war verlegen, weil sie nicht wußte, ob sie der armen Mutter etwas Mitfühlendes sagen dürfe. Das Mitleid der Reichen kann für die Armen nur beleidigend sein. Und die reiche Mutter eines Sohnes wie Eugen fühlte sich beinah beschämt ob ihres Glückes gegenüber dem Unglück der anderen. Eugen beobachtete mit wachsender Bestürzung die Spuren eines Zustandes, der mehr sein mußte als eine kleine Erkältung. Und Marie-Luise endlich war die Kehle wie zugeschnürt. Alle ihre stolze Unbefangenheit war dahin — ihr schien es, als gäbe es zwischen ihr und seiner Mutter nur Eins: daß sie sich in die Arme sänken und ihre Thränen der Liebe für ihn vermischten.

Erlösend war es, daß das Mädchen meldete, es sei angerichtet.

Nachdem Marie-Luise einige Löffel warme Suppe genossen und schnell ein Glas schweren Weines getrunken, ward ihr körperlich wohler und damit gewann sie auch ein wenig Herrschaft über sich. Doch sprach sie oberflächlicher und hastiger, als es sonst ihre Art war.

Frau Hesberg verbreitete sich ganz offen darüber, daß die Lebensformen des Allingschen Ehepaares ihr zu großartig seien. Ohne das Haus zu kränken, dessen Gastfreundschaft sie gestern genossen, stellte sie nur den Unterschied und ihre bescheideneren Gewohnheiten fest und betonte, mit welcher Freude sie vernommen, daß auch ihre liebe Frau Sandbach dem übermäßigen Luxus abhold sei.

Marie-Luisen klopfte das Herz bei dem Lob, und sie lächelte zu dem Eifer, mit welchem Eugens Mutter sich vermaß, sich nie wieder täuschen zu lassen.

„Sehen Sie, liebe kleine Frau, ich gehöre zu den Leuten, die jede Erfahrung nur einmal machen,“ sagte sie voll Selbstbewußtsein.

„Ach, wie ich Sie darum beneide,“ antwortete Marie-Luise mit einem wehmütigen Lächeln, „ich gehöre zu denen, die ein und dieselbe Erfahrung zehnmal machen können und sich doch immer wieder täuschen lassen.“

„Nun," sprach Frau Hesberg befriedigt, „in Bezug auf Manuela hab' ich mich aber damals schon nicht getäuscht. Aus dem naseweisen Kind ist eine impertinente Dame geworden, bei der man nicht weiß, ob man ihre Manieren oder ihre Kleider abscheulicher finden soll."

„Mutter!" rief Eugen warnend.

„Sie beurteilen meine arme Manuela falsch," sprach Marie-Luise voll Eifer. „Wäre sie in einem stillen, einfachen Hause aufgewachsen, vielleicht mit Geschwistern, an denen sie als Ältere Pflichten zu erfüllen gehabt hätte, vielleicht gezwungen durch tapfere Mitarbeit einem wenig bemittelten Elternpaar das Leben zu erleichtern, so würden Sie in ihr ein starkes, würdevolles und wahrscheinlich zart keusches Mädchen bewundern. Nun, in der ihrer Art ungünstigen Umgebung ist die Stärke zur Schärfe geworden, die Würde zum Hochmut, und die Keuschheit versteckt sich hinter herben Stacheln. Aber mir scheint, daß seit einem merkwürdigen Gespräch, welches Ihr Sohn mit ihr hatte, sie sich zu ändern beginnt. Es geht wie Frühlingsgären durch ihr Wesen."

„Oh, wie danke ich Ihnen," sagte Eugen leise. Der Ton ging kaum vernehmbar an ihr Ohr, und dennoch wirkte er erschreckend wie ein Donnerschlag in völliger Stille.

Marie-Luise sah Eugen an, groß und starr, und ihr ward so schwindelig, daß ihr der Kopf zurücksank gegen die Lehne ihres Stuhles.

Vor diesem Blick und Ausdruck erschrak der Mann und sah fragend in das leichenblasse Gesicht. Währenddem aber sprach seine Mutter mit sichtbarem Mißbehagen:

„Selbst Ihre Fürsprache, verehrte Frau, kann mich nicht davon überzeugen, daß diese Manuela eines Tages die rechte Frau für meinen Sohn sein wird."

„Seine — Frau?" kam es von Marie-Luisens Lippen, während ihr starrer Blick an Eugen hing.

Alle Kraft sich zu beherrschen, war von ihr gewichen.

„Nun ja, wissen Sie es denn nicht, daß er sich einbildet, Sie zu lieben?" fragte die Frau.

„Mutter!" rief Eugen, und sein Angesicht färbte sich mit Glut.

Er hatte den leisen Ton wohl gehört, der einem schmerzlichen Aufstöhnen glich, und er hatte wohl gesehen, wie die blasse Frau die Augen schloß.

In diesem Augenblick begriff er, daß er von Marie-Luise geliebt ward. Und seine Seele erfüllte sich mit jener vornehmen Scham, die den Empfänger eines köstlichen Geschenks niederdrückt, das er nicht verdient zu haben glaubt und das er nie mit gleicher Gegengabe erwidern kann.

„Mein Gott!" rief plötzlich seine Mutter und sprang auf, „sie wird ja ohnmächtig."

Sie nahm in ihrer kräftigen und entschlossenen Art die Sinkende in ihren Arm, tauchte die nächst zu ergreifende Serviette in ein Wasserglas und drückte das nasse Linnen gegen die bleiche, von kaltem Schweiß überzogene Stirn.

Aber Marie-Luise war nicht ohnmächtig. Noch einmal siegte ihr eiserner Wille über die entfliehenden Kräfte und gebot ihnen sich zu sammeln.

Sie schlug die Augen auf, murmelte einige unverständliche Worte und versuchte zu lächeln. Dann traf ihr matter Blick Eugen, der angstvoll über sie gebeugt stand und voll Sorge und Mitleid in ihre zerstörten Züge sah.

Da ging es wie ein Zucken durch ihre frierenden Glieder. Sie raffte sich auf, wehrte den haltenden Händen der Frau ab, versuchte sich zu erheben und stand nach einem vergeblichen Versuch wirklich da, fest, stolz, hochaufgerichtet.

Eugen fühlte, wie sich bei diesem Anblick sein Herz zusammenkrampfte. Er neigte sich tief, nahm die herabhängende blasse Hand und küßte sie in stummer Ehrfurcht.

Durch die hochaufgerichtete Gestalt ging keinerlei Bewegung, kein Schein von Erschütterung ging über die versteinerten Züge. Es schien, als ob alle Gedanken und alle Kräfte nur damit beschäftigt seien, Haltung zu bewahren.

Sie wollte sprechen. Aber das war zu viel der Anstrengung. Nur ein gurgelnder Laut kam über ihre Lippen.

Frau Hesberg sah mit beobachtender Sorge diesem ganzen Vorgang zu. Sie dachte, daß die Arme schwer krank sei, es der Gäste wegen habe verhehlen wollen und nun sofort ins Bett und in ärztliche Behandlung müsse. Sie erwog schnell alles: ob sie nicht hierbleiben könne und nützlich zu sein vermöge, ob Eugen nicht sofort

einen Arzt herbeischaffen müsse. Zu helfen und einzuspringen, wo es not that, verstand sich für Frau Hesberg stets von selbst.

Noch ehe einer ihrer Vorschläge laut werden konnte, geschah etwas Schreckliches.

Ein Ruf gellte durchs Haus, laut und dringend.

Eine Sekunde lang lähmte er voll Schrecken alle, die ihn hörten. Und dann ließ die Angst ein Wunder an der Frau geschehen.

Sie floh hinaus und hinauf, dem Ruf nach und beachtete es nicht, daß Eugen und seine Mutter ihr folgten.

Die Thür zum Zimmer des Knaben stand weit offen, und drinnen lag Jenny auf den Knieen vor dem Stuhl, in dem das Kind lag.

Ein scharfer Kamphergeruch schwebte im Raum, und neben dem Wandschirm stand Ludolf, bleich und trotzig, die Daumen wie immer in die Hosentaschen gehakt, dem Schauspiel zusehend, als werde es für ihn aufgeführt.

Schon war Marie-Luise neben ihrem Kinde, und mit klammernden Händen erfaßte sie die zarten Schultern, und mit todesbangen Blicken sah sie in das veränderte Gesicht.

„Stirb mir nicht, stirb mir nicht!“ schrie sie auf.

Dann, wie ein Tier, das den Feind seiner Jungen wittert, hob sie das Haupt und roch den Kampherduft auf.

„Die Medizin!“ rief sie.

„Er hat die Flasche hinfallen lassen,“ sagte Jenny jammernd.

Ein Ruck ging durch Marie-Luisens Gestalt, ohne sich von den Knieen zu erheben, schien ihr Oberkörper doch emporzuwachsen. Groß und stumm richtete sie das Auge auf Ludolf.

Eine bange Pause entstand. Auf der Stirn der Frau standen ihre Gedanken zu lesen, aus ihren richtenden Blicken brachen sie und aus dem halboffenen sprachlosen Mund!

„Mörder!“ schrie jeder Pulsschlag in ihr, und er, dem dieser unausgesprochene Fluch galt, er ward fahl unter dem Auge der Frau.

Sie hob die Hand, langsam und gebieterisch, und von der Übermacht ihres heiligen Zorns bezwungen, schlich er hinaus.

Seine Gegenwart entweihte nicht mehr die letzte Lebensstunde des sterbenden Kindes.

Des sterbenden! Denn als Eugen hastig Jenny zuflüsterte, was er thun könne, ob sich die Medizin nicht neu herstellen lasse, flüsterte Jenny zurück, daß alles vergebens sei, daß die Medizin auch nur ein letztes, verzweifeltes und nicht sichere Rettung gewährendes Mittel gewesen, daß er lieber den Frauen zum Halt und Trost dableiben solle.

Er trat an seine Mutter heran. Sie umarmten sich in tiefster Ergriffenheit und blieben aneinandergelehnt stehen, bereit, das Traurigste mitzuerleben, was der armen Frau noch geschehen konnte.

Fast mit Grauen sah Eugen von ferne an, was nun geschah. Marie-Luise, die eine Minute lang zusammengesunken war und das Gesicht auf den Knieen des Kindes verborgen hatte, fuhr empor. Ein Gedanke hatte sie erfaßt, dessen Ausführung sie einer Wahnsinnigen gleichen ließ.

Sie kroch auf den Knieen zu den Scherben der Phiole hin, beachtete nicht, daß ihre tastenden Hände von Splittern zerschnitten wurden und daß Blutropfen von ihren Fingern rannen. Sie erfaßte jedes Glasstückchen und suchte am Boden die schon verdunstende Flüssigkeit aufzuschöpfen und ward immer rasender in ihrem Beginnen, je schneller sie unter ihren Augen die ätherischen Tropfen hinwegtrocknen sah.

Und da störte ein Laut sie auf. Ein seltsamer, kurzer, rauher Ton. Sie wandte sich um und warf sich abermals hin vor dem Stuhl des Kranken.

Still wie sein Leben gewesen, sollte auch sein Tod sein. Der kurze Krampfanfall war längst vorüber. Entkräftet lag der Körper in dem Stuhl, der jahrelang, oft auch Nächte hindurch, seine Ruhestätte gewesen.

Die Augen waren geschlossen, die Hände lagen schlaff im Schoß, das Haupt lag zurück, bequem in die kleine Vertiefung gebettet, welche in der Stuhllehne für die Kopfrundung eingelassen war. Nach jenem kurzen, rauhen Atemzug ging kein vernehmbarer Ton mehr von seinen Lippen.

Marie-Luise legte ihr Ohr horchend an die Brust ihres Kindes. In ihrem Hirn schlug dumpf und schwer das wallende Blut in den Adern, die mit Zerspringen zu drohen schienen. Nahm sie das Brausen im eigenen Ohr für Leben in der Brust des Kindes?

Sie tastete an seinen Wangen und an seinen Händen umher. Ihre Hand brannte, und ihre Pulse flogen. Nahm sie die Fieberglut der eigenen Haut für Lebenswärme der seinen?

Die Minuten rannen, und mit ihnen verrann das Leben aus dem kleinen Körper.

Die schlaffen Hände streckten sich mit einemmal vor und aus und sanken dann, an bleischweren Armen, rechts und links herab.

Das blonde Köpfchen glitt von seiner Stätte und fiel jäh nach vorn — mit einem entsetzlichen Ruck — — — —

Marie-Luisens Kind war todt.

Dieser grauenvolle Augenblick, wo das Kinderhaupt nach vorn fiel und mit dem Kinn auf der Brust so verblieb — dieser Augenblick ließ die Frau entsetzt zurückfahren.

Und dann sah sie — — — —

Ein Schrei rang sich von ihrem Mund.

Eugen war schon neben ihr, er konnte gerade die bewußtlos zu Boden Sinkende in seinen Armen auffangen.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Disharmonie. Mit der Feder gezeichnet von G. W. Edwards.

Zweimal Weihnachten.

Erzählung von

E. Eschricht.

(Abdruck verboten.)

Die Äpfel am Baum, die Beeren am Strauch sind gleichartig — zum Verwechseln von außen und innen; aber die Kinder einer Familie sind niemals gleichartig, sogar die sich ähnlichsten nicht, denn wenn man sie beisammen sieht, vergißt man über ihrer Verschiedenheit ihre Ähnlichkeit; doch das ist nur von außen, denn innerlich sind sie in allen willkürlichen Regungen erst recht verschieden! Nur bei unwillkürlichen — da überrascht man sie plötzlich auf urahnlichen Tugenden, Untugenden, Gewöhnungen; und doch geben sie sich selbst in diesen weder gleich, noch in traditioneller Treue; gewissermaßen immer am meisten abhängig von dem Stück Seelenleben, welches eine jede Erschaffung ursprünglich mit sich bringt, das Stück Unüberkommenes von dem: Nach dem Ebenbilde Gottes; jener selbständige Lebensfunke, der dem Menschen Charakter und Individualität verleiht, und, die allein verantwortlichen, elementaren Momente für Tugenden und Laster.

Ganz verschieden waren auch die vier Kinder im Hause eines Gelehrten, in einer norddeutschen Stadt, nahe an der Ostsee. Sie waren alle hübsch, klug und gesund; vielleicht ein wenig besonderlich, was ihrem sehr lebhaften Temperament zuzuschreiben war, sich aber am auffälligsten bei der ältesten Tochter zeigte. Allezeit heiter, mit einem köstlichen Humor Welt und Menschen betrachtend, von unbeschreiblicher Herzensgüte und feinfühligstem Verständnis den Armen und mehr noch den Unglücklichen gegenüber, war sie tapfer, tüchtig und leistungsfähig — eine seltene Person! Sie war blond, hatte köstliche Rosenfarben und unter schön geschwungenen kohlschwarzen Augenbrauen ein paar dunkel bewimperte Augen von klarem Blau; sie hieß Editha und hatte auch einen Schwanenhals; aber selbst dieser Vorzug verhinderte sie nicht zu stolpern und sich zu stoßen, wo jeder andere Mensch ungefährdet vorüberging, ihr Portemonnaie so oft wie möglich zu verlieren, Risse in die Kleider zu bekommen und die Zeit zu verpassen. Besonders wenn sie Gelegenheit nahm anderen eine Gefälligkeit zu erweisen, vergaß sie Ort und Stunde; das kam daher, weil sie gänzlich unbekümmert um sich war, und in allen Dingen, die sich auf sie bezogen, die lächerlichsten Fehlschlüsse zog; so gewann sie den Ruf zerstreut zu sein. Und in Anbetracht dieser Besonderheit wurde Editha gleich nach ihrer Konfirmation in eine Pension geschickt, um streng auf Pünktlichkeit und die notwendige Konzentration in sich selbst erzogen zu werden. Nebenbei sollte sie ihr Examen ablegen, was ihr nicht schwer werden konnte.

Sie war außerordentlich glücklich in dieser Pension mit so vielen gleichalterigen Mädchen — die Ihrigen hatten aber doch eine unrichtige Auffassung vom Zweck der Anstalt gehabt — es war dort nicht pünktlicher als zu Hause, und konzentriert waren sie alle zusammen nur bei der Ausübung von kleinen Streichen.

Wie Editha nun zur Weihnachtszeit jubelnd nach Hause kam, umringt von den Ihrigen, bemerkte die Mutter mit Erstaunen, daß Editha die schwere Reisetasche, an der der Verschluß gelockert war, mit ihrer goldenen Uhrkette zusammengebunden hatte. Diese, ein Konfirmations-Patengeschenk, war recht hübsch, recht leicht, wie solche Patengeschenke zu sein pflegen; Editha argumentierte sofort der überraschten Mutter, die einige Bruchstücke der Kette zusammenlas:

„Ja, ja! Sie ist schlecht — denn weißt du, Mutter, wenn sie echt und recht wäre, müßte ja ein Frachtwagen über sie weg fahren können!"

Auf der Mutter gedehntes: „Ih — Kind — wie kommst du auf den Einfall — da verwechselst du gewiß wieder etwas!" hielt Editha mit weit geöffneten Augen beim Auspacken inne und rief plötzlich: „Richtig, richtig! Das mit dem Frachtwagen sind Diamanten! Siehe Münzenbergers Tabelle: Metalle und Edelgesteine."

Die Geschwister lachten, die Mutter schwieg, aber sie bezwang sich nur — innerlich war sie doch ordentlich böse; und da

bis zu ihrer Rückkehr in die Pension, kurz vor Neujahr, Editha sich noch verschiedene Leistungen im Verlieren und Zerbrechen erlaubte, geschah etwas Ungeheures, etwas Niedagewesenes — ihre Mutter gab dem großen Mädchen ein paar Ohrfeigen.

An diese frohe Pensionszeit, die schönste Zeit ihres Lebens, wie an den aufregenden Weihnachtsfreuden-Abschluß dachte in dämmernder Abendstunde vierzehn Jahre später Frau Editha, die nun mit ihren beiden Kindern in Rußland lebte, verwitwet und verlassen im fremden Land.

Die Kälte war furchtbar; die Fensterscheiben tauten nie mehr ganz ab, die Vögel fielen tot aus der Luft, und die armen Leute starben verhungert, halb nackt, ohne Möglichkeit sich erwärmen zu können, in ihrem elenden Gerümpel und den Lumpen, in die sie sich gerade verkrochen hatten. Und Weihnachten war vor der Thür, deutscher Weihnachten: sie dachte daran und an das einst so fröhliche und glänzende Elternhaus, dem nun auch schon lange der Vater fehlte; und daß so ganz anders sich ihr Leben gestaltet hatte, wie sie dereinst gehofft und geträumt — weit, weit zurück. Sie nähte nun beim letzten Schimmer der früh gesunkenen Sonne an einer groben, grauen Kalmuckunterjacke, die einem Armenhäusler zum Weihnachtsgeschenk bestimmt war; sie dachte an die eigne Jugend und lieh doch ein halbes Ohr dem Vorlesen des Knaben. Unter dem zweiten Fenster saßen auf einer Chaiselongue die beiden Kinder: der zwölfjährige Alexander und die kleine neunjährige Amalija, Utka genannt, wegen ihrer entenhaften, ununterdrückbaren Zungenfertigkeit; in diesem Augenblick saß sie ganz still und hörte zu; der Junge las seine Übersetzung eines Kiewschen Märchens, ein Achtungsgeschenk für den Herrn Vormund bestimmt.

Die Geschichte nahte sich ihrem Ende: „Es waren aber zwei Hochzeiten. Wie Fürst Wladimir die Apraksija, den weißen Schwan zur Fürstin machte, gab das rote Sonnchen einen großen Schmaus. Der Wein floß wie ein Fluß, ganze Ochsen wurden gebraten; wer gehen konnte, ging hin, aber wer nicht vom Ofen klettern konnte, dem wurden ganze Wagen mit verschiedenen Speisen zugeführt. Und in den Saal des Fürsten trat Dunai und führte Natasia mit sich; sie hatte die Waffen abgelegt und trug Gewänder von weißer Wolle; nun gab es einen zweiten Schmaus; ein neuer Strom von Wein floß nieder und alle Seelchen rochen bis weit ins Land die gebratenen Hirsche; und da die trunkenen Jünglinge sich beprahlten und einer den andern überbot, sagte Dunai, der immer stille und starke: „Es gibt keinen Stärkeren, als ich bin." Seine junge Frau lachte. „Beprahle dich nicht," sagte sie, „es ist dir schon besser in Kiew zu bleiben; keiner gleicht an Schönheit Tschurila Plenskowitsch, an Kühnheit Alioscha Poprowitsch, keiner an Schnelligkeit Dobriunia Nikititsch — aber mit Bogen und Pfeil trifft keiner wie ich — deine Frau; wenn ich eine silberne Kugel auf deinen Kopf lege und stelle darauf ein scharfes Messer, und lasse drei Pfeile auf dies Messer ab, will ich es mit dem ersten in zwei gleiche Hälften, und jede Hälfte mit dem zweiten und dritten abermals trennen."

Da fuhr er erzürnt vom Sitz empor: „Ohoi junge Frau Nastanschka — du lobst dich zu sehr. Wir wollen ins reine Feld gehen und messen uns mit Pfeil und Bogen."

Sie legte Dunai eine silberne Kugel mit dem Messer aufs Haupt, ging fünfhundert Schritte zurück und ließ einen nach dem andern die drei Pfeile ab; und es war geschehen, wie sie gesagt hatte.

Da ergrimmte Dunai und sagte zur Schwester des Schwanes Apraksia: „Beim Szlato, ich will ein leichtes Haar auf deinem Haupte spalten." Er zielte aber und schoß fehl. Und voll Zorn rief er: „Rühre nicht deinen Leib!" Sie aber sah den Sturm in seinen Augen und flehte: „Erschieße mich nicht, weil ich übermütig war!" Es bat mit ihr ihre junge Schwester, auch der Fürst Wladimir und die Gäste.

Dunai spannte seinen Bogen, legte den Pfeil darauf und traf Nastasia mitten ins Herz und aus dem Munde strömte das Blut wie ein Fluß. Dunai aber stand und erschrak voll Reue — doch es war zu spät, da rief er: „Ich will den Kopf des hellen Zobels zur Erde werfen und das Herz, wohin der Kopf des weißen Schwanes fiel!"

Er steckte sein Messer in die Erde und warf sich mit der Brust darauf. Es war nicht mehr Dunai, nicht mehr der starke





Porträt eines jungen Mädchens. Studie von Jean Baptiste Greuze im Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl. in Dornach i. Elf. und Paris.

Held; von seinem Herzblut floß der breite Dunaifluß und der Nastasiafluß stürzte in den Dunaifluß, sich ihm vereinend; dort singt man beiden Ruhm, singt man Ruhm und gibt man Ehre."

Es war nun so dunkel geworden, daß selbst die jungen starken Augen nicht mehr im stande waren weiter zu lesen; aber sie bemerkten doch noch ein kleines Mädchen, das langsam trotz der großen Kälte am Hause vorüberging; es war Nadja von Gorklaw in ihrem Kattunkleidchen; auch Editha sah das Kind und klopfte ans Fenster.

Bald erschien mit der brennenden Lampe Akulina, die kleine Nadja vor sich herschiebend, die nach kurzem Gruß in die Ofenecke kroch, dicht neben den kleinen Tisch, auf dem der Samowar stand und so heftig brannte, daß das Wasser mit großen Dampfwolken verkochte, während aus dem hohen Schornstein ordentlich Funken aufflogen. Nadja richtete wie immer ihre Augen auf die runde blitzende Metallurne — denn ihres Lebens schönster Traum war diese warme Ofenecke, der kochende Samowar und auf seiner Wölbung das Bild der freundlichen Stube und der guten Menschen, die darin herum saßen mit ganz in die Breite gezogenen Gesichtern. Nadjas Vater war im Frühling vom Süden hier oben herauf versetzt worden, und die Kinder, denen die Mutter fehlte, trugen noch immer ihre tropischen Baumwollenkittel, kurze Strümpfe und niedrige Schuhe; sie gingen oft vor dem Hause auf und ab, bis Editha das eine oder andere hereinnahm und sich aufwärmen ließ, wie eben jetzt.

Akulina schob den runden Tisch dicht neben den Ofen, setzte die Lampe darauf, nahm ihr Klöppelkissen vor sich und warf mit schlanken flinken Händen Hunderte der kleinen Hölzchen durcheinander.

Diese Akulina war kürzlich aus dem Hungerdistrikt herausgekommen, und aus Mitleid hatte Frau Editha das schöne Mädchen, das abgezehrt und todesmatt war, damals zu sich genommen; es erleichterte den Kindern die Schwierigkeit, die ihnen der russische Schulunterricht bereitete, durch eine schöne und reine Sprache; es hatte in der schrecklichen Notzeit beide Eltern verloren und war nicht imstande, ihr Leben auf der Bauernstelle zu fristen, zumal allgemach die vorüberziehenden Tauschjuden gegen Korn und kümmerlichen Mundvorrat auf ihren Telegen weggeschafft hatten, was das Häuschen irgend an Wert enthielt. Mit ihrem Packen Spitzen, vom Urmütterchen Marfa her schon gesammelt, auf dem Rücken, war sie bettelnd und hausierend bis hier herauf gekommen, sehnsüchtig das Land suchend, von dem Einige immer wieder sagten, daß es irgendwo läge; wo das goldene Korn in Säcken stände, wo auf immer grünen Weideplätzen runde Kühe mit tönenden Glöcklein am Halse weideten, wo die Mädchen sich im Reigen um die Bursche und den Balaleikaspieler schwängen. Und auch auf ihre Erde sollte das goldene Korn vom Himmel strömen und, wie aus der Arche Noahs, das Vieh im Wanderzug vorüberkommen und sich vor ihre Ställe legen; dann wollte Akulina zurück. Und während das feine Gewebe sich unter ihren Händen zu schönen Figuren bildete — spannen phantastisch ihre sehnsuchtsvollen Gedanken die Fülle und das Glück über die verödeten Grasnarben der Heimat. Die Kinder sahen alle eine Weile der Arbeitenden zu, dann nahmen sie ihre Schachteln heraus, vergoldeten Tannenzapfen und klebten Wachsperlen in kleine rosige Muscheln — es waren die Vorbereitungen für den Weihnachtsbaum.

In der unbeleuchteten Ecke des Zimmers saß Editha nun am Klavier, und unter ihren sanft sich regenden Fingern quollen leise in sich durcheinander ziehenden Melodien die alten heimatlichen Weihnachtslieder; dann und wann erhoben die Kinder ihre Stimmen halblaut und sangen mit; es währte aber nie lange, denn der Junge warf dem kleinen Mädchen vor, daß es falsch singe, worüber sie sehr böse wurde und sich geschwätzig verteidigte.

Nadja war nun einigermaßen aufgetaut und sah rot aus wie ein gekochter Krebs; sie fuhr sich behaglich mit beiden Händen in ihren weißblonden Haaren umher, bis Utka fragte: „Nadja, warum kratzest du deinen Kopf?"

„Nun," sagte mit wegwerfendem Ton das Kind, „weißt ja, Läuse!"

„Weißt ja? Gar nicht weiß ich, ich habe nicht!"

„Nein pfui," — machte Nadja, „lüge nicht, Utka, ein jeder Mensch muß haben, wenn auch nur wenig!"

Der kritische Fall wurde der jungen Russin vorgelegt, und diese äußerte sich seufzend: „Um Weihnachten sind sie am gesundesten, wer dann keine hat, ist krank.“

Nach diesem aufregenden Gespräch erhob sie sich, um den Thee aufzubrühen und das Geschirr zu ordnen.

Frau Editha hatte zugehört und dachte vergeblich nach, warum die Russin und aus welcher Erfahrung sie solche Grundsätze haben möge? Also um Weihnachten —! o wie anders ist Weihnachten in Deutschland —! Und mit einemmale kam über sie, wie so oft, ein glühendes Heimweh, und sie sagte laut: „Ach ja! Weihnachten! Am Sonnabend feiern sie sie zu Hause! Dann sind alle Geschwister beisammen, und von fern und nah kommen die Vettern und Kousinen zu ihren Eltern, und von Haus zu Haus zieht sich durch fünf Familien der Festesjubel — ach, auch durch unser schönes Haus — bei meiner Mutter — wenn ich doch auch noch einmal da sein könnte.“

Dann schwieg sie und seufzte tief; auch die Kinder sagten nichts, aber Alexander stand auf und holte mit zärtlicher Liebkosung seine Mutter an den Tisch. Wie sie alle den Thee eingenommen hatten, den nach Russenweise Akulina und Nadja aus dem Schälchen tranken, das sie auf den Fingerspitzen balancierten, begab sich Alexander in die Küche, wo er mit der Köchin unterhandelte. Als er zurück kam, glänzten seine sonst so ernsten und träumerischen Augen in lebhafter Freude, und Nadja, die alles sah, fragte ihn: „Warum funkelst du?“

Bald darauf wurde draußen geklingelt und gesprochen, die Köchin trat ein und meldete: „Es war jemand da, der junge Herr soll sobald wie möglich zum Herrn Lehrer kommen!“

„Hast du etwas peziert, Alexander?“ fragte die Mutter.

„Nein, gewiß nicht, aber natürlich muß ich hin!“

„Mein Gott — die Kinder bei einer solchen Kälte herauszutreiben, das ist ja barbarisch!“

Eilfertig verschwand der Knabe; draußen sprang er freudig an der alten Lettin empor und umhalste sie: „Danke, Danke!“ Sie half ihm in die hohen Stiefel und knöpfte seinen Pelzrock zu, denn er war so eilig, daß er am liebsten ohne alles gelaufen wäre.

Eine halbe Stunde später kam er zurück, die Haare mit Rauhfrost um den Kopf stehend, wie ein junger Eisbär, aber im Gesicht noch leuchtender und funkelnder als zuvor.

„Mamming,“ sagte er und legte einen Hundertrubelschein vor seine Mutter hin, „sei nicht böse — wir haben dich vorhin belogen — ich bin zum Herrn Vormund gewesen und habe ihn beschworen, uns zu erlauben, daß ich aus meiner Sparkasse diese hundert Rubel nehmen durfte! Und noch mehr Gold, Mamming, damit ist ein Diener zum Konsul und läßt einen Paß ausfertigen; den aus Riga vom Gouverneur schicken wir nach — denn, meine Mamming, noch heute Abend sollst du mit der Utka nach Deutschland, wenn Ihr um elf Uhr abreist, seid Ihr übermorgen Mittag zu Hause — ach Mamming — freu' dich doch — dies ist ja das erste Geschenk, das ich dir in meinem Leben mache, ich konnte dir noch nie etwas geben — süße Mutter — zu unserm Weihnachten seid Ihr dann wieder zurück!“

Editha machte große Augen — die alten erstaunten Kinderaugen — dann lachte sie — dann weinte sie — und lachte wieder! Eigentlich nur über den herrlichen Jungen, denn an den Ernst der Reise dachte sie noch gar nicht. Aber da kannte sie ihre Kinder schlecht! In einer Viertelstunde standen die Koffer im Zimmer, die Uhr war ja noch nicht einmal sechs! Und aus allen Schränken und Schubladen schleppten sie Sachen herbei; sogar den himmelblauen Seidenstoff mit Silberstickerei, der schon im Sommer vom Perser gekauft war für Tante Eva.

So wie Editha dieser blauen Herrlichkeit ansichtig wurde, erwachte sie aus der apathischen Unschlüssigkeit: „Kinder, Kinder, es muß jemand zur Fürstin, sie muß sofort her, der Stoff muß noch in Falten gelegt werden und an einen Gürtel gesetzt — der muß ja mit, und ungenäht geht er nicht durch den Zoll.“

Und die Fürstin kam, sie nähte und schnitt und stichelte und siegte; im letzten Augenblick wurde der Seidenrock in den Koffer gelegt, ganz obenauf; und zwar ganz zollgerecht mit einem alten Kattunfetzen untergestoßt; dann schob Editha der Fürstin einen Berg zugeschnittener Unterkleider für die Armenhäusler zum Fertignähen hin,

und pünktlich um elf Uhr saß sie mit ihrer Kleinen im Schlitten und jagte an den Bahnhof, und es war so kalt, daß das helle Läuten der Schlittenglocken von einem Klingen und Klirren des dahinsausenden Fahrzeuges begleitet war, wie von einer Glasharmonika; sie sprachen kein Wort und atmeten nur leise hinter ihren Tüchern.

Zum Nachdenken war Editha überhaupt nicht gekommen, sonst wäre sie sicherlich nicht gereist, denn das Geld ist bei einer so langen und anstrengenden Winterfahrt wahrlich nicht die einzige maßgebende Schwierigkeit. Erschöpft saßen sie endlich warm und behaglich in ihrem Koupee; das kleine Mädchen entkleidete mit mütterlicher Umsicht ihre schwarze Puppe Cassy, von der sie seit Jahren unzertrennlich war, und bettete das niedliche Negerkind neben sich, das dann auch kaum rascher die Augen schloß als Ulka selbst, da ihre Mutter sie zum Schlafe hinlegte; und mitten im Überdenken der unnötig mitgenommenen wie der vergessenen Sachen — riß der stupide Faden — und auch Editha schlief ein.

Gegen vier Uhr morgens schrie der Schaffner ins Koupee: „Tschto grikajatje?" und aus dem schönsten Traum heraus rief sie die Antwort: „Tschaj!" und alsbald erschienen zwei Glas Thee — stark — duftend — heiß! So kochend heiß, daß sie das Glas kaum halten konnten, schütteten sie nach russischer Gewohnheit ihren Thee ein. Ulka schlief sofort weiter, auch die ausgestolperte Negerpuppe. Editha blickte zum Fenster hinaus. Hell glänzte die weite Schneelandschaft in der stillen Nacht; am klaren Himmel zog die feine silberne Sichel des Mondes hin, und um ihn her tanzten die Gestirne in zitterndem Glanz den ewigen Reigen. Die Reisenden fuhren nun durch Kowno, das alte Samojitien; schon ist der herrliche Wald mit seinen an hundert verschiedenen Baumarten gelichtet, aber am Bahnkörper entlang schont man ihn; nur die Mengen der Holzstöße, die hier entlang geschichtet liegen, um die Lokomotive zu speisen, erweisen die Thatsache. Das Nadelholz hing schwer seine schneebelasteten Zweige, und die Birke zitterte leicht wie weißes flatterndes Haar. Rings ein Glitzern und Funkeln in dem keuschen weißlichen Schein, wie von ausgestreuten Diamanten.

Dann und wann tauchten ein paar Bauernhäuser in einiger Entfernung voneinander auf; zuweilen sah man über gelichtete Strecken im Hintergrund die Umrisse eines stattlichen Herrensitzes, zu dem die Häuschen einst in Verbindung standen; mit der Sklavenkette zugleich waren aber die unsichtbaren Fäden alter Gewohnheit, überkommener Liebe und Treue auf immer zerschnitten.

Nun waren die Mehrzahl der Herrschaften in den Händen der klugen und emsigen Juden, und die freien Seelen im Banne der Unwissenheit, des Branntweins und der Faulheit; aber sie erwarteten noch immer die goldene Zeit — auch Akulina wartete ja noch! — und sie und Alexander spannen Träume einer unausdenkbar herrlichen und gesegneten Zeit! Mit einem unbehaglichen Erstaunen sah und fühlte Editha die wachsende Liebe ihres Sohnes für dieses Land; auch über ihn war schon die heiße Inbrunst, der schmerzhafte Eifer gekommen, der die Völker weit fester an das Unglück ihres Vaterlandes kettet, als an das Glück. Seine großen dunklen Augen füllten sich mit Thränen, wenn Akulina erzählte — was würde aus diesem edlen träumerischen Kinde werden, dessen Inneres in so schwachen Beziehungen zu den wirklichen Vorgängen und der Wahrheit um ihn her stand! Und mit welcher Leidenschaft liebte er seine Mutter! Mit Eifersucht und mit einem Stolz auf sie, als wäre sie seine Schöpfung! Und er nahm ihr die Zügel der Regierung aus der Hand und verstand es, sie seinem Willen unterzuordnen! Anfänglich hatte sie halb im Scherz nachgegeben — dann war es ihr eine Wohlthat geworden; sie ordnete sich viel lieber unter, als daß sie herrschte! Sie hatte nie in ihrem Leben etwas für sich nach einem treibenden Wunsch gestaltet, sondern ließ das Schicksal über sich hinweg gehen; und es war nicht immer sanft mit ihr gewesen. Vielleicht hätte auch sie eine andere werden können, bei einem richtigen, starken Glück. Das hätte sie verteidigt mit Leib und Seele! Sie hatte nur einmal in ihrem Leben geliebt — weit, weit zurück. In der Familie waren zwei angeheiratete Stiefvettern, die ältesten unter der großen Schar der Familienkinder; von diesen der Älteste: Olaff, hatte es ihr angethan; sie hatten Pläne zusammen gemacht, wirkliche Heiratspläne;

er war damals schon Seemann. Später fuhr er von fremden Häfen und hörte auf zu schreiben; wie er mündig wurde, ließ er sich seine Erbschaft nach Australien schicken; im Laufe der Jahre hatte sie manchmal erfahren, daß er sehr reich sei und große Besitzungen sein nenne. Sie hörte begierig von ihm, aber sie fragte niemals; aber damals — damals hatte es ihr fast das Herz gebrochen! Dann hatten ein paar Jahre sie vollkommen erwachsen und selbständig gemacht; sie hatte sich verheiratet, einen kränkelnden Mann gepflegt; dann war sie Witwe geworden — und eintönig, schwunglos, verrann nun die schöne Jugend unter ihren thätigen Händen; sie hätte ebensogut sechszig Jahre alt sein können, wie dreißig; stark und gesund, elastisch und keusch, das Herz immer noch voll von einem besondern Sonnenschein, der sie träumen ließ wie ihren Knaben. Träumen von einem unbekannten Glück, das doch noch kommen könnte; etwas Großes, Überstrahlendes, das dann alle Last von ihren Schultern nähme, alle Verantwortung, ihr die Hände unter das Herz legend: „Siehe — ich trage dich!“ Und so stark war die Kraft ihrer Sehnsucht, daß sie anfing zu denken, das ersehnte Licht für ihren Lebenspfad sei ihr eigener Sohn, ihr träumerischer, herrlicher Knabe.

Ihre Blicke hefteten sich nun auf die Züge des schlafenden Kindes, das unter dem grünseidenen Schirm der Deckenlampe in einem zarten durchsichtigen Ton vor ihr lag wie ein Goldelf; die feinen schlanken Glieder gestreckt, von blonden Locken bis zum Gürtel umwogt, die schmalen, schwarzen, asiatischen unruhigen Augen fest geschlossen. Wie innerlich fremd, fast unsympathisch war ihr dieses Kind. Es hatte niemals Träume — es sah alle Dinge klar wie durch ein Vergrößerungsglas; es beherrschte sie noch weit mehr, aber ganz anders als der Knabe — er mit heißer Liebe, sie mit einer erkältenden, berechnenden Klugheit, obgleich sie sanft war und die liebliche Stimme einer Amsel hatte. Editha liebte diese Kleine ganz anders wie ihren Sohn — das Kind flößte ihr Achtung ein, mitunter Furcht; Furcht vor dem kritischen Blick aus den kleinen blitzenden Augen; aber niemals will sie ungerecht in dieser ungleichen Liebe sein, und sie mühte sich beständig wenigstens in den Äußerungen ihrer Gefühle den gleichen Ausdruck zu bewahren; doch die Kleine ist feinfühlig, als trüge sie unsichtbar die Fühlfäden der Schnecke — und mit einem leisen Neigen oder Schütteln des Kopfes kann sie der Mutter Thun manchmal so charakteristisch begleiten, daß diese sich gänzlich durchschaut fühlt. Ihr Trost ist: „Utka bedarf gar nicht so dringend der Liebe — und doch! In einem Widerspruch der Natur, werden ihr stets Liebe und Bewunderung entgegengebracht!“

Erst gegen Morgen verdämmern die bunten Bilder in Edithas Vorstellung, und auch sie schläft endlich wieder ein.

Erschreckt durch unsinnige Träume fährt sie bald wieder auf; Utka sitzt aufrecht, auch die Puppe sitzt schon angekleidet da und blickt sie mit dunklen Augen gerade an; immer ist Editha diese Puppe unheimlich; sie hat im Lauf der Jahre etwas Menschgewordenes von dem Kinde angenommen. Heller geworden an einigen Stellen des Gesichtes, wie die Dunklen auch im Norden die brennende Kraft ihrer Farbe verlieren, war die Puppe wie ein Schatten des Kindes.

Zwei Damen, welche Teilhaberinnen ihres Koupees waren, steigen aus, andere Reisende gesellen sich zu ihnen; Anknüpfungen und Gespräche und die feinen indirekten Anfragen, weß Art und woher der Fahrt, kürzen nun die Zeit. Um Mittag war Kotschedary erreicht, und alles eilte in die Restauration; dort befand sich schon eine große Anzahl von Reisenden, welche auch auf den Zug nach Deutschland warteten. In dem großen viereckigen Raum erstreckte sich inmitten eine lange schön gedeckte Tafel; gleichsam deren Abschluß bildend, standen im Hintergrund die weißgekleideten Köche an ihren blitzenden großen Maschinen, aus deren geöffneten Warmröhren Geflügel und Säugetier, Fisch und Gemüse in verlockender Bereitung dufteten.

Editha trat an das Büffett zur Rechten, wo der Zakuska genommen wurde — eine Auswahl aller erdenklicher russischer Leckerbissen — ungesalzener Astrachankaviar, Bärenschinken, Renntierzungen, feine Salate, Kissels und die kleinen heißen Piroggen mit Fisch oder Fleischfüllung. Kohl und Grütze, Tschi da Kascha, das Nationalgericht, ist besonders serviert. Sie nahm

für sich und das Kind Speisen und setzte sich vor die Tafel: neben ihr hatte ein Herr die Ellenbogen auf den Tisch zu beiden Seiten seines Tellers gestützt und schrie mehrmals hintereinander: „Erbarmen Sie sich — erbarmen Sie sich!“ indem er die Hände schallend in einander schlug; er redete russisch und deutsch durcheinander, denn er, ein Panslawe, wollte vor allen Dingen, daß ihn die Deutschen hören sollten; er war mit seinem ganzen Hausstand, vierzehn Personen, die in einer Ecke des Saales auf einem Bündel zusammenhockten, auf der Reise nach Wiesbaden an der Grenze wieder umgekehrt, „wegen der niederträchtigen schändlichen deutschen Wirtschaft mit der Cholera! Schufte sind sie, Schufte sind sie, und die hirnverbranntesten Bauernlümmel, die man sich vorstellen kann!“

Frau Editha legte Messer und Gabel hin und sah verachtungsvoll mit großen Augen an ihm nieder — ihr Herz und ihre Hände zitterten. Utka, die eine klare Vorstellung von der Mutter Erregung hatte, zupfte sie am Ärmel und sah sie aus den „asiatischen Augen“ bezwingend an, leise den Kopf schüttelnd: und die Mutter, erregt im ausbrechenden Zorn, blitzte sie aus blauen Augen wie mit scharfen Messern an: „Bist du schon eine solche russische Brut, daß du mir nicht einmal den Ärger über einen solchen Menschen gönnst?“

Aber der Zug ging weiter! Die Reisenden wogten durcheinander, ein jeder kam an seinen Platz; auch Editha saß schon wieder ganz zufrieden ihrer Kleinen gegenüber; und der Abend brach rasch herein.

In Wirballen wurden ihnen mit vieler Umständlichkeit die Pässe abgenommen — vorbei ging es am letzten orthodoxen Gotteshaus mit seiner metallenen Kuppel und den vier Türmen — der letzte Posten, den die heilige Kirche bis an ihre Grenzen vorgeschoben hat.

„Eydtkuhnen!“

„Gott sei Dank“, rief nun Editha, „Deutschland!“ Und: „Bleiben Sie sitzen,“ der Schaffner, „bis Sie dran kommen“ — und in das Koupee stob ein Sprühregen von Karbol, daß die Reisenden entsetzt zurücktaumelten.

Ein Herr tritt vorsichtig ein und erkundigt sich hinter seinem hochgezogenen Mantelkragen heraus, ob Cholerakranke dabei? Die Reisenden sinken wie zerbrochen zurück.

Nach einer halben Stunde angstvollen Wartens heißt es: „Raus!“ und zusammengedrängt wie eine Schaafherde wurden sie alle unter eine Baracke getrieben, wo die Untersuchung und Desinfektion vorgenommen wurde. In dem Raum ist eine dumpfe Luft; in der Mitte dampft der große Kessel und stehen um einen eisernen Ofen Eimer. Rings an den Seiten ziehen sich lange Tische hin, grobe, ungehobelte Bretter, die mit breiten Fugen nebeneinander lagen. Die durchdringende Kälte wirkt in diesem Dunst betäubend.

Nun werden die Koffer vorsichtig geöffnet, als lägen Leichen darin; aber die Sachen reißt man heraus, als wären sie Lumpen! Dann wurden sie auf die Tische gelegt, und dazu angestellte Frauen fuhren mit Lappen, die sie in die Eimer tauchten, in denen Sublimatlösung stand, über die Kleider her. Damen kreischten, Männer fluchten; mit affenartiger Geschwindigkeit reichten die Angestellten Kleider und Schuhe, Wäsche und Hüte, Ballkränze und Fächer den Megären der Vernichtung hin, die behaglich die Abwaschungen vollführten. Und die Kälte ist so furchtbar, daß leichte Ballroben an die Bretter fest frieren, während sie durchnäßt und in Fetzen abgerissen werden. Alle Augenblicke müssen die Eimer mit den am Ofen stehenden vertauscht werden. Alles gefriert! Rings Schluchzen und Jammern. In einer Ecke sitzen zwischen ihrem Gerumpel vertriebene Juden — mit hohlen Wangen und stieren Augen; sie ächzen und stöhnen.

Jetzt kam Edithas Gepäck. Zuerst Utkas kleiner Koffer — ihre aufgerollten Strümpfchen fielen durch die Spalten zwischen den Brettern; das Kind kroch unter die Tische und suchte sich im Dunkel heraus, was es finden konnte.

Allmächtiger Gott — kann es möglich sein — da liegt das blaue Seidenkleid! Editha fällt der Frau in die Arme: „Um Gotteswillen nicht — nicht — o das schöne Kleid — es ist ja ganz neu!“ Und im schönsten hamburgischen Dialekt sagt die schreckliche Amtsverwalterin: „Oh! Das kann ja woll nich möglich sein, meine Liebe — is ja man ganz alten Kättun drunter,“ und indem sie unbarmherzig aus

dem Höllenpfuhl darüber taucht, fährt sie fort: „Sehn Sie bloß, meine Liebe, was denn Einen recht is, is ja nu denn Andern billig!" Von der Logik und der heimischen Mundart bezwungen, lachte Editha und redete der Rachegöttin aus dem Volk zu: „Na dann sind Sie ja woll auch Soziale und machen es die feinen Leute nu moal ordentlich zurecht, meine Liebe, nich?" „Is ja auch woahr," sagte die andere und ließ die Sachen Edithas mit einem kurzen besprengenden Ruck als „fertig" abgleiten; nun stand ein altes feines Mütterchen mit beweglichen Augen und einer Thränenflut in Bereitschaft, sich das Herz brechen zu lassen, indem alle die kleinen Untertaillen, die seidenen Untertücher und Magenbinden, die sauberen Staatskleider und das Gebetbuch herausgerissen wurden; ihre Hände zitterten, und sie konnte nicht aus- noch einpacken. Es war ein Fall, an dem Editha um keinen Preis thatenlos vorüberkonnte — sie half dem Mütterchen die schönen nassen und steif gefrorenen Dinge möglichst sauber zurück verstauen und tröstete die arme alte Russin, während sie mit ordentlicher Erleichterung vernahm, wie andere Reisende sich ohne Sublimat, aber mit Krieg und Schwefel und Pech drohend wieder über die Grenze zurückzogen.

Still hatte die kleine Utka gewirkt; im allgemeinen Trubel hatte sie heimlich den Handkoffer mit zwanzig Pfund Konfekt in die Nähe des Ofens gezogen und sich darauf gesetzt. Niemand nahm dem Kind den Sitz fort, und es konnte nun in Ruhe zusehen, wie die langen russischen Stiefel in den Desinfektor gesteckt wurden und als Kinderschuhe wieder herauskamen; elegante Ledertaschen mit Damen-Nähetuis, Schreibmappen — alles kam wie eine verschrumpfte Backbirne wieder unter das trübe Licht der hängenden Lampen zurück, mit Fluchen und mit Thränen von den Besitzern begrüßt. Ungerührt, wie die Gottheiten der Zerstörung, standen in möglichst nahem Umkreis die Beamten. Plötzlich vernahm die Kleine den schrillen Pfiff der Dampfpfeife — sie beschwor die Mutter zur Eile — aber die alte Frau sollte ja auch mit und klammerte sich hilfesuchend an Editha — es pfiff noch einmal — und noch einmal — und fauchend entschwand ihrem Ohr der abrüttelnde Zug.

Viele Reisende, zumeist Damen, waren nicht fertig geworden, denn noch immer wuschen die Weiber ihre zwecklose Zerstörungsordnung. Ein Wutschrei ging durch die Menge — Drohungen und Flüche in verbesserter Auflage.

Editha stand blaß und zitternd da; endlich rief sie: „Ach Weihnachten — Weihnachten — vierzehn Jahre bin ich nicht zu Hause gewesen, und nun bringt man mich so grausam um die Freude!"

Da rührte sich eine fühlende Brust — ein Herr, der schon mit Utka geplaudert hatte, forderte Editha auf, sich mit ihm zum Stationschef zu begeben — es käme um zwei Uhr Nachts ein Extrazug durch, und leicht könne man ein oder zwei Wagen anhängen; „und eigentlich, gnädigste Frau, sind Sie ja als ein Opfer Ihrer Güte zurückgeblieben! Wahre Menschenfreundlichkeit steckt an — ich denke, wir verschaffen in Rücksicht auf das bevorstehende Weinachtsfest fast allen Reisenden die Genugthuung, heute doch noch mitzukommen."

Alles ebnete sich nun vortrefflich — im großen Speisesaal wärmten die durchfrorenen Menschen sich nach Möglichkeit wieder auf und vergaßen über dem unerwarteten Glücksfall den großen Kummer um ihr geschädigtes Eigentum; und in der Nacht sausten sie im Schweife der dunklen Schlange mit den Glutaugen und dem fauchenden Rachen über Brücken und durch Viadukte auf dem weißen Schneefeld die schmale Spur entlang. Das Kind schlief mit der Puppe; die Mitfahrenden aber plauderten untereinander — die besonderen Verhältnisse hatten sie näher zusammengebracht; erst gegen Morgen befiel alle ein Dornröschenschlaf, aus dem sie dann und wann die angenehme Stimme des fahrenden Ritters weckte: „Billetter!"

Sie strebten alle nach Hause — und in der gehobenen Stimmung kam kein Ärger auf — ihnen winkte ja in wenigen Stunden das Ziel so vieler heißer Sehnsucht und ein brennender Tannenbaum.

Einige Stunden vor ihrem Heimatsort mußte Editha umsteigen und wohl oder übel in ein gemischtes Koupee eiligst flüchten, denn alles war überfüllt und der Andrang immer stärker; ein Herr nahm Utka entgegen und bot dann Frau Editha die helfende Hand zum Einsteigen; der Herr

war groß und kräftig — dunkelblond und broncefarbig — aber sie erkannte ihn sofort trotz seiner dunkler gewordenen Farben „der Schattentracht des heißen Sonnenstrahls," trotz der langen Jahre der Entfernung und seiner ganzen ausgeprägten Fremdartigkeit. Sie erschrak so, daß sie wortlos ihren Platz einnahm, sich in die Ecke drückte und unter ihrem dichten Schleier die Augen schloß. Er hatte ihr seinen Fauteuilplatz überlassen und bekümmerte sich um das Kind neben ihm, das in seiner dichten Pelzumhüllung mit den langen blonden Haaren und der Grazie in allen Bewegungen ihm sehr zu gefallen schien; und glücklich endlich einmal ungestört zu Worte kommen zu können, erzählte sie mit ihrem kurischen scharfen Accent die durchlebten Schrecknisse der Nacht; auch woher sie kam und wohin sie wollten. Er hatte immer mitplaudernd und belustigt zugehört und sie ermuntert — plötzlich wurde er befangen und unruhig — die Rücksicht verbot ihm, das Kind um seinen Namen zu fragen; er war sehr bleich geworden und schwieg; und die Unterhaltung stockte zu Utkas Kummer.

„Mammy," sagte sie endlich eindringlich, „Mammy; ich möchte so gern etwas essen!" Editha erhob sich, um das Körbchen aus dem Netz zu nehmen und stand so, daß sie es Olaff unmöglich machte, gleichfalls aufzustehen, er hob nur die Arme — und im selben Augenblick fiel der Korb ihr aus den Händen und ihm vor die Brust.

Es war schrecklich — aber sie lachte! Sie lachte ihr altes frohes Kinderlachen, das Lachen, mit dem sie hinfiel oder sich stieß — das schöne helle Lachen, das er niemals hatte vergessen können!

Und ohne Übergang nahm er sie plötzlich in den Arm und küßte sie auf Stirn und Wangen: „Editha, Editha — Gott sei Dank — das bist du!"

„Ja, ja — und wie immer bist du schuld daran, Olaff!"

„Gewiß, du Liebste, Einzigste — und so soll es auch bleiben!"

Wie sie sich wieder auf ihre Plätze gesetzt hatten, fiel ihnen Beiden die wohl etwas seltsame Begrüßung auf; ein Herr legte, sehr indigniert in der Lektüre gestört, seine Zeitung mit raschem Griff zusammen und zischte durch die Zähne. Zwei Damen, die bis dahin fremd nebeneinander gesessen hatten, steckten flüsternd die Köpfe zusammen.

Olaff aber zog die Kleine dichter zu sich heran und sagte: „Komm her, du prachtvolles Kind, und küß deinen alten Onkel — sieh — deine liebe Mutter hab ich seit langen fünfzehn Jahren nicht gesehn — damals war sie auch erst fünfzehn Jahre alt, und jeden Tag waren wir zusammen gewesen — und nun hat sie mich nicht erkannt!"

Sie sagte gar nichts, sie war vollkommen überwältigt, und plötzlich fühlte sie, daß sie weinte; und wie in einem Wunder, das ihr geschehen, ließ sie Olaff mit dem Kinde plaudern; er konnte nicht schweigen — er sprach alles zu der Kleinen hin, was Editha doch allein hören sollte — von seinem Leben und von der Vergangenheit, von den alten Spielen froher Jugendzeit! — was gingen den Vielgereisten die paar fremden Menschen an — seine ganze Seele jauchzte in hoffnungsvollem Glücksgefühl!

Nun hatten sie das Ziel erreicht — Beide wurden sie von niemand erwartet. Hier trennten sie sich: „Auf Wiedersehn!" Editha ließ ihr Gepäck nachfolgen, ergriff die Hand des Kindes und eilte den kurzen Weg dem Vaterhause zu; der Schnee lag hoch über den Rinnsalen aufgetürmt — man sah von einer Straßenseite zur andern nur die Köpfe der Passanten; überall war noch ein frohes Leben — Menschen mit Schachteln und Paketen liefen eilig durcheinander; nur dann und wann schlich ein Bild der Armut an den Häusern entlang, mit leeren Händen und hohlen Augen; doch jedesmal schnürte der Anblick Editha das Herz zusammen; um die Weihnachtszeit schien ihr die Armut am schwersten zu ertragen; aber es war nur für einen Augenblick, daß sie solchen Gedanken heute nachgab — eine Lebensfreudigkeit, eine selbstsüchtige Sehnsucht, einmal ganz und gar glücklich sein zu dürfen, erfüllte ihre Seele; nun schlugen mit freundlichem Glockenspiel die Uhren von den vielen Türmen der Stadt sieben — und da stand sie auch schon vor dem geliebten Hause und rührte die Klingel.

Niemand kam — in der großen Flur brannte das Gas vor den Lorbeer- und Orangenbäumen und blitzte hell auf dem

metallenen Zifferblatt der hohen englischen Uhr mit den drei Messingkugeln.

„Utka," sagte sie „liebe Utka — meine kleine Utka — oben bescheren sie schon!" Und sie jauchzte laut auf, wie sie abermals klingelte; nun kam von oben gestürzt der junge Diener in seiner hübschen Sonntagslivrée — ungeduldig, daß er gestört worden war. Sie aber riß die Pelze von den Schultern, warf alle Sachen hin, nahm dem Kind mit zitternden Händen die Hüllen ab — und aus ihren weit offenen Augen sprühten die Thränen unaussprechlicher Freude. Cassy mußte auch mit, Cassy und das Kind schob sie vor sich her die Treppe hinauf, über den Korridor — nicht in die hier mündende Saalthür — dahinter wußte sie, standen ja die Bescherungstische der Dienstboten — durch die Vorderstuben, die ganz warm, ganz matt erleuchtet und still waren; und nun stand sie mit ihrem Kind in den geöffneten Flügelthüren an der Schwelle des Saales — da brannte der Baum und rings auf ihren Plätzen waren die Ihrigen in froher Bewegung — niemand sah nach der Thür — sie hielt das Kind noch immer vor sich, das mit lautloser Bewunderung starrte — und da schluchzte sie laut auf und dann lachte sie ganz laut: „Mutter, Mutter!" und sank in — ach, in so viel Arme, wie da waren, die sie alle umfingen und an sich rissen, in einem Taumel der höchsten und reinsten Freude, in dem sie alle weinten und lachten.

Plötzlich machte die Mutter ein ganz ernstes Gesicht und sagte:

„Um Gottes willen, wo ist denn Alexander?"

„Alexander — der ist ja doch zu Hause, der hat uns ja gerade hergeschickt!"

„Wie? Und warum hast du denn das Kind nicht mitgebracht? Was soll der arme Junge zu Hause, wo kein Mensch ist?"

„O Gott, wie ist es möglich — daran hab ich ja gar nicht gedacht" — und ganz zerschmettert fiel Editha auf einen Stuhl.

Ein schallendes Gelächter ringsum: „Ja ja! Du bist immer noch unsere alte Editha — das beste hast du vergessen!"

Wie sie sich aber abends wohlig im Bett ausstreckte, gelobte sich Editha feierlich, keiner Zurede, noch dem eignen sich vielleicht regenden Wunsch zum längeren Bleiben nachgeben zu wollen. „Nein, nein! Zu Weihnachten soll der Junge nicht allein sein — er hat mich richtig wieder überlistet!"

Nun war jeder Tag ein Festtag — alle Kousins und Kousinen sahen sich wieder, und durch alle Häuser zog sich ein beständiger gesellschaftlicher Familienzusammenhang, der schließlich in der Sylvesterfeier im Hause des Majors „Onkel Hermann" gipfelte. Sein hübsches Haus lag wohl eingerichtet wie ein Schmuckkästchen vor dem Thor und es war ein besonderes, nicht zu unterschätzendes Opfer, daß alle Räume den Freiheiten dieser Nacht Preis gegeben wurden. Denn nachdem um zwölf Uhr die feierliche Ansprache gehalten war, nach welcher alle Anwesenden sich umarmten und küßten, stürmte der junge, der bei weitem größte Teil der Gesellschaft ins Souterrain. Es half ihr nicht, daß sie versuchte bei den Alten zu bleiben, Editha mußte mit. Spinning, die Frau Onkel Hermanns, hatte eine ganz besonders reizende Küche mit einer holländischen Akuratesse. Majors hatten nie Kinder gehabt — in solchen Haushaltungen ist die Ordnung immer unerschütterlich. In der Musterküche mit den blau-weißen Kachelwänden, dem bunt cementierten Fußboden blitzten rings auf Ständen und Bänken schöne alte Messing- und Kupfergefäße; sogar der Haublock hatte einen breiten Messingring um die Taille, und die Axt, die auf ihm lag, glänzte wie Silber. Mitten im Raum über dem mit weißen Kacheln belegten Küchentisch brannte die Hängelampe; hier nun entwickelten sich alle Geheimnisse der heiligen prophetischen Nacht: Pantoffelwerfen, Bleigießen, Wallnußschalen mit Licht darin schwimmen lassen, in Sand, Wasser und Grünes greifen, Kartenschlagen, Kaffeesatz befragen und vieles mehr. Die Ananasbowle vor zwölf Uhr hatte schon alle Gemüter gehoben, der Punsch nach zwölf war nicht im stande, das Barometer der Gefühle herabzudrücken; und der Lauf der Jahre, der die älteren unter den Jungen auch untereinander ein wenig zu trennen begann — heute schwand er wie Reif vor der Maiensonne, und um den weißen Küchentisch lärmten, lachten und schrieen sie alle durcheinander. Wenn eine Partei Blei goß, stürzte die andere an die Oberfläche der Erde; sie spielten Greifen im Garten und Schneeballen, sie rannten um das kleine Villenviertel und begrüßten



„Bravo, Nimrod!" Nach dem Gemälde von C. F. Deiker.

die Nachtwächter mit dem begeisterungsvollsten Prosit; schließlich wurden die Gartenthüren ausgehakt, und da gerade die alte Tante Rosa schon nach Hause gefahren wurde, legten sie die Gitterstücke heimlich oben auf die Droschke, während zwei Unholde die Aufmerksamkeit des Kutschers durch ein Glas Punsch und große Pfannkuchen abzuziehen mit Erfolg bestrebt waren. Dann wurden die Thüren im Nachbargarten abgenommen und für Onkel Herrmann notdürftig mit etwas Schnee an seine Pfosten gedrückt. Auch Editha war zur Wonne Utkas und trotz ihrer zweiunddreißig Jahre einmal mitgelaufen; nun wurden ihr die Augen verbunden und sie mußte in Sand, Wasser oder Grünes greifen; da sie ein Zweiglein Petersilie erfaßte, schrie die ganze Korona: „Editha heiratet wieder, hoch Editha!“ und das alte Dreimalhochlied wurde abgesungen.

Olaff ergriff sie bei der Hand und flüsterte in ihr Ohr: „Nimm mich — o liebe Geliebte, nimm mich!“

Sie erschrak so, daß klirrend das Glas zur Erde fiel, aus dem sie soeben getrunken, und spornstreichs lief sie nach oben. Hier setzte sie sich zu den Alten, die sich dicht um die Tafel zusammengezogen hatten und weit, weit zurück Jugenderinnerungen auffrischten, der Abwesenden in Treue, der Toten mit Rührung gedenkend. Die Ehepaare saßen an diesem Abend nebeneinander, hielten sich im Arm oder an der Hand, wie Brautleute. Editha sah die einsame Gestalt ihrer Mutter im Sessel zurückgelehnt, das Gesicht mit den suchenden Augen aufwärts gewendet; bei diesem Anblick durchfuhr auch sie ein heißer Schmerz — um den Vater, um den verlorenen Gatten, vielleicht auch um sich selbst; wie das Bild ihrer eigenen Zukunft sah sie die Verlassene dort sitzen. Bald kam Olaff und nahm Platz an ihrer Seite; er bat leise: „Gib mir Antwort!“

Sie schwieg noch eine Weile und rang mit sich, dann flüsterte sie resigniert: „Ich kann nicht — ich kann nicht Ja sagen — ich kann es nicht um meines Sohnes willen! Er würde in Verzweiflung sein, haltlos und verlassen, denn wir lieben uns unendlich! Sag' nicht, er würde einen Vater gewinnen — nein, nein, er würde eine Mutter verlieren!“

„So?“ fragte er langsam, „aber was sagt dein Herz? Vergiß nicht, daß du jeden Lebensanspruch aufgeben willst — und in zehn Jahren, vielleicht schon in acht Jahren — da wird kein Kind zu dir sagen: Mutter, ich geh' nicht von dir, Mutter, ich bleibe bei dir! Da werden sie dich einsam zurück lassen, und dein Herz wird seinen ganzen Reichtum verdorren müssen! — Sag' mir nur das Eine, Editha,“ hob er nach einer längeren Pause wiederum an, „wenn du diesen Sohn nicht hättest, würdest du dann zu mir Ja sagen?“

Sie versuchte zu sprechen, aber ihre Bewegung war so groß, daß sie endlich doch nur leise nickte.

Er seufzte tief und wie erleichtert — dann versank auch er in Nachsinnen, und sie sprachen gar nicht mehr.

Der Sonntag verging mit Glückwünschen; Olaff kam nicht, wie die übrigen, um noch einmal zu gratulieren; hauptsächlich aber waren es auch nur die Knaben, die umhergingen, um eine Nachlese all der famosen Witze zu halten, die ihnen diese Nacht so vortrefflich gelungen waren.

Am Montag nahm Editha Abschied, packte ihre Sachen zusammen, denn keine Widerrede, keine Bitten konnten ihren Beschluß umändern, das russische Weihnachtsfest mit ihrem Knaben zu begehen.

Sie sah Olaff gar nicht mehr wieder.

Am Dienstag traten die beiden ihre Rückreise an. Editha weinte beim Abschied, als ginge sie auf Nimmerwiedersehen, und so traurig und verändert erschien sie den Ihrigen, daß alle sie nur schweren Herzens scheiden sahen.

Aber schon auf der Fahrt nach dem Bahnhofe erholte sich ihre elastische, selbstlose Natur, als sie über den Markt kreuzend, an einer Ladenthür von außen befestigt, wie Lebewohlgrüße winkend, im Winde das Bein- und Armwerk von wollenem Unterzeug flattern sah.

„Haltet an einen Augenblick — oder fahrt nur voraus und besorgt die Billets und das Gepäck, ich muß noch einen notwendigen Einkauf machen!“

Sie war schon fort, ehe die anderen fragen konnten, die aber doch lieber warteten. Editha waren ihre Armenhäusler eingefallen und die zugeschnittenen, unfertigen Unterkleider; die guten Menschen sollten nicht verkürzt werden wegen ihrer Reise; sie

machte kurzen Handel und kam lachend mit einem Riesenpaket in den Wagen zurück.

„Für meine Armenhäusler," sagte sie, „denn über der eiligen Abreise bin ich nicht halb fertig geworden mit den Näharbeiten."

Utka schüttelte ein wenig den Kopf, sagte aber nichts; und immer geärgert durch diese stummen Einwände der Kleinen schalt Editha ziemlich erregt: „Warum schüttelst du? Du weißt, ich kann es nicht vertragen, denn es ist altklug und dumm."

Und erst, da der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte, entschuldigte sich das Kind:

„Mamming, ich schüttelte ja nur, weil ichs doch nicht sagen mochte, denn dann hätten sie alle wieder so furchtbar über dich gelacht — du hast ja alle die Sachen der Fürstin zum Fertignähen mitgegeben!"

Da sah die Mutter ein, diesem Kinde war sie nicht gewachsen, sie sagte auch nur mit einem erstaunten Gesicht: „Du Wunderknäuel!"

Und ohne Aufenthalt oder Fährnis fuhren sie am Donnerstag, am Abend des heiligen Weihnachtsfestes, in den russischen Bahnhof ein. Der Vormund stand da mit ihrem schönen, strahlenden Knaben.

Alexander sprang ins Koupee und stürzte sich förmlich auf seine Mutter, sie mit Küssen und Liebkosungen fast erdrückend.

„Mammascha, meine einzig Geliebte — o du Taube, du Süße! Du bist das Höchste und Schönste auf der Welt — o du Wunderschöne!"

Und wie immer bei solchen heftigen Zärtlichkeitsausbrüchen ihres Knaben weinte und lachte Editha — ihr zusammengeschnürtes Herz that sich einen Augenblick auf — aber die schmerzende Lähmung, die es seit Tagen ergriffen hatte, wich dennoch nicht.

Eigentlich nur pour parler forderte sie den Herrn Vormund auf, noch mit ihnen zu kommen, denn er wohnte am entgegengesetzten Ende der Stadt, aber er nahm die Ladung an — „ich muß doch erleben, ob meine Pflegebefohlenen auch glücklich ankommen —" und er stieg in den zweiten Schlitten mit Alexander.

Und endlich waren sie da. Akulina und die Lettin küßten ihnen Ellenbogen und Kleidersaum und schälten sie aus ihren Pelzen heraus — Editha sah durch die nicht fest geschlossene Thür, daß drinnen der Weihnachtsbaum schon brannte; sie mühte sich zu lächeln, als Alexander sie am Arm ergriff und bat: „Komm, komm! komm mit mir ganz allein!"

Und da sie eintraten in die von Tannen und Wachslicht duftende Stube, stand unter dem brennenden Baum die hohe Broncegestalt Olaffs; mit seinen ausgebreiteten Armen umfing er sie beide, Mutter und Sohn — er, der Geliebte ihrer Jugend, ihr einst verlorenes und nun wiedergefundenes Glück.

„Mamming, Mamming! dies ist mein zweites, mein schönstes Weihnachtsgeschenk!"

Später, da die Kinder nach oben gingen, wo Utka mit der Mutter in einem Zimmer schlief, und Alexander daneben, setzte er sich noch ein bißchen zu der Schwester und half ihr die Stiefel von den müden Füßchen ziehen; dabei erschloß er ihr nun sein Herz, fühlend, daß der reiche Strom seiner leidenschaftlichen Empfindungen sich nun doch in neue Bahnen lenken müsse, die ihn zuerst zu der Kleinen führten.

„Sieh, er ist gestern Abend angekommen, und heute morgen kam er zu mir und bat mich um Mammings Hand; und er sagte mir so vieles von früher und er war so prachtvoll in seiner Größe und Kraft, daß ich ihn liebte wie Dunai, da er die Riesen erschlug und den weißen Schwan befreite. Und wir gingen auf den Kirchhof und dann zum Vormund; und endlich putzten wir den Baum auf und beschenkten die Armenhäusler. Und dann kamt Ihr auch schon! Ach, meine kleine Schwester, nun bist du ganz mein und ich bin dein; und wir wollen uns mühen, den neuen Vater zu lieben — es war für Mammings Glück doch notwendig, daß Onkel Olaff sie heiratet! Sonst — ich hatte mir gelobt, ihr mein ganzes Leben in Liebe zu weihen — aber heiraten hätt' ich sie ja doch niemals können," und er warf sich nieder und schluchzte leise.

Auch in Utkas Herzen regte sich das Anstandsgefühl zu einer ähnlichen Leistung an Liebe, und sie sagte müde und mit weinerlichem Ton: „Ja, auch ich hätte sie gern geheiratet, aber Dame zu Dame geht nicht."

Das Christusideal in der bildenden Kunst.

Von

Victor Schultze.

(Abdruck verboten.)

Das Ideal der christlichen Kunst ist die Darstellung Christi. Wo immer unter den christlichen Völkern eine Kunst aufgeblüht ist, hat sie dort ihr letztes und höchstes Ziel gefunden. Der koptische Bildhauer des sechsten Jahrhunderts, der in rohen Zügen seine Christusgestalt meißelte, hatte kein anderes Ideal vor Augen als die großen Meister der Renaissance in ihren formvollendeten Schöpfungen. Daher tritt uns gleich in den ersten Anfängen der christlichen Kunst, welche die ältesten Katakombenbildwerke uns überliefern, das Christusbild entgegen.

In einer biblischen Scene des Neuen Testaments, der Heilung der Blutflüssigen, welche in einer Grabkammer der Katakombe S. Pretestato an der Via Appia vor Rom vielleicht schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts gemalt wurde, ist uns das zur Zeit älteste Christusbild erhalten (Abb. 1). Eine jugendliche Gestalt, in römischer Gewandung, das Haar kurz, auf dem Antlitze ein idealer Zug — so sehen wir den Heiland hier; so hat ihn der Künstler in Rom oder richtiger gesagt, so haben ihn die Christen in ihrer



Abb. 2. Marmorkopf in Athen. (Centralmuseum.)



Abb. 1. Heilung der Blutflüssigen. (Römisches Katakombengemälde.)

Vorstellung gehabt. Entspricht dieser Vorstellung die geschichtliche Wahrheit? Die Heilige Schrift schweigt über das Äußere der Erscheinung Christi, und auch die älteste Kirche hat nicht den Anspruch erhoben, Zuverlässiges darüber zu wissen. Wenn ihre Schriftsteller Christum anfänglich als unansehnlich und häßlich bezeichneten, dann als einen Mann von idealer Schönheit, so hat in jenem Falle die Schilderung des leidenden Messias bei dem Propheten Jesaias, in diesem der fünfundvierzigste Psalm mit seinen Worten: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern" den Ausschlag gegeben. Spöttisch ist in der Kirche verzeichnet worden, daß eine Sekte ein echtes Christusbild zu besitzen behaupte. Indes



Abb. 3. Heilung der Blutflüssigen und der Verrat des Judas.
(Sarkophag in Verona.)

sollten nicht allgemeine Traditionen in dieser Beziehung sich erhalten haben? In Cäsarea Philippi in Palästina nannten die Christen zur Zeit Konstantins eine Erzstatue Christi ein Votivstück der geheilten Blutflüssigen; leider wurde sie unter Julian zerstört. In Athen wurde vor nicht langer Zeit ein interessanter Marmorkopf (Abb. 2) des ersten oder zweiten christlichen Jahrhunderts gefunden, der unwillkürlich den Gedanken hervorruft, daß er ein Christuskopf sei. Geistige Hoheit und religiöse Hingabe ruhen auf diesem Antlitz, dessen Augen dem Himmel zugewendet sind. Der Typus ist nicht griechisch, sondern hat eine leichte jüdische Färbung. Doch über Vermutungen über die Persönlichkeit kommen wir hier zunächst nicht hinaus.

In der jugendlichen Gestalt des Heilandes prägt sich der hoffnungsreiche, jugendliche Geist des ersten Christentums aus. Die nicht seltene Behauptung, daß der antike Apollotypus die Vorlage geboten habe, scheitert sofort an dem scharfen Unterschiede beider Typen. Das älteste Christusbild der Kunst ist eine Schöpfung der christlich-künstlerischen Phantasie.

Indes noch ehe Konstantin der Große der Kirche auch auf weltlichem Gebiete eine Machtstellung gab, vollzog sich eine leise Wandelung. Schon im Laufe des dritten Jahrhunderts nimmt das Antlitz des Heilandes einen feierlichen Ausdruck an; Locken umrahmen es, und die jugendliche Unbefangenheit weicht einem gewissen Ernste. Im konstantinischen Zeitalter kommt dieser Typus zum Abschluß. Auf den Sarkophagen ist er die Regel (Abb. 3). Auch ein bekanntes Elfenbeinrelief des fünften Jahrhunderts (Abb. 4) zeigt ihn so. Doch dies war nur der Anfang einer weiteren, bedeutungsvolleren Fortbewegung. Gegen Ende nämlich des vierten Jahrhunderts tritt ein ganz neuer Christuskopf hervor, der bärtige Typus. Anfangs eine vereinzelte Erscheinung, gelangt er kurz vor dem Eingange des Mittelalters zum Siege. Dadurch wurde mit der Vergangenheit völlig gebrochen. Die Zukunft gehörte dem neuen Typus, der bis zur Gegenwart seine Herrschaft behauptet und in der religiösen Vorstellung des christlichen Volkes feste Wurzeln gefaßt hat.

Der sogenannte kallistinische Christuskopf (Abb. 5) bezeugt die ältere, ein Freskobild in der Kirche S. Peregrino vor Rom (Abb. 6) eine Weiterbildung aus späterer

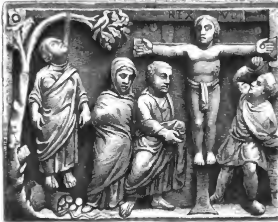


Abb. 4. Tod des Judas und Kreuzigung.
(Elfenbeintäfelchen im Britischen Museum.)

Zeit. Hier erblicken wir auch den Nimbus. Derselbe ist kein Erzeugnis der christlichen Kunst, sondern bezeichnete schon in der Antike die Göttlichkeit und wurde daher Göttern und Kaisern gewährt. Die älteste Kunst verwertete ihn nicht, offenbar aus religiösen Bedenken; erst im nachkonstantinischen Zeitalter fand das heidnische Attribut Aufnahme und wurde in der Anwendung auf das Christusbild Regel.

In den ersten Jahrhunderten war die christliche Kunst vorwiegend allegorisch-symbolisch. Auch neben das Christusbild hat sie schon frühzeitig Figuren und Symbole gestellt, welche in einer nur dem Eingeweihten verständlichen Sprache denselben Inhalt hatten. Größter Beliebtheit erfreute sich der „Gute Hirte," zumeist in idyllischer Umrahmung. In wechselnder Anordnung haben die Maler und Bildhauer das liebliche Bild vor uns hingestellt. Gewöhnlich trägt der Hirte ein Schaf auf der Schulter; andere umstehen ihn. Selten fehlt in der Malerei die landschaftliche Umgebung. Verschlossener war das Fischsymbol. Noch heute ist die Frage nicht beantwortet, welche Erwägung es schuf, denn die bekannte anagrammatische Auflösung gehört einer späteren Zeit an. Nur steht fest, daß der Fisch den Heiland in seiner Beziehung zum heiligen Abendmahl bezeichnet. Dagegen kennen wir den Ursprung des Monogramms Christi: es ist aus der Vision Konstantins des Großen vor der entscheidenden Schlacht gegen Maxentius geboren. Seitdem verbreitete es sich sehr schnell in der gesamten Christenheit, in wechselnden Formen und in umfassender Verwertung. Endlich sei auch noch des Lammes gedacht, welches Christum in seiner duldenden Todesbereitwilligkeit vor Augen stellt.

In der Erschütterung der Völkerwan-



Abb. 5. Der sog. kallistinische Christustypus.
(Katakombengemälde des VI. Jahrhunderts.)



Abb. 6. Fresko in der Kirche S. Peregrino bei Rom.
(Anfang des IX. Jahrhunderts.)

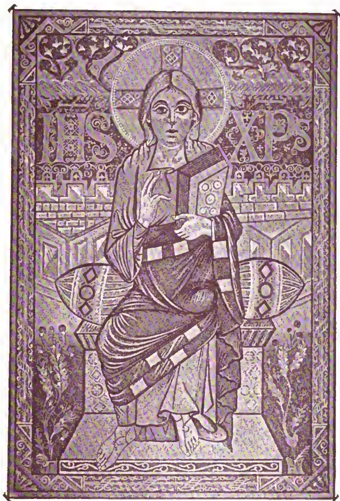


Abb. 7. Thronender Christus.
(Aus einem Evangeliarium aus der Zeit Karls d. Gr.)

derung erlag die greisenhaft gewordene antike Welt. Aber der Strom ihres Kulturlebens, obwohl matt und seicht, ging in die neue Welt des Mittelalters hinein und rief dort, durch Zuflüsse anderer Art verstärkt, neue Kräfte und Bildungen hervor. So kam auch die antik-christliche Kunst zu den Völkern, welche im Abendlande die Führung der Geschichte übernahmen. In der Karolingerzeit gewahren wir noch den Abendschein dieser Kunst, und hier zeigt sich vereinzelt nochmals zu unserer Überraschung der ältere ideale Christustypus (Abb. 7). Doch nicht er, sondern der am Ausgange des christlichen Altertums stehende Typus bestimmt das Christusbild des Mittelalters. Eine unübersehbare Mannigfaltigkeit zwar bietet sich dem Auge, aber alle Verschieden-



Abb. 8. Kruzifix in der Hauptkirche zu Nördlingen. (XV. Jahrhundert.)
(Aus: Dr. W. Bode, Geschichte der deutschen Plastik. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

heiten der Einzelauffassung verbindet ein gemeinsamer Grundzug: ein ernstes, von dunkelem, lang herabwallendem, schlichtem Haar umrahmtes Antlitz mit Lippen- und Kinnbart und regelmäßigen Zügen, das Auge weit geöffnet, die Lippen scharf geschnitten — so war das Christusbild der mittelalterlichen Kunst und Frömmigkeit gestaltet. Doch hat diese Überlieferung nicht immer ihre Herrschaft voll durchführen können. Es gibt in nicht geringer Zahl Beispiele tieferer, freier Auffassung (Abb. 8). Diese Kunstüberlieferung gewann dadurch eine bedeutende Verstärkung, daß die Legende mit dem Anspruche geschichtlicher Wahrheit für sie eintrat. Nachdem nämlich schon vorher die schöne Sage vom Schweißtuch der heiligen Veronika und die auf den Evangelisten Lukas, der als Maler galt, zurückgeführten Christusbilder das wahre Antlitz des Herrn der Christenheit, wie man annahm, übermittelt hatten, tauchte in der zweiten Hälfte des Mittelalters eine genaue Beschreibung der äußeren Erscheinung Christi auf, die von dem Landpfleger Lentulus, dem angeblichen Vorgänger des Pilatus, herrühren wollte. Darin heißt es unter anderem: „Glänzendes, dunkelfarbiges Lockenhaar, in der Mitte gescheitelt nach Art der Nazaräer, fällt auf seine Schulter herab. Er hat eine offene, heitere Stirn, ein Antlitz ohne Runzel und Flecken, das durch einen Anflug von Röte verschönt wird. Nase und Mund sind vom edelsten Verhältnis, der Bart üppig und von derselben Farbe wie das Haupthaar und kurz und gespalten. Die Augen sind graublau und klar.“ Dieses Produkt eines müßigen Kopfes beschreibt nur einen Typus, der bereits vorhanden war, gab diesem aber dadurch der leichtgläubigen Zeit gegenüber eine besondere Weihe.



Abb. 9. Thronender Christus mit dem Stifter der Kirche.
(Mosaik in Kahrije Dschami in Konstantinopel. XIII. Jahrhundert.)

Im Osten, im byzantinischen Reiche und

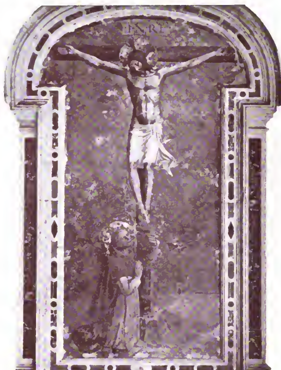


Abb. 10. Christus und der heilige Dominikus.
(Gemälde von Fra Angelico in S. Marco in Florenz.)

wo sonst eine christliche Kultur sich behauptete, ist der Entwickelungsgang derselbe gewesen. Nur ist die Freiheit hier eingeschränkter. Denn die griechische Kirche, welche in dem Bilde die übersinnliche Welt des Göttlichen unmittelbar wiedergespiegelt findet und demselben aus diesem Grunde in tieferem Sinne, als im es Abendlande der Fall war, eine religiöse Verehrung weihte, zog dem Christustypus engere Schranken und unterstellte ihn ihrer Kontrolle. Doch wird diese Einschnürung weniger hart empfunden, weil das byzantinische Christusbild wirkungsvolle antike Elemente behauptet hat. In der Christusgestalt der östlichen Kirche ist die göttliche Hoheit in edelster Weise zur Ausprägung gelangt. Auch darin liegt ein allerdings mehr äußerlicher Unterschied von der abendländischen Überlieferung, daß die Byzantiner Christum fast ausschließlich in seiner Majestät abbilden, dagegen der Darstellung seiner Erniedrigung und seines Leidens ausweichen. Ein charakteristisches Beispiel des späteren byzantinischen Typus bietet ein Mosaik in der jetzt in eine Moschee, Kahrije Dschami, umgewandelten Klosterkirche Chora in Konstantinopel (Abb. 9).

Die große geistige Umwälzung, in welcher das Mittelalter sein Ende fand, die Renaissance, erwies auch an dem Christusbild ihren Bruch mit der Vergangenheit. Sie erfüllte die tote Überlieferung mit Leben. Ohne aus dem Rahmen des überkommenen Typus herauszutreten — es bleibt das bärtige, von reichem Haar umrahmte Antlitz —, legte sie Wärme und Empfindung hinein. Wenn die ältere Kunst im Christusbilde vornehmlich das Göttliche hervortreten ließ und darum den Heiland gern als zürnenden Weltrichter abbildete, so ist jetzt das Bemühen darauf



Abb. 11. Thronender Christus aus Raffaels Disputa.

gerichtet, neben und in der göttlichen Hoheit auch die milde Menschlichkeit hervorstrahlen zu lassen. Schon in Giotto treten die Anzeichen hervor; in Masaccio gelangt die neue Auffassung zu kräftiger Ausbildung. Vor allem aber ist für die sich vollziehende Wandelung bezeichnend Fra Angelico da Fiesole. Weit bekannt sind seine Malereien in dem stillen Dominikanerkloster S. Marco in Florenz. Dort im Kreuzgange hat er den heiligen Dominicus in hingebender Anbetung vor dem Kreuze Christi dargestellt. (Abb. 10.) Dem Antlitze des Heilandes fehlt nicht die göttliche Majestät, aber mehr noch ruht auf ihm der Schimmer einer unendlichen Liebe. Es ist der „milde Herr“, der sich zu dem Anbetenden am Marterholze herniederneigt. So auch begegnet er uns in dem großen Gemälde der Kreuzigung im Refectorium.



Abb. 12. Schweißtuch der heiligen Veronika von Albrecht Dürer. (Nach einem Kupferstiche von 1513.)

Der Christustypus Fra Angelicos ist indes noch nicht die reifste Frucht der Renaissance. Die mystische Frömmigkeit des Mittelalters und der ideale Realismus der neuen Zeit liegen darin unausgeglichen nebeneinander. Die volle Überführung in die neue künstlerische Auffassung vollzogen erst Lionardo da Vinci und Raffael.

Weltberühmt ist Lionardos heiliges Abend-



Abb. 13. König Friedrich Wilhelm III und Königin Luise legen ihre Kronen zu Füßen des sie segnenden Christus nieder.
(Mausoleum zu Charlottenburg.) Nach einem Aquarell von K. G. Pfannschmidt. (Fragment.)

mahl, neuerdings durch den trefflichen Stich von Stang uns in seiner Eigenart aufgeschlossen. Dieser Christus steht voll und ganz in der Menschheit; tiefe Trauer strömt aus seinem Antlitz und seiner Haltung dem Beschauer entgegen. Aber dann anderseits die hoheitsvolle Stirn, die überirdische Entschlossenheit zum Leiden und die himmlische Ruhe im Meere der Leidenschaften und Sorgen, welche rings fluten! Das Problem des Christusbildes hat hier eine vollendete Lösung gefunden (s. Maiheft 1891 pag. 266/267).

So hat auch Raffael dieses Ideal erfaßt. Man darf wohl den thronenden Christus in der Disputa (Abb. 11) hier in erster Reihe nennen. Die machtvolle Erhabenheit des himmlischen Herrn über menschliche Natur und Gewalt hat der große Künstler in die Formen idealer Menschheit in einer Weise zu kleiden verstanden, daß die religiöse gläubige Empfindung nichts vermißte und den Eindruck voller Einheit hat. Dagegen ist in der herrlichen „Verklärung Christi" das Christusbild der geschichtlichen Situation entsprechend, in das Jenseitige gehoben und hat dadurch einen fremdartigen Schein erhalten.

Die Marmorstatue des auferstandenen Christus von Michelangelo in der Kirche St. Maria sopra Minerva in Rom steht gleichfalls in dieser Linie, während der Christus im Weltgericht der sixtinischen Kapelle, soweit überhaupt noch ein Urteil darüber möglich ist, eine ganz einzigartige Erscheinung und mehr nach der Antike als nach dem Christlichen gerichtet ist.

Auf deutschem Boden hat Albrecht Dürer, unbeeinflußt von der Antike, dieselbe Loslösung des Christustypus von der mittelalterlichen Tradition vollzogen, und zwar ausgehend von dem Realismus der damaligen deutschen Kunst. Daher das deutsche Gepräge des Dürerschen Christuskopfes, dessen Grundzüge an das eigene Antlitz des Künstlers uns erinnern (Abb. 12).

Es muß davon abgesehen werden, die Geschichte des Christusbildes in der Folgezeit im einzelnen zu verfolgen. In tausendfachen Ausprägungen ist es bis zur Gegenwart erfaßt worden. Guido Renis dornengekrönter Heiland, Titians Zinsgroschenbild gehören zu den bekanntesten Darstellungen der nächsten Zeit. Wohl hat vereinzelt die mittelalterliche Weise wieder ihre Liebhaber gefunden wie bei Overbeck und Josef von Führich und auf einem Aquarell des sonst dieser Einseitigkeit fernstehenden Pfannschmidt (Abb. 13), aber die epochemachende Grundlegung, welche die Renaissance vollzogen hat, bestimmt seitdem das Christusbild. Die innere Durchdringung göttlicher Hoheit und menschlicher Wahrheit gilt als Ziel. Die jüngere realistische Richtung in Deutschland beseitigt jene, um diese einseitig durchzuführen. Es ist ihr

gelungen, damit psychologisch Interessantes zu schaffen, aber sie kommt in der Regel über die Schöpfung eines edlen Philanthropen nicht hinaus (Abb. 14).

Eine ideale Richtung verfolgt innerhalb dieses Rahmens Eduard v. Gebhardt. Zwar in seinem Gemälde „Christus und der reiche Jüngling" vermeinen wir einen modernen Laienprediger zu sehen, dagegen im „Heiligen Abendmahl" und in „Christi Himmelfahrt" (Abb. 15) in der Berliner Nationalgalerie, von anderen Schöpfungen des Künstlers nicht zu reden, hat derselbe in seiner großartigen psychologischen Meisterschaft die frische wahre Menschennatur unter dem Eindruck überirdischer Hoheit erfaßt.

Der große Theologe Augustinus äußert einmal: „Die irdische Gestalt des Herrn wird in tausendfach verschiedener Weise vorgestellt und abgebildet, obwohl sie eine war, wie sie auch gewesen sein mag." Vor dieser Sachlage stehen wir auch heute noch nach fast fünfzehnhundert Jahren. Es sind gewisse konventionelle Grundzüge da, welche den gemeinsamen Boden bilden, aber auf diesem Boden bauen sich gerade jetzt in Fülle subjektive Gebilde auf. Wie das geschichtliche Bild Christi, sobald es als religiöser Besitz in die Seele des Gläubigen tritt, sich individuell gestaltet, ohne seine Eigenart aufzugeben, so wird es auch zu allen Zeiten in dieser individuellen Erfassung aus dem Innern des Künstlers heraustreten. Der künstlerische Individualismus hat hier das-



Abb. 14. Fragment aus Fritz von Uhdes Gemälde: „Lasset die Kindlein zu mir kommen."



Abb. 15. Fragment aus Ed. von Gebhardts „Himmelfahrt Christi“ in der Nationalgalerie zu Berlin.

selbe gute Recht wie der religiöse. Doch darf sich darauf nicht die Meinung stützen, als ob sich in völliger Abstraktion von dem Christus der Geschichte und der Gemeinde allein mit technischen Mitteln und psychologischem Können diese höchste Aufgabe der christlichen Kunst lösen lasse.

Wenn ihr 's nicht fühlt,
Ihr werdet 's nicht erjagen.

Dieses Wort des Dichters gilt, wie von allem menschlichen Wollen und Können, auch von dem künstlerischen, und am allermeisten einem so erhabenen Gegenstande gegenüber.

Zwei Briefe.

Zur Winterszeit ein Frühlingslied —
Ach, fern von dir es nie geriet!
So send' ich dir an seiner Statt
Ein unbeschrieben weißes Blatt.

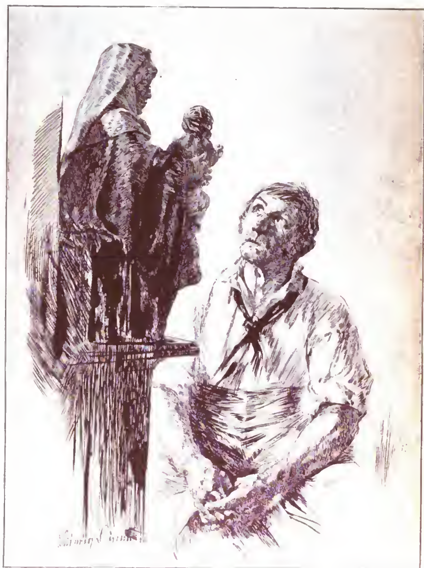
Darauf schreib' deinen Namen nur,
Schreib' einen süßen Liebesschwur:
Die Lippe lallt es nach — und spricht
Des Frühlings lieblichstes Gedicht.

❦

Dein herzig Briefchen,
Ich hatt' es einmal kaum gelesen,
Da war von Leid
Mein Herz genesen.

Nur wenig Worte,
Wie mochten sie so schnell mich heilen?
Das macht', ich las
Auch zwischen den Zeilen!

Ernst Lenbach.



Im Gebet. Nach einer Federzeichnung von Ludwig Schmid.

Das Glöckchen von Innisfär.

Novellette von

B. Mercator.

Bilder von **Werner Zehme.**

(Abdruck verboten.)

Altweibersommer! Man konnte sich in den Mai hineinträumen, und es war doch November. Durch das Thor des Stadtparkes zog eine Schar junger Mädchen, wohl vierundzwanzig mochten es sein. Sie gingen paarweise, zwei alternde Damen machten den Beschluß — unverkennbar ein Pensionat.

Richtig! Man schlängelte sich der Bismarckstraße zu, jener Straße, in der fast jedes Haus ein Porzellanschildchen trägt mit der Inschrift:

„Boarding-School for young ladies.“

Die Spitze des Zuges bildete ein sehr ungleiches Paar, eine junge Dame von stolzem Wuchs und ein fast kindlich zierliches Mädchen mit kurzem, kastanienbraunem Gelock. Der einen saß ein Filzbarett keck auf dem

aschblonden Haar, der anderen Gesichtchen wurde beinahe versteckt von einem breitrandigen altmodigen Strohhut. Beide hatten blaue Augen, allein das eine Paar blickte klug und siegesgewiß, das andere so weltfremd und träumerisch wie ein deutsches Märchen.

„O, Grace," sagte die Kleine und drückte den Arm ihrer Begleiterin, „ich bin so glücklich und dankbar, daß du mich nun wirklich einmal mit dir gehen ließest."

„Bist du? Good little soul! Ich engagiere dich wieder ßu Samstag, hörst du? Es war auch sehr spazzig für mich."

„Ach, schon Samstag wieder? Gerne, gerne. Wenn du dann nur —" sie stockte und sah Grace ängstlich an.

„Eh — what is the matter?"

„Bitte, wenn du dann nur nicht ganz so viel Englisch sprechen wolltest, liebe Grace; ich muß dich schon von heute wenigstens zweimal ausschreiben."

„O, ich vergaß, es ist deutsche Woche, und du unglückliche kleine Eva hast natürlich das Polißeibuch."

Eva senkte den Kopf; es sah aus als ob sie gleich weinen würde.

„Never mind, ducky. Es ist ein schändliches Idea von Miß Prager, das ist es! Sieh, ich werde nun auch Deutsch sprechen wie ein Native — Ein-ge-bor-ner, meine ich. Es macht mir gar keine Mühe."

„O, du kannst alles, was du willst."

„Sogar in Deutsch Gedichten machen," lachte Grace, zeigte rückwärts und deklamierte:

„Die braven Tieren ßwei und ßwein
Gehn in Noahs Kasten ein,
Sßu allerleiß, in schwarz und grau,
Kommt Poß, der Bär, und auch Miau."

Bär und Miau waren die Namen, mit welchen die Vorsteherinnen, das wohlgenährte Fräulein Potz und die hagere Miß Prager, heimlicherweise beehrt wurden. Kein Wunder, daß Graces Vers ein helles Gelächter verursachte.

„Aber Eva, wie unweiblich!" rief Miau vom Ende des Zuges.

Zum Glück war man am Ziele, schnell brach der Herbstabend herein, und die junge Gesellschaft saß sehr bald sittsam im erleuchteten Schulsaal vor Heften und Büchertürmen. „Surveillance" hieß die Losung, und Miß Prager bekleidete das Wächteramt in dieser Woche. Ihr entging kein ungehöriges Flüstern, keine Hand- und Fußbewegung, die nicht zu den strengsten Regeln von Fleiß und Anstand paßte. Ihre Brillengläser funkelten im Gaslicht bald hier bald dort über den gesenkten Häuptern ihrer Untergebenen. Nicht einmal ein unschuldiges Brieschen konnte man schreiben. Und der Abend war so lang, und der „Otto" so langweilig! —

„It is killing!" dachte Grace, lehnte sich zurück und versuchte in der schwarzen Nacht hinter den Scheiben irgend einen interessanten Punkt zu entdecken.

„Grace, schließe die Läden an deinem Platz. Es ist das nicht wieder zu vergessen," bat Miau mit sanfter Stimme.

Grace erhob sich — im selben Augenblick aber geschah etwas Unerhörtes: es wurde finster im Schulsaal, stockpechfinster! —

Verschwunden war Miß Pragers wohlfrisiertes Haupt, verschwunden aber auch alle Feierlichkeit und Stille der Surveillance. Das kreischte, lachte, drängte sich über- und durcheinander, das polterte mit umgeworfenen Stühlen, tappte in des lieben Nächsten Gesicht und an den Wänden entlang.

„Ruhe!" rief Miau. „Es ist das Gas, es ist nur das Gas!"

„No Miss, no! o dear, es ist das Ende von die Welt!" rief ein ängstliches Stimmchen aus der Unterabteilung, und dies Wort wirkte wie ansteckendes Gift. Nun war kein Halten mehr, alles drängte zur Thüre, aber auch die Flur war dunkel. Miß Prager hatte glücklich den Klingelknopf gefunden, das elektrische Geläute rasselte durchs Haus, aber kein Dienstmädchen erschien. Dagegen hörte man aus den unteren Räumen, sowie von der Straße her lautes Stimmengewirr.

„Es ist das Gas!" versicherte die Vorsteherin in den höchsten Tönen, und es war in der That das Gas, das durch irgend ein Mißgeschick plötzlich in der ganzen Bismarckstraße versagte.

„O Pa! o Ma! o Johnny! o Miss Prager. wir gehen alle ßu sterben!"

„Unsinn, Ellen! Wie kannst du nur so einfältig sein! Holt eure Schlafstubenkerzen."

Auf Lampen war man nicht eingerichtet, und so tasteten sich die Pensionärinnen zu dem Flurtisch, wo der Lichtervorrat samt Zündhölzern bereit stand.

Nur Eva suchte ihre Kerze nicht bei den Übrigen, sondern in der ganz am Ende der Hausflur gelegenen „Garderobe.“ Denn — es muß bekannt werden: Eva Martin bezahlte nur den halben Preis und schlief infolgedessen auch nicht in einem der lustigen Säle des zweiten Stockwerks, sondern zusammen mit Miß Brik, einer ältlichen Engländerin, welche eine Art von Untergouvernante vorstellte, in einer Dachkammer.

Eva war aufgeregt. Mit siebzehn Jahren träumt man sich mit Wonne in irgend etwas Absonderliches hinein, und glaubte Eva auch nicht an den eben verkündeten Weltuntergang — ihr Herz klopfte doch erschrocken und erwartungsvoll. Hastig öffnete sie die Garderobenthüre. Es war Mondlicht an dieser Seite des Hauses und — fast hätte Eva laut aufgeschrieen vor Überraschung — da stand ja Grace, ihre geliebte Grace, und neben ihr ein schlanker junger Engländer im Cricketanzug!

Sie flüsterten und kicherten und — ja, er hatte höchst vertraulich den Arm um sie gelegt!

Eva war so namenlos erstaunt, daß sie gar nicht daran dachte die Thüre fest zu halten. Klatschend fiel sie hinter ihr ins Schloß.

Die beiden stoben auseinander. Aber Grace fand ihre Gemütsruhe wieder, sobald sie Eva erkannte. „Es ist nur du! O, ich weiß, du erzählst nichts, Eva, denn du liebst mich, nicht wahr? — Und dies ist ja nur mein Vetter Charley, einer von den Klinger-boys.“

„Pensionat Klinger“ hieß ein großes Knabeninstitut, das, zum Schmerze sämtlicher Pensionsmütter der Bismarckstraße, mitten in ihrer holden Weiblichkeit sein Dasein führte.

Charley, der Klingerboy, schüttelte Eva die Hand wie einer alten Bekannten. „Es war ebenso Nacht bei uns wie in hier,“ sagte er gemächlich.

Grace unterbrach ihn: „Und da dachte er, es ist netter, wenn bei dem Ende der Welt zusammen sind, die sich zusammen lieben, klimmte über die Hecken, und hier ist er.“

„Bitte, wachen Sie die Thüre,“ bat Charley treuherzig, und bebend stand Eva auf ihrem Posten, während er mit Grace auf die Galerie trat, die an der Rückseite des Hauses entlang lief. Dort gab's noch ein eifriges Wispern und einen Kuß — einen wirklichen, hörbaren Kuß! Dann schwang Charley sich über die Brüstung und war weg.

Und war ein großes Glück, denn im nächsten Augenblick steckte Miß Prager den Kopf zur Thüre hinein und sagte sehr sanft und sehr vorwurfsvoll: „Aber Eva! Wo bleibst du so lange? Alles arbeitet schon wieder, nur du mußt natürlich noch fehlen!“

Grace war in den Schatten des Mantelrecks getreten und wurde nicht entdeckt. Als Eva schon eine gute Weile vor ihrem, von Kerzenlicht bestrahlten Geographiebuch saß, trat das schöne Mädchen, tadellos glatt gekämmt, vollkommen ruhig und behaglich ins Schulzimmer. Sie that, als höre sie Miaus Begrüßung: „Endlich, Miß Grace!“ durchaus nicht. Aber mehr als einmal flog an diesem Abend ein Blick ihrer hellen Augen zu Eva, und Eva zitterte in unheimlicher Glückseligkeit. —

Endlich erklang die „Theeglocke.“ Endlich geruhten die Gasflammen wieder zu erscheinen, und ehrbar saß die vor kurzem noch so aufgeregte Mädchenherde bald im Speisesaal an zwei weißgedeckten Tafeln. Gegen Schluß der Mahlzeit verkündete Miß Prager: „Morgen also beginnt der Unterricht in Religion, Litteratur- und Kunstgeschichte bei Herrn Doktor Franke. Wir erwarten, daß ihr demselben die größeste Aufmerksamkeit entgegenbringt. Wahrscheinlich werdet ihr euch im späteren Leben noch glücklich schätzen, zu den Schülerinnen eines solchen Lehrers gehört zu haben. Doktor Franke ist ein bedeutender Mann, dem eine große Zukunft prophezeit wird. Er ist nur vorübergehend hier, und wir genießen eine besondere Bevorzugung —“

Fräulein Potz räusperte sich: „Dank der freundschaftlichen Beziehungen, die ich zu seiner Familie habe,“ sagte sie in gemütlichem Baß.

„Jawohl — dank Fräulein Potz' Beziehungen. Im übrigen unterrichtet Doktor Franke nämlich nur an Gymnasien und Knabeninstituten,“ schloß Miß Prager ihre schöne Rede.

Feierliches Schweigen folgte. Nur hinten am „Kleinen Tisch“ wurde die brotschnei-

dende Stubenälteste angefleht: „Lottie, dick! Sehr dick, bitte!“

„Noch eins,“ begann Miß Prager mit niedergeschlagenen Augen, ihren Thee umrührend: „Doktor Franke wird die Mädchen aus der Oberklasse Fräulein nennen. Ich bitte, sich demgemäß benehmen zu wollen.“

Grace machte ihr schlauestes Gesicht: „O! ich sehe,“ tuschelte sie ihrer Nachbarin zu: „er ist junger als Miau ihn liebt zu haben, und dies Fräuleinsagen soll ihm eine Fernung von uns geben. O! o!“ —

Ob dieser Offenbarung erhob sich ein so ansteckendes Geflüster und heimliches Lachen, daß der Thee mit einem „Bärengebrumm“, wie man Fräulein Potz' Ermahnungen schmählicherweise zu nennen pflegte, endigte.

Eva lag an diesem Abend noch lange wach und sah das Mondlicht von einem der kleinen Dachfenster zum andern gleiten. Als sie endlich dem löblichen Beispiel von Miß Brik folgte und einschlief, da träumte sie — nicht von Grace und Charley, sondern von „zu Hause“. In glückliche Tage träumte sie sich zurück, Tage, lang ehe die Mutter jene Anzeige aus der Zeitung geschnitten hatte, aus welcher zu ersehen war, daß in einem der feinsten Residenzpensionate eine junge Deutsche gegen Zahlung des halben Preises freundlichste Aufnahme finden werde und nur die Verpflichtung habe, in den Tagesstunden Deutsch zu reden und den Vorsteherinnen ein wenig bei der Aufsicht behilflich zu sein. — Eva träumte, daß die Mutter ihr den Gutenachtkuß gäbe. Die gute Mutter! Das that sie Abend für Abend bei ihrer Ältesten noch wie bei den „Trabanten“ in der Kinderstube. Und ein anderes Küssen war das, als wenn Fräulein Potz und Prager ihren Pflegebefohlenen allabendlich die Wange reichten! Freilich — man muß gerecht sein — Frau Pfarrer Martin hatte auch nur zwei Töchter, Töchter, die vom ersten Schrei an ihr eigen waren, und nicht zwei Dutzend aus aller Herren Länder zusammengeschneite, wie die armen Pensionsmütter! —

Im Traum sah Eva in die lieben Mutteraugen. Dann lag sie still und lauschte dem wohlbekannten Schritt. Nein! Was war das? Sie träumte ja nicht mehr, sie wachte! Aufrecht saß sie in ihrem schmalen Bett und hörte wirkliche Schritte auf der Treppe, elastische, männliche Schritte, die sich schnell aufwärts bewegten.

Es huschte ein Lichtstreif unter der Thüre her, sie wurde geöffnet — auf der Schwelle stand ein großer, schwarzbärtiger Mann! —

Über dem einen Arm hing ihm eine Reisedecke, mit dem anderen hob er einen Leuchter. Hell fiel der Schein auf Evas erschrecktes Gesichtchen, auf ihre gefalteten Hände.

„O nein, nein! Bitte nicht!“ rief sie atemlos.

Im nächsten Augenblick war der Eindringling verschwunden, die Thüre schloß sich.

Im anderen Bett aber richtete sich Miß Brik nun auf und sagte mit hohler Stimme: „Eva! that was a man!“

Ja — ein Mann! Man merkte es noch an dem kräftigen Schritt, der in dem, an der anderen Seite des Hauses befindlichen Giebelzimmer verhallte.

„O! o! how dreadful!“ stöhnte Miß Brik, und erst als von drüben weder Mordgeschrei noch Brandgeruch zu spüren war, und Eva zum drittenmal versichert hatte, daß sie den Schlüssel ganz bestimmt umgedreht habe, beruhigte sich ihre geängstete Seele. Am Morgen aber wurde das nächtliche Erlebnis, natürlich noch vor dem Frühstück, brühheiß berichtet und erregte gebührendes Aufsehen. Das Stubenmädchen wurde ausgefragt und erzählte: „Es wird der neue Doktor gewesen sein, der ist gestern um Zehne hier angekommen. Die Fräuleins wußten es wohl, haben ja noch 'n warmes Abendessen zusammen verspeist. Aber daß seine Wohnung noch nicht frei war, das wußten sie allemal nicht, und weil Fräulein Potz sagte, sie hätten ja Raum die Menge, und er sollte partout nicht ins Hotel, mußten wir dann noch schnell oben alles zurechtmachen. Fräulein Prager hat sich recht geärgert.“

Davon gewahrte man nun freilich nichts, als der Vielbesprochene gleich nach der Schulandacht den gesamten Zöglingen und den dreißig Tagschülerinnen vorgestellt wurde. Die Pensionsmütter lächelten beide so gewinnend, daß Doktor Franke mit seinem ernsten, sonnengebräunten Gesicht fast finster neben ihnen aussah. „Ja, er ist der Mann!“ dachte Eva und wurde rot bei der Erinnerung.

Die erste Stunde begann. „Kunstgeschichte in der Oberklasse."

Fräulein Potz blieb, mit einem Häkelzeug bewaffnet, seitwärts vom Lehrpult sitzen. Das that sie oder ihre Kollegin jedesmal „zur Ermutigung neu eintretender Kräfte." Doktor Franke aber warf keinen einzigen fragenden Blick auf sie, wie es sonst die „Neuen" zu thun pflegten. Er unterrichtete frischweg, als sei überhaupt keine Vorsteherin in der Welt.

„Sie wissen mir etwas zu sagen über die Ausgrabungen in Pergamon?" fragte er Eva, deren Gesicht bald leuchtete vor Eifer. Aber als sie nun aufstand, ruhten seine Augen mit einem Blick des Wiedererkennens auf ihr. Lächelte er nicht auch? —

„O! he is good looking! Wonderschön!" flüsterte Grace begeistert.

„Wie heißen Sie?" fragte er Eva, die vor Verlegenheit glühte. Und lächelte er nun nicht wirklich? — Die arme kleine Eva! Was schwirrte nicht alles durch ihren Kopf! Der Eindringling von gestern Nacht, Graces Gewisper, Miß Pragers Rede am Theetisch — „wie heißen Sie?" fragte der Doktor zum zweiten Mal, und — „Fräulein Martin" sagte Eva hastig.

Ja — nun lächelte er ohne Zweifel! Und es war ein feines, sarkastisches Lächeln, das Eva durchs Herz schnitt. Dazu das Gekicher der Mitschülerinnen, Fräulein Potz' drohendes zornrotes Gesicht — Eva war wie erstarrt, und was sie wußte vom Altar zu Pergamon, erfuhr keine Menschenseele, obgleich Doktor Franke wohl eine Minute lang darauf wartete. Eine entsetzliche Minute! Seine Augen schienen sie durch und durch zu sehen; sie fühlte es, obgleich sie mit tiefgesenkten Wimpern dastand, unfähig zu sprechen.

„Setz dich!" rief Fräulein Potz.

Sie gehorchte stumm, und der Doktor richtete seine Frage an Grace Justice. Zum Glück schellte es sehr bald, sonst hätte Eva das gethan, was sie um keinen Preis thun wollte: vor versammelter Klasse geweint. So folgte sie schweigend dem Wink, den Fräulein Potz ihr sofort erteilte, und stand, immer noch stumm, im Salon vor dem Richterstuhle der Gestrengen. Man ersparte ihr nichts. Aber die Worte: „Albernheit, Arroganz, unerhörte Beschränktheit" rauschten nur so an ihr vorüber. Erst als Miß Prager hinter dem Vorhang, der die Thür zum Schlafgemach verhüllte, hervorkam und tiefbetrübt sagte: „Eva, Eva, welchen Eindruck wird Doktor Franke von dir haben! Nichts berührt unangenehmer als lächerliche Anmaßung eines jungen Mädchens," — erst da stürzten die langbekämpften Thränen hervor, und Eva schluchzte: „Ich war ja nur so verwirrt, ich weiß selbst gar nicht — ich glaube es kam von dieser Nacht — es ist mir ja sonst ganz gleich."

Allein solch ein unlogischer Satz wurde nur als „leere Ausrede" bezeichnet, und nachdem Fräulein Potz noch zornig verheißen hatte: „Es ist zu überlegen, ob du nicht zur Strafe von sämtlichen Lehrkräften beim Vornamen und Du genannt wirst," entließ man die Verbrecherin in großer Ungnade.

Als Eva zehn Minuten später im Salon das gehaßte „Politzeibuch" abgeben mußte und an der Thüre zauderte, weil sie sich fürchtete, mit ihrem verweinten Gesichte vor Doktor Franke zu treten, dessen Stimme sie drinnen zu erkennen glaubte, hörte sie deutlich, wie Miß Prager sagte: „Sie können das Mädchen unmöglich schon richtig beurteilen; ich versichere Sie, sie ist ein eitles, störriges Ding und muß geduckt werden."

War es Mitleid mit Evas kummervollem Gesichtchen, daß Doktor Franke sie in der folgenden Stunde in einem achtungsvollen, vorsichtigen Ton fragte, oder war auch dieser Ton ein geheimer Spott für das „Fräulein" Martin? —

Wunderbar! Bald vergaß sie darüber nachzudenken. Was war das für ein Unterricht! Ihre ganze Seele war dabei, ihre Antworten kamen immer freudiger, immer ursprünglicher. Der Doktor mußte den Unterschied merken zwischen einem deutschen Pfarrerskind und den englischen Ladies, die, auch durch die Sprache gehemmt, oft sehr gleichgültig vor ihren Pulten saßen. Nur Grace that ihr Bestes, und sie war ein hochbegabtes Mädchen, das mußte der Doktor ebenfalls bald entdecken. Sie hatte eine kühne Art — nicht etwa zu antworten — sondern Fragen zu stellen, Fragen, die von Scharfsinn und Interesse zeugten, Fragen, denen gegenüber selbst ein so „bedeutender Mann" wie Doktor Franke sich wappnen mußte.

Eva wußte kaum, war sie glücklicher

über Grace, über den Doktor oder über sich selbst. Sie empfand nur, daß sie unbeschreiblich glücklich war solange die Stunde währte, dann aber — ja, dann fielen sie über sie her, die unbarmherzigen, lustigen Genossinnen: „Fräulein! Fräulein Martin! Darf ich die Ehre haben, Ihnen ein Brödchen anzubieten? Schönes Fräulein, haben Sie Ihre Geographie gelernt? Fräulein, hat der Bär dir gebissen? Hat Miau dir gekratzt?" — So scholl es von allen Seiten, und von diesem Tage an hieß Eva unwiderruflich „das Fräulein." Jeden andern Necknamen hätte sie lieber ertragen als diesen, der sie an einen so peinlichen Augenblick erinnerte. Was fragten die Pensionärinnen danach? — o, Mädchen sind grausam, grausamer als Knaben, wo es aufs Necken ankommt!

Was fragten sie danach, daß der Engel Heimweh, der schon längst hinter der kleinen Eva hergegangen war, nun seine dunklen Schwingen fest und fester um sie schlug? — Eva war nie eine der gesuchten Persönlichkeiten gewesen, schon das Polizeibuch hatte dies verhindert. Nun wurde sie immer einsamer. Ja, auch Grace, ihre geliebte Grace, war verändert. Merkwürdig! Je lebhafter und eifriger sie sich in Doktor Frankes Stunden zeigte, desto kühler und gleichgültiger war sie zu der kleinen Deutschen, die sie doch so glücklich machen konnte durch ein einzig freundlich Wort.

Eines Tages wollte sich Eva nach Schluß des Unterrichts ein Buch aus dem Schulzimmer holen und fand Grace auf dem Katheder, beschäftigt ihr Medaillon mit den Fetzen eines Papierchens auszupolstern, das Doktor Franke während der letzten Stunde zwischen seinen Fingern fast zerrieben hatte.

„Aber Charley?!" fragte Eva erstaunt, als Grace höchst befriedigt ihr Medaillon zuknipste.

„O du kleines Gans! Was thut es dem Doktor, wenn ich habe ein kleine Flirtation mit mein Vetter?"

Seitdem war es Eva sonderbar bang ums Herz, sobald sie Grace außer der Schulzeit neben Doktor Franke sah, und das geschah recht häufig. Bald hatte sie eine Frage zu stellen, bald ihm eins der klassischen Bilder zu zeigen, die sie sich kaufte, bald forderte sie seine Kritik durch irgend eine übertriebene Behauptung heraus.

Mit Eva wechselte er nie ein Wort in der Freizeit. Aber beim Unterricht — war da nicht von Auge zu Auge, von Seele zu Seele eine unsichtbare Brücke? — Jene Stunden wenigstens waren für Eva heimlichen Glückes voll.

Es währte natürlich nicht lange, so munkelte man im Pensionat: Grace Justice und der Doktor! Selbstverständlich drang das Gerücht auch bis in den Salon, und als Grace eines Morgens über heftige Erkältung klagte, wurde sie sofort zu Bett befohlen, der Arzt geholt, und ihr Zustand so bedenklich gefunden, daß mehrere Tage Liegenbleiben unvermeidlich schienen. Eine der im Schulzimmer eingerahmten Vorschriften lautete: „Kranke Schülerinnen werden nur nach eingeholter Erlaubnis und für die Dauer einer Viertelstunde besucht." So mußte denn die arme Grace sehr viel allein sein. In drei Tagen sah Eva die schwärmerisch Geliebte nur zweimal fünfzehn Minuten. Das war — trotz Graces schroffem Wesen — ein bitteres Entbehren für das Pfarrtöchterlein, und sehnsüchtig huschte es eines Abends in der Dämmerung an der Krankenzimmerthür vorüber. Da öffnete sie sich, es fuhr ein Arm durch die Spalte, griff nach Eva und zog sie herein. Grace stand vor ihr, stand da, wie ein schöner weißer Geist, küßte sie, wie sie es lange nicht gethan und rief: „O! Sie lassen mich hier sterben vor Langeweile! Eva, du mußt etwas für mich thun, willst du?"

Ja, sie wollte und hörte Graces Auseinandersetzung aufmerksam zu. Da war ein Briefchen mit der Aufschrift: „Bismarkstraße!" Das sollte sie morgen auf dem Wege zur Musikschule dem Veilchenjungen an der Anschlagsäule geben. Sie konnte es ja so hübsch unbemerkt, denn auf ihres Vaters Wunsch hatte sie Unterricht im Orgelspiel, und diese Stunden ließen sich nicht an den Nachmittagen abmachen, an welchen die übrigen Zöglinge zur Musikschule geleitet wurden. Eva hatte zweimal wöchentlich einen einsamen Weg dorthin. So mochte sie denn auch leicht am nächsten Tage ein Veilchensträußchen von dem bewußten Jungen kaufen. „Und unter dem Szilwerpapier werde ich dann finden, womit er mir meine Langeweile tatet," lachte Grace.

„Wer?“ fragte Eva, und ihr Herz klopfte unverantwortlich.

„Charley, of course!“

„Aber — liebst du denn nicht Doktor Franke?“

„Unsinns! Was thut es Charley, wenn ich habe ein kleine Flirtation mit dem Doktor?“ —

Nun war Eva ganz am Ende ihrer Weisheit. Grace war ihr die reine Sphinx geworden, aber eine Bitte abschlagen konnte sie ihr nicht und führte gewissenhaft alles aus, wie Grace es vorgeschrieben hatte.

Nur — — es steckte kein Brieschen unterm Staniolpapier! —

Grace war außer sich, schalt auf Charley, auf den Veilchenjungen und schließlich auch auf die ganz verwirrte kleine Eva, die „natürlich irgend eine Dummheit“ angerichtet haben mußte. Wäre Grace nicht wirklich noch ein wenig krank gewesen, sie hätte sich jetzt krank geärgert. Und daß sie krank war, eben das war auch so widerwärtig! Gerade in dieser Zeit, dem interessantesten Stückchen des ganzen Jahres! Die Luft im Pensionat schwirrte von Geheimnissen und Erwartung, es war Advent, und obendrein sollte der Tag des Schulschlusses, der mit Fräulein Potz' Geburtstag zusammenfiel, glänzend gefeiert werden. Musikalische und andere Aufführungen wurden einstudiert. Sämtliche Lehrer und Lehrerinnen des Instituts sowie die Eltern und Freunde der Tagschülerinnen wurden eingeladen. Schon veränderte der Eßsaal im Erdgeschoß sein nüchternes Gesicht, denn in ihm sollte heut Abend das große Festmahl stattfinden. Und das Glanzstück der Veranstaltungen war ein Melodram, betitelt: „Das Glöckchen von Innisfär.“ Doktor Franke hatte den musikalischen Teil übernommen, Eva, deren Stimme und Aussprache er für die einzig geeignete erklärte, die Deklamation.

Es ist eine einfache, rührende Geschichte, die vom Glöckchen zu Innisfär: Ein kleines Mädchen sitzt in der Christnacht am Bett der sterbenskranken Mutter. Im Fiebertraum erwähnt diese das Glöckchen der verfallenen Waldkapelle, von dem die Sage geht, daß, wenn es in der Heiligen Nacht vorm zwölften Glockenschlag geläutet werde, jeder Kranke, der seinen Schall vernehme, gesunde. — Das Kind macht sich auf, läuft vorüber an den Häusern des Dorfes, in denen Weihnachtsbäume strahlen, den einen heißen Wunsch im Herzen, der Mutter zu helfen. Gefahr auf Gefahr entrinnt es unterwegs in ahnungsloser Unschuld; die Dorfglocke schlägt elf und weiter, endlich, gerade vor zwölf, hat es sein Ziel erreicht — da flattert das abgerissene Glockenseil hoch oben im Winde! — Das Kind aber kniet nieder und betet, Christkindchen möge nun selbst die Glocke läuten, der armen Mutter helfen — „ich heiß' ja, wie deine Mutter hieß!“ Und siehe: von Engelshand berührt, schwankt das Glöckchen, bebt und läutet, und — „die Mutter wird gesund zur selbigen Stund.“

Das waren Glückstage, an denen Eva neben dem Doktor stand, ihre weiche Stimme seinem Spiel anschmiegte, in seinen Augen Freude und Verständnis las und zu Zeiten ganz vergessen konnte, daß Miß Pragers blanke Häkelnadel im selben Zimmer rastlos auf und niederfuhr. Und die arme verbannte Grace hatte keine Ahnung von all der heimlichen Wonne! Eva fühlte sich oft ganz schuldbewußt, wenn sie es bedachte, und konnte doch kein Wort von ihrer stillen Glückseligkeit verraten.

„Und nicht sogar herunter zum großen supper soll ich, weil ich habe dies bißchen rot in mein Hals!“ rief Grace und schleuderte das unglückliche Veilchensträußchen ans andere Zimmerende.

„Ich will sorgen, daß du von allem mitbekommst,“ tröstete Eva.

Grace sah sie entrüstet an: „Fiddlesticks! Es ist nicht Süßigkeiten, was ich brauche, I want some fun and a letter! Höre!“ fuhr sie plötzlich herum, „geh in die Garderobe, Eva, und sich, ob nicht ein Brief ist unter einem Blumentopf auf der Galerie.“

Eva nickte. Was hätte sie nicht gethan, um Grace nur halb so glücklich zu machen, als sie selbst es heute war? — Aber auch unter den Blumentöpfen fand sich kein Brief. Sie kniete am Boden und suchte, ob er sich nicht dorthin verirrt habe. Da — was knackte zu ihren Füßen, im Geländer? Was schwang sich hinüber und stand vor ihr? — Der leibhaftige Charley, der „Klingerboy!“

„Wie ist Grace?“ fragte er, noch atemlos vom Klettern. „O, ich war so böse,

wir hatten Schlittschuhlaufen statt Spaziergang heute; und ich konnte den Veilchenjungen nicht treffen. Hier ist mein Brief, es war seit gestern in meine Tasche. Geben Sie es ihr mit dies" — er zog ein niedliches Kästchen, das nach Chokolade duftete, aus seiner Joppe, „and tell her, please —" der Rest aber war Schweigen, Wegstürzen — Verschwinden. Denn — o Graus! — In der geöffneten Thür erschien plötzlich, das helle Gaslicht hereinlassend, Miß Prager! —

Sie sprang auf Eva zu, faßte sie an der Schulter und schüttelte sie nicht eben sanftmütig. Wo war ihre würdevolle Ruhe? Ihre zarte Ausdrucksweise? — „So! Da haben wir die Bescherung! Ich traute dir schon längst nicht mehr, mit deinem verträumten Gesicht, du! Du bist ja eine ganz undankbare Kröte, eine falsche Schlange bist du! Bezahlt den halben Preis, und fängt mir hier Liebschaften an! Hier, im feinsten Pensionat auf der ganzen Bismarckstraße —" sie schnappte nach Luft, ungerührt von dem starren, erschrocknen Blick aus Evas Kinderaugen. „Her mit dem Liebesbrief! Her damit, sage ich! Er ist gar nicht an dich? — Das wollen wir doch gleich sehen!"

Und sie sah es!

Mit der einen Hand ihr zitterndes Opfer immer noch an der Schulter haltend, stand sie unterm Flurlicht und las laut und höhnisch: „‚Meine liebe Schönheit mit die blauen Augen!'" Ein scharfer Blitz der Brillengläser zu Eva hin — „Natürlich, sie sind blau! — Also: ‚Meine liebe Schönheit mit die blauen Augen!' Sie sehen, ich weiß ebensowohl Liebe zu machen in Deutsch wie Sie es wissen. Ich war entzückt über endlich ein Brief von mein Schätzchen. So traurig, daß Du stets so gefangen sein mußt bei den alten Hexen —' Miß Prager sah, Gerechtigkeit flehend zum Plafond — ‚geht es nicht sich zu sehen heut Abend wenn der Bär hat sein Geburtstagsfutter? ich werde warten auf den alten Platz von sieben bis ein halb nach. Ich brauche ein süßen Kuß für mein feines deutsches Brief, do'nt I? ever your own loving Charley.'"

Könnten Blicke vergiften, Eva wäre jetzt gestorben! So aber atmete sie weiter, hörte wie geistesabwesend noch eine Anzahl bittrer Vorwürfe, fühlte wie das verräterische Wort: „Es ist ja Grace!" in ihrem Herzen heiß emporquoll, schloß die Lippen nur um so fester und wurde so, „eine ganz verstockte Kreatur," von der erzürnten Dame in ihr Dachkämmerchen befördert.

„So! Hier bleibst du, wäschst dir dein abgeküßtes Gesicht, ziehst dein weißes Kleid an und wartest, bis ich dich hole." —

Schluchzend warf Eva sich auf ihr Bett. Das also war der Abend, auf den sie sich seit Wochen freute! —

Als Miß Prager zurückkam, fand sie ein blasses Kind mit tiefliegenden verweinten Augen; aber das weiße Kleid saß tadellos, dazu der Kranz von Tannengrün im braunen Lockenhaar — die Vorsteherin nickte befriedigt.

„Daß du mir nun nicht etwa stecken bleibst, hörst du? Ich verlange, daß du durchkommst. Das Übrige werden wir morgen erledigen."

Nun stand Eva im festlich erleuchteten Saal neben dem Flügel, vor dem Doktor Franke schon Platz genommen hatte. Sie stand mit gesenkten Wimpern, und ihre Stimme klang so seltsam verschleiert. Der Doktor unterbrach sein Spiel sekundenlang und sah sie überrascht an. Kein Blick gab ihm Antwort. —

Nicht sehr laut, aber mit rührendem Pathos sprach Eva weiter. Er sah sie ängstlich an — kein Blick. — Er sah sie an, so ernst, so warm — — da begegneten sich ihre Augen.

Im Nebenzimmer schlug die Dorfglocke, die ein biederer Zuckermörser vorstellte, soeben dreizehn statt zwölf. Aber das war es nicht, was Eva so fassungslos machte. Sie wiederholte den kaum gesprochenen Vers — stockte, und — brach in Thränen aus.

„Ich glaube, sie ist nicht wohl, Fräulein Prager," sagte der Doktor, seinen Stuhl zurückschiebend.

Fräulein Prager näherte sich teilnehmend und führte sie hinaus. Fräulein Potz aber brummte sehr vernehmlich: „Unsinn, nicht wohl! Ich will Ihnen sagen, was sie im Kopf hat."

Miau sagte draußen ingrimmig nichts mehr als: „Du bist blamiert für ewige Zeiten," brachte Eva zurück in ihr dunkles Zimmer und schloß hinter ihr ab.

„Todunglücklich" — das war das einzige Wort für Evas Gemütszustand. Sie konnte





Der zaghafte Freier. Nach dem Gemälde von B. Vautier.

endlich auch nicht einmal mehr weinen. Still und erschöpft kniete sie in der finstern Ecke zwischen Bett und Schrank. Das Stubenmädchen kam, um Waschwasser zu bringen — sie rührte sich nicht und blieb ungesehen. Das Mariele war ja auch heute so besonders eilig; es lief so schnell wie möglich wieder unten ins Haus, wo es lustig herging. Lachen und Stimmengeschwirr klang ja bis in die Dachkammer, jetzt so viel lauter als vorher — Eva hob den Kopf — richtig! Mariele hatte die Thüre offen gelassen! —

Da richtete sie sich hastig auf, ein einziger Gedanke beherrschte sie, und der hieß: „Zur Mutter! Sie wird mir glauben, auch wenn ich Grace nicht verrate."

Sie nahm ihren alten Regenmantel aus dem Schrank und einen rosa Kopfschal — alle andern Sachen waren ja in der verhaßten Garderobe — huschte aus dem Zimmer, treppabwärts, unbemerkt, — aus der Hausthüre, die Straße hinunter. — Es steckte nur noch eine einzige Mark in ihrem Geldtäschchen. Das Christkind sollte neuen Vorrat bringen. Ob und wann heute noch ein Zug nach Waldkirchen fuhr, davon hatte Eva keine Ahnung. Allein, was that das? Es war ja nur vier Stunden Wegs bis nach Hause, Vater hatte es ihr oft gesagt; sie kannte die Fahrstraße — und bald eilte sie über den frischgefallenen Schnee auf derselben dahin.

* * *

Doktor Franke war sichtlich verstimmt. Zuerst hatte er Fräulein Potz Beschuldigung kräftig zurückgewiesen, als sie ihm aber in ihrem Eifer Charleys Brief zeigte, biß er sich auf die Lippe und schwieg. Es war Miß Prager durchaus nicht lieb, daß ihre Kollegin „wieder einmal losgepoltert" hatte. Dergleichen machte man besser in aller Heimlichkeit. Sie ärgerte sich außerdem über des Doktors Art die Sache aufzunehmen. Dieser dumme Mensch sagte nämlich im Tone tiefsten Bedauerns nichts als: „Das arme Kind! das arme Kind!" und sie, Potz und Prager, waren doch die Hintergangenen, die Bedauernswerten!

Nun legte sie ihm nichts in den Weg, als er, sobald die letzte Aufführung vorbei war, sich verabschiedete. „Ich will morgen mit dem Frühzug zu einem Freunde," entschuldigte er sich bei Fräulein Potz, die ihn gutmütig noch zurückzuhalten versuchte.

Als er draußen stand, schüttelte er sich wie einer, der sich von einer ganzen Staubwolke befreien möchte. Was war es nur, daß ihm die Welt so grau in grau erscheinen ließ? — Ein feindseliger Blick traf das „Institut Klinger" — „verliebte Laffen!"

— — — — — — — — — — —

„Um wie viel Uhr soll ich wecken?" fragte die Hauswirtin mit erhobener Stimme, nachdem zwei Angriffe auf „ihres Doktors" Hörfähigkeit nutzlos abgeprallt waren. Er saß schon über eine Viertelstunde müßig vor seinem Schreibtisch. —

„Wecken? — Ach so! Es ist nicht nötig, Frau Müller, ich gehe gar nicht zu Bett, habe zu arbeiten."

Warum arbeitete er denn nicht? —

Ein wenig später hatte er sogar sein Buch zugeklappt, war aufgesprungen, stand am Fenster und sah nach den Sternen.

„Ei was! Ich will mir's verlaufen. Wie oft habe ich als Student solch eine Winternacht durchwandert! Das thut gut, das befreit!"

Er schrieb einen Zettel für die Wirtin, die bereits in den Federn lag, packte seine Umhängetasche und schritt bald rüstig aus auf der menschenleeren Landstraße. Es war nicht kalt, doch hatte ein starker Schneefall der Gegend ein winterliches Ansehen gegeben. Immer noch rieselten die Flocken, und dies sanfte Hinsinken, dies kühle Berühren hatte etwas Beruhigendes für den einsamen Wanderer. In seiner Seele aber klang immerfort die Melodie des Glöckleins von Innisfär, immer wieder hörte er eine weiche Mädchenstimme, die flehte, wie durch verhaltene Thränen gedämpft:

„O Christkind du, im Himmelslicht,
Mach alles gut, ich kann es nicht!"

Und er, der Gelehrte und Doktor der Philosophie, fühlte in dieser Winternacht, daß er im tiefsten Grunde auch nichts war als ein hilfloses Kind, das all sein Fragen und Begehren hinbringen muß zu Ihm, der „unser Heiland selber" sein will, „die Thäler füllen aus, erniedrigen die Höhen." —

Der Morgen graute — das Glöcklein und die Stimme tönten fort und fort, da — er blieb stehen, als sei er verzaubert

— nein! Ein Zauber war es nicht, aber wie war es denn möglich? Dort saß auf einem gefällten Baumstamm am Wege, den Kopf an eine Pappel gelehnt, eine schlafende zarte Gestalt in dunklem Mantel — das Kind? — Nein! Sie selbst, Eva! —

Er kniete vor ihr, tief erschrocken und doch unsagbar glücklich. Er faßt ihre Hände, sie sind eisig kalt, aber sie zucken in den seinen. Er schaut in das reine, stille Gesichtchen: „Eva! Eva! Und ich glaubte, du hättest mich lieb!"

Da öffnet sie die Augen, noch wacht sie nicht, wie traumverloren sieht sie ihn an — ein Blick — und wieder senken sich die Lider. Aber die Lippen bewegen sich, und der große bärtige Mann neigt sich wie ein Dürstender sich neigt zur Quelle; ein Hauch nur sind die Worte, aber keins geht ihm verloren: „Du lieber, liebster Mann!"

Da umschlingt er sie mit beiden Armen, und nun wacht Eva auf, wacht auf an seinem Herzen, wacht auf von seinem Kuß. „Nein, nein! Wehre dich nicht, mein Liebling! Ich weiß, was ich weiß! Du hast mich lieb, sag' mirs noch einmal, ja? Mich und nicht den langen Engländer?"

„O, Herr Doktor!"

„Soll ich wieder Fräulein sagen? — Schnell nenne mich Leonhard und küsse mich, du böses kleines Schulkind du!"

Und sie that ihm den Willen. That sie es wie ein gehorsames Kind? — Nein, sie war kein Kind mehr, das fühlten sie beide, die glücklichen Menschen, die dort am Wegrand Welt und Zeit vergaßen.

Erstere aber, in Gestalt eines schmauchenden Fuhrmanns, der gewaltig mit der Peitsche knallte, machte sich bemerkbar, sobald die Frühsonnenstrahlen über den glitzernden Schnee huschten.

„Es wird Tag!" flüsterte Eva erstaunt.

„Jawohl, und hier können wir nicht Hütten bauen, Liebling. Was fange ich nur mit dir an?"

„O! Nur nicht wieder zurück ins Pensionat!"

„Nein, nie wieder in Sir Charlies gefährliche Nähe. Ich weiß was: Wir fahren sofort zu deinen Eltern; es ist kaum eine Viertelstunde von hier bis Neudorf, dort treffen wir den Frühzug, mit dem ich ja eigentlich nach Berge fahren wollte. Du hast es nun auf dem Gewissen, wenn deine zukünftige Frau Kollegin dort heute umsonst ihren Pudding einrührt. Sie erwarteten mich so bestimmt. Nun, sieh mich nur nicht so ängstlich an. Sie werden's schon verschmerzen; übrigens gibt es ja auch noch so etwas wie Telegraphendienst im deutschen Reich, nicht wahr? — Und wir beide fahren also nach Waldkirchen? Ist dir's recht?"

„O, Leonhard! Das Liebste auf der Welt!" ....

Nur eine Stunde später war es, da standen Pastor Martin und seine Frau auf der Schwelle ihres Pfarrhauses und schauten aus nach dem Briefträger. Sie hätten zu gerne vor der Kirche noch einen Brief von Eva gehabt. Die kleine Hexe fehlte einem an allen Ecken und Enden.

„Friedrich, es ist doch grausam, daß du sie nicht kommen lassen willst für die Ferien," sagte die Mutter.

„Ach was! Man muß alles einmal durchmachen, auch Weihnacht und Neujahr unter Fremden," entgegnete der Vater, sah aber noch eifriger als zuvor nach der Waldecke.

Man hörte Schritte.

„Da kommt er!" — Nein, der Briefträger war es nicht, — wer denn? — Die Pastorin griff vor Schreck nach dem Rockärmel ihres Mannes, — war das denn wirklich Eva, Eva im kurzen braunen Regenmantel, die da, Hand in Hand mit einem wildfremden Herrn, an den Tannen vorbeiging? —

Im nächsten Augenblick ließ sie ihn los und flog der Mutter entgegen: „O, Mutti, Mutti! Nun bin ich doch gekommen, und das ist — er —" sie brachte es nicht über die Lippen, Doktor Franke aber trat hinzu: „Das ist der Mann, der Ihr Kind lieb hat und auf Händen tragen möchte, durch Freud' und Leid, wie Gott es fügt," sagte er ernst, „vertrauen Sie mir's an?"

Die beiden waren starr vor Staunen. Eine solche Frage pflegt man ja auch nicht auf der Treppe zu beantworten. — Allein, als der Doktor fortfuhr: „Ich bin Evas Lehrer gewesen, Doktor Leonhard Franke," legte Pfarrer Martin ihm die Hand auf die Schulter: „Ein Sohn vom alten Franke aus Ehrenthal? — Stimmt? — Na, will-

kommen! Willkommen! Nur herein ins warme Nest, das Übrige findet sich." —

Ja, es fand sich! — Und es fand sich, daß der liebe Gott wieder einmal alles ganz wunderschön gefügt hatte; es fand sich, daß noch nie zwei Menschen und zwei Familien besser zueinander gepaßt hatten, als die, die das Glöckchen von Innisfär zusammenläutete. Es fand sich, daß niemand betrübt und zerknirscht war, als noch vor Wiederanfang der Schulzeit mit Evas Habseligkeiten ein Brief von Miß Prager an den Doktor anlangte, in dem sie erklärte, sie sehe sich genötigt, auf den Unterricht eines jungen Mannes zu verzichten, der so taktlos gewesen sei, sich auf offener Landstraße mit einer entlaufenen Schülerin zu verloben. —

Es fand sich endlich, daß zugleich mit diesem ein Brief von Grace an Eva eintraf, folgenden Inhalts:

„Eva Martin! Du bist das süßeste kleine Ente das ich denken kann! Warum verrateteſt Du mich nicht? Ich schäme mich kein fiddlestick vor Bär und Miau. Ich sagte ihnen natürlich alles alsbald ich erfuhr, daß sie so beastly zu Dir gewesen sind, und nun schicken sie mich natürlich fort und Charley muß auch zurück zu England. Hurrah! Und hurrah für Dich und Dein Doktor! Ich sah es gleich, er ist nicht für Flirtation, er ist zu deutsch. Vergiß es nicht, Eure Hochzeitsreise zu machen zu old England. Bis dann hoffe ich, daß ich ganz für gut verlobt bin mit Charley oder mit jemand anders.

Immer Deine Grace."

„Sie ist nicht so," sagte Eva entschuldigend, als ihr Bräutigam den kleinen Brief zerknitterte. „Sie weiß nur noch gar nicht, wie es ist — "

„Nun, was denn, du lieber Advokat?"

„Wenn man jemand so ganz für gut lieb hat," lächelte sie. „Ach, Leonhard, und sie ist so klug und schön und liebenswürdig, ich will sie nie vergessen, nie!"

„Und ich will Gott alle Tage danken, daß er mir zur rechten Zeit die Augen öffnete für meines Lebens wahres Glück."

Sie lehnte sich still an seine Brust. „Und die Hochzeitsreise?" fragte er und sah ihr in die Augen.

„Die machen wir nach Innisfär!"



Heckenrose.

(Abdruck verboten.)

Am staubigen Weg, am Grabenrand,
Vom Winde zerzaust, von der Sonne verbrannt,
Da blüht die Heckenrose.
Ihr Kleid ist schlicht, doch süßen Duft
Verhaucht in die leuchtende Sommerluft
Die Blüte, die flatternde, lose.

Das Haar zerzaust, von der Sonne verbrannt,
Mit bloßen Füßen und rauher Hand
Ein Mägdlein steht bei der Rose.
Ihr Kleid ist arm, doch glüht und lacht
Der Lippen Rot, der Augen Nacht
So lustig und so lose.

Ein kecker Bursch des Weges geht;
Beim Rosenstrauch er stille steht,
Schlägt lachend in die Blüten.
Die flattern zur Erde — ein trauriger Schwarm —
Ach Kleine, du bist so verlassen und arm!
Wer wird dein Herz behüten?

Friedrich Reifenrath.

Weihnachten am Kilimandscharo.

Von

Otto E. Ehlers.

(Abdruck verboten.)

Am 2. Oktober des Jahres 1888 hatte ich in die, am schneebedeckten Kilimandscharo, dem größten Bergriesen des dunkeln Kontinents, gelegene Station Moschi meinen Einzug gehalten und saß beim Sultan Mandara, dem Napoleon des Kilimandscharo, wie ihn ein englischer Missionar getauft hat, wie in Abrahams Schoß, während an der Küste der Araberaufstand in hellen Flammen stand und alle in das Innere vorzubringen versuchende Expeditionen an die Küste zurückgeworfen, versprengt oder vernichtet wurden.

Damals hatten wir Deutschen uns die Wadschagga noch nicht zu Feinden gemacht, der „Msungu" (Europäer) galt noch in diesem paradiesischen Lande gewissermaßen als ein unantastbares Wesen, und wenn er sich auch besonderer Wertschätzung nur deswegen erfreute, weil er, gleich dem guten Onkel, in der Regel Geschenke mitbrachte und man ihn fürchtete, da man ihn aller möglichen Zauberkünste für fähig hielt, hütete man sich jedenfalls, ihm zu nahezutreten und ließ ihn ungehindert im Lande umherreisen. Zwischen Mandara und mir bestand sogar ein geradezu freundschaftliches Verhältnis, welches ich dadurch, daß ich dem Fürsten des Landes niemals den ihm gebührenden Respekt vorenthielt und ihn nebenbei durch allerhand kleine Aufmerksamkeiten erfreute, von Tag zu Tag mehr befestigte. Ich leugne nicht, daß ich mir diese Freundschaft etwas kosten ließ. „Nur nicht kleinlich", das ist von jeher mein Grundsatz gewesen, und diesen brachte ich auch sowohl in Bezug auf die Geschenke, welche ich Mandara machte, als auch hinsichtlich der ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen zur Anwendung. Besuchte er mich, so kam es mir auf ein halbes Dutzend Salutschüsse mehr oder weniger ebensowenig an, wie auf einige Flaschen des dem Fürsten besonders zusagenden Getränkes, eines von mir bereiteten Gemisches von Wasser, billigem Cognak, Fruchtsaft und Zucker.

Auf diese Weise hatten sich unsere Herzen gefunden, wir hatten uns gegenseitig liebgewonnen. Mandara war für mich ein außerordentlich interessantes Beobachtungsobjekt, er war schlau, witzig und eine durchaus großartig angelegte Natur. Das zeigte er in allem, was er that, im Schlechten wie im Guten, in seinen Tugenden wie in seinen Lastern.

Ebenso wie ich ihm, erwies auch mir Mandara die mir seiner und meiner Ansicht nach zukommenden Ehren bei jeder passenden Gelegenheit, und er ließ es dabei nie an der nach afrikanischen Begriffen notwendigen Pulververgeudung, wie an Geschenken in Gestalt von vortrefflich gemästeten Buckelrindern, Fettschwanzschafen oder Ziegen fehlen.

Nahezu drei Monate hatte ich hier, fernab vom Getriebe der großen Welt, in entzückender Landschaft inmitten einer, mir im höchsten Grade sympathischen Bevölkerung, ein glückliches, sorgenloses Dasein geführt, als das Weihnachtsfest vor der Thüre stand.

Es war nicht meine erste Weihnacht, die ich im Auslande, getrennt durch hunderte von Meilen von der Heimat, verleben sollte, und wenn mir auch das Gefühl des Heimwehs im allgemeinen fremd ist, ja ich mich überhaupt im Auslande fast niemals nach Europa zurückgesehnt hatte — um die Weihnachtszeit herum überkam mich doch bisweilen eine eigenartige Stimmung, und ich sehnte mich dann zum mindesten nach gleichgestimmten Seelen, um nicht unter Larven die einzig fühlende Brust zu sein.

Auch für diese Seele war am Kilimandscharo gesorgt, denn in meiner Nachbarschaft hauste ein englischer Missionar, mehr allerdings als politischer Agent, denn als ein solcher des Christentums. Wir hatten von Anfang an in Frieden und Eintracht gelebt, er wirkte für England, ich für Deutschland, und trotzdem wir uns als Kolonialpolitiker gegenseitig keinen Bissen gönnten, als Menschen sahen wir uns unsere Wünsche dennoch an den Augen ab.

Ich lud also meinen Herrn Kollegen zu einer regelrechten Weihnachtsfeier ein und traf mit meinen beiden Dienern Almasi und Juma, sowie dem Koch Songoro, der sich zu meiner Freude als ein gottbegnadeter Kasserolenheld entpuppt hatte, die nötigen Festvorbereitungen. Im großen und ganzen war seit einigen Wochen Schmalhans Küchenmeister bei mir gewesen; denn da der Karawanenverkehr mit der Küste des Aufstandes wegen unterbrochen war und man nicht wissen konnte, wie lange diese Unterbrechung andauern würde, hatte ich mich hauptsächlich von den Produkten des Landes genährt, um alle Konserven wie sonstigen Leckerbissen für die zu erwartende Zeit der schweren Not oder für den Fall, daß ich mich einmal mit Mandara und seinen Getreuen überwerfen sollte, aufzusparen. Ich schwankte denn auch längere Zeit, ob ich den einzigen Schinken, der sich noch in meiner Speisekammer befand, opfern sollte oder nicht, als eines Morgens aus der unterhalb der Station gelegenen Thalschlucht nacheinander drei Schüsse knallten und gleich darauf Almasi mit der Meldung zu mir ins Zimmer stürzte, daß Extrapostboten von der Mission in Rabai mit zwei Kisten für mich den Berg hinauf kämen.

So war es, und eine Viertelstunde später standen auf meinem Weihnachtstisch mehrere Flaschen Champagner, Rheinwein und Portwein, verschiedene Büchsen Sardinen, Spargel und eingemachte Früchte sowie einige Dosen heimatlicher Leberwurst.

Unser Generalkonsul in Zanzibar, mein alter Jugendfreund Michahelles, sowie der mir ebenfalls befreundete englische Generalkonsul Evan-Smith und dessen liebenswürdige Gattin hatten meiner gedacht und die Mission veranlaßt, die Sachen so abzusenden, daß sie gerade am Weihnachtsabend in meinen Besitz gelangten. Neben diesen hochwillkommenen Geschenken erhielt ich noch einen ganzen Stoß Zeitungen und mindestens ein Dutzend Briefe von lieben Freunden in Zanzibar und aus der Heimat.

Selbstverständlich wurden die Postboten mit ganz besonderer Auszeichnung behandelt und ausreichend beschenkt, um sich verschiedene vergnügte Abende machen zu können.

Durch die unerwartete Spende war ich nun des größten Teiles der Sorgen eines Festordners überhoben, einige Dracenen, welche die Stelle des Christbaumes vertreten sollten, waren bereits von den Leuten herbeigebracht worden, und ruhig konnte ich somit meine Drehorgel hervorholen, um, durch Ableiern einer Anzahl Gassenhauer zu Nutz und Frommen der, bei den ersten

Tönen in Scharen herbeiströmenden Wadschagga meiner freudigen Stimmung Ausdruck zu verleihen. Gegen Sonnenuntergang wurden auf der Veste Mandaras ungezählte Salutschüsse — „zu Ehren des Geburtstages des Gottes der Europäer“, wie er mir melden ließ — abgegeben, die ich natürlich von meinen Askaris erwidern lassen mußte, sodaß es knallte, wie bei einem Kriegsmanöver, zumal auch der zwischen mir und Mandara wohnende Missionar sich nicht lumpen ließ und zeigte, daß die Engländer ihr Pulver noch nicht verschossen hätten.

Während des Salutfeuerns erschien Meli, der Sohn Mandaras, gefolgt von zweien seiner Brüder und dem Kriegsminister des Landes. Der damals etwa vierzehnjährige Fürstensohn, der heute durch seine den Deutschen gegenüber eingenommene feindliche Haltung und feinen Kampf mit der Bülowschen Expedition eine vielgenannte Persönlichkeit geworden ist, erschien mit den Festgeschenken seines Vaters, einem mit Bananen gemästeten wunderbaren Fettschwanzschaf, welches zweifellos auf jeder europäischen Mastviehausstellung prämiiert worden wäre, und sechs Paketen Stearinkerzen — etwa die vierfache Anzahl hatte ich dem leutseligen Monarchen bei meiner Ankunft von der Küste mitgebracht — sowie endlich einem herrlich gearbeiteten, von Mandara selbst geschmiedeten Speer.

Die Kerzen müsse ich, so bedeutete mir Meli, dem Befehle seines Vaters gemäß, alle zusammen am Abend anzünden und in mein Zimmer stellen, so sei es Sitte in Uleia (Europa), wie Mr. Fitch, der Missionar, ihm erzählt habe.

Meli war schon zu jener Zeit ein herrschsüchtiges Bürschlein, hatte eine außerordentlich hohe Meinung von seiner Stellung als Kronprinz und tyrannisierte, wenn sein Vater nicht in der Nähe war, seine zukünftigen Unterthanen, daß es eine Art hatte. Als ich dem alten Kriegsminister den einzigen Stuhl, den ich, außer demjenigen, den ich für meine Person reservierte, besaß, anbot, und er sich niedergelassen hatte, stieß ihn Meli zornig wieder herunter und setzte sich mit den Worten: „Mir gebührt der Platz“, an seine Stelle. Aber er war ein viel zu lebhafter Junge, um auch nur imstande zu sein, eine Minute sitzen zu bleiben. Sein Vater gestattete ihm nur selten, zu mir zu kommen, sodaß ein solcher Besuch für ihn stets eine Haupt- und Staatsaktion war, denn der „Msungu“ hatte immer wieder neue Merkwürdigkeiten zu zeigen, und an allerhand kleinen Geschenken fehlte es auch niemals. Am meisten interessierte den Jungen aber doch stets der Inhalt meiner Taschen, und er ruhte nicht eher, als bis er sie sämtlich durchstöbert hatte. Ich ließ ihn gewähren, da sein Gebahren mich amüsierte und er außerdem mir gegenüber nie den Gehorsam verweigerte. Schlank gewachsen wie eine Tanne, gewandt wie eine Eidechse, war er trotz seiner, auf Anlage zur Grausamkeit schließen lassenden Gesichtszüge ein netter Junge und nicht mit Unrecht der Stolz seines Vaters, nach dessen Ansicht, entgegen der meinigen, er sogar in Bezug auf geistige Begabung nichts zu wünschen übrig ließ. Als ich Mandara einmal sagte, ich hielte Meli für beschränkt, gab er, wie dies stets, wenn ihn etwas befriedigte, der Fall war, einen langgezogenen pfeifenden Ton von sich und sagte:

„Es ist gut für Leute, welche auf dem Thron sitzen, wenn sie Söhne haben, die dümmer sind als sie selbst.“

Die Gewandung Melis bestand ebenso wie die seiner Brüder aus einem mit roter Erde und Fett eingeriebenen, um die Schulter gehängten, aber vorn offenen Baumwolltuch mit Perlenbesatz. Um den Hals trug er eine Schnur himmelblauer, erbsengroßer Glasperlen, zu der ich ihm jetzt noch eine zweite von roter Farbe umhängte, worauf er sehr stolz zu sein schien. Dann bekamen sie alle, vom Kriegsminister bis zum jüngsten Prinzen, einige Fruchtbonbons in den Mund und ein Stück Seife in die Hand gesteckt und wurden mit Dank und besten Grüßen an Mandara entlassen.

Kaum war ich allein, als mir gemeldet wurde, Mr. Fitch, der Missionar, käme bereits gen Moschi gezogen und könne in zehn Minuten eintreffen. Schleunigst wurden nun die Fensteröffnungen mit bunten Stoffen verhängt, die sämtlichen von Mandara gestifteten Kerzen angezündet, der Tisch gedeckt, und für meinen Gastfreund ein paar kleinere Geschenke aufgebaut. Dann nahm ich an meiner Drehorgel Aufstellung, und als die Thür aufging, empfing ich Mr. Fitch mit dem, der Feierlichkeit des Augenblicks entsprechend

choralartig verlangsamt gespielten Traumwalzer aus dem „Feldprediger". Nachdem ich meine Geschenke überreicht hatte, und die Suppe, nebenbei bemerkt eine ganz vortreffliche, von der bewährten Frau Charlotte Erasmi aus Lübeck bereitete Krebssuppe, aufgetragen worden war, setzten wir uns zu Tische. Der Speisezettel war so reichhaltig und zivilisiert, wie in irgend einem Hause von Berlin W, und wir thaten denn auch allen von Almasi aufgetragenen Schüsseln die verdiente Ehre an.

Selbstverständlich hatte ich einer Flasche Champagner den Hals gebrochen und trank nun in perlendem Heidsieck das Wohl aller Lieben daheim, während mein temperenzlerischer Tischgenosse desgleichen in Himbeersaft mit Wasser that. Kein Wunder, daß er sich nicht in dieselbe Begeisterung hineinzutrinken vermochte, in der ich mich nach gründlicher Erledigung meiner Flasche befand, und schließlich nicht recht begreifen konnte, wie man im fernen Afrika am Heiligabend als gesitteter Abendländer sich so weit vergessen konnte, mit den Händen auf der Drehorgel einen Walzer zu spielen und ihn gleichzeitig mit den Füßen zu tanzen. So weit nämlich vergaß ich mich.

Erst nach Mitternacht trennten wir uns und wenn ich am folgenden Morgen ohne den geringsten Anflug eines Katzenjammers erwacht bin, so spricht das erstens für die Güte der mir gesandten Weine und zweitens für die Vortrefflichkeit meiner Gesundheit.

Als ich aus dem Hause trat, um den jungen Christmorgen zu begrüßen, drückte die, selbst im schwarzen Welttheil rosenfingerige Eos gerade ihren ersten Morgenkuß auf den schneegebleichten Scheitel des altehrwürdigen Kibo, gleichzeitig die Spitzen des wildzerklüfteten Kimawenzi vergoldend. Unten wallten dichte, milchweiße Nebelmassen über der wildreichen Massaiebene, in südöstlicher Richtung hoben sich die scharfen Konturen des prächtigen Ugenogebirges vom Horizonte ab, und weit, weit im Süden gewahrte man die schwachen Umrisse der Pareberge, während im Westen die unvermittelt aus der Ebene aufsteigende Riesenpyramide des etwa 4500 Meter hohen Meruberges in die Wolken ragte.

Vergebliche Mühe wäre es, zu versuchen, dem Leser dieser Zeilen die Großartigkeit des Bildes und der empfangenen Eindrücke zu schildern. Meine Feder wenigstens ist einer solchen Aufgabe nicht gewachsen.

Mit aufgehender Sonne wurde von den Askaris zur Feier des Tages an dem, vor meiner Wohnung stehenden Maste die große schwarz-weiß-rote Stationsflagge gehißt und dann sämtlichen Leuten ein volles Monatsgehalt als Festgeschenk ausgezahlt. Von den Eingeborenen erhielt ich meinerseits allerhand kleine Spenden, einen Topf mit wildem Honig, eine Schachtel mit krabbelndem Käfergetier, von einem meiner jungen Freunde, der mich zuweilen auf die Schmetterlings- und Käferjagd begleitete, für mich gesammelt, und einen mit Armen und Beinen der Länge nach an einem Stock festgeschnürten Affen. Natürlich mußte ich mich für alle diese Aufmerksamkeiten entsprechend revanchieren, und dieser Pflicht kam ich denn auch mit fürstlichem Anstande nach, um mich nach beendeter Gratulationscour in meine Hängematte zu legen und mich in die gestern angekommenen deutschen Zeitungen zu vertiefen, die mir das Neueste berichteten, was sich vor zwei Monaten daheim ereignet hatte.

Gegen 11 Uhr verkündete wohltönender Gesang das Herannahen eines Zuges von Kriegern Mandaras. In langer, schier endloser Reihe, hintereinander marschierend, ihre in der Sonne blitzenden Speere in den Händen, zogen sie auf hoher Berglehne entlang, der Station entgegen. Auf etwa 20 Meter herangekommen, machten sie Halt, sammelten sich und unternahmen dann unter lautem Kriegsgeschrei einen Scheinangriff, von meinen Askaris mit verschiedenen Gewehrsalven empfangen. Es war ein Bild von unbeschreiblichem Reize. Die nackten schwarzen Gestalten der wild heranstürmenden Wadschagga in ihrem vollen Kriegsschmuck, das Gesicht umrahmt von einem Kranze schwarzer Straußenfedern, um den Hals das hinten über den Rücken herabfallende schwarz-weiße, langhaarige Fell des Colobusaffen oder einen aus Adler- und Habichtsfedern kunstvoll zusammengenähten Schmuck in Form und Größe der im Winter bei uns von herrschaftlichen Kutschern getragenen Bärenfellkragen, klingende Schellen an den Kniee- und Fußgelenken. Die Hüften hatten sie umgürtet mit einem in rotgefärbter Lederscheide steckenden lanzettförmigen Schwert, in der Rechten schwangen sie den

silberglänzenden, prächtigen Speer und in der Linken den mit heraldischen Figuren bemalten Schild aus Büffelhaut. Dazu denke man sich das üppige Grün der an den Schluchtabhängen sich ausdehnenden Bananenhaine, durch welches hier und dort trauliche bienenkorbähnliche Grashütten hervorlugen, im Hintergrunde den schneebedeckten Bergtitanen, und über alledem den tiefblauen, wolkenlosen Tropenhimmel, und man wird verstehen, daß ich alle Ursache hatte, das Geschick zu preisen, welches mich soviel des Schönen erleben ließ.

Nachdem die Leute durch das Thor einer Holzpallisade in den Stationshof eingetreten waren, stellten sie sich, etwa hundert an der Zahl, im Halbkreise auf, pflanzten ihre Speere senkrecht in den Boden, lehnten die Schilde dagegen und kauerten sich nieder.

Ihr Anführer — ein Bruder Mandaras — erhob sich dann, trat auf mich zu und hielt — seinen Worten durch Herumfuchteln mit einer aus dem Horn des Rhinoceros geschnittenen Keule den nötigen Nachdruck verleihend — eine längere Rede, in der ich als Freund des Fürsten und des Volkes gepriesen und mir alles Gute für die Zukunft gewünscht wurde. Als auch ich einige passende Worte des Dankes gestammelt, begann der Hauptteil der Ovation, nämlich ein Ballett mit Gesang, ausgeführt auf dem weiten ebenen Platze vor meiner Veranda, von sämtlichen Mitgliedern der Truppe.

Hunderte von Eingeborenen waren inzwischen von den umliegenden Bergen herbeigeströmt und lagerten nun in buntem, malerischem Durcheinander auf dem terrassenförmig von dem Wohnhause abfallenden Gelände oder auf den die einzelnen Bodenerhebungen miteinander verbindenden Treppen.

Der Tanz bestand in der Hauptsache aus einem Emporschnellen des Körpers, einer Bewegung, die bald von der ganzen Gesellschaft zugleich, bald von einzelnen vor die Front tretenden Leuten ausgeführt wurde. Abwechselung wurde ab und an durch einen im Kreise unternommenen Gänsemarsch in die Sache gebracht. Gesungen, und keineswegs übel gesungen, wurde vom Beginn bis zum Schluß des Tanzes.

Die ganze Vorstellung leitete ein Bruder Mandaras, der neben verschiedenen anderen hohen Posten auch den eines Hofballettmeisters zu bekleiden scheint, sich aber mit seinem schäbigen alten Filzhut recht unvorteilhaft von seinen stylgerecht und kriegsmäßig gekleideten Untergebenen abhob.

Nachdem sich der Schwarm nach etwa zweistündiger Tanzerei und Singerei endlich verlaufen hatte, folgte ich einer Einladung des Missionars zum Diner, zu dem mir freundlicherweise gestattet worden war, mir meinen eigenen Rebensaft mitzubringen, nachdem alle Überredungsversuche Mr. Fitch's, mich zum Temperenzlertum zu bekehren, erfolglos geblieben waren.

Der Himmel hatte sich im Laufe des Nachmittags bezogen, schwüle Gewitterluft lag über der Landschaft und wirkte lähmend auf die Nerven sowohl der Eingeborenen wie von uns zwei Europäern. Eine um so belebendere Wirkung schien sie auf die, uns keinen Augenblick in Ruhe lassenden Fliegen auszuüben, die ihre Ehre darein gesetzt zu haben schienen, uns um den Genuß des ganzen Festmahles zu bringen, und diesen Zweck auch teilweise erreichten.

Zeitiger, als ich es unter anderen Umständen gethan haben würde, machte ich mich abends auf den Heimweg, und kaum hatte ich mein schützendes Dach erreicht, als ein Gewitter losbrach, wie man es eben nur in den Tropen erleben kann. Der Himmel öffnete seine Schleusen, als stünde die Erde in Flammen, ohne Unterbrechung folgte Blitz auf Blitz, Donner auf Donner verhallte dumpf rollend in den Bergen, und die ganze Natur befand sich in einer Aufregung, als sei der Tag des jüngsten Gerichts angebrochen.

Etwa eine halbe Stunde lang dauerte dieses schauerlich schöne Schauspiel, dann wurde der Regen schwächer und schwächer, Blitz und Donner wurden seltener, bis sich allmählich über uns die Wolken teilten und der Mond die erfrischte Erde mit seinem milden Silberglanze überflutete. Nur um den Schneedom des Kilimandscharo lagerten noch dicke schwarze Wolkenballen, ab und an durchzuckt von bläulich leuchtenden Blitzen.





Die Tierwelt des Winterwaldes.

Von

Christian Schwarzkopf.

Bilder von Ch. Votteler.

(Abdruck verboten.)

Es gibt nicht wenige Menschen, die den Winter mehr lieben als den Sommer, und wenn sie Städter und gar Großstädter sind, so ist das einigermaßen begreiflich. Von den Unbilden der Jahreszeit merkt der wohlhabende Großstädter wenig genug. Die Wärmeverhältnisse seiner Wohnung kann er nach Belieben regeln, und wenn er sein Heim verläßt, schützt ihn warme Kleidung. Es erhöht nur sein Behagen, wenn der Wintersturm um das Haus braust, und ein starker Frost ist ihm im Interesse der Schlittschuhbahn hochwillkommen. Je weiter draußen auf dem Lande Kälte und Dunkelheit vorschreiten, umsomehr füllen sich die Städte. Die Zeit der Geselligkeit, der Theater, der Bälle, der Konzerte, die „Saison“ beginnt.

Und es sind doch nicht nur die Wohlhabenden, die sich auf die „Saison“ freuen. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun,“ wenn die reichen Leute sich vergnügen, haben die arbeitenden reichen Verdienst.

Was aber draußen, fern von menschlichen Wohnstätten, sein Wesen treibt, die Tiere des Waldes, das muß den Winter in seiner ganzen Furchtbarkeit über sich ergehen lassen. Alles kehrt sich zum Schlimmen, Licht, Wärme, Nahrung schwinden dahin, und die Gefahren mehren sich mit jedem Tage. Mit den Blättern gingen die meisten Verstecke verloren, und auf der „Neuen,“ der frischen Schneedecke, wird jeder Schritt zum Verräter. Wo sind sie hin, die köstlichen Sommertage, wo es überall Nahrung



in Fülle gab und die „Schonzeit" Sicherheit vor dem weitaus furchtbarsten Feinde, dem Menschen, gewährte? Gerade jetzt beginnt die eifrigste Verfolgung, denn eben, was die Natur dem Wilde zum Schutz mitgab für die arge Zeit, die Feiste des Hirsches und des Rehwildes, die Winterpelze von Fuchs und Marder, sie reizen den Menschen, den Tieren unablässig nachzustellen. Zu keiner Zeit ist der scheue Waldbewohner sicher vor dem Grünrock. Und wenn der Forst noch so still und scheinbar ungefährlich ist, knallt plötzlich ein Büchsenschuß und bringt das tödliche Blei. Oder es wird mit einemmal ein kurzer, heulender Ton laut, an den sich unmittelbar ein lautes und immer lauteres Gekläff schließt. Eine Hundemeute hat eine Spur gefunden und wird sie nun rastlos verfolgen. Durch dick und dünn, stundenlang, bis sie das verfolgte Wild dem Jäger stellte oder bis sie es gar





selber zerriß. Oder es wird plötzlich unruhig im Walde. Zahlreiche Menschen schreiten in weiten Zwischenräumen durch den Forst, alle in derselben Richtung. Alles, was sie hört, wendet sich zu langsamer oder schneller Flucht und sucht einen stillen Waldteil zu erreichen. Aber ehe das gelang, fiel Schuß auf Schuß aus den Gewehren der Jäger, die sich tückisch hinter allerlei Gebüsch verborgen hatten, und nur zu viele der Flüchtenden bezahlten mit ihrem Leben, daß sie vor den waffenlosen Treibern geflohen waren.

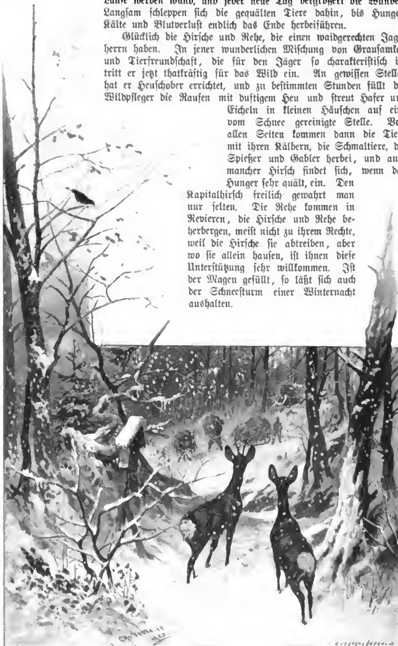
Kein jagdbares Tier ist jetzt zu irgend einer Zeit vor der Tücke des Menschen sicher. Wenn mit der Wintersonne der Waidmann mit seiner Büchse den Wald verließ, dann schleicht der Wilddieb hinein und legt auf dem Wechsel seine furchtbare Drahtschlinge. Jetzt, wo überall mit Wild gehandelt wird, kann er die erlangten Tiere anstandslos an den Mann bringen. Er schont kein Alter, kein Geschlecht, was er erbeutete, wird erschlagen.

Aber auch wenn der letzte Schuß im Walde fiel und die Schonzeit endlich wieder begann, sind oft erst noch die schlimmsten Tage zu überwinden. Gerade im Februar decken oft ungeheure Schneemassen den vorher hart gefrorenen Boden. Was noch zurückgeblieben war von den Spenden des Sommers, das letzte verdorrte Gras, das Haidekraut selbst, liegt unter dem Schnee begraben. Wenn es dann taut und wieder friert, wird die Oberfläche scharf wie Glas. Die durch dasselbe brechenden



Läufe werden wund, und jeder neue Tag vergrößert die Wunden. Langsam schleppen sich die gequälten Tiere dahin, bis Hunger, Kälte und Blutverlust endlich das Ende herbeiführen.

Glücklich die Hirsche und Rehe, die einen waidgerechten Jagdherrn haben. In jener wunderlichen Mischung von Grausamkeit und Tierfreundschaft, die für den Jäger so charakteristisch ist, tritt er jetzt thatkräftig für das Wild ein. An gewissen Stellen hat er Heuschober errichtet, und zu bestimmten Stunden füllt der Wildpfleger die Raufen mit duftigem Heu und streut Hafer und Eicheln in kleinen Häufchen auf eine vom Schnee gereinigte Stelle. Von allen Seiten kommen dann die Tiere mit ihren Kälbern, die Schmaltiere, die Spießer und Gabler herbei, und auch mancher Hirsch findet sich, wenn der Hunger sehr quält, ein. Den Kapitalhirsch freilich gewahrt man nur selten. Die Rehe kommen in Revieren, die Hirsche und Rehe beherbergen, meist nicht zu ihrem Rechte, weil die Hirsche sie abtreiben, aber wo sie allein hausen, ist ihnen diese Unterstützung sehr willkommen. Ist der Magen gefüllt, so läßt sich auch der Schneesturm einer Winternacht aushalten.





Auch die Wildschweine erliegen vielfach dem Winter, wenn sie während desselben nicht gefüttert werden. Wohl sind sie für den Kampf ums Dasein trefflich ausgerüstet, stark, fest gekleidet und wenig wählerisch in ihrer Nahrung, aber wenn anhaltender Frost die Erde in Stein verwandelt hat und tiefer Schnee sie ebenso anhaltend bedeckt, dann gehen sie doch in großer Zahl ein. Wo sie gefüttert werden, da haben sie sich Ort und Zeit bald gemerkt. Sobald der Mann mit dem Futtersack auf dem Rücken erscheint, eilen die Schwarzröcke grunzend von allen Seiten herbei. Auch hier sind nur die ganz alten Keiler zurückhaltend.

Glücklich ist in dieser Zeit, wer sich rechtzeitig eine warme Wohnstätte bereitete und auch um Nahrung nicht besorgt zu sein braucht. In dieser Lage befindet sich Grimbart, der Dachs. Noch während der warmen Jahreszeit hat der fette Bursche keuchend und schnaufend reichlich Moos in den Hauptkessel seines Baues eingetragen und auch die Vorratskammer mit allerlei Wurzelwerk gut versorgt. Von letzterem hat er sich an kalten Novembertagen genährt. Den Dezember und Januar verschläft er in seinem warmen, ein paar Meter unter der Erdoberfläche liegenden Schlafstüblein, und im Februar macht er es an kalten Tagen ebenso. Nur





bei sehr warmem Wetter fährt er dann schon probeweise aus dem Bau und holt sich, wenn es geht, etwas frische Birkenwurzel. Auch der Zaunkönig fragt nicht viel nach dem Wetter. Auch er hat sich an geschützten Stellen, unter Brücken u. s. w. weiche, warme Schlafnester gebaut, und auch an Nahrung fehlt es ihm nie ganz. Im Innersten der Reisighaufen, in allerlei Winkeln und Ecken findet sich immer ein versteckt lebendes Spinnlein, und am offenen Wasser fehlt es nie ganz an allerlei lebendem Kleinzeug. Ist es nicht gar zu kalt, so läßt der muntere kleine Bursche sogar mitunter sein fröhliches, lautes Lied erschallen, als ob der Lenz schon seinen Einzug gehalten hätte.

Am und im Wasser hört das Leben nie ganz auf, und wenn es auch eine noch so dicke Eisdecke trägt. Die Fische leben im Winter wie im Sommer, deshalb hat auch





der Fischotter unter dem ersteren wenig zu leiden. Findet er nur hin und wieder ein Eisloch, groß genug, um eben die feine Nase durchzustecken, so ist er seelenvergnügt. Sein Fell bleibt immer glatt und trocken, und will er sich ausruhen, so steigt er den ein paar Meter weit vom Wasser emporführenden Gang empor und ist in seinem



warmen, trockenen, mit Gras ausgefütterten Kessel. Er macht sich aber auch aus der Kälte gar nichts, steigt, wenn er einen Fisch gefangen hat, durch ein größeres Eisloch aufs Eis und verzehrt hier seine Beute mit dem äußersten Behagen. Gerade im Winter machen die Fischottern oft weite Wanderungen, um in einen anderen Bach oder einen fischreichen Teich zu kommen.

Da hat es der Fuchs schwerer. Für ihn ist der Winter eine böse Zeit, auch abgesehen von den Jagden, die ja vielfach ihm in erster Reihe gelten. Es scheint, daß er von der Kälte selbst mehr leidet, als man bei seinem dicken Pelzrock annehmen sollte, man hört die Füchse wenigstens bei starker Kälte ungleich mehr bellen, als bei milderem Wetter, wenn sich auch in den Schneeverhältnissen nichts geändert hat. Am meisten zu schaffen macht ihm der Hunger. Hase und Feldhuhn sind für ihn viel mehr Sonntagsbraten, als man gewöhnlich annimmt, die Werktagskost bilden die Mäuse. Diese frißt er, solange kein Schnee die Erde bedeckt, in großer Zahl, und kann er ihnen nicht an den Leib, so steht es schlimm um ihn. Wohl ist er in solcher Lage in Nah-





rungssachen nicht wählerisch. Er frißt tote Tiere mit Vergnügen, aber auch diese lassen sich nicht immer auffinden. Vergeblich durchstreift er nun auch bei Tage ein weites Revier, so scharf er auch windet und äugt, es läßt sich kein lebendes Tier erbeuten, kein totes finden. Und kein Jagdherr nimmt sich seiner an, denn gerade der tierfreundliche Waidmann haßt den Fuchs wie den Tod. Seine äußerste Not ist ihm gerade recht, um dem listigen Räuber zu Leibe zu gehen. Jetzt werden die Fallen mit verlockendem Köder gerichtet, jetzt werden dem Hungrigen mit Strychnin vergiftete Lockspeisen hingestreut. Das kluge Tier merkt fast immer Verrat, aber sein Hunger wird schließlich so stark, daß es, sozusagen wider besseres Wissen, doch zugreift. Fraß der Fuchs von Vergiftetem, so ist er natürlich verloren, geriet er aber nur mit einem Lauf in das Fangeisen, so soll er mitunter entschlossen mit eigenem Maul eine Amputation vollziehen und als Krüppel zwar, aber doch lebendig entfliehen. Eine Gefahr droht ihm dann immer noch: trifft er, so schwer verwundet mit einem Artgenossen zusammen, so ist er verloren. Bei den Füchsen geht es her wie bei den Wölfen, der Verwundete wird von dem Gesunden unbarmherzig zerrissen und mit Haut und Haar aufgefressen.





Ungleich schlimmer noch als das kühne, gewandte und verhältnismäßig starke Raubtier Fuchs hat es im Winter der arme Hase. Ist schon sein ganzes Leben eine Leidenszeit, so steigern sich die ihn bedrohenden Gefahren im Winter ins Ungemessene. Wohl weiß er sich vor der Kälte gut zu schützen, indem er sich ruhig einschneien läßt oder sonst in die Schneedecke einwühlt; wohl weiß er durch die geschicktesten „Haken“ seine Spur zu verwischen, aber nicht nur

der Hund findet ihn vermöge seines feinen Geruches im Lager und treibt ihn aus demselben dem Jäger vor die Flinte — nein, alles was Raubtier ist und jetzt hungrig durch Wald und Feld streift, will sich durch ihn erhalten. Der Schuß des Jägers und das furchtbare Gebiß des Fuchses bringen dem armen Geschöpf wenigstens ein schnelles Ende. Ungleich schlimmer ergeht es ihm, wenn er den Franktireurs der Raubtierwelt in die Hände fällt, wenn ein schlankes Wiesel sich an ihn klammert, bis es ihm die Schlagadern zerbeißt, oder wenn ein paar Raben es erspähen und langsam zu Tode quälen.

Da hilft kein noch so schneller Lauf, kein Haken; gelingt es dem Hasen nicht, ein sicheres Versteck im Dickicht zu finden, so ist er verloren. Seine gewandten Verfolger hetzen ihn solange, stoßen so kräftig immer wieder auf ihn, daß er schließlich wie betäubt ist. Dann fahren die starken, spitzen Schnäbel ihm in die Augen, und er wird angefressen, während sein jämmerliches Klagen noch durch die winterliche Einöde schallt. Nicht anders ergeht es ihm, wenn er in dunkler Nacht in die furchtbaren Fänge des Uhu oder bei Tage in die eines anderen Raubvogels fiel. Das Raubtier kennt kein Mitleid, weil es unfähig ist, sich in die Lage des Beutetieres hinein zu versetzen. Für den Menschen ist es ein gräßlicher Anblick, wenn er gewahrt, wie der Raubvogel das erbeutete Geschöpf, ohne es vorher zu töten, von hinten anbricht.

Viele Raubtiere scheinen ja auch mit den Beutetieren zu spielen — wir haben keinen anderen Ausdruck für diese Sache. — Wer hat nicht schon eine Katze die gefangene Maus in dieser Weise quälen sehen? Professor Jäger hat das daraus zu erklären gesucht, daß die Tiere in der Angst einen starken Geruch von sich geben. Dieser Angstgeruch des Beutetieres soll nun den Appetit des Raubtieres reizen und, um ihn zu verstärken, soll das letztere, wenn es nicht sehr hungrig ist, sein Opfer peinigen. Es ist möglich, daß es sich so verhält.

Jedenfalls „spielen“ nicht nur die Katzen mit ihren Gefangenen, sondern auch die Marder. Das sind an sich reizende Geschöpfe, und man sieht es ihnen garnicht an, was für furchtbare Räuber sie sind. Und doch gibt es nur wenige Tiere, die so blutdürstig sind, ja dieses Wort selbst mag durch Beobachtungen, die man an ihnen gemacht hat, entstanden sein. Baum- und Hausmarder, Iltis, Wiesel und Hermelin lieben das Blut über alles. Wenn sie können, nähren sie sich nur von dem Blut der getöteten Tiere, ja sie scheinen sich an ihm förmlich zu berauschen. Gelang es einem von ihnen, in einen reichbesetzten Tauben- oder Hühnerstall zu schlüpfen, so fand man den Räuber wohl am hellen lichten Tage festschlafend neben all den erwürgten Opfern seines Blutdurstes, und er bezahlte die reichliche Stillung desselben mit seinem Leben. In diese Gefahr kommen die Marder aber nur selten. Meist müssen auch sie sich tüchtig tummeln, wollen sie sich im Kampf ums Dasein behaupten, im Winter zumal, wenn die Eichkätzchen, von denen der Baummarder lebt, in ihren warmen Nestern bleiben.

Der Marder klettert und springt aber so meisterhaft, daß er doch selten Not leidet. Zeigt sich auch weder Eichhörnchen noch Bilch, so findet er doch genug schlafende Vögel oder erwischt wohl auch einen Hasen. Er ist immer leidlich im Stande.

Auch der Iltis findet selbst im Winter reichliche Nahrung. Wird es draußen kalt, so zieht er sich in die Scheunen, und in diesen wimmelt es im Winter von Feldmäusen. Findet er in den Winkeln, die er durchstöbert, im Winterschlaf liegende Schlangen, so verzehrt er sie mit dem größten Vergnügen, auch die giftigen Ottern. Diese Delikatesse verursacht dem kleinen Gesellen keinerlei Übelbefinden.

Von den Vögeln sind die meisten fortgezogen nach dem Süden. Die, welche dablieben, haben es schwer genug. Solange es noch Beeren an den Bäumen und Sträuchern gibt, haben die Amseln noch leidliche Tage. Sind diese zu Ende, dann gehen nur zu viele von ihnen elend zu Grunde. Den Meisen werden wieder Fröste verhängnisvoll, welche auf Thauwetter folgen. Dann umzieht der uns Menschen so malerisch erscheinende Rauhreif Äste und Stämme mit einer für ihre Schnäbelchen undurchdringlichen Schicht, und die Meisen können nicht mehr hinter den Rinden und Borken nach dort versteckten Insekten und deren Eiern suchen. Auch die Enten und Gänse verleben im Winter sorgenvolle Tage. Um

von einer eisfreien Stelle zur anderen zu gelangen, müssen sie weite Strecken überfliegen und werden bei dieser Gelegenheit von den Raubvögeln verfolgt und ergriffen.

Es ist wenig Erfreuliches von den Tieren des Winterwaldes zu berichten. Und doch folgt die Zeit der höchsten Lebensfreude, die Zeit der Liebe, bei den meisten von ihnen unmittelbar auf dieses Elend. Sobald im Februar die ersten Tauwinde über die Wälder gestrichen, erwacht überall in ihnen neues Leben und steigert sich im März und im Anfang des April. Was nicht stark war, ging im Laufe des Winters zu Grunde, die Kräftigen aber, die Kälte und Mangel überdauerten, freuen sich nun ihres Lebens — bis auch für sie ein Winter kommt, dem sie nicht mehr gewachsen sind, den nur ihre Nachkommen überleben werden. Das ist der Lauf der Natur. Wie der Lenz die Zeit des Entstehens, so ist der Winter die des Absterbens.



Man lebt so hin.

(Abdruck verboten.)

Man lebt so hin,
Und es verzehrt der Tag
Die kleinen Freuden und die kleinen Schmerzen,
Es brennen sacht herab des Lebens Kerzen,
Wir träumen diesem, träumen jenem nach —
Man lebt so hin.

Man lebt so hin,
Und aus dem Flutgebraus
Da ragen hoch gleich steilen Felsenriffen
Die großen Schmerzen, die ins Leben griffen,
Daran sich blutete die Seele aus,
Man lebt so hin.

Man lebt so hin,
Der Abend bricht herein,
Betroffen fragt man sich: Nach welchem Ziele
Hast du gestrebt im wechselvollen Spiele,
Dich rettend vor des Daseins leerem Schein?
Man lebt so hin.

Man lebt so hin,
Und plötzlich ist es Nacht,
Und achtlos über unsrem Grabe weiter
Geht hin der Schritt der Welt — O ew'ger Leiter,
Hast du dir so des Menschen Los gedacht?
Man lebt so hin.

Clotilde von Schwartzkoppen.



Die heilige Familie. Nach einer Zeichnung von Fra Bartolommeo in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.



Christnacht in den Alpen.

Von

Hermine Villinger.

Bilder von **Paul Hey.**

Durch die Wintereinsamkeit des mächtigen Ortlergebietes —

„Des Thals am End' der Welt,
Schier himmelhoch gestellt“ —

tönte emsiges Geläute; die hohen Bergesspitzen, sonst allein gedeckt vom ewigen Schnee, schauten jetzt in ein Thal hinab, so weiß wie sie selber; darüber glänzte der Mond in seiner goldgelben Winterpracht.

Jetzt aber wetteiferte mit seinem Glanze ein wunderbares Geflimmer von brennenden Kerzen, die, mit farbigem Papier umwunden, von allen Seiten des Thales einhergetragen wurden — denn die heilige Christnacht war ins Land gekommen, und die Kirchenglocken von St. Gertraut riefen die Hochländer zur mitternächtlichen Andacht.

Lautlos, auf weichem Schnee, kamen sie daher, von dröhnenden Böllerschüssen — des Älplers höchster Andachtslust — feierlich willkommen geheißen.

Im Kirchlein gab's nur für die Weiber und Kinder Platz, die Männer standen draußen auf dem kleinen Kirchhof, und der älteste von ihnen, ein kahlköpfiger Veteran, den's fror, kroch gar ins Beinhäuschen und saß da ganz traulich, im Schein der ewigen Lampe, unter den Gebeinen seiner ehemaligen Mitgenossen.

Der Schullehrer spielte die Drehorgel, und der Kurat sang mit heiserer Stimme: Ehre sei Gott in der Höhe!

Allein die Wucht der Böllerschüsse übertönte das Unzulängliche des Gottesdienstes, und die Gemeinde lag auf den Knieen und fühlte ein andächtiges Schauern.

Dann kam die Predigt, und sie wurde ihnen wiederum verkündigt, die wunderbare Mär vom Stern, der die Weisen aus dem Morgenlande hinleitete nach Bethlehem, wo das Kind Jesus zur Welt gekommen, im Stall, auf Stroh gebettet, vom Odem der Tiere behaucht und von frommen Hirten bestaunt.

Und sie alle, die da lauschten, freuten sich in tiefster Demut, daß sie selber Hirten waren wie jene, die das Kind in der Krippe zuerst hatten sehen und anbeten dürfen.

„So müsset ihr halt," fuhr der Kurat zu predigen fort, „auch die Treuesten sein, die am Erlöser hangen, schon z'wegen der Gnade, daß wir so viel tausend Fuß dem Himmel näher wohnen, als die am Meer und wo die Berge aufhören, und unser Geläute drum am ehesten zu Gott dringt und unsere Bitte ums tägliche Brot.

Denn wenn uns kein Erlöser geboren wär', da könnten wir lang bitten und würden nicht erhöret, auch keiner ewigen Glückseligkeit könnten wir uns freuen, nicht einmal ein Bäumel brennet für die Kinder zum heiligen Weihnachtsfest, denn kein Kirchl hätten wir, und keine Glocken würden uns zur heiligen Nacht verkündigen: Christus, der Herr, ist geboren!

So aber gehet heim und freuet euch und haltet ein frohes Fest, und wisset ihr einen, der krank ist, oder allein und traurig, so denket sein und teilet ihm mit, auf daß jeder seine Freude habe am heiligen Christ" —

„Halt nur ich net," sagte auf einmal eine jugendliche Stimme mitten in die Pause hinein, die der Kurat mit dem Segen ausfüllte.

Er selber hatte den kleinen Sprecher nicht gehört, der völlig schmerzversunken in der vordersten Bank kniete, den blaubebänderten Lodenhut fest gegens Kinn pressend und nicht ahnend, daß er mit seinem lauten Denken sämtliche Blicke der neben und hinter ihm knieenden Kinder auf sich gezogen hatte. Voller Mitleiden schauten sie ihn an, den kleinen blauäugigen Aloisl, dessen Stimme zur Sommerszeit am hellsten durch die Berge jodelte, wenn er die Kühe zur Weide trieb, und dessen sanfte Fröhlichkeit sie nun in bittern Schmerz verwandelt sahen.

Dicke Thränen liefen ihm unaufhaltsam über die Wangen, und er seufzte so herzbrechend, daß die Kinder um ihn her eine lebhafte Unruhe erfaßte.

„Was hast — was hast denn, Aloisl?" flüsterte ihm ein kleines Mädchen ins Ohr.

Aber er gab keine Antwort; es lag ihm gar so viel auf dem Herzen.

Erst war das Brüderchen gestorben, das in der Früh' auf die Welt gekommen; Vater und Mutter hatten geweint, und der Aloisl hatte sich ohne Besinnen dem allgemeinen Schmerz angeschlossen. Dann aber fand er es für geraten, den Vater daran zu erinnern, ja nicht auf das Weihnachtsfest zu vergessen, worauf ihm die niederschmetternde Antwort zu teil wurde: „O Bub', mit so viel Kreuz im Haus schickt sich koan Freud'."

Damit er aber doch etwas vom heiligen Weihnachtsfest habe, hatte man ihn des Nachts geweckt und in die Christmette geschickt.

Allein die Kirche mit all ihrer Feierlichkeit vermochte dem Aloisl nicht das Bäumchen zu ersetzen, das ihm im vorigen Jahr beschert worden und in so strahlender Erinnerung geblieben war.

Ganz allein und langsam, als habe er Blei in den Füßen, stampfte er durch den Schnee, ohne zu bemerken, daß ihn die mit-

leidigen Blicke seiner jungen Genossen begleiteten, die, an der Hand von Vater oder Mutter, immer wieder nach dem einsamen Kind zurückschauten, das heute keiner Freude entgegengehen sollte.

Unterhalb des mächtig zum Himmel ragenden Ortlers lag der Hof, dessen Schwelle das Büblein überschritt. Im dunklen Flur blieb er stehen, als fürchte er sich, die Stube zu betreten, in der er die weinenden Eltern zurückgelassen. „Vader," rief er zaghaft in die bängliche Stille hinein, „woants ös no? — Ich bin wieder da —"

Der Mann kam heraus: „D' Mutter schlaft," sprach er, „aber kimm, ich zeig' dir was" —

Er nahm den Kleinen bei der Hand und führte ihn in den Stall, dessen Thüre er weit offenließ, um der Helle des Mondes Eingang zu lassen.

Da lag die Kuh auf dem Stroh ausgestreckt und daneben ein neugeborenes Kälblein. „Jesses, Vader," jubelte der Aloisl auf, „gelt, wonn mer aber dös g'wußt hätt'n, nachert hätt'n mer net so z' woan'n brauch'n, daß dös Büberl g'storb'n is" —

Der Vater ließ ihn allein, und der Aloisl hatte alsbald nichts Eiligeres zu thun, als für das „Kalberl" eine Weihnachtsbescherung ins Werk zu setzen.

Vorbei war's mit aller Trauer, vergessen, daß ihm das Christkind kein Bäumchen gebracht, dem kleinen Mann glühten die Wangen bei seinem Unternehmen, obwohl sich's um weiter nichts als um einen Lichtstumpen handelte, den er auf die Futterkiste stellte und anzündete und unter welchen er sein verrostetes Taschenmesser legte, das nur noch eine halbe Klinge besaß.

Nun aber galt es, die Aufmerksamkeit des neugeborenen Tierchens auf diese Herrlichkeiten zu lenken, und das war kein kleines Unternehmen; dem Aloisl traten Schweißperlen auf die Stirne im Kampf mit dem blöden Geschöpf, das durchaus noch kein Interesse für die Erscheinungen dieser Welt an den Tag legen wollte. Als es endlich gezwungenerweise dumm, scheu, mit verglasten Augen in den Lichtstrahl blinzelte, atmete der Aloisl auf, bildete sich ein: jetzt freut sich's — und streckte sich vergnügt im Stroh aus und schlief ein.

Ein fahles Licht im Osten verkündete die Nähe des Tages, aber die leuchtende Mondesscheibe war noch die mächtigere und warf ihr schimmerndes Licht weit hinaus ins Thal, in dem plötzlich da und dort allerlei kleine vermummte Gestalten auftauchten, die hurtig durch den Schnee getrippelt kamen, dem Hofe zu, wo der Aloisl lag und schlief im Scheine des dem Erlöschen nahen Lichtstumpens.

Beim Anblick des flackernden Schimmers blieb die kleine Schar vor der Stallthüre stehen und schaute hinein; darauf gab's ein leises Gekicher und Geflüster, und es dauerte lang, bis man sich endlich auf den Zehenspitzen über die Schwelle traute. Dann aber, welch ein geschäftiges Treiben!

Sie alle waren gekommen, die kleinen Genossen des Aloisl, ihm die Freude zu bringen, nach der er so sehnsüchtig in der Kirche geseufzt. — Jetzt aber, wohin mit all dem Segen? Denn keines hatte von dem Vorhaben des anderen etwas gewußt, und so waren nun nicht weniger als drei mit Bändern und Lichtlein geputzte Bäumchen zusammengekommen, deren Unterbringen den kleinen Freudenspendern nicht geringes Kopfzerbrechen verursachte. Endlich aber hatte ein jedes der Bäumchen seinen Platz gefunden — das größte auf der Futterkiste samt einer Anzahl rotbackiger Äpfel und weißer Wecken; das zweite stand auf dem Melkstühlchen, und das dritte hatten sie gar im Melkkübel untergebracht.

Als es nun aber an das Anzünden der Lichter gehen sollte, entstanden mit einem Male Schwierigkeiten; die Mädchen waren der Ansicht, daß ihnen das wichtige Geschäft allein zukomme, was von den Buben energisch bestritten wurde, die unbarmherzig darauf losbliesen, so oft ein Lichtlein brannte. Erst die tiefsinnige Betrachtung eines der Mädchen — daß in der heiligen Nacht Rauf'n gewiß eine Todsünde war — stellte den Frieden wieder her.

Schon erstrahlten zwei der Bäumchen im sanften Licht ihrer paar Kerzlein, als einer der größeren Buben, ein hellblonder mit weit abstehenden Ohren, mit einem Ausdruck der Schadenfreude in die Worte ausbrach:

„Jesses, do is ja no der Sepp mit'n Has'n." —

Richtig, da stand noch ein Büblein,

fast verborgen im Schatten der Thüre, der Kleinste von allen und so warm verwahrt, daß nichts von ihm zu sehen war als ein Paar tief unter Wasser stehende Augen. Im Arm, fest an sich gepreßt, hielt er ein fast gänzlich unbehaartes Häschen, dem beide Ohren abgebrochen waren und dessen ganzes Aussehen den Stempel eines vielgebrauchten Spielzeugs trug.

Der kleine Mann brach in lautes Schluchzen aus, als nun die andern auf ihn eindrangen, um ihm das Häschen zu nehmen.

„Hast's doch 'n Aloisl zu'n Christkindl bring'n woll'n, dein Haserl," meinte eines der größeren Mädchen, sich zu ihm niederknieend, „magst's hitzt nimmer hergeb'n, Kloaner?"

„Ja, ich mag schon," behauptete dieser, „aber 's Haserl, 's Haserl mag halt lieber bei mir bleib'n —"

Die Mädchen lachten und kamen überein: „Dann muß er's halt b'halt'n, wonn 's Haserl net mag —."

„Sö, ah, der is sein 'raus," entrüstete sich jener Hellblonde mit den abstehenden Ohren, „aber meine rot'n Äpfel, dö dort lieg'n, dö fragt neamd, ob sö net a lieber bei mir bleib'n." —

Die Empörung war eine allgemeine, und schon wollte die ganze Schar über den Sprecher herfallen, als der Klang eines hellen Glöckchens sich hören ließ. Da wurden sie alle still, erfaßt von jener heiligen Scheu, wie sie nur das Klingen der Bescherungsglocke im Kinderherzen zu erwecken vermag. Die Mädchen knieten nieder, die Buben rissen den Filz vom Kopf, und als eine Stimme zu singen anhub: Stille Nacht, heilige Nacht — sangen sie alle mit, die Augen ungeduldig auf das im Stroh schlafende, lichtumstrahlte Kind gerichtet, hinter dem die verwundert dreinschauenden Köpfe der Tiere auftauchten, deren Odem sich dampfend von der Kälte schied.

Und sie ahnten nicht, die da im Dunkel knieten und die Geburt des Erlösers besangen, wie eigen dieses Bild im Stall an jene heilige Nacht gemahnte und daß sie selber jenen Hirten glichen, denen zuerst die Kunde geworden: Christ, der Retter, ist da!





Mein Kindchen.

Gedichte von

Hans Haide.

In Rahmen von E. Unger.

(Abdruck verboten.)

1.

Aufstehn.

Zwei Fäustchen rund und wundernett,
Und gar so'n winz'ger Daum,
Und klimperkleine Nägelchen —
So klein, man sieht sie kaum;

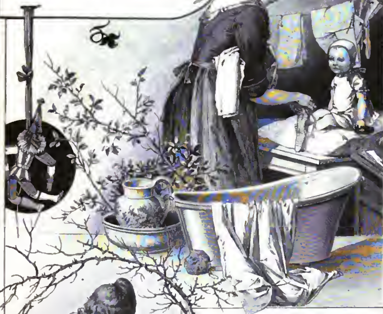
Zehn klimperkleine Nägelchen,
Und alle rosenrot,
Doch geht noch 'grad' ein Küßchen drauf —
Damit hat's keine Not.

Zehn Küßchen und zehn Fingerchen —
Und nur e i n winzig Ding;
Ja, wenn erst solch Exempelchen
Ins kleine Köpfchen ging!

2.

Beim Anziehen.

Kleines, dummes Herzchen du —
Erst das Strümpfel, dann den Schuh,
Erst das Beinchen, dann das Füßchen.
Und hernach — ein Küßchen!





3.

Großer Kummer.

Was gibt es denn, was hat es denn,
Was fehlt denn meinem Kind,
Daß so voll heißer Tröpflein
Die klaren Aeuglein sind?

Doch schau nur mal, doch sieh nur mal
Im linken Aeugelein,
Da glänzt ja schon verstohlen
Ein Stückchen Sonnenschein.

Und warte Schelm, im andern auch,
Da lacht's ja schon vor Freud'!
Was hat's denn nur gegeben
Du dumme kleine Maid?

4.

Abend.

Mein Liebling guckt so schläfrig her,
Mein Liebling guckt so müd;
Auf jedes klare Aeuglein senkt
Sich sanft sein schirmend Lid.







Und still naht sich im Mondeslicht
Ein schlummersüßer Traum,
Küßt meinen Liebling leis zur Ruh —
So leis, er ahnt es kaum.



5.

In treuer Hut.

Klein-Liebchens Bettchen ist — oh — so weich,
Von Mutterhand gemacht;
Klein-Liebchens Schlummer ist — oh — so süß,
Von Mutteraug' bewacht.

Die liebe Frau Nacht am Bettchen klein
Still segnend vorübergeht
Sie lächelt, sie weiß, wie zauberstark
Schützt Mutternachtgebet!



Die Geschichte von Abdul-Kassim und dem eisernen Kästchen.

Ein orientalisches Märchen von

Julius R. Haarhaus.

Illustrationen von **Fried. Stahl.**

Zu Bagdad, in der kleinen Gasse dicht an der Brücke, die man die „goldene" nennt, wohnte vor grauer Zeit ein Kaufmann mit Namen Kalaf. Es war ein stiller, bescheidener Mann, der von früh bis spät in seinem Lädchen saß und nur ein- oder zweimal alljährlich auf den Bazar nach Mosul oder Schiraz zog, wo er gewirkte Gewänder gegen Rosenöl einhandelte.

Einstmals hatte er sich auf seiner Reise in einem Thale des Kalaat-Gebirges von seiner Karawane entfernt, als er im Dickicht zur Seite des Pfades Gebrüll und Hufgestampf vernahm. Er zog seine Damascener-Klinge, die er der Räuber wegen immer bei sich trug, und trat in das Gebüsch. Auf einer kleinen Wiese inmitten des Waldes gewahrte er einen Reiter in lichtblauem Kaftan, dessen Turban eine Diamant-Agraffe schmückte. Das Pferd, ein Araber vom edelsten Blut, schien rasend geworden zu sein, es bäumte unter entsetzlichem Gewieher hoch auf und versuchte vergebens einen Panther, der die scharfen Krallen in seinen Bug eingeschlagen hatte, abzuschütteln. Der Reiter vermochte es nicht mehr zu zügeln; Blut und Schaum floß aus Nüstern und Maul des herrlichen Hengstes. Da sprang Kalaf schnell entschlossen hinzu und spaltete mit einem wuchtigen Hiebe dem Raubtier den Schädel. Dann warf er den Säbel von sich und fiel dem Rosse in die Zügel, so daß der Reiter Zeit gewann, abzuspringen.

Als man das zitternde Tier beruhigt hatte, bat der Gerettete den Retter, ihm zu folgen. „Ich habe mich auf der Jagd verirrt," sprach er, „und gerade jetzt, wo ich den rechten Weg wiederfand, wäre ich die Beute des Panthers geworden, wenn nicht Allah dich zu meiner Rettung gesandt hätte. Aber ich will dich für deinen Mut belohnen, komm, laß uns meine Begleiter aufsuchen, dort hinter dem Wald müssen wir unser Lager finden!"

„Herr, ich that, was ein jeder an meiner Stelle gethan haben würde," entgegnete Kalaf einfach, „und verlange keine Belohnung. Aber wenn du es wünschest, so will ich dich zu deinen Begleitern bringen."

Der Fremde führte sein Roß am Zaume und schritt schweigend neben dem Kaufmann dahin. Sie gelangten zu einem Platze, auf dem neben mehreren kleinen ein großes Zelt aus purpurner Leinwand aufgeschlagen war. Eine Anzahl Männer in den reichsten Kleidern mit silbernen Helmen und Reiherbüschen warf sich vor den Ankommenden zu Boden. Jetzt merkte Kalaf, wen er gerettet hatte. Es war der Schah Schadschâ selbst gewesen. Er wollte dem Gewaltigen zu Füßen fallen, doch dieser ergriff seine Hand und führte ihn in das Prunkzelt, wobei er seinem Gefolge des Fremdlings mutige That erzählte. Dort standen auf Tabourets aus Ebenholz fünf kleine Kästchen, das erste von Gold mit Edelsteinen besetzt, das zweite von Gold allein, das dritte von Silber,



„Wähle dir eins von diesen Kästchen aus!“ sagte der Schah.

das vierte von Kupfer und das fünfte von Eisen.

„Wähle dir eins von diesen Kästchen aus!“ sagte der Schah. Kalaf zögerte. Endlich sprach er: „Was ich gethan habe, ist keiner Belohnung wert, aber wenn du es wünschest, König der Könige, so will ich eins dieser Kästchen zur Erinnerung an den Tag, da meine Augen die Leuchte Asiens schauen durften, mitnehmen.“ Er neigte sich und nahm das Kästchen von Eisen. Der Schah stutzte. „Fremdling,“ sprach er, „deine Bescheidenheit hat ihre Belohnung gefunden, du hast das wertvollste gewählt, denn siehe, die anderen Kästchen sind leer, dieses aber enthält zwei Edelsteine, die ihrem Besitzer zu ungeahnter Macht verhelfen können.“ Er öffnete den Deckel und zeigte dem erstaunten Kalaf die beiden Steine.

„Dieser hier,“ sprach er, „ist ein Lapis

Lazuli, wer ihn in den Dulbend seines Turbans wickelt, dem wird alles offenbar, was seit Erschaffung der Welt geschehen ist, und kein Geheimnis bleibt ihm verborgen. Jener Stein aber," — er nahm einen Diamanten von der Größe eines Taubeneis aus dem Kästchen — „vermag dem, der ihn im Kaftan trägt, alle Schätze der Welt zu verschaffen, man braucht ihn nur zu reiben und auszusprechen, was man zu haben wünscht."

Dann legte er die Kleinode wieder an ihren Platz zurück, schloß den Deckel und reichte das Kästchen dem Kaufmanne.

Dieser verbarg seinen Schatz unter dem Kaftan, dankte dem Schah und machte sich auf, um mit seiner Karawane zusammenzutreffen. Als er nun wieder in seiner Heimat angelangt war, betrachtete er oft das herrliche Geschenk, und als er einstmals das Kästchen sorgfältig vom Roste gereinigt hatte, vermochte er eine Ausschrift, die ihm bisher unbemerkt geblieben war, zu entziffern. Sie lautete:

Wohl dem, der jenes Kleinod hegt,
Das auch vor Allah hat Bestand,
Ihm zollt dereinst das Morgenland,
Soweit der Palmbaum Datteln trägt!

Von seinem Abenteuer im Kalaat-Gebirge jedoch erzählte er niemandem etwas, auch konnte er sich nie dazu entschließen, die Macht der Steine zu erproben, da er genügsam war und auch an Weisheit seine Freunde und Bekannte nicht übertreffen wollte. Aber endlich drang die Kunde von der Rettung des Schahs durch den Kaufmann Kalaf und von der Belohnung, die diesem zu teil geworden, bis nach Bagdad, und jeder beeilte sich, den tapfern Mann zu besuchen und sich von ihm selbst das geheimnisvolle Kästchen zeigen zu lassen. Die Folge davon war, daß Kalaf an einem Tage mehr Kunden bekam als vorher in zehn Jahren und daß er schon an seinen täglichen Einnahmen den Segen des Kästchens verspürte. So genoß er viele Jahre hindurch die Belohnung für seine Entschlossenheit.

Als er aber gestorben war, und seine drei Söhne sich anschickten das Erbe zu teilen, schlug Ali-Haitam, der älteste von ihnen, der sich auf seine Klugheit viel einbildete und der von ganzem Herzen hoffte, den Lapis Lazuli zu erhalten, vor, die beiden Edelsteine zu verlosen. Auf diese Weise, meinte er, würden wenigstens zwei von ihnen zu Ansehen und Macht gelangen. Ali-Jussuf, der zweite der Söhne, dessen einziger Fehler unersättliche Habgier war, schien hiermit einverstanden, aber heimlich überlegte er schon, auf welche Weise er sich in den Besitz des Diamanten setzen könne, falls dieser in die Hände des jüngeren Bruders gelangen sollte. Schon wollte man mit Losen beginnen, als dieser, Abdul-Kassim mit Namen, also sprach: „Liebe Brüder! Wir sind zu dreien, der Kleinode sind aber nur zwei vorhanden. Es ziemt sich daher, daß einer von uns freiwillig zurücktrete, auf daß in unserer bisher so friedlichen Familie nicht Neid und Streit entstehe. Ich bin der Jüngste und kann aus diesem Grunde am wenigsten Anspruch auf den Besitz eines der Steine machen. Loset ihr, wem von euch ein jedes der Kleinode gehören soll; ich will verzichten." Wer war froher als die beiden Brüder? Sie losten und es traf sich, daß jedem von ihnen der erhoffte Stein zufiel.

„Aber, damit auch ich ein Andenken an unsern lieben Vater erhalte," fuhr Abdul-Kassim fort, „so gestattet mir das Kästchen mit nach Hause zu nehmen, welches für euch, die ihr seinen Inhalt besitzt, sicherlich nicht von großem Werte sein wird." Ali-Jussuf, der Geizhals, zögerte anfangs mit seiner Zustimmung, da er auch das Kästchen gerne gehabt hätte, doch endlich gab er den Bitten Kassims nach.

So verließen die drei Brüder das vereinsamte Haus, und jeder ging sein Glück auf eigene Faust zu versuchen.

Ali-Haitam kaufte sich ein Stück Musselin, faltete einen Dulbend daraus, nähte den Lapis Lazuli hinein und schlang das Band um seinen Turban. Dann begab er sich auf den Bazar hinaus und wartete darauf, daß ihn die Weisheit überkommen würde. Und siehe da! Des Steines Kraft bewährte sich, es gab nichts mehr, das seinem Scharfsinn verborgen geblieben wäre. Er vermochte jetzt aller Dinge Ursprung zu erkennen, und seine Augen verstanden durch fünffüßige Mauern zu schauen. Er kam am Palaste des Kalifen vorüber, da ward ihm offenbar, daß in den Gewölben des Kellers 7000 Säckel gemünzten Goldes lagen, und daß die Tochter des Kalifen das schönste Weib im ganzen Morgenlande war.

Und ein Gedanke tauchte in ihm auf, der ihn schwindeln machte. „Wie wäre es," sprach er bei sich selber, „wenn ich meine Weisheit in den Dienst des Kalifen stellte, sein oberster Rat würde und schließlich die schöne Fatime heiratete?" Aber mit diesem Gedanken überkam ihn auch das Bedürfnis, dem erstaunten Volke einige Proben seiner Weisheit abzulegen.

Er eilte nach dem Bazar zurück, stellte sich auf die oberste Stufe am Portale der Moschee und rief: „Ihr Leute von Bagdad, ihr glaubt, daß die Sonne auf und unter gehe, denn ihr seid unwissende Thoren und Söhne von Thörinnen! Höret nun, was ich euch verkünde, die Sonne steht fest, aber die Erde bewegt sich!"

Er wollte noch weiter reden, jedoch das Lärmen der Umstehenden unterbrach ihn.

„Ali-Haitam ist verrückt geworden!" schrieen sie, „höret nur, welchen Unsinn er schwatzt!" „Auf! laßt uns ihn mit dem Kopf unter das Löwenmaul am Brunnen halten, damit er wieder zur Besinnung kommt!" riefen andere, und einer, ein Obsthändler, nahm eine Orange und brüllte: „Ali-Haitam hat Recht! So wenig sich diese Orange hier bewegt, so wenig bewegt sich die Sonne!" Mit diesen Worten schleuderte er die Frucht nach dem Philosophen auf der Moscheetreppe. Das saftige Geschoß riß dem Bestürzten den Turban vom Haupte, er bückte sich danach, aber vergebens. Mit schnellen Sprüngen mußte der Arme seinem Hause zueilen, da der Wurf des Obsthändlers das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff gewesen war. Schnaufend und beschmutzt erreichte er seine Gasse, tief bekümmert um den Verlust des kostbaren Steines und wütend über die Dummheit des Volkes, das für die einfachsten Lehren der Weisheit so wenig Verständnis hegte.

Der zweite der Brüder ging etwas vorsichtiger zu Werke. Da er fast nie aus der engen Straße an der goldenen Brücke herausgekommen war, so konnte er sich auch nicht sofort auf etwas besonders Kostbares, das er sich hätte wünschen können, besinnen; er besuchte daher den Bazar und erkundigte sich überall, wo er etwas Schönes sah, nach dem Werte. Endlich fand er einen Gegenstand, der wegen seines hohen Preises Eindruck auf ihn machte. Es war ein türkischer Säbel, den ein kunstreicher Juwelier an Scheide und Griff über und über mit Brillanten besetzt hatte. Der Händler forderte 15000 Golddenare dafür, und die Umstehenden betrachteten staunenden Auges den Mann, der nach solchen Kostbarkeiten Gelüste hegen durfte. Grade als Ali-Jussuf den herrlichen Säbel prüfend in der Hand wog, wurde unter dem Zusammenströmen des Volkes eine Sänfte vorüber getragen. Er wandte sich um und erblickte hinter den durchsichtigen Vorhängen derselben ein Mädchen von wunderbarer Schönheit. Als er vernahm, daß es die Tochter des Kalifen sei, erwachte das Verlangen in ihm, dies unvergleichliche Weib zu besitzen, und es schien ihm nicht unwahrscheinlich, daß der Kalif einem Manne von solchem Ansehen, wie er es als Besitzer des Zauberdiamanten genoß, seine Tochter zum Weibe geben würde. Er beschloß daher, die Waffe zu kaufen und mit derselben geschmückt gleich am andern Tage den Kalifen zu besuchen.

„Ich komme morgen, in aller Frühe wieder," sagte er zu dem Händler, „ich habe jetzt grade nicht genügend Geld bei mir, aber noch heute Abend werde ich mir die Summe verschaffen. Übrigens," fügte er prahlerisch hinzu, „hatte ich geglaubt, dieser Säbel würde teurer sein!"

Dann wandte er sich und ging nach Hause. Dort sattelte er seinen mageren Esel und hing zu beiden Seiten desselben große Tragkörbe.

Als es zu dämmern begann, trieb er das Tier leise aus dem Hofe und wanderte, dasselbe am Zaume führend, in die Wüste hinaus. Vielleicht eine Stunde lang schritt er dahin und sah sich in Gedanken schon im Besitze all' der Herrlichkeiten, die ihm der Zauberstein verschaffen sollte. Er bemerkte nicht, daß ihm in einiger Entfernung drei dunkle Gestalten folgten, die ihn seit seinem Besuche beim Waffenhändler nicht aus den Augen verloren hatten. Er machte bei einer Gruppe verkrüppelter Palmen Halt, breitete ein großes Tuch auf die Erde und begann den Diamant mit zitternden Fingern zu reiben. Dabei sprach er: „Geist des Steines! Verschaffe mir jetzt auf der Stelle zwanzig Säckel gemünzten Goldes!" Dann wartete er einen Augenblick und lauschte in die Dunkelheit hinaus, da er Geflüster vernommen zu haben glaubte. Als aber alles still blieb, wiederholte er seinen Wunsch zum

zweiten und dritten Male. Da hörte er ein Geräusch wie vom Fallen schwerer weicher Körper, und als er sich bückte, fand er zwanzig wohlgefüllte Säckel. Er öffnete eins und griff hinein. Und, wahrhaftig! es war richtiges Gold in schönen neugeprägten Stücken darin. Mit fieberhafter Hast lud er die Säcke auf des Esels Rücken und schickte sich zum Heimwege an. Da vernahm er wieder jenes sonderbare Geflüster, aber diesmal in seiner nächsten Nähe. Er blieb stehen und spähte mit angehaltenem Atem in die Nacht. Da fühlte er sich plötzlich von kräftigen Fäusten gepackt und zu Boden geworfen und sah, wie eine Gestalt sich des Esels bemächtigte. Zwei Männer mit geschwärzten Gesichtern rissen ihm Turban und Kaftan ab und ließen ihn halbnackt am Wege liegen, nachdem sie ihm geboten hatten, über diesen Überfall bei Vermeidung ihrer Rache tiefes Schweigen zu bewahren. Zitternd vor Schrecken und Wut sah er die Räuber mit seinem Esel in der Richtung nach dem Gebirge verschwinden. Was ihn am meisten schmerzte, war der Verlust des Diamanten, den er in seinem Kaftane verborgen getragen hatte. So erreichte er sein Haus und hielt sich dort Wochen lang versteckt, da er sich schämte auf den Straßen und dem Bazare zu erscheinen.

Nur einmal, als er abends auf der goldenen Brücke saß und sein Netz in den Tigris warf, um sich ein kärgliches Mahl zu verschaffen, kam der Waffenhändler an ihm vorüber.

„Nun, Ali-Jussuf," sprach er, „wann holt Ihr Euch den Säbel?"

Aber Säbel und Prinzessin waren für ihn auf immer verscherzt.

Indessen nun die beiden ältesten Brüder den Verlust ihrer Schätze betrauerten, saß Abdul-Kassim, der jüngste, daheim in seinem kleinen Hause bei den Gärten, dachte mit herzlicher Betrübnis an seinen Vater und überlegte, was er jetzt selbst anfangen solle, um sich seinen täglichen Unterhalt zu verdienen. Vor ihm auf einem Tabouret stand das Kästchen von Eisen, das, so oft er es ansah, des Verstorbenen Bildnis vor seinen Augen aufsteigen ließ. Da klopfte es an der Pforte, und als er geöffnet hatte, trat Micha ben Jahzeel, der Jude, ein, bei dem er vor etlichen Monaten Geld geliehen hatte. Micha machte ein ernstes Gesicht und sprach: „Abdul-Kassim, die Zeiten sind schlimm, und bar Geld wird immer rarer. Du weißt, daß ich dir zehn Golddenare geliehen habe, und ich komme jetzt zu fragen —" sein Blick fiel auf das Kästchen, da stutzte er, doch er faßte sich schnell und fuhr fort: „ich komme dir zu sagen, daß ich das Geld für die nächste Zeit noch nicht brauche. Wenn es dir also beliebt, so magst du die Summe, die ja kaum der Rede wert ist, behalten, vielleicht noch etliche Monate oder, wenn es dir angenehm ist, noch etliche Jahre. Ich wollte dir nur sagen, daß du dir nicht Sorge zu machen brauchst wegen des Zurückgebens. Das hat durchaus keine Eile!" Dann machte er seinem Schuldner einige tiefe Verbeugungen und ging von dannen. Abdul-Kassim wunderte sich über das veränderte Wesen des Juden, als er aber daran dachte, mit welchen Blicken dieser das Kästchen betrachtet hatte, mußte er lächeln.

Am selben Abend kam auch sein Nachbar, der Kleiderhändler, der ihn seit Jahren nicht besucht hatte. „Lieber Freund," sprach er und legte ein Bündel vor Kassim auf den Boden, „ich komme mich zu entschuldigen, daß neulich mein scheu gewordenes Pferd Euern Kaftan mit Schlamm bespritzte. Allein Ihr wißt, es ist ein junges Tier und noch nicht ordentlich zugeritten. Ich hoffe, Ihr werdet mir jenes Ungeschick nicht übel nehmen. Hier bringe ich Euch einen Ersatz für euern verdorbenen Kaftan; hoffentlich gefällt er Euch." Dann entfernte er sich. Der junge Mann vermochte sich nicht zu entsinnen, jemals von dem Rosse seines Nachbars beschmutzt worden zu sein, noch weniger konnte er sich erklären, wie dieser, der sonst als Geizhals bekannt war, sich dazu entschlossen hatte, ihm ein so kostbar gesticktes Gewand zum Geschenk zu machen.

Am andern Morgen, als er gerade das neue Kleid angelegt hatte, erschien ein entfernter Verwandter von ihm, der ein prächtig gezäumtes und gesatteltes Pferd brachte. „Lieber Vetter," sprach er — früher hatte er ihn niemals gegrüßt — „dein Aussehen macht mir Sorge. Ich befürchtete, du möchtest dich dem Kummer um deinen verstorbenen Vater allzu sehr hingeben, und so würde ich mich freuen, wenn ich zu deiner Aufheiterung ein klein wenig beitragen könnte. Deshalb bringe ich dir dieses Pferd, das in meinem Stalle überzählig war. Thu mir

den Gefallen und nimm dieses kleine Geschenk an!"

Abdul-Kassim wollte danken, allein der Vetter war schon von dannen. Da stand er nun und hielt den herrlichen Renner am Zaume. Als er das schöne Tier so betrachtete, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, dasselbe einmal zu besteigen. Er schwang sich in den Sattel und ritt durch die Stadt. Alle Leute grüßten ihn, und wenn er vorüber war, blieb manch einer stehen und sprach: „Sagt' ich's nicht? Abdul-Kassim war immer der Lieblingssohn des alten Kalaf, er ist auch der Erbe des Wunderkästchens!"

Am anderen Tage in der Frühstunde, als der Barbier sein Messer schliff und sich anschickte, dem Kalifen den Bart abzuschaben, sprach dieser: „Sag, Hormos, wovon reden denn jetzt meine getreuen Unterthanen?" Der Barbier verneigte sich bis auf den Boden und entgegnete: „Wovon sollten sie sich unterhalten, o Beherrscher der Gläubigen, wenn nicht von Eurer Güte und Weisheit?"

„Von deiner Dummheit, du Sohn einer Eselin!" brauste der Kalif auf, dem die ewigen Schmeicheleien des Barbiers mißfielen. „Du sollst mir sagen, worüber die Leute sprechen!"

„Nun," begann Hormos zögernd, „sie reden von dem Glücke Eures Knechtes Abdul-Kassim, den sie den weisesten und reichsten Eurer Unterthanen nennen."

„Abdul-Kassim? Den kenne ich ja nicht einmal dem Namen nach," versetzte der Kalif.

„Es ist der Sohn und Erbe Kalafs," fuhr der Barbier mutiger fort, „desselben Kalafs, den Schah Schadschâ einst mit dem Wunderkästchen belohnte."

Alsdann erzählte er ausführlich, wie es sich mit den Steinen verhielt. Der Kalif hörte aufmerksam zu, dann entließ er den Barbier und sandte einen Läufer zum Großwesir mit der Weisung, daß dieser sogleich vor ihm erscheinen solle. Der Wesir kam und bestätigte die Aussagen des Barbiers. „Abdul-Kassim," sagte er, „weiß alles, was sich seit Erschaffung der Welt auf der ganzen Erde zugetragen hat, und wenn er irgend einen Wunsch hegt, so braucht er, um ihn erfüllt zu sehen, nur den Diamanten zu reiben und dabei auszusprechen, was er haben will."

Der Kalif wurde ernst. „Glaubst du nicht auch, Wesir, daß dieser Mann, wenn er nur wollte, mich des Thrones berauben könnte? Mir scheint es gut, dieses Menschen Freundschaft zu suchen. Wie wäre es, wenn ich ihm einen Palast schenkte und ihn zum Gemahle meiner Tochter erhöbe?"

Der Großwesir fand den Vorschlag seines Gebieters zweckmäßig und unternahm es selbst, dem staunenden Abdul-Kassim die Mitteilung zu überbringen, daß der Beherrscher der Gläubigen ihm einen Palast zum Geschenke mache und seinen Besuch erwarte.

Noch am selben Abend lud der neue Günstling des Kalifen seine wenigen Habseligkeiten auf das Roß, nahm das eiserne Kästchen unter den Arm und zog unter dem Jubel des Volkes in den Palast ein. Eine Schar von Negern empfing ihn und warf sich vor ihm zu Boden. Dann führte ihn ein besonders reich gekleideter Sklave in einen Saal, wo ein köstliches Mahl seiner harrte. Abdul-Kassim ließ sich's schmecken, noch nie in seinem Leben hatte er so herrlich gespeist. Aber er vergaß auch nicht Allah für seine Güte zu danken. Am anderen Morgen kleidete er sich aufs Beste an, schnallte den prächtigen Säbel um, den er im Prunksaal des Palastes gefunden hatte, und ritt, von den Mohren begleitet, zum Kalifen.

Der Beherrscher der Gläubigen saß auf dem Throne und wartete bereits auf die Ankunft seines Unterthanen. Als dieser eintrat und sich vor dem Gebieter in den Staub werfen wollte, schritt der Kalif die drei Stufen des Thrones hinab und ergriff des Jünglings Hand.

„Bist du Abdul-Kassim," sprach er, „der Sohn Kalafs, des Kaufmanns, der bei der goldenen Brücke wohnte?"

„Der bin ich, Kalif," entgegnete jener, „nun aber gestattet mir, Euch meinen Dank für den herrlichen Palast auszusprechen, mit dem Ihr Euern niedrigsten Knecht beschenkt habt!" Er wollte dem Kalifen den Saum des Gewandes küssen.

„Ich habe viel Gutes über dich vernommen," fuhr der Kalif fort, nachdem er seinem Gefolge geboten hatte, sich zu entfernen, „und möchte dich bitten, mir einmal die wunderbaren Edelsteine zu zeigen, die dir zu solcher Macht und Weisheit verholfen haben."

„Von welchen Edelsteinen redet Ihr, Herr der Welt?" fragte Abdul-Kassim erstaunt.

„Nun," entgegnete der Kalif lächelnd, „welche Steine sollte ich anders meinen, als jene Kleinode, die du von deinem Vater geerbt hast?"

Der junge Mann stutzte. Sollte auch der Kalif ihn für den Besitzer der Zaubersteine halten? Ohne Umschweife gestand er nun, daß er, um Familienzwistigkeiten zu vermeiden, bei der Teilung freiwillig zurückgetreten sei und die Edelsteine seinen Brüdern überlassen habe.

„Aber," hob jener wieder an, „Micha ben Jahzeel, der Jude, hat doch das Kästchen in deinem Hause gesehen!"

„Das Kästchen mag er gesehen haben," erwiderte Abdul-Kassim, „ich erbat es mir von den Brüdern, damit ich ein Andenken an meinen teuren Vater hätte."

Der Kalif schien noch immer Zweifel zu hegen. Er sandte einen Sklaven nach Abdul-Kassims Palast, der das Kästchen holen sollte. Der Bote kehrte mit demselben zurück, reichte es dem Kalifen und entfernte sich wieder. Dieser öffnete den Deckel und blickte hinein. Das Kästchen war in der That leer! Da fiel sein Blick auf die Inschrift.

Wohl dem, der jenes Kleinod hegt,
Das auch vor Allah hat Bestand,
Ihm zollt dereinst das Morgenland
Soweit der Palmbaum Datteln trägt!

Er las die Strophe und blickte den Jüngling an. „Abdul-Kassim," sprach er, „du trägst Edelsteine im Busen, die köstlicher sind als alle Schätze der Welt! Aus Liebe zu deinen Brüdern hast du auf jene beiden Kleinode verzichtet, und als treuer Sohn hast du dies unscheinbare Kästchen zur Erinnerung an deinen Vater aufbewahrt. Aber Allah hat dich auch sichtlich für deine Tugenden gesegnet und hat dir eben durch dies schlichte Kästchen aus Eisen zu Ansehen, Macht und Reichtum verholfen. Da darf auch ich nicht zurückstehen. Ich will dir das Köstlichste geben, worüber ich verfüge — die Hand meiner einzigen Tochter!"

Er ließ den Oberaufseher des Harems rufen und gebot ihm, Fatime in den Thronsaal zu führen. Das Mädchen hatte die ganze Nacht über geweint, denn sie hatte bereits vernommen, daß sie einem fremden Manne verheiratet werden solle. Vor diesem Schicksale graute ihr, denn als das einzige Kind des Kalifen war sie in jeder Beziehung verwöhnt worden und konnte sich in den Gedanken, den väterlichen Palast verlassen zu müssen, nicht finden. Gesenkten Hauptes kam sie in den Saal und warf sich dem Vater schluchzend in die Arme.

Abdul-Kassim, der vor Staunen über die Worte des Kalifen bis jetzt sprachlos gewesen war, vermochte einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken, als er das herrliche Mädchen sah. Sie erschien ihm noch hundertmal schöner, als man sie je in Bagdad geschildert hatte.

Bei allem Kummer hatte Fatime die weibliche Neugier nicht verlassen, und als sie die Stimme des jungen Mannes vernahm, konnte sie sich doch nicht enthalten, über des Vaters Schulter hinweg einen Blick auf ihn zu werfen. Der erste Eindruck, den er auf sie machte, schien kein ungünstiger zu sein, sie schien einzusehen, daß der schmucke Jüngling, wie er so auf seinen Säbel gestützt dastand, keine üble Erscheinung sei, und so bemühte sie sich das Schluchzen allmählich zu unterdrücken. Ja, sie richtete sich sogar auf und ergriff des Kalifen Hand. „Vater," sprach sie, „thu mit mir, was dir gut scheint; nicht umsonst nennen dich deine Unterthanen den ‚Weisen!'"

So ward dann Fatime mit Abdul-Kassim vermählt. Aber weder sie noch irgend ein anderer erfuhr, daß das eiserne Kästchen, mit welchem ihres jungen Gemahls Glück und Ansehen verknüpft zu sein schien, leer war. Denn der Kalif hatte dem Schwiegersohne geraten, tiefes Schweigen über den Verbleib der Steine zu bewahren.

Im fünften Jahre, nachdem Fatime Abdul-Kassims Gemahlin geworden war, beschloß der Kalif, der schon die Beschwerden des Alters nahen fühlte, sich ganz auf sein Schloß am Bachri-Nedschef-See zurückzuziehen, wo er sich alljährlich im Herbste aufhielt, um seinem Lieblingsvergnügen, der Reiherbeize, nachzugehen. Er entsagte daher zu gunsten seines Schwiegersohnes dem Throne und verließ die Stadt.

Zwanzig Tage lang wurde das Fest der Thronbesteigung des neuen Herrschers gefeiert, und wer von Erzerum bis Maskat Zeit hatte, der zog nach Bagdad, um seine Augen an all' der Pracht zu weiden. Am zehnten Tage sollte die Huldigung der Städte und der Empfang der fremden Gesandten



„Vater," sprach sie, „thu mit mir, was dir gut scheint!"

stattfinden, und an diesem Tage wurden im Palaste und auf dem Platze vor der großen Moschee alle Fremden, von den Fürsten Persiens bis zu den indischen Gauklern, aufs herrlichste gespeist. Auch die Bettler des Landes hatten sich eingefunden und lagerten auf der marmornen Treppe, die zu dem großen Portale des Kalifenschlosses emporführte. Die Vorhalle war zum Thronsaale hergerichtet worden, und von den Großen des Reiches umgeben, saß Abdul-Kassim auf dem Throne. Ein weißes, perlenbesticktes Gewand umhüllte seine schlanke Gestalt, ein weißer Turban, an dem ein Halbmond aus Diamanten glänzte, bedeckte sein Haupt, und auf seinen Knieen lag das uralte heilige Schwert der Kalifen von Bagdad. Neger fächelten ihm mit gewaltigen Fächern aus Straußenfedern Kühlung zu, und Knaben aus Tschigil, die schönsten ihres Stammes, bestreuten den Boden mit Rosen.

Da verkündeten Trompetenstöße die Ankunft der Gesandten des Scheich-el-Beled von Kairo. Sie trugen gelbe Gewänder und auf dem Haupte lange, spitze Mützen mit



„Bei Allah!“ rief er, „Ali-Haitam und Ali-Jussuf, wie kommt ihr in dieser Tracht hierher?“

einem Busche von Flamingofedern. Ein kurzes Schwert hing ihnen am Gürtel. Sie warfen sich vor Abdul-Kassim nieder und überreichten das Geschenk ihres Herrn, die Nachbildung einer Pyramide aus purem Golde. Ihnen folgten die Gesandten Arabiens. Sie brachten drei weiße Hengste, deren Stammbaum sich vierhundert Jahre zurückführen ließ, und einen Schmuck von haselnußgroßen Perlen. Den großen Gestalten der Araber folgten winzige Männer im Festkleide von Hamsterfellen, den Bogen über die Schulter gehängt. Es waren die Gesandten eines Fürsten in der kirgisischen Steppe, sie brachten Platten von Malachit, daneben ein Bündel vergifteter Pfeile und

zehn auserlesene Jagdfalken, zum Gazellenfang abgerichtet. Dann kamen Perser mit Krügen voll Rosenöl und kostbaren Teppichen und die Abgesandten eines indischen Fürsten, die eine ganze Schale vollstrahlender Diamanten überreichten. Als diese vorüber waren, erschienen drei Mohren aus dem Herzen Afrikas, in grüne Kaftane gehüllt und purpurne Turbane auf dem kurzen schwarzen Haar. Ihr Geschenk war ein Elefant, der eine ganze Last von Elfenbein und Straußenfedern trug.

Der Kalif erhob sich und schritt bis zur Treppe vor, um das gewaltige Tier in Augenschein zu nehmen. Da ließ er den Blick über die Gestalten der Bettler schweifen und gebot dem zweiten Schatzmeister, einige Säckel Goldes unter dieselben zu verteilen. Dann wollte er in die Halle zurücktreten, doch er wandte sich noch einmal um, denn ihm war, als ob ihm einer der Bettler bekannt vorgekommen wäre. Da erhoben sich plötzlich zwei aus der Schar, warfen die Schildkrötenschale, die sie nach Art der bettelnden Derwische an einem Tragbande um die Schulter gehängt hatten, von sich und stürzten dem Kalifen zu Füßen. Diener, welche bei diesem Auftritte hinzugeeilt waren, wollten sie zurückstoßen, doch Abdul-Kassim gebot den vor ihm Liegenden sich zu erheben und blickte ihnen ins Antlitz. Plötzlich fuhr er zurück. Er hatte seine Brüder erkannt.

„Bei Allah!“ rief er, „Ali-Haitam und Ali-Jussuf, wie kommt ihr in dieser Tracht hierher? Hörtet ihr nicht, daß euer Bruder der Herr dieses Landes geworden ist? Und wenn ihr in Not waret, wußtet ihr nicht, an wen ihr euch zu wenden hattet? Aber so sollt ihr nicht länger einhergehen, ihr sollt euch kleiden, wie es den Brüdern des Kalifen geziemt!“

Er erteilte einigen Dienern Befehle und führte sodann die Brüder in ein Gemach, wohin der Lärm des Festes nicht dringen konnte. Dort bat er sie, sich auf dem Diwan niederzulassen und ließ sich von ihnen erzählen, welches Unglück sie mit den Steinen gehabt hatten, und wie sie von Stufe zu Stufe gesunken waren.

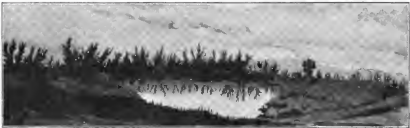
„Ich will euch helfen,“ sprach er ernst, „aber nehmet vorher eine Lehre an, damit ihr nicht wieder in eure Fehler zurückfallet! Du, Ali-Haitam, der du die Weisheit liebst, merke, daß sie ein kostbar Gut ist, welches man nicht auf dem Bazar verschleudern darf. Sie ist eine Münze, die nur bei den Weisen gilt, und thöricht ist's, mit Weisheit Thoren bewirten zu wollen! Darum, wenn du Weisheit besitzest, behüte sie wohl, damit du sie nicht verlierest, wie einst den Lapis Lazuli! Doch jetzt laß uns von etwas anderem reden. Mein alter Großwesir hat mich um seinen Abschied gebeten; er sei ihm bewilligt, wenn du seine Stelle einnehmen willst. Wohlan denn, als Bettler hast du dieses Gemach betreten, Ali-Haitam, verlasse es als Großwesir!“

Dann wandte er sich an den andern Bruder. „Du, Ali-Jussuf,“ sprach er, „hast immer dein Verlangen auf die Schätze der Welt gerichtet und das Bessere darüber vergessen. Diese Begier ist dein Verderben geworden. Wer aber klug ist, der hängt sein Herz nicht an Gold und Silber, dann wird er auch nicht unglücklich werden, wenn das Geschick ihm solche Güter raubt. Nun, die fünf Jahre, die du in Armut zugebracht hast, werden deinen Sinn geläutert haben, sei fortan klüger, dann wird es dir wohl gehen! An meinem Hofe ist das Amt eines ersten Schatzmeisters frei geworden, denn gestern habe ich Mehmed-Jssil hängen lassen, weil er die Einkünfte des Brückenzolles veruntreut hatte. Willst du fortan mein Schatzmeister sein, so soll's mich freuen! Wohlan denn, Ali-Jussuf, als Bettler, der die Kupfermünze ehren gelernt, ließest du dich nieder, erhebe dich als Gebieter über die Schätze meines Reiches!“

So war der Spruch des Kästchens in Erfüllung gegangen. Abdul-Kassim, den seine Unterthanen „den Glücklichen“ nannten, regierte viele, viele Jahre über Bagdad, nächst Harun-Al-Raschid der Beste und Gerechteste von allen, die den Thron der Kalifen bestiegen. Aber auch seinen Brüdern ging es fortan wohl, denn Allah hatte ihren Sinn erleuchtet und ihnen nach langen Jahren des Elends und der Thorheit Einlaß gewährt in die Gärten der Erkenntnis und des Glücks. Allahs Name sei gelobt!



Störche am Weiher. Nach einer photographischen Aufnahme von Graf B. Zedtwitz-Liebenstein.



Miniaturlandschafts-Silhouetten.

Text und Bilder von

R. Raudner.

(Abdruck verboten.)

Ich beobachtete, wie sich Eisblumen an der Fensterscheibe bildeten; sie setzten immer nach bestimmtem Gesetze ihre Naturformen in gleicher Weise kristallisierend an, nur immer mit neuen Variationen. Da kam ich auf den Gedanken, ob es nicht möglich wäre, irgendwie ähnliche Formen durch Farbe oder Tusche auf Papier nach ähnlichem Prinzipe festhalten zu können. Nach vielen Versuchen kam ich endlich auf ein höchst einfaches Verfahren, kleine reizende Bildchen herzustellen, die sofort jeder machen kann.

Ich entdeckte nämlich eine Art Papier, welches eine Oberfläche besitzt, auf der flüssige schwarze Tusche bei besonderer Behandlung nach allen Richtungen hin ausläuft und zuletzt, als feines Geäst sich gleichsam kristallisierend, stehen bleibt. In Wirklichkeit aber läuft die Tusche nämlich in die Fasern des Papieres. Diese faserigen Furchen sind so geartet, daß sie dem Organismus der Pflanzen- und Baumformen ähnlich sehen, und meine Freude war groß, als ich nicht bloß die Blattformen der Eisblumen, sondern gleich ganze Baumpartieen und Landschaftsbilder hervorbringen konnte.



Allerdings bildet sich die Zeichnung immer nur in einer bestimmt beschränkten Größe, wie es eben nur die Beschaffenheit der Oberfläche dieses Papieres zuläßt.*) Diese Beschäftigung ist sehr unterhaltend, denn man wird bald wahrnehmen, daß sich jedesmal etwas Neues bildet, ohne daß man eigentlich

*) Maler R. Raudner in Schleißheim (Bayern) erklärt sich bereit, gegen Einsendung von 2 Mk. Interessenten eine zu Versuchen ausreichende Anzahl Bogen zu schicken, deren abgestempelte Seite zu benutzen sein wird.

selbst viel dazu beiträgt; es werden die wunderlichsten Formen zum Vorschein kommen, die dem Auge stets Interessantes bieten, weil man ja vorher niemals weiß, was da eigentlich entstehen wird. Darin liegt der Reiz in dieser Arbeit. Niemand ist daher im stande, solch eine Zeichnung noch einmal zu machen. Aus diesem Grunde wird jedes Bild nur einmal auf der Welt existieren. Wie aber oben schon angedeutet wurde, hat nicht jede Papiersorte die Eigenschaft, bestimmte Formen zu erzeugen. Diejenige, welche ich nun fand, bringt Details hervor, die, mit der Lupe betrachtet, unendlich fein erscheinen.

spät, d. h. wenn es schon zu trocken ist, so wird die Tusche nur als Klex mit rundem Rande stehen bleiben ohne jene Ausläuferformen. Hieraus ist zu ersehen, daß, wenn man den richtigen Moment der Papierfeuchtigkeit getroffen hat, solch ein Bildchen blitzartig schnell hervorgezaubert werden kann.

Außerdem dürfte von Wichtigkeit sein zu beobachten, daß man das Papier nur einmal anfeuchten darf, denn ist dasselbe einmal trocken geworden, so hat es seine Eigenart verloren. Beim zweitenmale wird man stets bemerken, daß die Tusche nicht mehr mit Erfolg arbeitet.

Merkwürdigerweise sind manche Stellen



Die Technik.

Man nimmt einen Schwamm, taucht denselben in reines Wasser, am besten destilliertes, und benetzt das Papier derart, daß es tüchtig naß ist; sodann läßt man einen Pinsel mit flüssiger französischer Tusche, wie man solche fertig in Fläschchen bekommt, ordentlich vollsaugen. Den Pinsel setzt man dann senkrecht mit der Spitze auf das Papier, sodaß ein Klex entsteht; derselbe läuft sofort nach verschiedenen Richtungen aus, und seine Ausläufer endigen schließlich in feinem Geäste. Dieses Verfahren gelingt aber nur dann, wenn das Papier ein wenig aufgetrocknet ist, was in ganz kurzer Zeit nach dem Anfeuchten geschehen ist.

Bringt man den Pinsel zu früh auf die Papierfläche, so bildet der Tuschklex keine Formen — er verläuft ins Unbestimmte; berührt man aber das Papier zu

ganz unempfänglich, denn es entsteht trotz sorgfältiger Behandlung absolut nichts von Belang. Die Verschiedenartigkeit der entstehenden Formen hängt vielfach von dem Stückchen Papierfläche ab, mit welcher man zu experimentieren gedenkt. Sehr interessant ist es, wenn sich zufällig hie und da förmliche Wasserstraßen auf dem Papiere bilden; diesen läuft dann die Tusche nach und es wachsen auf diese Weise oftmals höchst originelle Ausläufer von allerhand kuriosem Geäste.

Setzt man z. B. sehr schnell die Spitze des Pinsels mehrmals nebeneinander auf das Papier, so wird man staunen, mit welcher Geschwindigkeit Buschwerk, eine Allee u. s. w. sich bildet.

Auf diese einfache Art, welche jeder, der gar nicht zeichnen gelernt hat, sich leicht aneignen kann, ist es möglich, in wenigen Minuten reizende Baumsilhouetten

entstehen zu lassen, welche den Eindruck machen, als stünden dieselben tieftonig gegen die Luft, wie sich dies hauptsächlich des Abends in der Natur zeigt. Freilich gehört zur Herstellung der Bilder immerhin ein wenig Phantasie, um aus plötzlich entstehenden Zufälligkeiten das geeignete Motiv zu erkennen und diese Stelle richtig begrenzt auszuschneiden. Während dieser Platz auf dem Papiere noch naß ist, tuscht man schnell, da wo sich eine Art Motiv bildet, ein Terrain davor und das Bild ist fertig. Streicht man nun noch, nachdem das Bildchen gut trocken geworden ist, einen Abendhimmel hinter die Bäume, so wird das Ganze bildartig und ziemlich wahr wirken. In den meisten Fällen genügt schon ein leiser Ton von Terra di Siena.



Damit nun die gleichmäßige Schwärze im Bilde ein wenig unterdrückt wird, kann auch der Vordergrund mit einem dunklen Grün oder Sepia überlegt werden. Diese Bildchen werden in Karton gefaßt auf einer kleinen Staffelei, wie man letztere gerne auf Kommoden oder Tischchen aufstellt, jedem Beschauer, der gute Augen hat, viel Vergnügen bereiten, und da die Entstehung so rasch vor sich geht, wird man in die Lage versetzt, sich bald eine ganze Sammlung derartiger Bildchen anlegen zu können.



Eine Nike.

O, sie war schön im flatternden Gewand,
Beschwingt die Schulter, auf der jungen Lippe
Ein Evoe, den Lorbeer in der Hand,
Begrüßte sie den Schiffer von der Klippe.

Gebrochen ist ihr Flügel und der Kranz
Entsunken ihren Händen, doch umwoben
Hab' ich sie oft mit alter Schöne Glanz,
Zum hellen Siegesruf das Haupt erhoben.

Und meine Seele, die zu Boden lag,
Begann ein leises Evoe zu singen:
Ob auch der Jugend erster Fittich brach,
Empor zum Licht, dir wachsen neue Schwingen!

J. Bertha Semmig.



Moderne Geschmeide.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Das Laienauge kann in den Auslagen unserer großen Juweliere auf den ersten Blick zwei Hauptrichtungen unterscheiden: die eine stellt den Edelstein obenan und betrachtet die Fassung nur als ein Mittel, die Kostbarkeit, das Feuer der funkelnden Juwelen in günstigster Weise zur Geltung zu bringen; die zweite sucht die Form des ganzen Schmuckstückes, seine künstlerische Ausgestaltung durch alle Hilfsmittel der Goldschmiedekunst, durch Anwendung farbiger Emails und bunter Steine zu bereichern und zu verschönern. Für jene tritt mehr der Wert des Objektes, für diese der geläuterte Geschmack in den Vordergrund, womit nicht gesagt werden soll, daß nicht auch die Juwelenarbeit im engeren Sinn nach künstlerischen Grundsätzen erfolgen und künstlerische Forderungen befriedigen kann.

Die besondere, starke Betonung der kostbaren Steine im Schmuck ist eine verhältnismäßig moderne Erscheinung. Der hohen Blüte der Goldschmiedekunst im Zeitalter der Renaissance lag sie fern, aber sie knüpft doch, zeitlich gerechnet, an sie an. Der Kardinal Mazarin, ein großer Verehrer von Edelsteinen, soll sie angeregt haben. Er war es, der um die Mitte des XVII. Jahrhunderts die altberühmten holländischen Steinschleifer anregte, Versuche mit dem Brillantschliff anzustellen, durch den dann erst die wundervollen Eigenschaften des Diamanten zur vollen Geltung kamen. Fast gleichzeitig waren auch die äußerst ergiebigen Edelsteinfelder von Golkonda entdeckt worden, und es gelangte eine überraschende Fülle schöner Diamanten auf den Weltmarkt, die der neuen Geschmacksrichtung wesentlichen Vorschub leistete. Ohne Zweifel haben in der Jetztzeit die reichen Diamantfunde in Südafrika eine ähnliche Wirkung gehabt, aber die bisweilen übermäßige Verwendung von Juwelen entspricht wohl überhaupt einer Neigung unserer Tage, sie entspricht der starken Kapitalansammlung in den Händen einzelner, sie soll diesen endlich auch für geschäftliche Rückschläge ein festangelegtes Kapital bewahren helfen. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß sich mancher reiche Kaufmann, der seiner Gattin einen Brillantschmuck kauft, von dem Juwelier zugleich einen Schein ausstellen läßt, durch den dieser sich zu jeder Stunde zur Zurücknahme des


Abb. 2. Ring im Renaissancestil. Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin. ¼ vergrößert

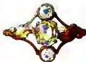
Schmuckes nach Abzug gewisser Prozente verpflichtet. Wie einst im Mittelalter die Unsicherheit der staatlichen Verhältnisse dazu führte, daß die Großen mit Vorliebe einen leichtbeweglichen Hausschatz an Goldschmuck und Silbergerät ansammelten, der in Tagen des Unglücks ohne Schwierigkeiten verborgen, aber auch verwertet werden konnte, so drängt der heute oft überraschend schnelle Gewinn, dem aber auch die Möglichkeit eines ebenso schnellen Verlustes gegenübersteht, zu einer ähnlichen Erscheinung, die sich in dem Bevorzugen des Wertstückes vor dem Schmuckstück ausprägt.


Abb. 3. Armband im Renaissancestil. Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper, Hofgoldschmied Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Friedrich Karl. ¼ vergrößert.

Glücklicherweise dominiert diese Rücksicht doch nicht unbedingt. Mit ihr parallel ist vielmehr auch die Freude an der wahren künstlerischen Schönheit des Schmuckes wieder zum Durchbruch gekommen. Die Wiederbelebung des Kunstgewerbes hat auch auf diesem Gebiete schöne Früchte getragen, neben der Juwelenarbeit hat sich die Goldschmiedekunst zur neuen Blüte entfaltet.

Für unsere deutschen Künstler wurde zunächst, und eine geraume Zeit fast ausschließlich, der Formenschatz der Renaissance maßgebend, boten sich doch gerade ihnen überreiche Anregungen von der Hand alter deutscher Meister aus jenem Kunststil dar. Es waren weniger die in Museen, in Privatsammlungen, in den Schatzkammern fürstlicher Familien und in den Schätzen einiger Kirchen enthaltenen Originalstücke, welche dabei in Betracht kamen; man findet in ihnen verhältnismäßig wenig Schmucksachen, welche in der Zeit der Renaissance gearbeitet und seitdem der herrschenden Moderichtung zu liebe nicht umgefaßt worden sind. Andere Wege mußten eingeschlagen werden, um zum Ziele zu gelangen. Ein außerordentlich glückliches Ungefähr fügte, daß, wie Ferdinand Luthmer in seinem „Goldschmuck der Renaissance“ treffend sagt, das Schönste erhalten geblieben war, was wohl überhaupt je für Schmuck erdacht worden ist: Hans Holbeins unvergleichliches Skizzenbuch im British Museum, das eine Anzahl Entwürfe von für Heinrich VIII. von England angefertigten Schmuckgegenständen enthält, die in jeder Linie die Grazie, die schöpferische Freudigkeit und den Adel des großen Meisters verraten. Neben diesen wundervollen Vorbildern fanden sich dann weitere Entwürfe von Wenzel Jamnitzer, von De Bry, Muelich, Flötner, von Sichem, Birkenhultz u. s. w. Allen diesen Zeichnungen aber fehlte der Reiz, der gerade den Renaissanceschmuck auszeichnet: der Reiz der Farbe. Für sie mußte man sich nach anderen Quellen umschauen, und diese wurden gefunden in den Gemälden, den Porträts aus jener schaffensfrohen Zeit, in der jede irgend bedeutende Persönlichkeit sich gern und häufig im Bilde verewigen ließ.

Daß man die Kunst der Renaissance nicht kurzweg als Wiederaufnahme der antiken Kunst ansehen darf, dafür sind allerdings auch die Geschmeide aus den Tagen eines Dürer, eines Holbein Beweis. Sie stützten sich bei ihren Entwürfen keineswegs


Abb. 4. Ring von Hugo Schaper in Berlin.

auf die Formen des antiken Geschmeides, die ihnen vielfach wohl kaum bekannt waren. Sie schufen vielmehr neue selbstständige Formen gleich ihren großen italienischen Vorgängern, gleich einem Lorenzo Ghiberti, einem Verrocchio, Pollajuolo, Brunellesco, einem Benvenuto Cellini.



Abb. 5. Brosche im Renaissancestil. Nach einem Vorbild auf einem alten Gemälde ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

Zu den ersten, welche in Deutschland mit ganzer Seele auf die neuen Regungen der Renaissance eingingen, gehörte der Berliner Hofgoldschmied Hugo Schaper. Klein beginnend, aber von vornherein an den kunstsinnigen Kreisen der Reichshauptstadt eine starke Stütze findend, hat er von seinen Arbeiten stets alles ferngehalten, was an die liebe bequeme Schablone erinnert. Jedes Stück, das aus seinen Händen hervorgegangen, trägt den Stempel seiner Eigenart. Schönheit der Form vereint sich in den Schmuckstücken mit einer harmonischen Farbenfreudigkeit, von der unsere Abbildungen ein lebhaftes Bild geben, obwohl der Druck selbstverständlich dem Schmelz des Emails und dem Funkeln der Juwelen nicht nachkommen kann.

In der diskreten und geschickten Zusammenstellung der Edelsteine liegt ein Hauptreiz der Schaperschen Arbeiten. So sind zum Beispiel in der Brosche, Abbildung 6, eine größere Anzahl Edelsteine und Halbedelsteine enthalten — ein moosgrüner Crysolith in der Mitte, an den Langseiten gelbrote Hyazinthensteine, oben und unten Brillanten, zu denen noch als Gehänge Perlen von blaugrauer Färbung treten — der Gesamteindruck ist aber trotzdem ein ruhiger und vornehmer und gibt das Wesen alter Schmuckstücke treffend wieder.



Abb. 6. Brosche im Renaissancestil. Entworfen von Hugo Schaper in Berlin.

Ist dieses Stück von Herrn Schaper selbst erfunden, so ist die nebenstehende Brosche einem Schmuckgegenstand auf einem Porträt im Germanischen Museum zu Nürnberg nachgeformt. Den Mittelstein bildet hier ein schöner, blaßblauer Saphir, der Stein in der Mitte des länglichen Anhängsels ist ein runder, allseitig facettartig geschliffener Rosatopas — nebenbei bemerkt, jener nach dem Aberglauben des Mittelalters der Stein, der die Macht besaß, verschlossene Thore zu öffnen, dieser, der Topas, hilfreich gegen Raserei. Die teils rankenartigen, teils schleifenförmigen Ausläufer an den Seiten des Mittelstücks sind mit Brillantrosetten verziert, an deren Ende je eine barockförmige Perle hängt.

Ein interessantes Stück ist der wiederum von Herrn Schaper selbst entworfene Ring in strengerem Renaissancestil unsrer Abbildung 2. Der Ring, der ein von unseren üblichen Ringformen recht abweichendes originelles Gepräge trägt, zeigt eine geschmackvolle Vereinigung von Gold und buntfarbiger Emaille; der Stein in der Mitte ist ein Rubin, nach altem Glauben das Symbol des Glücks, ein Spezifikum gegen Gift und der Verscheucher böser Gedanken, ein echter Ringstein also.

Sehr wenig unmittelbare Vorbilder bot die Renaissance der Juwelierkunst für Armbänder. Da zu ihrer Zeit die Arme nur selten entblößt getragen wurden, legte man auf den Schmuck derselben weniger Wert. Unsere modernen Goldschmiede müssen sich daher für die Armbänder mit Motiven von anderen Renaissanceschmuckstücken begnügen, oder sie müssen sich selbst neue Formen schaffen. So ist auch das schöne

Armband der Abbildung 3 entstanden, das durch seine außerordentlich kühne Farbenzusammenstellung auffällt. Den Mittelstein bildet ein Saphir, und zwar ein indischer, grünlichgelber Saphir; man nimmt meist an, daß der Saphir nur in blauer Farbe vorkommt, das ist jedoch durchaus nicht der Fall, der herrliche Stein wird vielmehr in allen erdenklichen Farbennüancen vom klaren Weiß bis zum ausgesprochenen Grün und Rot gefunden, ebenso wie es auch citronengelbe, rosa, bläuliche, grünliche und schwarze Brillanten gibt. An unserem Armband umrahmt den Mittelstein ein Kranz kleiner Brillanten, der in vier vorspringenden Fassungen von Rubinen flankiert wird, zwischen denen vier schwarz emaillierte, mit weißen Punkten versehene Ornamente sich kräftig abheben. Die sich rechts und links anschließenden Seitenteile tragen je einen schmalen Streifen, der mit Brillanten und Rubinen geschmückt ist.



Abb. 7. Halsgeschmeide im Renaissancestil. Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

Wir werden uns an diesem Armband vielleicht den einen oder anderen Zweig der Juwelierkunst deutlicher vergegenwärtigen können, wenn wir uns ein wenig in der Werkstätte des Goldschmiedes selbst umschauen, auf einem wohl der Mehrzahl aller unserer Leser bisher fremden Gebiete.

Im voraus gesagt: es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen Goldschmiedewerkstatt und Goldschmiedewerkstatt! Wer nur für das laufende Tagesgeschäft arbeitet, in dem Reparaturen der verschiedensten Art den Hauptteil der Thätigkeit beanspruchen, wer sich mit der Anfertigung von Massenartikeln befaßt, wird seine Werkstätte ganz anders einrichten, als ein Künstler, der seinen Stolz darein setzt, daß fast keiner der Schmuckgegenstände, welche er anfertigen läßt, dem anderen völlig gleicht. Solch eine Werkstätte mahnt noch ein wenig an die irgend eines alten Meisters, der mit eigener Hand den selbst ersonnenen Entwurf ausführte, unterstützt allenfalls von einem kleinen Kreis von Gehilfen, von denen jeder wieder ein wirklicher Künstler war. Hier schnurren keine modernen Hilfsmaschinen, hier arbeitet nicht der eine jahraus jahrein Karabinerhaken, der andere vielleicht meterweise Tag für Tag, ein ganzes langes Leben hindurch, Goldketten von immer gleicher Stärke und immer gleichem Muster. Das, was wir an billiger Ware in den Goldschmiedeläden sehen, ist heute fast ausnahmslos Fabrikarbeit, die aus Hanau, Schwäb. Gmünd, Pforzheim u. s. w. stammt — Fabrikarbeit, die oft durchaus lobenswert im Entwurf und in der Ausführung ist, aber doch den Vergleich mit den originalen Schmuckstücken aus der Werkstätte eines wirklichen Meisters seiner Kunst nicht aushalten kann.

An kleinen Tischchen sitzen die Künstler in schneeweißen Gewändern, ein jeder vor sich auf dem Schoß eine fest an die Tischplatte gefügte Lederdecke, die dazu dient, etwa vom Arbeitsplatz herunterfallende, oft ja winzig kleine Steine, Perlen und Gold-



Abb. 8.
Haaragraffe im Barockstil.
Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

teile aufzufangen. Es ist ein verhältnismäßig einfaches Arbeitszeug, das vor ihnen liegt, Punzen und Feilen verschiedener Form, Scheren und Pincetten, ein kleiner Hammer, eine keulenartige Vorrichtung aus einem elastischen Kitt zur Aufnahme der zu fassenden Steine, vielleicht noch eine Rennspindel, um Bohrlöcher auszuführen. Darüber die Lötflamme; seitwärts der Emaillierofen und der Schmelzofen; in der Mitte des Raumes einige Schraubenpressen und ein Handwalzwerk von bescheidenen Dimensionen. Fast vor jedem der Künstler eine Vorlagenzeichnung oder ein kleines Gipsmodell. Breite Fenster vor allem, durch die das Licht in vollen Strahlenbündeln in die Werkstätte dringen kann, denn die Arbeit erfordert ausgezeichnete, wohl zu schonende Augen.

Das wichtigste Material, das Gold, kommt meist in der Grundform ziemlich starker Bleche aus den Scheideanstalten in die Werkstätte. Auf dem kleinen Handwalzwerke dehnt der Arbeiter solch ein etwa anderthalb Finger breites Blech

bis auf die Dünne, die ihm für die weitere Arbeit die geeignetste erscheint, und schneidet es dann zu der Form zurecht, welche einem meist sehr kleinen Bruchteil des Schmuckstückes, das er ausführen will, entspricht. Was an der fertigen Arbeit als ein ganzes erscheint, ist ja in Wirklichkeit stets ein aus oft Hunderten von Einzelteilen zusammengesetztes Werk. Nach der Zeichnung oder häufiger nach dem Modell formt er den Goldblechstreifen mittels Zange, Feile und Punze, er biegt und treibt, sägt und hämmert, bis er etwa zunächst die Fassung für den in der Mitte des Armbandes befindlichen Saphir fertiggestellt hat.

Die Steine kommen geschliffen in die und — was vielleicht die eine oder andere Leserin überraschen dürfte — aller Farben; neben den weißen graue, bläuliche, rötliche, braune, schwarze, ja halb schwarz, halb weiße; gleichmäßig rund die einen, unregelmäßig, eckig geformt die anderen, die der Juwelier Barockperlen oder Kropfperlen nennt. Monstre- oder Paragonperlen endlich von ganz absonderlichen Formen und Größen.

Bei den Edelsteinen überwiegt heute die Fassung à jour, bei welcher der Stein durchscheinend bleibt, wie bei dem Mittelstein des Ringes der Abbildung 4: der Rand, die „Rundiste" des Juwels, ist mit einem Metallreifen umfaßt, von dem ausgehend



Abb. 9. Gürtelschnalle im Dinglingerschen Geschmack.
Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

Werkstätte. Früher verfügte Amsterdam über das Monopol der Steinschleiferei, heute besitzen wir auch in Deutschland selbst Anstalten, die mit den altberühmten holländischen erfolgreich konkurrieren können. Der Juwelier kauft die Edelsteine von den großen Juwelenhändlern, und ein guter Teil seiner Kunst besteht darin, aus seinen Vorräten die passendsten Steine für den Einzelzweck auszuwählen. In kleinen briefartigen Umschlägen von schwarzem Papier liegen sie friedfertig bei einander im stahlgepanzerten Geldschrank, die funkelnden Brillanten, die Saphire und Rubinen, die grünen Smaragden, die bläulichen Aquamarine, die milchweißen zerbrechlichen Opale, die scharfblauen Türkise. Daneben Perlen aller Größen einzelne kleine „Krappen," vorspringende Häkchen, den Stein fest umklammern. Während bei dieser Art der „Aufbringung," wie der Juwelier sagt, der Stein in seiner vollen Schönheit zur Geltung kommt, aber auch seine etwaigen Fehler nicht verdeckt werden können, gewährt die zweite Art der Fassung, die in Kasten — chatons — (s. die kleineren Brillantrosetten des Ringes Abbildung 4) die Möglichkeit, durch allerlei Hilfsmittel beschönigend einzugreifen. Sie kommt daher auch nur für unten flachgeschliffene Steine, wie z. B. für Diamantrosen, und für fehlerhafte Steine zur Verwendung. Da bei der Aufbringung in Kasten die Rückseite des Steines durch Metall bedeckt ist, so hat es der Ju-



Abb. 10. Brosche im Rokokostil.
Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

welier in der Hand, zwischen Metall und Stein ein Mittelglied einzuschieben, welches entweder dessen Flecken verdecken oder, gleich einem Spiegel, die durch jenen fallenden Lichtstrahlen verstärken und häufig auch gefärbt zurückwerfen soll. Der Altmeister der Juwelierkunst, Benvenuto Cellini, gibt in seinen berühmten „Duo Trattati“ bereits ausführliche Anleitungen für diese Technik, für die schwarze Unterlage im Innern des Kastens, die an den Stellen fortgelassen wird, wo sich im Stein Flecken befinden, wie für die spiegelnden „Folien“, glänzende Plättchen aus Silber, Zink, Kupfer, die teils in den natürlichen Farben der Metalle, teils künstlich gefärbt verwendet werden. Perlen werden entweder geteilt und dann auch im Kasten gefaßt oder — das ungleich Schönere — angebohrt und mittels eines Stiftes und durch Kitt befestigt. Oft ist im Publikum die Ansicht verbreitet, die Perle sei ein innen hohler Körper, der nur nach außen eine starke Schale besitzt. Jede echte Perle ist aber durch und durch massiv, von vielen dicht aufeinanderliegenden Schichten gebildet. Übrigens mag es gestattet sein, an dieser Stelle unsere Damen darauf aufmerksam zu machen, daß es dringend empfehlenswert ist, alle mit Juwelen besetzten Schmuckgegenstände in nicht zu langen Zwischenräumen von sachverständiger Hand auf die Zuverlässigkeit der Fassungen nachsehen zu lassen; es gilt das ganz besonders für alle Ringe, bei denen erfahrungsmäßig die Fassungen durch das häufige An- und Ausziehen der Handschuhe stark leiden.

Die einzelnen Teile werden allmählich, sehr allmählich fortschreitend, durch Löten miteinander verbunden, wenn nicht ihr äußerer Schmuck durch die Behandlung der Oberfläche, die schon angebrachte Emaille, die Anwendung des Feuers unthunlich macht und zur Verwendung des Nietens zwingt. So dürften z. B. an dem schönen Halsschmuck — Abbildung 7 — die Einzelteile der Mittelstücke und der zwei Seitenstücke ausnahmslos durch Nieten verbunden sein. Bei diesen drei Stücken bildet die pièce de résistance der von schwarzer Emaille wirkungsvoll umrahmte Opal, ein Edelstein, der übrigens seiner Zerbrechlichkeit halber stets im Kasten gefaßt und nur rundlich, „muggelich“, geschliffen werden kann. Ehedem außerordentlich geschätzt und hoch im Preise stehend, war der „tausend schöne Farben spielende“ Opal, dessen Tragen im Mittelalter gegen „allerlei Herzeleid“ empfohlen wurde, allmählich recht im Ansehen gesunken, während er heute wieder stark in die Mode gekommen ist; größere Steine, zumal die zart rosenroten, werden mit fabelhaften Preisen bezahlt.

Vielleicht interessiert meine Leserinnen ein kleiner Exkurs auf das schwierige Gebiet des Juwelenhandels, eine kurze Zusammenstellung der Preise, welche ich der Edelsteinkunde von Doelter, dem neuesten Werk über diesen Gegenstand, entnehme. Man berechnet den Wert der Edelsteine nach Karaten, und zwar wiegt ein Karat 20,55 cg. Der Wert der Steine, der übrigens außer von dem Gewicht wesentlich von der Schönheit des einzelnen Stückes, von Farbennüancen u. s. w. abhängig ist, so daß die nachstehend angegebenen Preise



Abb. 11. Brosche im Rokokostil.
Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

nur als ganz durchschnittliche gelten können, steigt aber nicht im geraden Verhältnis zum Gewicht. Wenn z. B. bei dem geschliffenen Brillanten ein Stein von einem Karat auf einen Wert von 120—220 Franken angegeben ist, so ist ein Stein von 4 Karat schon 660—1250, von 5 Karat 1250—2750 Franken wert. Ein Brillant von 10 Karat aber wird je nach der Qualität zwischen 3000 und 10 000 Franken veranschlagt, und für ganz große, sowie für schön gefärbte Steine gelten überhaupt nur Liebhaberpreise.

Teurer noch als Brillanten werden schöne Rubinen und zwar schon das erste Karat mit 320 Franken bezahlt; der grüne seltene Saphir hat fast den gleichen Wert, während die gelben und blauen Varietäten um die Hälfte, ja um zwei Drittel billiger sind. Äußerst schwankend ist der Preis der Smaragden; nur als ein ganz allgemeiner Anhalt seien hier die Werte von 120—400 Franken für den ersten Karat genannt; der rubinähnliche Rubinspinell wird auf 120—180 Franken für das Karat, ein schöner roter oder rotgelber Hyazinth auf 50—60 Franken geschätzt. — Auf unseren Abbildungen reihen sich den im Renaissancegeschmack ausgeführten Schmuckstücken einige weitere an, welche an den Stil der Dinglingerschen Arbeiten im Grünen Gewölbe in Dresden anlehnen. Auf die Renaissance war die Herrschaft des Barock gefolgt. Tritt die Wandlung des Geschmacks, die wir in unserer Zeit pflichtmäßig aufs neue durchmachen, in der schönen, reichen Gürtelschnalle — Abbildung 9 —, deren Mittelstück ein bläulichschimmernder Aquamarin von Rubinen und Brillanten umgeben bildet, noch weniger hervor, so zeigt sie sich desto deutlicher in der Haaragraffe der 8. Abbildung. Originell, fast bizarr ist die Form, verschnörkelter das Ornament. Von der großen Brillantrosette in der Mitte gehen nach beiden Seiten flügelartig mit Rubinen besetzte Strahlen aus; frei hängt an der zierlich geformten Spitze eine große graue Perle; die obere muschelartige Bekrönung schmückt neben Brillanten ebenfalls eine graue Perle, und keck strebt aus jener die Reiherfeder empor, so recht bezeichnend für die etwas theatralische Majestät, die sich im Barock, der Geschmacksrichtung Ludwig XIV., des roi soleil, ausgab.

Auf das Barack folgte das Rokako, auf das Prunkhafte die Vorliebe für das Zierliche, Weichere, Gefälligere, die Herrschaft der Laune. Wenn sich das Barock, so sehr es ungewöhnlich zusammengefügte Linien liebte, immer noch an eine gewisse Regelmäßigkeit, Gebundenheit gehalten hatte, so löste das Rokoko das Ornament mehr und mehr auf. Die Linien werden in unendlicher Abwechselung geschweift, das Ganze erscheint reicher bewegt, und an die Stelle einer gesättigten Farbenharmonie tritt ein Spiel mit zarteren Farben. Anmut, Gefälligkeit ist die oberste Regel — eine Regel, für deren Durchführung gerade die Galdschmiedekunst das geeignete Material bat.

Die Brosche — Abbildung 10 — kann man wohl der Übergangszeit vom Barock zum Rokoko zurechnen. Sie zeigt aber schon die im Rakako so beliebte Muschelform im Mittelstück, das reiche Rankenwerk der Umfassung und die charakteristischen Tönungen: die dunklere blaue Emaillierung der Muschel und das zarte Grau des oxydierten Silbers an den äußeren Ornamenten. Ausgesprochen Rokoko ist das originelle Armband — Abbildung 12 — mit seinen schiefgestellten, mattgoldenen, verschnörkelten Bindegliedern


Abb. 12. Armband im Rokokostil. Entworfen und ausgeführt von Hugo Schaper in Berlin.

und den naturalistisch ausgeführten Blüten auf denselben. Das reizende Armband ist zur Aufnahme von Familienporträts in Photographie, Elfenbein- oder Emaillemalerei bestimmt. Rokoko endlich ist die Brosche Abb. 11 mit ihren Schleifenornamenten, den Pinienzapfen und den hängenden Maiglöckchen.

Renaissance — Barock — Rokoko! Unsere Goldschmiede haben in den letzten Jahrzehnten allen drei Stilformen gerecht werden müssen — einen eigenen Stil hat ja unsere Kunst auf keinem Gebiete. Trügt nicht alles, so wird auch die Goldschmiedekunst die weitere Wandelung vom Rokoko zum Zopf mitmachen, bis sie — und sie wird gut daran thun, diesen Schritt nicht zu lange zu verzögern — wieder zu den edlen Renaissanceformen zurückkehrt.

Der Patenbecher.

Es trinkt die junge Frau im Witwenkleid
Aus einem kleinen goldnen Kinderbecher
Zu jeder Mahlzeit ihren roten Wein.

Das Becherlein gehörte ihrem Knaben.
Das war ein Jubel, als der blonde Schelm
Zum ersten Male mit am Tische saß
Und aus des Paten schönem Taufgeschenk
Gar ungeschickt sein dünnes Tränkchen schluckte!

Ihr war der tolle Lärm ja viel zu laut!
Was half's ihr, da der schlimme Übermut,
Der böse Mann, die Seele ihrer Seele,
Ihr lächelndes, gemessenes Verweisen
In Lachen und in Küssen stets begrub?

Ach, jener liebe, liebe Lärm! Verklungen
Ist längst sein Ton, verhallt die Melodie!
Der schlimme Mann, das Urbild junger Kraft,
Er legte, wie in einer Träumerlaune,
Sich mitten in dem heitren Spiel des Lebens
Zum Schlummer hin. Der Knabe ging ihm nach,
So schnell, als lohne sich des Werdens Mühe
Nicht länger in dem stillgewordnen Haus.

Allein sitzt nun die junge Frau am Tisch
Und trinkt zu jeder Mahlzeit ihren Wein
Aus einem kleinen goldnen Kinderbecher.

Ihr dunkler Blick wird immer mehr verträumt,
Und immer lichter wird ihr Angesicht,
Und immer, immer müder wird ihr Schritt.
Sie wird genesen! meint der alte Arzt.
Sie wird noch einmal froh!

Ich glaub es nicht,
Trinkt sie doch nun seit Jahren, Tag für Tag,
Aus einem kleinen goldnen Kinderbecher
Den heißen, bittren Todestrank des Grams.

Frida Schanz.

Das Forsthaus von Tauberbach.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Von dem Verfasser der „Bilder aus dem Universitätsleben".

Es war ein eisiger, aber windstiller Morgen. Auf der Waldwiese, in deren Mitte das Forsthaus stand, lag eine dünne Schneedecke, so dünn, daß hier und da noch die trockenen Grashalme starr und spitzig hervorschauten. Dichtes Unterholz, daneben mächtige Buchen und Eichen und eine ziemlich hoch gewachsene Fichtenschonung umrahmten die Rodung, die sich, von der Mitte aus langsam ansteigend, bis an den bergigen Waldesrand erhob. Zwei mit Ebereschen bepflanzte Fahrwege kreuzten sich auf dieser Lichtung; dort, wo sich die Wege trafen, auf der ansteigenden Fläche, lag das Forsthaus mit seinem Garten und seinem von einer Scheune und niedrigen Stallgebäuden umgebenen Hofe.

An der einen Stallthür wurde von innen heftig gerüttelt; sie schien oben an der Kante über Nacht festgefroren zu sein. Endlich gab sie dem wiederholten Anstemmen nach; sie flog mit einemmal krachend auf, und der Knecht, der sich an der Krampe festhielt, torkelte heraus und sauste mit langen Schritten ein Stück über das holprige Pflaster, so daß ihm die schweren Holzpantoffeln von den Füßen flogen. Aber er war so verschlafen, daß er nicht einmal schimpfte, sondern schwerfällig, ohne sich zu bücken, wieder in seine Pantoffeln stieg. Er vergrub seine Hände tief in die Hosentaschen, zog den Nacken ein und stand fröstelnd und vor sich hinstierend eine Weile vor der offenen Stallthür.

Dann schob er sich langsam um den beschneiten Düngerhaufen herum bis zu einer mit Eis bedeckten Stelle. Dort stieß er mit dem Fuß ein paar festgefrorene Steine weg und fing an, den Schnee beiseite zu schieben und auf dem Eise zu schlibbern, so daß bald eine langgestreckte blanke, silbergraue Bahn auf der Pfütze zu sehen war.

In diesem Augenblick ging die Kellerthür auf, und die Magd, eine ebenso derbe und verschlafene Person, trat mit einem Melkeimer heraus. Sie begrüßten sich in dem eigentümlichen Platt der Gegend, während sich Ignaz mit dem Ärmel die Nase wischte, und Mine den Eimer hin- und herschwenkte. Bald setzte sie den Eimer hin und fing auf Ignazens Zurede auch an zu schlibbern, zuerst langsam und vorsichtig, allmählich aber immer gewagter und in längeren Zügen. Sie wurden beide durch diese Bewegung völlig wach und lachten bald über das ganze Gesicht. Schließlich nahmen sie einen Anlauf, daß die Holzpantinen nur so klapperten und sausten, eins hinter dem anderen, auf der Bahn entlang, bald den rechten Fuß vor, bald den linken, bald aufrecht, bald in der Hucke. Dabei juchten und kreischten sie, als gäbe es auf der Welt kein schöneres Vergnügen.

Plötzlich, als sie im besten Zuge waren, riß der alte Revierförster das Fenster in der Giebelstube auf und rief hinunter: „Schockschwerenot! Was ist das für ein Skandal auf dem Hofe? Sind der Bengel und die Margell über Nacht toll geworden? Ignaz! Mine! Reitet euch der Deuwel? Das hat man davon — ich werd' euch noch mal in die Stadt lassen auf den Weihnachtsmarkt! Wenn das Volk da auf dem Karussell herumfährt, da ist es acht Tage lang rein wie verdreht, wie besessen."

„Herr Förster," sagte Ignaz stammelnd, „wi wölle dem kleinen fremden Jungen, dem Willi — dem wölle wi ne Schlibberbahn moake."

„Schlibberbahn! — Ich werd' euch auf den Schwung bringen! Schert euch in die Ställe! Soll das Vieh verhungern? Deuwelszeug infames!" Damit schlug er das Fenster zu, und Ignaz und Mine schlichen scheu und betroffen in die Ställe.

Während des Lärms hatte die Förstersfrau in ihrer Stube mit Macht gegen das befrorene Fenster gehaucht, um ein kleines Guckloch aufzutauen. Als sie das endlich erreicht hatte, war der Hof schon wieder leer, und nur die blanke Schlibberbahn war von der Scene übriggeblieben.

Sie trat hinaus, die Hände unter der blauen Schürze und ein Tuch um den Kopf, so daß das graue, glatt angekämmte Haar nur

vorn etwas zu sehen war. Auch der Förster, ein hagerer Mann mit grauem Schnurr- und Knebelbart in dem verwitterten Gesicht, kam ganz ausgerüstet, das Gewehr über der Schulter, die Treppe herunter und blickte kopfschüttelnd eine Weile nach dem Stall.

„Ich weiß nicht," brummte er, „was jetzt mit dem Bengel, dem Ignaz, los ist; den muß der Hafer stechen."

„Ich glaube, die Margell hat ihm den Kopf verdreht," sagte die Frau, „das muß sich jetzt fortwährend was miteinander zu schaffen machen."

„Der Radau hat wohl den kleinen Prinzen aufgeweckt?"

„Nein, der schläft fest mit geballten Fäusten. Hat der sich gestern hier müde gerannt! So müde — du solltest ihn dir mal ansehen, wie er daliegt mit seinen blonden Locken, das reine Engelsköpfchen."

„Ja, ist 'n schöner Junge — nur gut, daß er noch dumm genug ist."

„Weshalb?"

„Na, ich mein' nur so."

„Weshalb haben sie ihn denn eigentlich hierhergebracht?"

„Na, hast nicht gehört, was sein Vater gestern sagte, er soll die Waldluft genießen."

„Im Winter?"

„Na ja, im Winter."

„Und wie lang' soll denn das arme Wurm bei uns bleiben?"

„Ja, da fragst mich zu viel."

Der Förster steckte sich seine Pfeife an und begann zu rauchen.

„Und hat auch der Herr Oberförster gar nicht davon gesprochen?"

„Das schon, aber ich soll's Maul halten. Ja ja, es geht toll zu in der Welt, Sackerlot noch mal!"

Der Alte trat an eine verschlossene Hundehütte, aus der ein klägliches Gewinsel kam. Er machte die Thür auf, und ein großer, aber noch junger und täppischer Hund kroch ganz geduckt und scheu heraus. Eben wollte er aufspringen und davonrennen, als ihn der Förster auch schon an den Ohren gepackt hatte und ihm ein Stachelhalsband mit einer Leine dran umschnallte Ein Ruck an der Leine, und der Hund kroch heulend zu seinen Füßen.

„Parieren sollst du, Racker, parieren! Und wenn du auch Juno heißt, aber durchbrennen darfst du mir nicht wie andere Weiber. Ja ja, so ein Stachelhalsband wär' andern auch ganz gut. Das macht sie sofort kaduk — auf allen vieren muß die Sorte kriechen."

„Hat denn die Frau dran Schuld?"

„Wer, wo, was?"

„Ach, das ist mir die ganze Nacht durch den Kopf gegangen."

„Was ist dir durch den Kopf gegangen?"

„Die Geschichte mit dem Rechtsanwalt und seiner Frau."

„Welche Geschichte denn?"

„Na, Mann, ich muß dir sagen, ich habe, ohne zu horchen, etwas davon gehört, was dir der Oberförster von seinem Freunde aus Berlin erzählt hat."

„Donnerwetter! Frau, hör mal — daß du mir reinen Mund hältst. Kein Mensch darf wissen, wie die Geschichte zusammenhängt, kein Mensch! Auch nicht, wie der Junge heißt, und wo er her ist. Der ist hier ein Verwandtenkind von uns, verstehst du? Das hat mir der Oberförster auf die Seele gebunden. Das Weib von dem Rechtsanwalt ist rein toll, sie setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um 'rauszukriegen, wo ihr Mann den Jungen versteckt hält. Sie ist ihrem Mann weggelaufen — willst du liegen, infame Bestie! Ja, wenn man von Weglaufen spricht, da spitzt er die Ohren, und vom Fressen — also, sie will den Jungen wieder in ihre Finger kriegen, und das soll partout nicht geschehen. Na, hier wird sie ihn wohl nicht ausspionieren."

„Kinder, Kinder, was sind das für Zustände! Und das liebe, gute Jungchen, schon jetzt, kaum vier Jahr alt und unter fremde Menschen! Na, er soll es nicht schlecht haben bei mir. Aber wie kann man bloß? Der Mann hier und die Frau da, und das Kind wieder wo anders, o Jesses, ist das 'ne Wirtschaft! Und so ein armes Mutterherze, du lieber Gott, was muß die arme Frau zu leiden haben!"

„Natürlich, ihr Weiber nehmt euch immer da in Schutz, wo die Geschichte brenzlich ist."

„Kann nicht der Mann auch schuld haben?"

„Der Rechtsanwalt Lüning? Das glaub' ich nicht, so sieht er nicht aus. Das ist ein Freund von unserm Oberförster."

„Na ja, na ja, unser Oberförster — jetzt ist er 'raus aus den Jahren, und

seine kranke Frau hat ihn kirre gemacht, aber er soll doch früher auch so ein Schwitjeh gewesen sein in Berlin, als er bei den Feldjägern war."

Der Förster pfiff vor sich hin.

„Natürlich, bei den Feldjägern — Frau, du mußt es ja wissen. Verbrenn dir bloß nicht den Mund, verstehst du? Lieber 'n Schloß davor! Ich glaube, die Bäume werden nur so alt, weil sie nicht reden können. Komm Juno! Wetter noch mal, willst du ruhig gehen, still! Das ist ja ein ganz infamer Köter; ich weiß nicht, wie ich diesen Bastard von Wildschwein und Baumaffen zum Jagdhund dressieren soll."

Er ging nach dem Thorwege, drehte sich aber da nochmals um und rief: „Ignaz! — Ignaz! — Na, sitzt denn der Bengel auf seinen Ohren?"

Endlich erschien Ignaz in der Stallthür mit einem in Zeitungspapier eingewickelten Paket, das er krampfhaft an sich preßte.

„Daß du mir ordentlich den Wallach versiehst, die futterneidische Stute frißt ihm sonst allen Hafer weg!" Ignaz verschwand.

„Was hat denn der Bengel für ein Paket da?" fragte der Förster seine Frau.

„Ih, der hat gestern auf dem Jahrmarkt für die Mine eine Jacke zu Weihnachten gekauft."

„Na, denn man zu. Ja, die selige, fröhliche Weihnachtszeit! Oh Tannebaum, oh Tannebaum! Hol's der Kuckuck! Zu keiner Zeit wird hier im Walde mehr gestohlen als jetzt. Das ist zum Tollwerden! Da hat mir die Bande gestern drei prächtige Fichten in der Schonung beim Finkenbruch glatt 'runtergeschnitten. Wenn das der Oberförster sieht, giebts wieder einen Heidenrabbatz. Aber man kann dem Gesindel nicht beikommen, beim besten Willen nicht. Sie fallen zu Weihnachten von allen Seiten über den Wald her, wie Raben übers Aas; faßt man hier einen ab, dann haben an der entgegengesetzten Seite zehn andere ihren Raub schon sicher. Ich danke für Weihnachten. Unsereins kann sich dabei die Lunge aus dem Halse rennen; da hört 's Vergnügen auf. Adjüs, Frau. Na, komm mit, du vierbeiniger Sägebock!"

Der Hund stieß ein jämmerliches Geheul aus und folgte dem alten Förster mehr kriechend als gehend auf den Fußstapfen nach.

Jetzt fing das Regiment der kleinen rührigen Förstersfrau an. Sie ging in alle Ställe, revidierte die Krippen der Pferde, der Kühe und der Schweine, fütterte die Enten und Gänse und rief Mine wieder in den Keller hinein, um dort den Backofen zu heizen.

Währenddes saß Ignaz auf dem Futterkasten im Pferdestall. Er hatte die Jacke, sein Geschenk für Mine, ausgewickelt und musterte sie von allen Seiten; er zupfte an den Knöpfen, ob sie fest säßen, befühlte das Futter und das Tuch, kehrte die Taschen um und wurde nicht müde, diesen Wertgegenstand immer wieder von neuem schmunzelnd zu betrachten. Nur wenn er sah, daß die Stute den Wallach von der Futterkrippe wegdrängen wollte, warf er einen wütenden Seitenblick dorthin und ließ einen unartikulierten, knurrenden Ton hören; dann nahm er das zerknitterte Zeitungspapier, strich es auf seinen Knieen glatt und begann darin zu lesen, während er an einem Stück Wrucke schmatzend kaute. Er las murmelnd, fast buchstabierend und dabei immer kauend. Mit einemmal stutzte er vor der Überschrift einer Annonce: „Hundert Mark Belohnung." Dann las er weiter: „Dem, der genau angeben kann, wo sich der vierjährige Knabe Willy Lüning, blonde Locken, blaue Augen, lebendiges Wesen, aufhält. Angaben unter Nummer 195 an die Expedition dieser Zeitung."

Ignaz guckte eine Weile mit offenem Munde nach der Decke, von der lange, verstaubte Spinnweben herunterhingen. Dann las er wieder die Annonce langsam dreioder viermal und stierte inzwischen immer wieder nach der Decke. Mine trat in den Pferdestall und sagte: „Du Fulpelz, stah moal upp un hol uns Holz runner!"

„Dunnerhogel," rief Ignaz, „hunnert Mark! — Mine, wenn wi hunnert Mark hädde, da könne wi uns frigge. Dat wär'n Spaß!"

„Lat mi tofrede, hol Holz runner! Wo salle wi hunnert Mark herkreege?"

Ignaz las ihr die Annonce vor.

„Weißt, Mine, dat stimmt allens mit dem fremden Jungen hier, dem Lockenkopp — un denn hätt hei mi gestre uck wat von Barlin vertellt, un dise Zeitung is ut Barlin. Vielleicht is 't wat, vielleicht uck nich. Sall ick schriewe?"

„Ach, lat mi tofrede! Dat is allens dummet Tiech! Hol Holz runner, Knippelholz!"

Als Ignaz das Halz an den Backofen brachte und Mine die Glut schürte, stieß Ignaz sie mit dem Ellenbogen leise in den Rücken und fragte wieder:

„Mine, sall ick schriewe?"

„Lat mi tafrede!"

Als er aber nach einer Weile in den Kuhstall kam, wo sie dem Vieh Futter gab, und er sie wieder fragte, sagte sie, ohne ihn anzusehen: „Ignaz, schriew!"

Da ging denn Ignaz in den Pferdestall und schloß sich ein.

Auf dem Hofe stand währenddes die kleine Förstersfrau und knöpfte dem muntern, vor Vergnügen mit den Füßen stampfenden Willy das Mäntelchen ganz zu und drückte ihm die Pelzmütze fester auf die Locken. Die Hühner, Enten und Tauben scharten sich bald in ganzer Zahl um sie, und der kleine Großstädter hatte so viel Neues und Seltsames zu sehen und mußte über das wunderliche Gebaren der Enten, das Gackern und Rennen der Hühner, das Kurren, Drehen und Schwanzschleppen der Tauben so herzlich lachen, daß Frau Birkholz ihre helle Freude an dem Kinde hatte.

Von dem einen Waldwege her erscholl das Knarren von Rädern; ein Wagen fuhr schnell an der Scheune vorüber und hielt an dem Thore des Staketenzaunes an.

Der Oberförster Grundner, ein etwas korpulenter Herr mit kurz geschorenem, graumeliertem Vollbart und mit Gesichtszügen, die Spuren eines früheren starken Raubbaues trugen, stieg aus dem Wagen und ging freundlich grüßend auf Frau Birkholz zu.

„Da seh' ich ja auch gleich Ihren kleinen Schützling," rief er, „guten Morgen, mein Junge!"

„Onkel Oberförster," fragte der Kleine ganz enttäuscht, „wo ist denn der Vater?"

„Der Vater kommt mit dem Weihnachtsmann, mein Junge, wenn wir den Lichterbaum anstecken."

Willy fragte nach seiner Mutter, aber der Oberförster that, als hörte er die Frage nicht.

„Oh, das wird dann für den Willy eine Freude sein, alle die schönen Spielsachen und die Kuchen und die Äpfel und die Nüsse —"

„Und wo bleibt denn die gute Mutter?"

Dem Oberförster wurde die Sache unangenehm, und so kam ihm denn die Mine gerade recht, die frischgeschälte Äpfel aus dem Hause nach dem Backofen trug und grinsend an der Gruppe vorbeiging. Die Äpfel lockten den Jungen, er lief der Magd nach und stieg plappernd mit ihr in den Keller.

Der Oberförster bat nun Frau Birkhalz, mit ihm auf ein paar Augenblicke in die Stube zu gehen, er wolle mit ihr etwas besprechen.

„Mein Freund, der Rechtsanwalt Lüning, hat mir soeben telegraphiert," sagte er, als er sich in den alten wurmstichigen Lehnstuhl gesetzt hatte, „daß er zum Weihnachtsabend hier wieder eintreffen wird. Ich werde dann auch wieder herüberkommen, auf ein Stündchen natürlich, länger kann ich es meiner Frau nicht anthun. Machen Sie einen hübschen Baum zurecht — den muß Ihr Mann schon opfern, das hilft diesmal nichts — machen Sie ein gutes Abendessen, Reh, Hasen oder Geflügel, den Wein dazu lasse ich herüberschaffen."

Frau Birkholz versprach, ihr Bestes zu thun.

Der Oberförster fragte dann nach ihrem Manne, nach der Wirtschaft, nach der Trockenfütterung, nach den Butterpreisen, aber es war ihm anzumerken, daß das alles bloße Verlegenheits- oder Einleitungsfragen waren; er hatte offenbar noch etwas anderes auf dem Herzen. Sie kamen wieder auf den kleinen Willy zu sprechen.

„Herr Oberförster," sagte Frau Birkholz, „wenn ich für das Kind mit Liebe sorgen soll, so muß ich wissen, woran ich bin."

„Oh, der Rechtsanwalt Lüning ist ein reicher Mann."

„Das meine ich nicht; ich meine, weshalb das mit dem Kinde hier so geheim gehalten werden soll. Ich will nichts Unrechtes thun."

„Liebe Frau, Sie thun nichts Unrechtes. Ich selbst habe meinem Freunde geraten, das Kind Ihnen anzuvertrauen, weil ich Sie genau kenne. Sie sind gut, verständig, verschwiegen. Sie werden die ganze Geschichte schon halb und halb erraten haben; so will ich Ihnen denn noch mehr sagen. Mein Freund ist mit seiner Frau zerfallen, völlig zerfallen. Es sind beides leiden-

schaftliche Menschen, und da befürchte ich, die Sache wird kein gutes Ende nehmen."

„Aber mein Gott, wie können sich die Menschen nur so unglücklich machen!"

„Ja, liebe Frau, das sagen Sie so. Wir Waldbewohner merken die Stürme nicht, die draußen in der Ebene toben. Mein Freund ist ein vielbegehrter Anwalt — sehen Sie, der kann sich seiner Frau und seiner Häuslichkeit nicht so widmen wie unsereins, der außer dem Walde nichts hat als seine vier Wände. Wenn wir die Jagdstiefel ausgezogen haben, dann hat die Frau über uns zu verfügen; das ist bei einem großstädtischen Anwalt ganz anders."

„Dann ist er also der schuldige Teil?"

„Mein Freund? Oh, der ist rein wie Gold! Aber die Eifersucht, die hat die Frau blind gemacht, und sehen Sie, wenn das erst anfängt, dann wirkt es wie Frost und treibt selbst die stärksten Bande auseinander."

„Aber wenn doch für die Frau gar kein Grund dazu —"

„Gewiß nicht, und doch — einer hat Schuld an der verdammten Geschichte. Das ist sicher, das ist sicher! Je mehr ich mir die Sache überlege, desto klarer wird mir das. Und das beunruhigt mich, das verfolgt mich, das quält mich."

Der Oberförster war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Er setzte sich wieder hin und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Sie wissen," fuhr er fort, „meine Frau ist nervös; ich kann mit ihr über derartige Dinge aus früheren Jahren nicht sprechen. Da hab' ich mir gedacht, wirst zu Frau Birkholz gehen und ihr die Geschichte erzählen, darauf hat sie auch als Willys Pflegemutter Anspruch. Und sehen Sie, da bin ich denn zu Ihnen gekommen."

Die kleine Förstersfrau war ganz gerührt von diesem Vertrauen und konnte keine Worte finden.

„Ja ja, die Großstadt," fuhr er fort, „und das flotte Leben beim reitenden Feldjägercorps, als man noch jung war. Da hatte ich die Verpflichtung übernommen, für die Tochter einer — Jugendfreundin zu sorgen. Sie wissen schon, was soll ich Ihnen das noch lang und breit auseinandersetzen. Und da hatte ich meinen Freund unter dem Siegel der Verschwiegenheit gebeten, die Vermittelung zu übernehmen. So stand er denn mit der Käthe in beständigem Verkehr, ohne seiner Frau von der ganzen Sachlage etwas mitzuteilen. Ein Rechtsanwalt, der die Prozesse der Schauspielerinnen und Sängerinnen führt, — ja, der hat keinen leichten Stand. Aber Lüning ist ein Ehrenmann, ein unantastbarer Charakter, er würde sich lieber eine Kugel vor den Kopf schießen als an seinem Weibe eine Untreue begehen. Aber es kommt eins zum andern. Nun sehen Sie, die Käthe in Berlin will sich verheiraten, und ich hatte Lüning geschrieben, ihr eine Summe auszuzahlen."

„Ah, und das hat seine Frau erfahren und mißverstanden; warum hat er ihr denn nicht reinen Wein eingeschenkt?"

„Ein Anwalt muß wie ein Arzt vieles vor seiner Frau geheimhalten, und ich rechne ihm das hoch an, daß er mich vor seiner Frau nicht kompromittieren wollte."

„Ja, ich verstehe."

„Lüning hatte mit der Käthe vor ihrer Verheiratung manches zu verabreden: die Aussteuer, die standesamtlichen Geschäfte, die Verhältnisse ihres Verlobten, und so kam das auffallend schöne Mädchen häufig in Lünings Wohnung. Eines Tages forderte ihn die vor Eifersucht fast vergehende Frau zu einem Spaziergange auf. Er lehnte es ab, er hätte noch eine wichtige geschäftliche Besorgung zu machen. Bald darauf trifft sie ihren Mann mit der verhaßten jungen Dame im Tiergarten. Sie stürzt nach Hause, der langverhaltene Sturm der Eifersucht und des Hasses bricht aus, sie nimmt ihr Kind und fährt sofort zu ihrer Mutter. Lüning, dem die tiefverletzte und aufgeregte Frau keinen Glauben und kein Gehör mehr schenkte, hat ihr das Kind wieder entrissen und es aus ihrem Gesichtskreise geschafft, um die Frau wieder zur Vernunft zu bringen."

„Aber, Herr Oberförster, konnten Sie denn gar nichts thun, um diesem Unglück vorzubeugen?"

„Den ganzen Zusammenhang der traurigen Geschichte habe ich leider erst gestern von meinem Freunde erfahren. Er wünscht keine Einmischung von meiner Seite. Und doch — ich komme darüber nicht hinweg, die Geschichte läßt mir keine Ruhe, sie verfolgt mich überall! Ich komme

mir vor wie ein Feigling, der sich mit seiner Schuld hinter seinen ehrlichen, tapfern Freund verkriecht und ruhig zusieht, wie er bis ins Herz verwundet wird. Das ist unerträglich, das halte ich nicht aus!"

„Herr Oberförster, wenn die unglückliche Frau durch Ihre Schuld den Glauben an die Treue ihres Mannes verloren hat, so haben Sie auch die Pflicht, ihr den Glauben wiederzugeben. Das meine ich so — ich rede nicht von dem Manne; die Männer schütteln solche Drangsale leicht wieder ab, aber ein treues Weib, das sich betrogen glaubt, geht daran zu Grunde."

„Der Gedanke an meine eigene Frau —"

„Die Frau Oberförster braucht von der ganzen Geschichte nichts zu erfahren, aber schreiben Sie an Frau Lüning, erzählen Sie ihr alles, alles, was Sie wissen, und was Sie auf dem Herzen haben. Ach Gott, ich kenne die Welt draußen ja so wenig und weiß nicht, ob mein Rat richtig ist. Aber so sagt mir mein Herz: schreiben Sie an die arme Mutter, Herr Oberförster."

Waren es die innigen Worte der einfachen Frau oder die Erinnerungen an frühere Zeiten oder der Gedanke an das gramvolle Gesicht seines lieben alten Freundes, das ihm beim letzten Wiedersehen so sehr aufgefallen war, der Oberförster geriet in offenbare Erregung, es zuckte um seine Mundwinkel; er stand schnell auf, drückte der kleinen Frau die Hand und sagte: „Ich werde das thun."

Als der Wagen des Oberförsters verschwunden war, steckte Mine den Kopf aus der Kellerthür und lief dann schnell nach dem Pferdestall, wo Ignaz gerade mit seiner Schriftstellerei auf dem Futterkasten fertig war. Das war ein hartes Stück Arbeit gewesen. Mine setzte sich auf einen umgestülpten Pferdeeimer, und Ignaz las ihr das halb hoch-, halb plattdeutsche Schriftstück vor: „Gnädiger Herr oder Fru, die hunnert Mark könne wi gaud brucke. Hier in de Försterei Tauberbach is son netten kleinen Jung mit langet jehlet Hoar; hei heet uck Willy. Vielleicht is hei dat, vielleicht uck nich, awer de hunnert Mark könne wi gaud brucke. Gnäje Herr oder Fru, hei moat ut Barlin sinn, denn hei speelt hier immer upp'n Hof Pferdebahn un Feierwehr, un dann löppt hei rum un klingelt datau, un dann schriegt hei: aussteige, Kuhfürstenstraß! Und dann vertellt hei von de Stadtbahn un pust' datau as sone olle Dampmaschine. Hei wart dat wol sinn. Hei wöll uck immer wedder taurück tu siene Modder, awer Mine un ick, wi hebbe em ne Schlidderbahn makt, un da ward hei wull bliewe. De Mine hat schon ehre Bedden, awer de hunnert Mark, dei könne wi noch gaud brucke. Ignaz Wischnack, Knecht, und Mine Rodünz, Kauhmagd."

Mine strahlte vor Wonne, als sie das alles hörte, und wenn Ignaz ihre Liebe noch nicht besessen hätte — durch diesen Brief hätte er ihr Herz im Sturm erobert. Die Stallthür war aufgegangen, und das Mädchen sah den Landbriefträger hinten aus dem Walde heraustreten.

„Ignaz," sagte sie, „da hinne kömmt Nettke, dei kann den Breif gleich mitnehme."

Ignaz holte schnell einen ziemlich unsaubern Briefumschlag aus dem Futterkasten und schrieb die Adresse drauf, sowie es in der Zeitung angegeben war. Das dauerte eine geraume Zeit.

Inzwischen war der Landbriefträger Nettke, schwer bepackt mit Kisten und Päckchen, in den Hof gekommen und hatte sich keuchend auf die Bank an der Kellerthür hingesetzt.

„Sackerlot," stöhnte er, „das geht einem an die Knochen. Aber heut schafft's noch. Bei der Deuwelskälte hält man's schon 'ne Weile aus. Die Mücken pisacken einen nicht, und schön fest sind die Sandwege auch gefroren. Glatt ist es, das stimmt; aber, wenn man fällt, da liegt man wenigstens hart — oh, du heiliger Nepomuckel!"

Er nahm die Mütze ab und wischte sich den Schweiß von dem kahlen Schädel. Dabei bog er den Kopf nach der offenen Kellerthür, sog den hervorströmenden Geruch nach frischem Brot begierig ein und schnalzte mit der Zunge.

„Heut hab ich nischt, Frau Förstern," rief er hinunter, als von unten etwas gefragt wurde. „Was kann aus der Welt auch Gutes kommen? Da hinterm Pelkenstein, da sah ich eben, wie Ihr Mann zwei Baumschinder abfassen wollte, und da rennt ihm der taprige Köter mang die Bein, und der Förster schlägt hin, so lang wie er ist, und meine Strauchdiebe reißen aus, was Zeug und Leder hält. Aber der Förster hat sich wieder aufgerappelt, ja woll! Hat ihm nischt geschadt, aber geschimpft hat er,

Gotts Donner, daß man gleich 'n Nordhäuser hätt' draufsetzen mögen. Ja, die Welt ist schlecht und liegt im Argen. Das kann man dreist auf den Diensteid nehmen. Nu ist bald Weihnachten, Frau Förstern, ich merk's an meinem Buckel, der wird alle Dag krummer."

Frau Birkholz war herausgekommen mit einem dickbestrichenen Butterbrot und einem großen Nordhäuser.

„O du liebe Zeit," rief sie, „Rettke, was haben Sie da für Pakete."

„Ja, das sammelt sich unterwegs so an. Um die Weihnachtszeit, da hängen sie mir alle gern was an und binden mir was auf."

Er goß das „Nordlicht" hinunter, während er dabei die Augen weltverloren zudrückte. Dann biß er ins Brot, daß ihm die Mundwinkel nur so wässerten.

„Was man alles mitschleppen muß! Sehen Sie, was hier bammelt, das ist 'ne Spickbrust. Lesen Sie mal die Adresse, die geht an den Kanonier August Suffrinsky. Nu frag' ich Sie, was fängt der Kerl mit 'ner Spickbrust an, wenn's noch 'ne Wärmflasche wär' zum innern Gebrauch."

„Ach, die armen Soldaten, die müssen doch auch was zu Weihnachten haben."

„Ih, die armen Soldaten — das ist bloß so 'ne Redensart! Wissen Sie, Frau Förstern, ich bin nu so Stücker fünfundzwanzig Jahr vom Militär, aber solche Weihnachten, wie in unserer Compagnie, die hab' ich mein Lebtag nich wieder zu sehen bekommen, wahrhaftigen Gott! Und wenn ich nu so mutterseelenallein durch den Wald strample, dann muß ich immer an meine alte Compagnie denken bei den Franzern in Berlin, und unser Hauptmann und unsre Lieutenants, die wollen mir nicht aus 'm Kopf — na, nu is das ja auch allens schon vor die Hunde gegangen, ja, ja, ja."

Rettke guckte eine Weile vor sich hin und fuhr fort:

„Ja, sehen Sie, wie das so kommt. Unsern Oberförster, den hab' ich da mal in der Hasenheide in einem Tanzlokal herausgehauen — das war auch so um diese Zeit — und wenn er mir jetzt im Wagen vorbeifährt, da lacht er immer und nickt mir zu und macht mit der Hand so. Bloß heute, da ist er mir vorbeigefahren und hat mich nicht gesehen. Ei, der hat den Frauenzimmern damals die Köpfe verdreht! Das war ein —"

Rettke schnippte mit den Fingern.

„Aber pst! Daß seine Alte nichts davon hört."

Er hatte das Brot aufgegessen, wischte sich mit dem Handrücken den Mund und stand von der Bank auf. „Ja, man wieder los auf meine Gletscherpartie. Die Zeit vergeht. Man verschwätzt sich, Frau Förstern, und das kann Stephan nicht leiden — adjüs!"

Kaum waren Frau Birkholz im Keller und der Landbriefträger hinter der Scheune verschwunden, als Mine mit dem Brief hinter dem Alten hersauste, daß ihr die Röcke nur so flogen. Ignaz war, mit den Händen in den Hosentaschen, auf den gefrorenen Düngerhaufen gestiegen, schob die Mütze ins Genick und sah ihr über den Zaun und die Sträucher nach. Endlich kam sie pustend und mit feuerroten Backen wieder zurück, und ohne ein Wort weiter zu wechseln, gingen sie wieder an ihre Arbeit.

Sie rechneten Tag und Nacht, im Kuhstall beim Melken, im Keller beim Wruckenstampfen, in der Scheune beim Häckselschneiden, was sie sich alles für das Geld kaufen wollten. Aber schon am nächsten Tage kamen andere Empfindungen über sie. Ignaz fand keine Ruhe, überall kreiste er mit bösem Gewissen um Mine herum; wo sie sich aufhielt, da hatte auch er was zu bästeln. Er konnte nicht sagen, was ihn quälte, aber er hatte vor irgend etwas eine Heidenangst.

„Dunnerhogel," sagte er einmal zu Mine, als sie am Butterfaß stand und emsig arbeitete, „Mine, wenn dat ruttkömmt! Hädde wi doch den ollen Breif nich schrewe, aber du hast seggt: Ignaz schriew — jo, dat hast du seggt! — Un wenn se dat Jungske nu wegholn, sone olle Zigeunersche — Dunnerschlag!"

Bald wurde Mine von derselben Angst gepackt und verfolgt. Sie ließen beide den Kleinen nicht mehr aus den Augen, und wenn er auf dem Hofe spielte und Mine die Kühe melkte, dann schrie sie aufgeregt: „Ignaz, paß upp den Jungen upp!"

Und wenn Ignaz auf dem Heuboden saß und Futter herunterholte, dann rief er aus der Luke: „Mine, paß upp den Jungen upp!"

Försters hätten an dem scheuen, ängst-

lichen Wesen der beiden merken können, daß etwas nicht in Ordnung war, aber der Alte war fortwährend auf der Jagd nach Holzdieben oder mit der Dressur des Hundes beschäftigt, und Frau Birkholz hatte den Kopf voll mit Vorbereitungen für das Weihnachtsfest. —

Die wenigen Tage bis zum heiligen Abend waren schnell vergangen. Ein dichter Rauhreif war gefallen und hatte die Zweige der Sträucher und Bäume über und über mit einer blendend weißen Schicht und mit winzigen glitzernden Eiskrystallen überzogen, so daß die dichtgewachsenen Fichten wie marmorbleiche Kegel und die kahlen Eichen und Buchen mit ihren tausendfältigen Verästelungen wie riesige weiße Korallen aussahen.

Auf dem Wege, der von der Försterei nach dem nächsten Dorfe führte, stand eine schlanke Männergestalt, in einen vornehmen, eng anschließenden Pelz gehüllt. Es war der Rechtsanwalt Lüning. Willy hatte den Vater an die Hand gefaßt und sprang bald auf dem einen Bein, bald auf dem andern und plapperte und lachte laut mit seiner hellen Stimme. Sie hatten die Försterei verlassen, um Frau Birkholz in ihren Weihnachtsbesorgungen nicht zu stören, und wollten dem Oberförster entgegengehen, der von jener Richtung herzukommen pflegte.

Es war ein ruhiger, Geist und Herz erquickender Frost. Kein Lüftchen rührte sich. Der Himmel leuchtete in einer klaren mattblauen Farbe, die nach dem Horizonte zu allmählich in kalte, gelbliche Töne überging. Im Westen, wo die Sonne vor einer Weile hinter der Fichtenschonung verschwunden war, zeigten sich schmale Wolkenstreifen, deren äußere Ränder sich in hellerer Beleuchtung abhoben. Ein eigentümliches Helldunkel aus bläulichen Dämmerungsschatten und rötlichem Mondlicht lagerte sich über den Wald wie ein feiner Duftschleier, und die leichten Schatten, die das Mondlicht von den Bäumen und Sträuchern auf den hellen, glitzernden Schnee warf, nahmen allmählich tiefere, blaugraue Farben an.

Ohrenklingende Stille. Weltverlorene Einsamkeit.

Lüning schritt langsam den Waldweg hinunter, ohne auf das Geplauder, das Fragen und Lachen seines Kindes zu achten. Der Zauber der Waldlandschaft im Rauhreif und bei dieser Beleuchtung hatte ihn ganz gefangen genommen.

Noch wenige Stunden vorher das lärmende, krampfhaft hastende Treiben auf den Straßen der Großstadt, und nun diese feierliche Ruhe inmitten eines einsamen Waldes. Dort die grellen, blendenden, wechselnden Farben eines raffinierten, gesellschaftlichen Lebens, hier der natürliche, einfache Anblick einer menschenleeren Schneelandschaft im Mondenlicht. Dort die Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte im verzweifelten Kampf um Leben und Macht, hier die erhabene Stille, die tiefer empfindende Menschen von dem äußeren, weltlichen Treiben ablenkt und sie zur Verinnerlichung, zum Nachdenken und zu friedlichen, versöhnlichen Stimmungen zwingt.

Es kam über Lüning wie ein Gefühl der Beruhigung. Welche entsetzlichen Stunden und Tage hatte er nach der Trennung von seiner Frau durchlebt! Sie hatte ihn tief gekränkt, beleidigt, schwer beleidigt, ihm Untreue und Ehrlosigkeit vorgeworfen und eine Rechtfertigung nicht einmal anhören wollen. Wie konnte er, der Schuldlose, den Knaben in ihren Händen lassen! Er wußte, mit welcher wahnsinnigen Liebe Martha an dem Kinde hing, wie tief er sie ins Herz treffen würde, wenn er sich des Kindes wieder bemächtigte und es weit fort brächte an einen Ort, der ihr nicht einmal dem Namen nach bekannt war. Er wußte, daß er sie hierdurch grenzenlos unglücklich machte, aber er wollte ihren Willen brechen und sie zwingen, ihr Unrecht einzusehen. Er hatte bis zur letzten Stunde gehofft, Martha würde wieder zu ihm kommen und ihn um Verzeihung bitten, aber sie hatte ihn gemieden, war nicht gekommen und suchte, das Kind auf andere Weise wieder an sich zu bringen.

O diese Eifersucht, diese entsetzliche Eifersucht! Wie oft hatte sie ihn damit gequält! Wie oft hatte sie ihm damit die Unbefangenheit und die Freude an seiner Arbeit genommen, wenn ihn sein Beruf als Anwalt mit den gefeierten Schönheiten der Gesellschaft zusammenführte und er ihre Geheimnisse und ihre Sorgen zu den seinigen machen mußte.

Er war immer viel beschäftigt gewesen und hatte viel, sehr viel Geld verdient, aber er hatte Martha darüber vernachlässigen müssen — das war sein Fehler gewesen. Sie war an Aufmerksamkeiten und Bevor-

zugungen gewöhnt und empfand jede Vernachlässigung sehr bitter. Seine Abgelenktheit, seine Zerstreutheit in ihrer Gegenwart hatte sie mit Argwohn erfüllt. Sie glaubte nicht, daß alle seine Gedanken nur von der Berufsarbeit ausgefüllt würden, und suchte den Grund seiner Unaufmerksamkeiten wo anders.

Und nun diese Käthe mit ihrem auffallenden Wesen — sollte er seinen alten Freund Grundner an den Pranger stellen, trotz des Versprechens die ganze unerquickliche Geschichte verraten? Er hätte diese Indiskretion im Interesse seines häuslichen Glückes begehen sollen, und Martha wäre dadurch beruhigt und ihre Eifersucht beseitigt worden. Aber wie durfte sie überhaupt an seiner Treue und Ehrenhaftigkeit zweifeln, an ihm zweifeln, der nie in seinem Leben von seinen festen sittlichen Grundsätzen abgewichen war? War das nicht unverständig, beleidigend, lieblos, gehässig? War das nicht alles nur geheuchelte Kränkung, vielleicht ein bloßer Vorwand, um von ihm loszukommen? Sie war schön, leidenschaftlich, jung — zwanzig Jahre jünger als er.

Wie oft hatte Lüning über diese Möglichkeit in den letzten Tagen gebrütet, welch bitterer Groll hatte sich bei diesem qualvollen Gedanken in sein Herz geschlichen! Und dennoch vermochte er nicht an ihrer wahren Liebe zu zweifeln.

Mit einem Schlage stand ihr Bild ihm wieder ohne Trübung, ohne Verzerrung vor Augen: dieses herrliche Weib mit ihrem glühenden Herzen und ihrer edlen Keuschheit. Er dachte an die Stunde, wo er zu ihren Füßen gekniet, wo er sie angebetet hatte — welche Seligkeit in ihren Armen! Er dachte an die unbeschreibliche Wonne, die ihn erfüllte, als er die ersten Laute seines Kindes, ihres Kindes hörte. Lüning drückte den Knaben unwillkürlich an sich, als wollte er ihn vor einer Gefahr beschützen, als fürchtete er, das Kind könne ihm wieder entrissen werden.

Dann durchlebte er in Gedanken noch einmal die Scene, als er mit Grundners Tochter von einer standesamtlichen Meldung zurückgekehrt war und mit ihr arglos durch den Tiergarten schritt. Wie das muntere Mädchen in ihrem bräutlichen Glück lachend und plaudernd zu ihm aufschaute und ihren Arm in seinen legte. Wie er plötzlich an dem einen Kreuzweg Martha kommen sah, die beim Anblick des Paares bleich wie der Tod wurde, zitterte und dann fortstürzte, sich in eine Droschke warf und davonjagte.

Zu Hause fand er Martha nicht mehr; auf dem Schreibtisch lag ein Zettel mit den Worten: „Du bist kein Ehrenmann mehr, du hast mich schmachvoll belogen, mich hintergangen seit Jahren schon — es fällt mir jetzt wie Schuppen von den Augen. Meine Liebe zu dir hat sich in unversöhnlichen Haß und grenzenlose Verachtung verwandelt. Deine Treulosigkeit hat zwischen uns einen unüberbrückbaren Abgrund aufgerissen. Ich kann das Kind einem solchen Vater nicht überlassen. Es ist jetzt das einzige, was mich noch ans Leben fesselt. Leb' wohl!"

Wenn Lüning an diese Stunde dachte, überlief es ihn kalt und heiß. Er war schuldlos schuldig — so war das Unglück gekommen, sein Haus war leer geworden und trotz aller Pracht öde, unerträglich öde. Und nun stand er da, der vielumworbene, gefeierte und einflußreiche Mann einsam mit seinem Kinde inmitten eines entlegenen Waldes und wartete still und verbittert auf seinen einzigen Freund, der ihm eine Stunde am Christabend schenken wollte.

Sie waren auf einen kleinen freien Platz gekommen, in den verschiedene Wege mündeten. Dort blieben sie stehen und schauten die dünn beschneiten, vom Mondlicht hell beleuchteten Waldwege hinunter. Auf dem einen, der aus dem Thalgrunde von der nächsten Bahnstation herkam und langsam nach der Lichtung aufstieg, bemerkten sie einen Wagen. Sie hörten das Knarren der Räder, das Knirschen des Schnees und das Schnaufen der Pferde.

„Da kommt der Onkel Oberförster," rief Willy und rannte dem Wagen entgegen.

Plötzlich hielt das Fuhrwerk an. Der Wagenschlag wurde aufgerissen, und eine Frauengestalt sprang heraus und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den Knaben zu. Sie preßte ihn stürmisch an sich, sie kniete neben ihm nieder, ihre Hände glitten zitternd an seinem kleinen Körper entlang, sie streichelte ihm unter tausend Liebkosungen das Lockenhaar.

„Hab' ich dich wieder," rief sie schluchzend, „hab' ich dich wieder, oh du mein süßes, süßes Kind."

Lüning war nähergekommen und stand sprachlos vor dieser Gruppe; er gab dem Kutscher einen Wink, weiterzufahren.

„Also nicht einmal in dieser Wildnis," sagte er mit Bitterkeit, „sind wir vor dir sicher."

Aber sie hörte nicht auf seine Worte und drückte den Kleinen an sich.

„Bist du," fuhr er fort, „nur des Kindes wegen hierhergekommen?"

Da ließ sie das Kind los, hielt sich die Hände vors Gesicht, und eine heftige schmerzliche Bewegung ging durch ihren Körper.

Lüning trat auf sie zu und sagte bittend: „Steh auf, Martha."

Er faßte ihre Hände und richtete sie auf. Sie sank heftig weinend an seine Brust, und so standen sie da in tiefer Ergriffenheit, zwei gute, warm empfindende Menschen, die sich im Sturme des Lebens verloren und in der Stille des Waldes wiedergefunden hatten. Ein neuer, warmer, beseligender Strom der Versöhnung, des Glückes, der Liebe ging durch ihre Herzen.

Sie schritten zuerst stumm den Waldweg nach der Försterei hinauf; dann beichteten sie ihre inneren Kämpfe und Leiden, und Martha erzählte von dem Briefe des Oberförsters und von der schmerzlichen Seligkeit, die dieser Brief ihr bereitet hatte.

Aus den Fenstern der Försterei fiel ein heller Schein auf die Schneedecke der Lichtung; und als sie näherkamen, sahen sie, daß der Weihnachtsbaum schon brannte. Der Oberförster Grundner stand im Zimmer und zündete die letzten Lichter an, während Birkholz und seine Frau den Wein und die Gläser auf den Tisch stellten.

Lünings traten ein, und als die ersten Aufwallungen der Überraschung, der Freude und des Glückes vorüber waren und Frau Birkholz sich mit der Schürze die Augen getrocknet hatte, drückte Lüning dem Oberförster die Hand und sagte: „Also dir hab' ich es zu verdanken, daß ich mein Glück wiedergefunden habe — du lieber, alter Junge, wie soll ich dir nun danken? Ich will dir auch von Herzen verzeihen, daß du dein Versprechen, Willys Aufenthalt zu verschweigen, nicht gehalten hast."

„Nein nein," rief Frau Martha, „ich muß deinen Freund in Schutz nehmen. Daß ich Willy hier in der Försterei Tauberbach finden würde, habe ich nicht von ihm erfahren. Das weiß ich erst durch diesen Brief."

Sie zog einen ziemlich schmutzigen Zettel hervor und gab ihn dem Oberförster. Und während der alte Birkholz die Gläser füllte, las Grundner das wunderliche Schriftstück von Ignaz und Mine vor.

Birkholz war starr vor Entsetzen und rief: „Da schlag' doch einer lang hin! Das ist ja eine ganz insame Gesellschaft! Ist das die Menschenmöglichkeit? Dieses Rackerzeug!"

Er riß die Thür auf und schrie hinaus: „Ignaz! Mine! Schert euch mal herein! — Ihr seid ja zwei nette Brüder! — An den Beinen müßte man euch beide nebeneinander aufhängen."

Wie die armen Sünder kamen Ignaz und Mine angeschlichen. Sie blieben scheu an der offenen Stubenthür stehen und wagten sich nicht hinein. Aber Willy kam auf sie zugesprungen und zerrte sie ins Zimmer, bis an den leuchtenden Weihnachtsbaum.

Frau Martha dankte beiden herzlich, und Lüning zählte Ignaz drei Hundertmarkscheine in die Hand und sagte ihm, wenn sie zu ihrer Verheiratung mehr brauchten, dann solle er es ihm durch den Förster mitteilen lassen. Ignaz hatte kaum das Geld in der Hand, da sauste er auch schon wie toll hinaus aus dem Zimmer in den Keller, und Mine rannte vor Wonne kreischend hinter ihm her. Da sind sie denn unten geblieben, und sie wurden nicht müde, immer wieder die bunten Scheine zu befühlen und zu betrachten, während oben die Gläser klangen und der alte Birkholz ein Hoch auf die Berliner „Winterfrischler" ausbrachte.

„Das hat der Wald wieder gut gemacht," sagte er, „der treibt den Menschen den Firlefanz und die Flausen aus dem Kopfe, und der steife Frost jagt das Wild, das sich verlaufen hat, wieder zusammen, daß sie aneinander kriechen und sich warm halten. Nichts für ungut, hier im Walde gibt es keine schlechten Menschen — aber mit Unterschied, Herr Oberförster. Da hinter dem Finkenbruch in der Schonung, da haben sie mir drei prächtige Fichten glatt 'runtergeschnitten, die Schwefelbande! Aber man kann sich die Lung' aus dem Hals' rennen, man kriegt sie nicht. Ich bin ein alter Heuochse, aber ich sage: Gott sei Dank, daß die Bäume nun endlich brennen und daß der Wald wieder seine Ruhe hat und daß Weihnachten mal wieder zu Ende geht — darauf stoßen wir mal an! Prosit!"



Der Spielgefährte. Nach einer Zeichnung von Albert Lynch.



Italienische Volkstypen.

Von

Hans Hoffmann.

Silhouetten von Fritz Schulze in Rom.

Wenn uns unsere Dichter oder Maler mit einem Schlage tief in die bewährte und unverwüstlich anziehende Romantik der guten alten Zeit versetzen wollen, so ist allemal ihr sicherstes Mittel die Vorführung von allerhand fahrenden Gesellen, Handwerksburschen, vagierenden Schülern und Klerikern, Musikanten, Hausierern, Gauklern, selbst müßigen Schnapphähnen, und was immer für Volk außerhalb der geregelten Lebensbahnen die Gassen und Landstraßen mit moralisch zweifelhaftem, ästhetisch aber buntem und lustigem Treiben bevölkerte. Im modernen Leben unserer ernsthaften Kulturlande sind diese schwankenden Gestalten so gut wie ausgerottet oder doch allzumal in so üble Winkel zurückgedrängt, daß sowohl die Romantik des Wesens als das Malerische der Erscheinung durchaus verflogen sind, beiseite gefegt vom allgewaltigen Besen der fernhintreffenden Polizei. Stellten uns doch jüngstens die immer preiswerten „Fliegenden Blätter" die Umgebung einer norddeutschen Stadt mit schauerlicher Lebenswahrheit solchermaßen vors Auge, daß wir nichts erblickten als einen weiten und dichten Wald von Warnungstafeln: „Verbot... Verbot ... Verbot ..." Allein nicht nur bei uns, im klassischen Staate der polizeilichen Fürsorge für das unmündige Unterthanentum, sondern auch im sorglosen





Feilschen und Unterbieten zu üben — und sich doch immer gründlich übervorteilen zu lassen. Es ist wahr, sie wurden oft lästig genug mit ihrer fliegenartigen Zudringlichkeit; wir haben manch grausamen Fluch über sie hinweggeschleudert, wenn wir uns wieder einmal gehörig übers Ohr gehauen fühlten — jetzt sind wir von ihnen befreit; aber siehe, nun beklagen wir uns doch: es ist gar so still und ernsthaft und vornehm geworden unter den prächtigen Arkaden; es war doch ein so lustiges und unterhaltsames Gesindel, wenn auch immer Gesindel. Und so ist's überall; Italien setzt eine polizeilich ehrbare Miene auf, wenn auch langsam und vorsichtig, der reisende Engländer hat weniger Ärger und der fahrende Pittore weniger Augenweide an der Fülle der Gesichte. Wir wollen es nicht tadeln, es ist der Lauf der Dinge, Italien wird Kulturstaat: aber gerne lassen wir uns von dem Künstler etliche jener Gestalten vors Auge zaubern, die nun auf den Gassen immer seltener werden oder schon gar nicht mehr zu finden sind.

Süden, in dem jungen Königreich Italien, beginnt seit einer Reihe von Jahren eine seltsame Ordnungsliebe und Wohlanständigkeit zum wenigsten in den Straßen der Großstädte sich bemerkbar zu machen. Eine große Anzahl origineller und malerischer, oft fragwürdiger, immer merkwürdiger Gestalten jener landstreicherischen Gattung ist auch dort im Zurückweichen und Aussterben begriffen: ihr ungeregeltes Treiben gilt als indegno della capitale — und was der Hauptstadt nicht würdig ist, mögen auch die anderen Städte sich nicht zur Ehre rechnen: auch sie haben das ernste Streben, sich dem Auge des fremden Beschauers als respektables und säuberliches Kulturgebiet darzustellen. Wie wimmelte früher, vor noch gar nicht langer Zeit, Venedigs großer Festsaal, der Markusplatz, von wandernden und lungernden Verkäufern aller möglichen und schier auch unmöglichen Dinge, der kluge Fremdling fand hier die erste Gelegenheit, seine meist nicht geringen Talente im



Da ist der cocciaro, der hellstimmige Verkündiger und Verkäufer irdener Gefäße, die er auf dem Rücken daherträgt, Töpfe, Schüsseln, Urnen, Vasen, Näpfe der mannigfachsten Gestalt und Bestimmung, alles von grober Arbeit, aber zierlichster Form: es liegt ein sichtlicher Hauch antiken Formgefühls über diesen einfachen Gerätschaften des täglichen Lebens; gerade hier waltet eine nie unterbrochene Tradition; die hohe Kunst ging fast spurlos zu Grunde unter den Stürmen der Völkerwan-

derung, der invasione dei barbari, und mußte spät in der Renaissancezeit wie ein halb fremdes Wunder wieder neu entdeckt werden: die Kleinkunst hat den Wechsel der Zeiten siegreich überdauert, und mannigfache Formen ergötzen unser Auge, deren erste Erfindung wir mit klarer Sicherheit auf die Hellenen und alten Etrusker zurückführen können.



La bella conculina, donne!
Du' bajocch' 'na conculina!

Sie ist wirklich schön, die schlichte Schüssel, die fein tönender Gesang für zwei Bajocchi oder Soldi den sparsamen Hausfrauen anpreist.

Eine ganz originelle Figur ist der carnacciaro, der Katzenfütterer.

Venite qua, micetti,
Venite da papa,
che tutti allegri vi farà star!
Er carnacciaro, donne,
Ecco er carnacciaro, donne!
„Kommt all' heraus, ihr Kätzchen,
Laßt all' euch glücklich machen . . .“

Mit so liebevollem Lockruf zieht er in aller Morgenfrühe von Haus zu Haus; und schon sitzen seine Pflegebefohlenen harrend eine jede vor ihrer Thür und singen schon zur Antwort ihr zartestes Sehnsuchtslied entgegen, und nun recken sie sich und tänzeln auf ihn zu mit weichen, zierlichen Tritten, umschlängeln ihn, umschmeicheln ihn — der carnacciaro muß ein glücklicher Mensch sein, denn sein Geschäft ist: Glückliche machen, mag auch der Wochenlohn, den er von den Besitzern des italienischen Lieblingstieres empfängt, nicht gerade ein fürstliches Einkommen bedeuten.

Nahe Verwandte unserer „kohlensauren Jungfrauen“ sind die Verkäuferin von acqua acetosa, natürlichem Sauerbrunnen, und der limonaro, der dem civilen Wasser durch den Zusatz von Citronensaft einen künstlichen Wohlgeschmack und gesteigerte Erquickungskraft verleiht. Aber wieviel frischer, lebendiger, heiterer ist ihr Auftreten als das unserer armen hockenden Weiblein in ihrer kerkerhaften Holzbude, aus der sie steif und klanglos ihr Getränke verabfolgen!

Fresca! — Acqua 'cetosa,
Pigliate, sora sposa,
che vi rinfrescherà! Ah! Ah! Ah!
Il sommaro di Menghini*)
non vuoi più camminar. Ah! Ah! Ah!

Der arme Esel! Er mag nicht mehr laufen — und darum, nur darum: „Nehmen Sie, junge Frau! Es wird Sie erfrischen!“ Nur dem treuen Esel zu Liebe!

Die italienische Spinnerin, graziös hinwandelnd mit der leichten Spindel unterm Arm — und das deutsche Gretchen am Spinnrad im stillen Gemache: man kann sich kein treffenderes Bild der weiblichen Art beider Nationen wünschen als diesen Gegensatz. Hier enge, traute, wohlgeheizte Häuslichkeit:

*) Beliebige Eigennamen, wie Müller oder Schulze.



Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armut welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit! ...
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuseln ..



Der trauliche Kerker thut sich auf, der südliche Sonnenschein flutet herein — die braune Carmela steht in der offenen Hausthür und spinnt und spinnt und späht dabei fleißig in die fröhliche Welt hinaus; sie geht über die Straße zur Nachbarin hinüber und plaudert ein Stündchen still wandelnd und spinnend; sie macht ihre Besorgungen, ohne die emsige Spindel aus der Hand zu legen. Ach, drinnen im Hause sieht es gar nicht so aus wie in des deutschen Gretchens Stube, ach nein, gar nicht ... es ist zu fürchten, der feurigste Verliebte nordischen Geblütes möchte bei dem Anblick einen heimlichen Schauder nicht ganz überwinden — und gar eine deutsche Hausfrau oder solche, die es werden will: puh, schon allein der Staub ....! — Aber Carmelas Heim ist auch nicht zwischen den vier Wänden: das ist nur ein Unterschlupf für die bösen Tage, die freilich auch unter dem ewig blauen Himmel, dem sogenannten, keineswegs ausbleiben: ihr wahres Heim ist draußen, im Sonnenschein, im leichten Schatten der Olive, der Weinlaube, im dichten der weißen Gartenmauern ...



Aber was sie sinnen und singen unter der Arbeit, das Gretchen und die Carmela, ist im letzten Grunde doch wohl ein und dasselbe; nur in etwas anderer Tonart:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer.

Und

Mamma, mamma, un cavaliere,
che mi ama, che mi vuol bene,
che m'ha detto, mi vuol sposar ...

Der Cavaliere, der sie liebt, der sie heiraten will, wird vermutlich kein vornehmer Rittersmann sein, sondern wohl nichts Größeres als ein ehrlicher Campagnareiter, ein berittener Ochsenhirt: aber einen guten Geschmack hat sie doch, denn eine hochmalerische Erscheinung ist er, dieser cavaliere, wenn er über die einsame Campagna dahintrabt mit seinem ernsten, braunen, scharfgeschnittenen, altrömischen Profil, seinem wehenden Mantel, seiner spitzigen Lanze — oder wenn er still hält und in die Weite hinausforscht, regungslos Mann und Roß, wie in Erz gegossen — viel malerischer noch als der schönste Ulan oder Dragoner der besten preußischen Konstruktion: ja, unser Geschmack stimmt völlig mit dem ihren überein; und wir verstehen uns

doch als gelernte Ästhetiker auf solche Dinge.

Den Anblick einer bescheideneren Kavallerie gewährt uns der frate cercante, der Bettelmönch, der mit seinem Eselein von Haus zu Haus zieht, Almosen zu erbitten — selbstverständlich nicht für seine Person, sondern für seine Bruderschaft, deren demütigen Teil er bildet. Uns Norddeutschen erscheint er wie ein fremdartiger Nachklang aus einer längst entschwundenen Kulturepoche; aber auch in Italien gehört er bereits zu den Typen einer verklungenen oder doch verklingenden Zeit. Älteren Leuten, die ihn noch in seiner beschaulichen Wanderthätigkeit gekannt haben, scheint sein Leben noch ziemlich behaglich vorgekommen zu sein; ein Volkslied singt frisch und fröhlich:

Mi farò da cappuccino,
anderò a quest' e quello,
anderò con asinello
a chieder la carità.
Kapuziner will ich werden,
Von dem einen zu dem andern
Mit dem Esel will ich wandern,
Fromme Gaben zu erflehn.

Dem frischesten und modernsten Leben dagegen — wie freilich auch dem ältesten der Menschheit — gehört die Figur des Fischers an. Wir brauchen seiner anmutigen Erscheinung und der eigentümlichen Art seines Netzwerks nichts zur Erklärung hinzuzufügen: ein pikanter Kontrast aber wird sich ergeben, wenn man sich ihm zur Seite das derbe Bild eines schwerhinwandelnden, netzaufschleppenden Ostseefischers vorstellt.



Maria mit dem Christuskind. Nach einer Zeichnung von Albrecht Dürer in der Kgl. Bibliothek des Windsor-Schlosses.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchff., in Dornach i. Els. und Paris.

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Wie gewähnlich sehen auch in diesem Jahr wieder die meisten Verlagsbuchhändler ihr geschäfttiches Interesse darin, ihre Verlagswerke nicht eher ouf dem Büchermarkt erscheinen zu lassen, bis die Nachfrage nach Geschenkwerken für den Weihnachtstisch beginnt. Ob das Prinzip geschäftlich richtig ist, kann ich nicht beurteilen; jedenfalls aber verliert der deutsche Buchhandel allmählich das Recht, darüber zu klagen, daß nur zur Zeit der Weihnachtsmärkte Bücher gekauft werden, wenn er ohne weiteres eine schlechte Gewahnheit des Publikums anerkennt und immer mehr das Erscheinen seiner Neuheiten auf die paar Wochen kanzentriert, in denen auch die Pfefferkuchenfabriken mit Dampfbetrieb ihre Ware laszuwerden suchen müssen. Es ist nur natürlich, daß in der Flut von „Weihnachtsnovitäten“, die zum Fest in gar keiner anderen Beziehung stehen, als daß ihr Verleger in dieser Zeit auf ein kauflustiges Publikum rechnet, manches gute Buch gänzlich unbeachtet dleidt und daß manchem schlechten Buch, dos äußerlich eine „Zierde des Weihnachtstisches“ zu werden verspricht, ein stärkerer Absatz wird, als es von Gatt und Rechts wegen verdient hätte. Ich persönlich habe eigentlich kein Recht, über diesen Zustond der Dinge zu klagen. Denn da die Sturmflut erst hereinbricht, wenn auch dieses Weihnachtsheft zur Ausgabe gelangt, sa kännen die Leser von mir nicht erwarten, hier schon von mir über die Weihnachtsnovitäten arientiert zu werden. Ich brauche mich also nicht in Hast durch einen Berg van Büchern zu ardeiten, sondern kann, meinen quietistischen Neigungen folgend, mir das eine ader andere später nach Laune herous greifen. Wenn ich dabei eines übersehen sollte, das nicht übersehen zu werden verdient, — es wird nicht meine Schuld sein. Übrigens — die Leser verzeihen mir einige Worte pro domo — wir, das heißt die Monatshefte, machen diesmal den Sturm mit. In der bescheidenen Überzeugung, daß unser Dezemberheft vielen Lesern gefallen wird, haben wir nämlich eine Separatausgabe dieses Heftes veranstoltet, die unter dem Titel „Velhagen & Klasings Weihnochts-Almanach“ van jedem Buchhändler zu beziehen ist. Ehrlich wie ich bin, warne ich jeden Abannenten der Manatshefte davar, sich diesen Almanach für seine Privatbibtiothek zu beziehen, denn er findet außer den laufenden Romanen nur das darin, was ihm das Dezemberheft dietet. Ebensa dringend aber bitte ich jeden Abannenten, „Velhagen & Klasings Weihnachts-Almonach“ als Geschenkwerk für salche Freunde zu benutzen, von denen er weiß, daß sie nicht Adonnenten der Manatshefte sind. Der Almanach ist billig, er kostet nur eine Mark und fünfzig Pfennig, und sieht nach mehr aus, — er erfüllt olso alle Anforderungen, die in diesen schlechten Zeiten von Schenkern und Beschenkten an ein Weihnachtsbuch gestellt werden können. So, damit hätte ich meinen Ausruferpflichten — „immer heran, meine Herrschaften!“ — genügt; wenn der Weihnachts-Almanach zu den Pfefferkuchen gehären sollte, die nicht gegessen werden, ist es nicht meine Schuld. Mon darf übrigens nicht glauben, daß mir die Sache sauer geworden ist, — ich war nicht ohne Nutzen im Lande der Reklame, in Amerika.

Eine neue Erzählung „Glaubenslos?“ van Marie van Ebner-Eschenbach erinnert mich daran, doß der Verlag van Gebrüder Paetel, Berlin, kürzlich eine Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ der Dichterin veranstaltet hat. In Bezug auf diese Ausgabe habe ich drei Wünsche. Erstens, daß es auf irgend eine Weise sich ermöglichen lasse, den Raman „Bozena,“ der im Cattaschen Verlag erschienen ist, den Gesammelten Schriften einzuverleiben. Die gesammelten Schriften eines Dichters brauchen nicht notwendig alles zu enthalten, was er geschrieben hat, und ich bedauere es gar nicht, daß diese Paetelsche Ausgobe keinen einzigen der dramatischen Versuche der Dichterin enthält. Alles darin ist edel und fein empfunden, die Sproche ist häufig von großer Schönheit, — aber sie werden traßdem „Buchdramen“ bleiben, das heißt, sie werden auf der Bühne niemols eine Wirkung üben und in der Buchausgabe — niemals gelesen werden. Die Vallstöndigkeit nur um der Vallständigkeit willen ist mir nicht Gesetz; es ist mir lieb, daß Marie von Ebner-Eschenbach von ihrem Verleger Paetel nicht behandelt wird wie der tote Gaethe es sich von seinen großen Verehrern ader Heine van Gustav Karpeles gefallen lassen muß. Aber Gesammelte Schriften sollten keinen wirklich charakteristischen Zug eines Dichters vermissen lassen. Und die Lebensgeschichte der Bozena muß man gelesen haben, um Marie van Ebner-Eschenboch ganz zu kennen, — die einzige Erzählung, in der die Dichterin die Form nicht immer gonz dewältigt, aber auch diejenige, in welcher sie die ursprünglichste, ahne alle Reflexion gesehene Frau aus dem Valke zeichnet. Mein zweiter Wunsch ist der, daß Marie von Ebner-Eschenbachs „Gesammelte Schriften“ eine mäglichst weite Verbreitung finden, — es ist manches darunter, wie „Das Gemeindekind,“ das als „das Beste“ auch gerade gut genug für „dos Volk“ ist, das heißt, für diejenigen Leser der nichtgebildeten Klassen, die litterorisches Feingefühl haben. Man trifft, wenn man sich die Mühe gibt, darauf zu fahnden, solche Leute in den nichtgebildeten Klassen ebensa häufig, wie in den gebildeten Leute, die die Romane von Notaty von Esch-

struth ebenso „nett“ finden wie die Erzählungen der Baronin Ebner. Diesen ein gutes Buch zugänglich zu machen, gehört zu den guten Werken. Mein dritter Wunsch ist, daß Frau von Ebner-Eschenbach ihren Gesammelten Schriften noch manchen Band hinzufügen möge von der psychologischen Tiefe, lebendigen Wahrheit und harmonischen Stimmung ihrer jüngsterschienenen Erzählung: „Glaubenslos?“ Die Verfasserin stellt die in dem Titel ausgedrückte Frage in Bezug auf den Helden ihrer Erzählung, einen jungen katholischen Priester, der nicht mehr glauben kann, was seine Kirche ihm zu glauben vorschreibt. Seine Zweifel reifen in ihm den Entschluß, sich dem Priesteramt zu entziehen; der scheinbare Mißerfolg, den seine milde seelsorgerische Thätigkeit in der widerborstigen Landgemeinde hat, befestigt diesen Entschluß. Dann aber bleibt er doch seinem Amt getreu, — im Widerspruch mit seiner Überzeugung, auch ohne viel Aussicht, daß es seiner stillen Natur gelingen werde, alle Raufbolde und Säufer seiner Gemeinde zu bändigen. Ich will nicht erzählen, welche intimsten Regungen einer feinorganisierten Seele, welche Verkettung von Vorgängen ihn bewegen, zu bleiben, — den Lesern, die nach dem Buche greifen, möchte ich nichts vorwegnehmen. Die Leser des Buches werden, glaube ich, gleich mir, der Ansicht sein, daß er nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht hat, zu bleiben, und daß er sich nicht untreu wird, indem er bleibt. Die Frage, ob der Priester einer Kirche das Recht hat, Priester dieser Kirche zu bleiben, wenn er die Glaubenssätze seiner Kirche nicht mehr für wahr hält, ist damit generaliter nicht beantwortet, sie ist auch von der Dichterin gar nicht gestellt worden und sollte von ihr gar nicht beantwortet werden. Hier ist eine Individualität geschildert worden, und Priesterindividualitäten sind ebenso verschieden wie die anderer Menschen, — es gibt sogar Priester wie Menschen, die wenig Individualität aufzuweisen haben.

Auch eine neue dreibändige Ausgabe von **Ludwig Tiecks Werken**, herausgegeben von Gotthold Ludwig Klee (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien), möchte ich, ohne Hoffnung, andere wie Klassikerfreunde dafür zu erwärmen, kurz erwähnen. Nicht ohne Schadenfreude fand ich in der heute noch ganz frisch wirkenden Novelle „Des Lebens Überfluß“ das Urbild einer Novelle, die in der Sternbanner-Serie, einer Übersetzung amerikanischer Autoren, unter dem Namen eines berühmten amerikanischen Novellisten in unser geliebtes Deutsch zurückübertragen ist. Der Name des amerikanischen Novellisten und der natürlich veränderte Titel der amerikanischen Novelle sind mir nicht gegenwärtig und in einer auf tausend Rezensionsexemplare angeschwollenen Bibliothek findet man natürlich niemals dasjenige Buch, das man im Augenblick gerade finden möchte, — aber das kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß dieser berühmte amerikanische Novellist dem seligen Tieck mit unglaublicher Unverfrorenheit nachgedichtet hat. Die Entdeckung würde Tieck leider nichts nützen, auch wenn er noch lebte und gegen unberechtigten Nachdruck protestieren wollte; denn der deutsche Autor ist noch heute in den Vereinigten Staaten ebenso schutzlos wie der amerikanische Bürger in den Straßen Chicagos dem Revolver gegenüber schutzlos ist, der ihm von einem andern amerikanischen Bürger, der aus Neigung oder Notdurft vom Revolver lebt, auf die Brust gesetzt wird. Vielleicht besinnt sich das Deutsche Reich bald einmal darauf, daß es die Pflicht und die Macht hat, den deutschen Schriftsteller gegen amerikanischen Nachdruck zu schützen, und wirft die Litterarkonvention mit den Vereinigten Staaten, die in ihrer gegenwärtigen Fassung die Gesamtheit der deutschen Schriftsteller den Besitzern deutschamerikanischer Zeitungen tributär macht, ins Feuer.

In schmuckem Gewande und unter dem Gesamttitel „**Blau Blut**“ präsentieren sich von neuem die ehemals oder vielleicht auch heute noch — bei den erfolgreichsten modernen Romanen weiß man niemals, wie lange sie gelesen werden — vielgelesenen drei Romane **Ernst von Wolzogens** „Die Kinder der Exzellenz,“ „Die tolle Komteß“ und „Der Thronfolger“ (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek, Salonausgabe, Stuttgart). In dem ersteren ist nach der Vorrede des Verfassers der moderne Schwertadel, in dem zweiten der Landadel, in dem dritten der Hofadel charakterisiert. „Die vierte Gattung, den Hochadel, mußte ich leider aus dem Spiele lassen,“ meint der Verfasser, „da ich ihn nicht genügend kenne, und die fünfte Gattung, den Geldadel, weigere ich mich entschieden anzuerkennen.“ Ich glaube nicht, daß es für den Dichter notwendig ist, denjenigen Menschen im Leben vorgestellt zu sein, die er im Roman schildern will, denn die Figuren eines Dichters sind seine Geschöpfe, nicht Photographien nach der Natur. Aber ein Autor muß wissen, was er kann oder nicht kann, und wenn Wolzogen vor dem Hochadel Halt macht, weil er ihn nicht schildern zu können oder ihn nicht zu kennen glaubt, ist nichts dagegen zu sagen. Aber wenn er die „fünfte Gattung,“ den Geldadel, nur deshalb nicht schildert, weil er sich entschieden weigert, ihn anzuerkennen, so beruht diese irrige Motivierung auf der Voraussetzung, daß es die Sache Ernst von Wolzogens sei, den Geldadel an- oder nicht anzuerkennen. Ob das eine oder das andere geschieht, der Geldadel, wenn man überhaupt die Einteilung in die fünf Klassen gelten lassen will, existiert deshalb nicht minder. Denn, wo auch immer geadelt worden ist, sind sicher ebensoviel Menschen um ihres Besitzes wie um ihrer Tugenden willen geadelt worden. Und wenn der Besitz in der Hand eines tüchtigen Mannes war, hat dieser Zufluß neuen Blutes den Adel niemals um sein Ansehen gebracht. Selbst der Blaublütigste sollte sich nur dann darüber echauffieren, daß ein vermögender Mann sich adeln läßt oder geadelt wird, wenn dieses Vermögen von schmutzigen Fingern zusammengerafft worden ist, und wenn nicht der Besitz, sondern der unreelle Erwerb mit einer Auszeichnung bedacht wird. Die Handlung seines den Geldadel schildernden Romans in ein kleines deutsches Für-

stentum verlegt, dessen Souverän bei Lebzeiten vielgefeiert, nach seinem Tode aber von seinen zuverlässigen Freunden mit dem Zunamen „der Adeler“ belegt wurde, würde Wolzogen vielleicht ein Recht gehabt haben, den Geldadel als „minderwertig“ darzustellen; aber es wäre eine einseitige Auffassung gewesen. Indessen scheint mir diese Fünfklasseneinteilung überhaupt eine höchst willkürliche zu sein, am allerwillkürlichsten die Scheidung zwischen Landadel und Schwertadel. In Preußen wenigstens ist eine solche Scheidung ganz sicher nicht zulässig; die Bonin, Puttkamer, Kameke, Dewitz, Alvensleben und eine ganze Reihe anderer Adelsfamilien gehören ganz ebenso zum Landadel wie zum Schwertadel, und der Wunsch des letzteren, wenn man ihn auf die Träger solcher Namen beschränken will, die den Adel vor dem Feinde oder im Militärdienst erworben haben, Grundbesitz zu erwerben, ist ebenso ausgeprägt, wie der Landadel allgemein die Pflicht anerkennt, seine Söhne in erster Linie für das Schwert, für den Militärdienst zu erziehen. Deshalb will es mir nicht recht einleuchtend erscheinen, daß Ernst von Wolzogen der Anspruch, seine drei Romane als einen Cyklus aufgefaßt zu sehen, schon gekommen ist, ehe er sie vollendet hatte. Ein Gedanke von nicht höherem Wert, als ein neuer Einband aber eine neue Ausstattung, vielleicht nicht einmal von demselben Wert, denn er schließt Prätensionen ein, die über den Gehalt der Wolzogenschen Romane durchaus hinausgehen, Prätensionen, die der Verfasser noch dazu in dem Vorwort dieser sonst höchst geschmackvollen Salonausgabe energisch betont. Wolzogen meint, er habe in diesen drei Romanen dem deutschen Adel quasi einen Spiegel vorgehalten und ihm gezeigt, daß er nicht auf der Höhe der Situation stehe. Ob das letztere der Fall oder nicht der Fall ist, darüber kann man diskutieren wie über die Frage, ob der Adel ohne gleichzeitigen Grundbesitz eine Berechtigung hat, ob der Adel überhaupt eine Notwendigkeit ist, ob der Adel nur ein persönlicher sein sollte oder ob er erblich sein muß, — man kann darüber diskutieren wie über tausend Doktorfragen. Aber daß Wolzogen in seinen Romanen mehr gegeben habe, als amüsante Romane, deren Figuren zum großen Teil ganz lebenswahr geschildert sind, — als Einzelfiguren, als Individuen, — das wird nicht leicht jemand außer dem Verfasser behaupten. Und noch weniger wird jemand aus diesen Romanen höhere Ziele herausfinden, die der Verfasser dem Adel steckt. Aus der Vorrede möchte ich schließen, Wolzogen meint, der Adel müsse sich zugänglicher für „neue Ideen“ zeigen, als er es im allgemeinen thut, wenn er auf der Höhe der Situation bleiben wolle aber wieder dahinauf möchte, wenn er wirklich zu den „Edeln“ der Nation gezählt werden solle. Mit „neuen Ideen“ hat es seine eigene Bewandnis; erstens kann sie nicht jeder haben, zweitens sind sie nicht immer gut. Wer allen neuen Ideen ein williges Ohr leiht, mag recht beweglichen Geistes sein, aber er wird auch leicht ein zerfahrener Mensch. Was so von eigener Weltanschauung ab und zu aus Wolzogens Romanen hervorblinkert — für die Freunde seiner flotten, frischen und lebendigen Darstellungskunst gewöhnlich ein Augenblick, in dem auch der willigste Kopf scheu wird — das macht den Eindruck einer stark unregelmäßigen Gangart, drei Schritte rechts, fünf Schritte links, ein Galoppsprung geradeaus, und wo er eigentlich hinwill, ist mir wenigstens noch nicht ganz klar geworden. Daß er beim Protoplasma anfängt, habe ich einmal irgendwo herausgelesen, aber leider bin ich nicht gebildet genug, um mir unter dem Protoplasma etwas anderes vorstellen zu können als eines jener Worte, die sich zur rechten Zeit einstellen. Mag sein, daß der Adel, der sich neuen Ideen gegenüber vorsichtig zeigt, ein Bißchen die Rolle des Hemmschuhs am Staatswagen spielt; wenn man nicht Kutscher sein kann, keine üble Aufgabe, — ohne Hemmschuh ist schon mancher Wagen bergab zu stark ins Rollen gekommen.

Die Reihe der Erscheinungen, die nicht eigentlich Neuheiten sind, schließe ich mit einem Hinweis auf die dritte Auflage von **Richard Andrees Allgemeinem Handatlas**, die während des Jahres in Lieferungen ausgegeben, jetzt abgeschlossen vorliegt. (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.) Ich will nicht alle Verbesserungen und Bereicherungen dieser neuen Auflage aufzählen. Von der Vollständigkeit dieser neuen Auflage sind wir — die Redaktion der Monatshefte — aus Anlaß eines verzeihlichen Irrtums unseres verehrten Mitarbeiters August Trinius sehr schlagend überführt worden. Der Spezialforscher der Thüringer Berge hatte den von den Lesern noch unvergessenen Artikel über die Gemeinde Gabelbach, ihre Satzungen und Gemeindepoeten mit der Bemerkung eingeleitet, daß die — bekanntlich nur aus einem Hause bestehende — Gemeinde Gabelbach auf keinem Atlas verzeichnet stehe. Dieser Irrtum hat uns „Tausende“ von Postkarten eingetragen, die uns aufforderten, die dritte Auflage von Andrees Handatlas etwas gründlicher zu studieren. Einen uns von Velhagen & Klasings Geographischer Anstalt in Leipzig mit dem Hinweis auf § 11 des Preßgesetzes angedrohten Preßprozeß, falls wir uns nicht sofort zu einer Berichtigung entschlössen, hat glücklicherweise das immerhin kollegialische Verhältnis zwischen der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing und Velhagen & Klasings Monatsheften schließlich verhindert.

Aus der Schmiede meines Helden Felix Dahn — einem Feuilleton, in dem eine Jägerin auf Berühmtheiten einen Besuch in der Wohnung des Dichters schildert, entnehme ich, daß er sein papierkorbloses Arbeitszimmer seine „Schmiede“ zu nennen liebt — ist statt des von ganz Deutschland mit fieberhafter Spannung erwarteten neuen Bandes seiner Lebenserinnerungen ein neuer dreibändiger Roman hervorgegangen, — ein geschichtlicher noch dazu — „**Julian der Abtrünnige**“ (Breitkopf & Härtel, Leipzig). So gespannt ich auch auf die Fortsetzung dessen bin, was Felix Dahn selbst erlebt hat, kann ich es doch begreifen, daß er seine große, auf sechsunddreißig Bände angelegte Arbeit unterbrochen hat, um diese Kleinigkeit einmal schnell ins

Publikum zu schleudern. Es sind ja nur ungefähr 1300 Druckseiten, das schmiedet sich schnell zusammen, wenn man nur vier Stunden am Tage des Schlafes bedürftig ist. Julian braucht zeitweise sogar nur zwei, — in diesem Punkt übertrifft er seinen Meister Dahn noch um weniges, während er in anderen eine so auffallende Ähnlichkeit mit ihm hat, daß der Leser „Julians des Abtrünnigen" an ganze Passagen aus den Jugenderinnerungen des Meisters Felix erinnert wird. Kann man es Dahn nicht nachfühlen, daß er diesen Doppelgänger erst einmal aus der Welt schaffen und sich die von ihm so tief empfundene Ähnlichkeit von der Seele schreiben mußte? Im Äußerlichen ist die Ähnlichkeit eine vollendete: auch Julians Feuerseele steckt wie diejenige Felix Dahns in keinem Heldenleibe — beide haben nicht das Militärmaß. Julian ist ein schlechter Reiter, während Dahn in seinen Erinnerungen das Geständnis macht, daß er einzig in dieser ritterlichen Kunst es nicht zur Vollendung gebracht habe. Im Pistolenschießen können sie nicht verglichen werden, da es zur Zeit Julians noch keine Streichhölzer gab, die man brennend auf die besten Sofakissen aufstecken und zum Entsetzen seiner Frau mit der Pistole ausschießen konnte, wie es zu Dahns Lieblingsbeschäftigungen gehört. Aber im Speerwerfen sind sie sich wieder ebenbürtig, nur daß Dahn seinen Speer immer einen Ger nennt, während er doch in Wahrheit eine Bohnenstange aus dem väterlichen Garten war. Ebenso ist beiden der wilde Bartwuchs eigen, der ihnen ermöglicht, sich mit Hilfe eines Rad- oder Purpurmantels heldenhaft zu drapieren und Kinder fürchten zu machen. Auch innerlich haben sie manche Ähnlichkeit miteinander. Vor allem die Keuschheit. Dahn fühlte sich bekanntlich verpflichtet, urbi et orbi zu verkündigen, er habe niemals ein Weib berührt, ehe er sich zum erstenmale verheiratete. Auch Julian der Abtrünnige ist keusch, allerdings mit einer Beimischung von ohnmächtigem Cynismus! „Auch zu des Libanius Weisheit," schreibt Julian an seinen Lehrer und Vertrauten, „drang ich durch einen Regen von Gold wie dein Zeus zu der schönen Danae gelangte. Sage, glaubst du das nun alles wirklich? Schon eher glaube ich sein Abenteuer mit Europa als Stier: stiermäßige Vorzüge sollen ja manchen Weibern lockend scheinen! sagt man. Ich weiß freilich davon nichts." — Ich muß einen Augenblick dabei verweilen. Meisterhafter konnte der cynische große Junge Julian wirklich nicht charakterisiert werden, als es Meister Dahn mit diesem kleinen Zuge gethan hat. Man sieht ihn ordentlich vor seinem Briefbogen damaliger Zeit sitzen und die inhaltschweren Worte schreiben: „Ich weiß freilich davon nichts." Dann wird er sich darüber klar, welche sittliche Größe er da eben bekundet hat, er macht eine Pause, sieht mit großen glänzenden und träumerisch umschatteten Augen an die gegenüberliegende Wand oder in weite Fernen, in seinem — ach allzublassen, würde Dahn sich ausdrücken — Gesicht steigt eine fliegende Röte auf, er macht eine Bewegung mit der Hand, als wolle er lockende Bilder verscheuchen, lispelt dann noch einmal wie zur Bestätigung: „Ich weiß freilich davon nichts" — und greift wieder zu dem unermüdlichen Griffel. Denn mit Tinte und Feder wie Felix Dahn konnte Julian noch nicht alles ausströmen lassen, was seine Seele bewegte, — er mußte am Schreibgriffel sein Genüge finden. Das Bild, zu dessen Ausführung ich mindestens zehn Zeilen gebraucht habe, gibt Dahn in klassischen fünf Worten. Leider ist die Charakteristik nicht immer von so meisterhafter und prägnanter Kürze. Zur Entschuldigung Dahns indessen sei es gesagt, — dieser Julian ist einer der größten Schwätzer aller Zeiten gewesen, wenigstens der Julian, den Dahn historisch festgenagelt hat, und einen schwatzhaften Helden von der Wiege bis zum Grabe in Kürze abzufertigen, ist nicht gut möglich, wenn man diesen Helden seine Erlebnisse zum guten Teil selbst erzählen läßt. Julian, dem es nicht in allen Stücken an Selbsterkenntnis mangelt — er weist vielfach selbst auf seine komödiantenhafte Eitelkeit hin, freilich immer mit dem Zusatz „so bin ich nun mal," ganz wie Dahn in seiner Selbstbiographie die wenigen minder glänzenden Seiten seines Charakters mit dem Hinweis darauf, daß er ja schließlich doch auch nur ein Mensch sei, zu liebenswürdigen Schwächen mildert — Julian selbst ist für seine Schwatzhaftigkeit unempfindlich. „Fürchte nicht, o Mann der Götter und der friedlichen Weisheit, ich werde dich ermüden durch gleich ausführliche Berichte über meine auf den großen Tag von Straßburg folgenden Kriegsthaten," leitet er zwar einen seiner Briefe an den Lehrer und Vertrauten ein, aber das ist nur ein Köder, — der gute Mann hält nicht Wort. Und er ermüdet den Leser schließlich bis zum Gähnkrampf, — nicht das Interesse für diesen Julian, sondern meine Verehrung für Felix Dahn hat es mir dennoch ermöglicht, die dreizehnhundert Seiten völlig in mich aufzunehmen. Da habe ich denn mal wieder erlebt, daß jedes aus einem guten und wahren Gefühl heraus gebrachte Opfer schließlich seine Frucht trägt, denn nicht unbereichert habe ich den dritten Band zugeklappt. Habe ich mir doch bisher immer eingebildet, Julian der Abtrünnige sei ein schlauer Politikus gewesen, der noch einmal die Kräfte des Heidentums sammelte, um seinen wackelnden Thron damit zu stützen. Nichts von alledem; Julian ist niemals eine treibende Kraft gewesen, sondern immer nur ein geschobenes Männchen, ein ganz unklarer Kopf, der in Philosophie und sentimentalen Männerfreundschaften macht, der aber trotzalledem ein großer Held ist. Dieses „trotzalledem" beweist Felix Dahn zwar nicht, er behauptet es nur. Das genügt mir, und so komme ich aus der peinlichen Lage, in der ich mich befände, wenn ich in dem Dahnschen Julian nur einen fürchterlichen Bramarbas sehen müßte. Eine große Beruhigung ist es mir auch gewesen, zu erfahren, wie sinnig, sittig und weich die Germanen schon im vierten Jahrhundert n. Chr. waren. Wenn meine Vorfahren um diese Zeit zwar wahrscheinlich auch noch nicht zwischen Rhein und Weichsel, sondern in den Steppen Asiens oder noch viel weiter gesessen haben oder geschweift sind, so bin ich doch so stark germanisiert, daß es immer meinem

Feingefühl widerstredt hat, mir die Germanen jener Zeit als rauhe Krieger vorzustellen. Diesen Druck nimmt Dahns Schilderung mir von der Seele. Das waren herzige Leute, die zwar ihre Helme als Trinkgefäße benutzten, weil sie keine Gläser hatten, auch heldenhaft dreinschlugen, aber sich doch nicht gegenseitig mordeten, ohne vor ihrem Ende noch ein freundliches und versöhnendes Wort aneinander zn richten. Die Soldaten einer Kompagnie, wenn sie gut zu einander standen, aber nannten sich: „Mein Bud'!“ Klingt das nicht viel netter, als wenn man heute den einen zum andern sagen hört: „Müller, olle Schaute, dir gehört von rechtswegen eins in die Fresse!“? — Fürwahr, wir modernen Männer könnten viel lernen von diesen alten Germanen, deren Umgangsformen wir nahe kommen würden, wenn wir uns den Ton zum Muster nehmen wollten, der zwischen den jungen Mädchen einer vornehmen Erziehungsanstalt festgehalten wird. Ich bin überzeugt, daß Dahns Werke noch einen solchen erzieherischen Einfluß üben werden. Thun sie das, so wird es niemand mehr wagen, an Dahn Fragen zu stellen, was er sich denn eigentlich bei seinem Schaffen gedacht hat, Fragen, wie sie anch dieser Julian häufig genug anftauchen läßt. Wenn man viel schreiben muß, muß man flüchtig schreiden. Dahn hat das Bedürfnis, viel zu schreiben, folglich muß er, und an Flüchtigkeiten fehlt es auf keiner Seite. Auf Rechnung der Flüchtigkeit möchte ich es auch setzen, daß er auf dem Gesicht des toten Julian „den Frieden einer mit Gott versöhnten Seele“ leuchten läßt, nachdem er dreizehnhundert Seiten dazu gebraucht hat, nachzuweisen, daß dieser Julian neben seinem Gotte Helios noch hundert andere Götter leben ließ. Vielleicht ist es auch keine Flüchtigkeit, sondern nur das künstlerische Bedürfnis nach einem recht schönen Schluß gewesen, das diese Inkonsequenz gezeitigt hat. Diese verständliche Rücksichtnahme wäre nicht absolut notwendig gewesen, denn der Leser würde auch einen minder schönen Schluß mit Jubel begrüßen, — das Ziel einer Wanderung findet man um so schöner, je trostloser und länger der Weg war, der einen dahin geführt hat.

Dem künstlerischen Schaffen Leonardo da Vincis und der Entstehung seines berühmten Abendmahlsbildes geht Georg Bormann feinsinnig nach in seiner Geschichte aus der Renaissancezeit „Am Hofe zu Mailand“ (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel). Unkünstlerisch an der Gestaltung der Novelle will mir nur scheinen, daß der Dichter eine seiner Hauptfiguren, eine dämonische stumme Abessynierin, die den Knoten der äußeren Handlung mit einem Dolchstoß durchschneidet, aus völligem Dunkel auftauchen läßt und über die Ursprünge ihres sonderbaren Wesens keinerlei Aufschlüsse gibt. Ebenso mystisch ist die Figur der Gauklerin Latona behaadelt, — der Leser weiß nicht recht, was er aus ihr machen soll, und gewinnt fast den Eindruck, als hätte der Verfasser ihr ursprünglich eine bedeutendere Rolle in seiner Erzählung zuerteilt gehabt als er sie schließlich spielen läßt. Mit großer psychologischer Feinheit ist dagegen das Verhältnis Leonardos zu Lodovico Sforza entwickelt, — das Verhältnis des Künstlers zum Fürsten, des Schaffenden zum Auftraggeber.

Die reinste und rührendste Liebe, die der Mutter zum Sohn, schildert Adalbert Meinhardt in der Erzählung „Heinz Kirchner“. Eine Mutter, die, wie die meisten Mütter, in ihrem ältesten Sohn etwas Wunderbares sieht, ihn zu etwas Großem bestimmt glaudt, und eine der wenigen Mütter, deren übertriebene Hoffnungen nicht enttäuscht werden und die sich nicht damit begnügen müssea, in ihrem Sohne schließlich einen Menschen zu sehen, wie ihn Millionea andere Frauen auch zur Welt gebracht haben. Nur der Schluß der Novelle, die bis dahin feinsinnig, rührend und ergreifend durchgeführt ist, hat mir gar nicht einleuchten wollen. Heinz Kirchner, der ein großer, neue Bahnen weisender Mediziner wird, macht seiner Mutter den Schmerz, nachdem er alles erreicht hat, was er erreichen wollte, an einem Herzleiden noch in jungen Jahren zu sterben. Dieses Ende ist ganz und gar willkürlich ersonnen, und deshalb kann der Leser den Schmerz der Mutter gar nicht mitempfinden. Der Dichter hat nicht die Freiheit, seine Geschöpfe sterben zu lassen, wann es ihm beliebt, — er kann seinen Helden nur dann durch den Tod von der Bühne, auf die er ihn berufen hat, abtreten lassen, wenn er die Notwendigkeit des Todes nachweist. Das wäre in diesem Falle sehr leicht gewesen. Adalbert Meinhardt hätte den Arzt nur in seinem Beruf sterben zu lassen brauchen, — er hätte dann wie ein Mann gelebt und wäre wie ein Mann gestorben. Dieses ganz plötzlich auftretende Herzleiden, in nichts motiviert, gibt nur ein Ende, aber keinen Schluß. Die Erzählung ist der Stadt Hamburg gewidmet, und mit dieser ungewöhnlichen Widmung ist dem Wunsch des Verfassers Ausdruck gegeben, die reiche Stadt möge sich zu einem Hochsitz der Wissenschaft entwickeln. Ich bin auch der Meinung, daß in Hamburg der Boden für die Begründung einer Universität ein viel günstigerer ist, als die meisten Menschen annehmen mögen, die den lebendigen und rührigen Geist der alten Hansastadt nicht kennen, und daß eine Universität in Hamburg bald eiae der ersten Deutschlands sein würde. Ich halte es anch gar nicht für unmöglich, daß die Anregung Adalbert Meinhardts in Hamburg auf fruchtbaren Boden fällt.

Aus dem Französischen übertragen, kommt unter dem Titel „Sergius Baturin“ die Schilderung einer geistigen Bewegung im neueren Rußland zu uns, in der der Kenner Rußlands, Konsistorialrat D. Dalton, in seiner dem Buche mitgegebenen Empfehlung eine, leider schnell vorübergerauschte, evangelische Strömung sieht. Ich habe mich des Eindrucks nicht erwehren können, daß diese evangelische Strömung einen stark sektiererischen Beigeschmack hat. Die Form der Erzählung ist kunstlos und die Handlung, in die der Verfasser seine Schilderungen gekleidet hat, nicht übermäßig fesselnd.

→ Zu unsern Bildern. ←

(Abdruck verboten.)

Wenn heute ein junger Künstler ein Blatt zeichnen wollte, wie „Maria mit dem Kinde," welche nun vor drei und dreiviertel Jahrhunderten der große Albrecht Dürer schuf, jene Skizze, die wir zum Weihnachtsfeste unseren Lesern vorführen? Man würde es ihm schwerlich danken. Und doch hat der damals über vierzig Jahre alte Meister kecklich sein Monogramm auf das Blatt gesetzt, zum Zeichen, daß diese Federzeichnung von seiner Hand sei und als Beweis, daß er sich ihrer sicher nicht schämte.

Sehen wir uns das Werk genau an. Bekanntlich ist in der Kunst das Tadeln noch viel leichter als in anderen Disziplinen, und das Loben, wenigstens das verständig Loben, viel schwerer. Also tadeln wir zunächst: Der Kopf der Madonna ist ein wenig schief, der Mund sitzt zu weit rechts, die rechte Hand ist unklar gebildet. Nicht minder verschoben ist das Gesicht des Kindes, auch sitzt wohl das linke Bein nicht ganz richtig. Und dann der sturmbewegte Engel, die steile, wie mit Kerzen umstandene Krone und endlich der ganze Gedanke: Christus, der ein Vögelchen auffliegen läßt, das er an einem um das Beinchen gebundenen Zwirnsfaden festhält. Dazu führt er in der Rechten eine Kinderklapper. Ist das religiös, ist das kirchlich — ja, ist das schön oder gar erhaben!? Warum sitzt die Madonna auf einem aus Knüppeln gebildeten Wegrain, warum hat sie ein Bettkissen auf dem Schoß und ein Franzentuch um die Brust? Hätte Dürer nicht ein Bißchen „idealer" sein können!

Derselbe Gegenstand von Fra Bartolommeo auf dem zweiten Blatt: Auch dies eine Studie aus etwa gleicher Zeit, denn der florentiner Dominikaner ist bloß um vier Jahre jünger als Dürer, und schon 1517 gestorben. „Er zuerst," sagt Burckhardt, der berühmte Kunsthistoriker, von ihm, „er zuerst hat das hohe Gefühl vollständig zu empfinden und wieder zu erwecken vermocht, welches aus dem Zusammenklang großartiger Charaktere, reiner imposanter Gewandungen und einer architektonisch aufgebauten Gruppierung entsteht."

Die Skizze ist sehr lehrreich. Es geschieht da nichts, obgleich alle Figuren bewegt sind. Das Kind erscheint erschreckt, die heilige Elisabeth sorgend, der heilige Joseph teilnahmlos. Die Engel sind da, den Raum zu füllen. Nicht eine sachliche Darstellung, sondern eine meisterhafte Komposition. Man folge der Linienführung, die überall strenge Dreieckskomposition aufweist. Erstes Dreieck: die heilige Jungfrau mit dem Kind, die Ausbauschung des Mantels links, das stark aufgezogene Knie rechts sind die Eckpunkte. Christus mußte diese Gestalt annehmen, damit der Kopf die Dreieckslinie nicht durchschneide. Zweites Dreieck: die heilige Elisabeth, drittes: der heilige Joseph. Die nach innen gerichtete Seite der Nebendreiecke trifft immer genau auf das Mitteldreieck. Es entstehen die Hauptlinien: Ausbauschung der Kleider und Oberarm der Jungfrau, Nacken und Kopf von St. Joseph; sowie als Nebenlinie der Arm eines Engels; und im rechten Winkel darauf Unterarm von St. Joseph, die Köpfe Christi, der Jungfrau, der heiligen Elisabeth und als Schluß das helle Stück Vorhang!

Das ist eben der Unterschied zwischen Dürer und einem akademisch Schaffenden. Auch bei ihm ein Dreieck, aber eines, das sich von selbst ohne bewußte Kompositionskünste ergab, bei ihm Beobachtung der Natur, ein Suchen des Erhabenen in der Welt um ihn, ein tiefer Wahrheitssinn, der das Einfache verklärt und das Göttliche überall in Gottes Welt sieht. Dort eine erlernte Kunst, die zwar schneller befriedigt, stärker anzieht, die aber ihre Vollendung in der Form sucht, während man bei Dürer durch die Form in das Gemüt des Malers dringen muß. Der Italiener will uns die Jungfrau in ihrer Glorie zeigen, der Deutsche schuf uns Deutschen ein Weihnachtsbild: Eine Mutter, gleichviel ob eine schöne oder nicht, aber die glücklich ist, ihr Kind spielen zu sehen und die dessen Erhabenheit als göttliches Geschenk erträumt. Eine Frau von Herz, nicht eine solche von vollendeter Form, eine Zeichnung voll Ausdruck, nicht ein wohl abgewogener architektonischer Aufbau.

Ausdruck! Das ist aber auch das Stichwort der heutigen Kunst. Die Münchner Ernst Zimmermann und Ludwig Schmid zeigten uns Mitglieder unseres Volkes im Gebet. Man hätte das noch vor fünfzig Jahren nicht so gemalt. Noch sind jene Blätter Kaulbachs in jedermanns Erinnerung, in denen er Goethes Frauengestalten uns vorführte. Solche Runzeln, solche harte Züge, solche unmittelbar dem einzelnen Menschen entlehnte Eigentümlichkeiten wie bei den beiden modernen Münchnern, kommen in jenen Bildern nicht vor. Die Köpfe sind idealisiert, die Bösewichte sehen alle etwas wie Franz Liszt aus — ohne daß dieser eben gerade ein besonderer Bösewicht gewesen sei — und die guten Menschen haben alle etwas vom Apoll von Belvedere. Dem ist nun anders geworden. Die „Schönheit" hatte sich nach und nach zu sehr in Eintönigkeit und endlich in Langeweile verflüchtet. Man sieht wieder im Sinne Dürers und nicht mehr im Sinne des Fra Bartolommeo in die Welt hinein und ergrübelt nicht Kompositionsgesetze, baut nicht architektonisch Gruppen auf, sondern zeigt, was den Künstler in Gottes Natur entzückte!

Ausdruck! Jean Baptiste Greuze, der 1805 verstorbene große Franzose, hat ihn auch gesucht. Lange genug hatte man klassische Göttinnen und ideale Schäferinnen gemalt, bis er wieder „ins Volk hinabstieg" und die Bauernmädchen darstellte, wie er sie sah: nicht mit der Kraft Dürerschen Realismus, noch etwas altfranzösisch galant, etwas mit verliebtem Augenzwinkern, aber doch herzlich und herzig, echt französisch im allerbesten Sinn des Wortes.

Und dann Ph. H. Calderan, der Londoner Akademiker, der im Geiste der Venetianer Schule eines Passini oder van Haanen ein Mädchen im Fenster darstellt, die Rose der Provence. Ein allerliebstes Ding, drall, gesund, anmutig in ihren Pantoffelchen stehend, in Kostüm und Haltung echt provençalisch, ebenso echt wie englisch im Gesicht, eine allerliebste Miß in provençalischem Gewande: es war eben die englische Schule in dem in Frankreich von spanischen Eltern geborenen Meister stärker als die Kraft, Provençalisches darzustellen. Nicht umsonst lebt der jetzt sechzigjährige berühmte Meister seit 1846 in London.

Und dann R. Poetzelbergers: „Alte Weise." Worin liegt der Reiz, neben der im Holzschnitt nicht wohl wiederzugebenden Feinheit der Farbe des Bildes? Ein Mädchen schlägt ein paar Töne auf dem Klavier an. Der Fluß der Linie, die reizende Schlaffheit der Haltung, die Neigung des Kopfes — alles spricht zusammen, um uns eine ganze Geschichte zu erzählen. Es redet hier jede Falte des Kleides mit, man erkennt, daß eine augenblickliche Eingabe den Körper, der schon vom Klavier abgewendet war, zu ihm zurückführte und daß ein Traum ihn festhält — das ist Ausdruck, mit den feinsten und daher eindringlichsten Mitteln wiedergegebene Empfindung!

Dagegen erscheint die ältere Genremalerei oft hart, aufdringlich in ihren Motiven! Die Leute bewegen sich wie in einer Pantomime, wie mit dem ärgerlichen Ausdrucke: So versteht mich doch, ihr lieben Leute!

Man sehe einen Vautier, einen unserer ersten Meister! Was man ihm vorwirft, ist, daß er Geschichten erzählt, daß auch er komponiere. Und wirklich: die beiden Körbe füllen nicht zufällig die Ecken des Bildes, und die Gruppe des Alten mit dem Mädchen erinnert stark ans akademische Dreieck. Man sieht, wie's der Meister gemacht hat, um ein gutes Bild zu komponieren. Aber schließlich ist's doch eine Arbeit, an der man seine Freude hat, die durch die kräftige Herzlichkeit in der Menschenschilderung uns anlockt und festhält.

Wir wollen dem Deutschschweizer einen Künstler von „drüben", einen Amerikaner, entgegenstellen, Albert Lynch. Lynchs Tuschzeichnung und der meisterhafte Holzschnitt danach gehen andere Wege. Das Licht, das Dämmern der Lampe, soll dargestellt werden. Absichtlich ist auf zeichnerische Einzelheiten verzichtet. Es flutet der feinste Ton durch das vornehme Zimmer, und wie wir am Abend auch nicht alsbald jeden Winkel erkennen, so breitet sich tonreiche Unklarheit über alle nicht unmittelbar erleuchteten Gegenstände.

Dämmerung auch am Weiher, wie ihn Graf V. Zedtwitz-Liebenstein uns darstellt! Die rotbeinigen, langschnabeligen Gesellen nähern sich vorsichtig dem Wasser. Was mögen sie uns bringen im nächsten Jahr?!

Ebby.



Silhouette von Joh. Beckmann.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Der Bach ist verstummt. Und der Tross der Föhren
Steht reglos unter dem schneeigen Flaum,
Wie um die Erde nicht aufzustören
Aus ihrem schwermütigen Traum.

Frida Schanz.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.
VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 5, Januar 1894.

Der Mann von Wasungen.

Eine lustige Geschichte aus alter Zeit.

Von
C. Worms.

1. Der Reichstag im Röhricht.

Durch den Buchenwald zog erster Herbstwind mit scharfem Rauschen, nur im Schlehdorn am Wege zwitscherte noch ein Rotkehlchen sein Nachtlied. Es war ein Augustabend im Jahre des Herrn 1746, ein Abend, wie ihn der liebe Gott manchmal seinen Menschen schickt, um sie über den Verlust des Paradieses zu trösten. Wie ein Stück dieses verlorenen Paradieses selbst lag das Thüringer Land, ein großer Park, im Abendsonnenscheine da, mitten darin die dunkle, leichtgebogene Fluchtlinie des Thüringer Waldes, in dessen Schatten eben eine murmelnde Quelle dem lauschenden Damwild den letzten Traum des Waldes zu deuten versuchte.

Da, wo das Hasenthal in die Bärengrube mündet, stiegen weißliche Nebel aus erwärmten Laubverstecken; kräftiger Erdgeruch, vermischt mit dem Duft welken Laubes, drang aus den Birkenbeständen des Haßfurtthales, während es auf den basaltnen und granitnen Kuppen ringsum noch geheimnisvoll aufleuchtete, wenn ein scheidender Sonnenblick die rotbraunen Stämme der Fichten streifte. Nur ein dünner, zartgrauer Dunstschleier schwebte über den Höhen, gerade undurchsichtig genug, daß die Menschen nicht direkt in Gottes Himmel hineinguckten und die Herrlichkeit der Erde darüber vergäßen.

Und doch zog es durch all diese Pracht schon wie schwermütige Klage. Klage über den Herbst, über das heilige römische Reich deutscher Nation? Wer mag's wissen? ... Fester drückte der majestätische Dolmar die Laubwaldkrone auf die gebräunte Porphyrstirne, als ahnte er die Herbststürme voraus. Müde lehnte die Elisabethenburg von Meiningen sich an den grünen Herrenberg wie ein Enkelkind, das über den Märchen am Knie des Großvaters eingeschlafen ist. Nur die leichtsinnigen Birken am Fuße des Drachenberges streiften sorglos die äußersten dürren Blätter ab, wie junge Mädchen die zerknitterten Spitzenmanschetten am Samstagabend, und flüsterten und kicherten über Sterben und Vergänglichkeit. Klingt es doch nur halb so traurig, wenn Kinder vom Tode sprechen. Aber ärgerlich warfen die Fichten des benachbarten Hexenberges, die Blaustrümpfe des Thüringer Waldes, spitze Bemerkungen dazwischen, sie schüttelten sich verdrießlich über das taktlose Klopfen der Buntspechte an ihrem Stamm. — Sie wußten wohl besser Bescheid über diese unverstandne Trauer im deutschen Lande, die beiden Ruinen dort, der Landsberg und die

Habichtsburg, in wilder Einsamkeit ragend an jähen Felsenstürzen, die wie abgerissene Gedanken der Schöpfung erschienen, zu groß, zu erhaben, um ausgeführt von den Menschen verstanden zu werden. Aber diese bröckelnden Thorhallen und Fensterbögen hüllten sich schweigend in einen Schleier von Brombeerranken und Ginstergebüsch. Nur wenn der Epheu im Burggraben leise zittert, dann ist's, als erzählte er von dem Minnesänger Otto von Henneberg, der die Burg seiner Väter verließ, als sein Lied ihn in die Ferne lockte.

Und durch diese lächelnde und doch ernste, herbstliche und doch noch sommerliche Natur, durch saftige Wiesentriften und aufgerissenes Ackerland, vorbei an mittelalterlichen Städten und einschlummernden Dörfern hüpft das Kind dieser Berge, die Werra, voll pulsierenden, übersprudelnden Lebens. Wo sie im Ried des Ufers leiser murmelt, wo sie an einem aufragenden Felsstück kichernd hinanspringt, da ist es, als wolle sie noch schnell einen halbvergessnen Walzertakt ihrer Jugend wiederholen, was dem Flusse wohl leichter als den Menschen gelingt. Denn jetzt kommt sie in die Ebne, jetzt heißt's anständig sein. Also das Röckchen nicht mehr zu hoch geschürzt, die herzigen Bergjodler nicht zu laut hinausgerufen! Sie weiß, bald muß sie sich mit der Fulda vereinen, um dann von der Weser, der langweiligen Gouvernante, zum Meer geleitet zu werden. Sie hat's infolgedessen bis Münden nicht allzu eilig.

Aber was ist das? Wie sie eben bei Wasungen unter die Brücke schlüpft, tönt ihr aus dem Röhricht am Wiesenrande ein Höllenspektakel entgegen, dem die Abendstille durchaus nicht zu imponieren scheint. Das ist ein Singen, Schnurren und Zwitschern, als hielten die Stare von Alldeutschland hier ihre Herbstsitzung ab. Wahrhaftig, Stare sind's, diesmal nur aus dem Meiningischen und Gothaischen, aber schon über und übergenug. Eben sind die Gothaer angekommen; sie haben einen Dauerflug über den Thüringer Wald unternommen und beanspruchen nun die besten Plätze auf den Rohrkolben. Sie seien die Gäste, man habe sie zu respektieren. Aber unter Meiningens und Gothas Gewicht bricht der Kolben, das verursacht wieder Prätensionen, bittere Zurückweisungen, erneuten Kampf ums Dasein, pfeifende, kreischende, zankende Auseinandersetzungen in Menge. — Auf einem Maulwurfshügel der Wiese spielen zwei hoffnungsvolle Starmatzjünglinge Soldaten; aber da sie das sächsische Duellmandat noch nicht im Kopfe haben, so bleibt der Erfolg aus. Sobald der eine den Hügel erstürmt hat, rennt der andere schon schreiend mit gespreizten Flügeln davon, was sein Gegner ihm sofort mit gleicher Routine nachmacht, als die Courage wieder über den ersten kommt. — Abseits in einem verkrüppelten Weidenstrauch hockt ein empfindsames Starmatzfräulein und schielt mit den braunen Augen mißtrauisch auf einen verliebten Matz, der erst vor einer Woche mündig geworden ist. Auffällig nähert er sich ihr trippelnd auf demselben Ast. Aber der junge Mann scheint noch schrecklich grün zu sein. Er kennt den Kalender nicht, sonst müßte er doch wissen, daß für Stare die Zeit des Courmachens schon vorüber ist. Freilich, sie ist von der ersten Brut, er von der zweiten, daher diese Naivetät. Soll sie ihn auf den Frühling vertrösten? Nein, sie guckt nur verächtlich über ihren rechten Flügel, spreizt den linken von sich und sagt: „Matz!“ und nicht eine Silbe mehr. Dann fliegt sie herab auf den feuchten Grund und hilft einer alten Großmama aus Schwallungen eine fette Schnecke tranchieren.

Unterdes haben die ehrbaren Väter endlich ihre Positionen eingenommen und kauern bequem auf den Schilf- und Rohrbinsen. Aber der Lärm dauert fort, jetzt ist man bei der hohen Politik. Wahrlich, die belebteste Kaffeegesellschaft ist noch immer eine römische Senatssitzung gegenüber dieser animierten Assemblee. Wäre ein Maler von damals schon um Farbenklexe verlegen bei einer Konterfei von Alldeutschland, wie jämmerlich zersetzt hätte es ausgesehen nach diesen Starmatzkritiken, die aus den Fetzen noch Lumpen zu machen schienen.

„Entsetzlich, fürchterlich!“ jammert der Chorus durcheinander.

„Es gibt keine Männer mehr. Es ist um den Verstand zu verlieren,“ zürnt der alte Star aus Wasungen und greift mit dem linken Bein an sein bedrohtes Starmatzgehirn. Da schwirrt ein neuer Trupp heran. — „Woher, wie denn, woher?“

„Aus Regensburg, vom Reichstage.“

„O je!“ Man rückt enger zusammen.

„Der Legationsrat von Koburg und Kurbrandenburgs Gesandter liegen sich in den Haaren, weil Koburg seinen Sessel auf den Teppich selbst und nicht auf die Fransen gestellt hat."

„O weh!" zetert es im Schilf.

„Ich flog bei Wetzlar vorbei," piepst ein wohlgepflegter Star, den seine Mama schon in der blauen Eierschale zum Diplomaten gestempelt hat. „Guckte ins Reichskammergericht, da fliegt Staub in Menge, aber keine Resolution heraus. Jetzt sind's rund und nett 14424 Prozesse, natürlich unerledigte. Der älteste reichsgräfliche dauert schon 160 Jahre."

„Natürlich unerledigt," spottet das Echo.

„Der Kaiser in der Hofburg läßt einen Ochsen braten," wispert ein naseweises Herrchen aus dem ersten Jahre seiner Erfahrung. „Aber nicht für Deutschland, für seine Wiener. Deutschland hat nur den Duft."

„Womit bezahlt er denn?"

„Mit dem Judenzoll."

„Keine Männer mehr!" repliziert der Matz aus Wasungen.

„Achtung, Achtung!" schnarrt ein Urgroßvater aus Schwarzbach, der schon dreimal in Afrika gewesen. „Weckt mir den Burggrafen von Rheineck nicht! Hatte einen sauren Tag, träumt einen Traum von Gottes Gnaden."

„Rheineck, Rheineck? Was ist's mit dem?"

„Seine Unterthanen hat er gezählt: zwölf Mann und einen Juden. Dann spuckte er über sein ganzes Reich und ging schlafen. Morgen ist im Fürstentum Proskription sämtlicher Hunde angesagt. Der Oberbüchsenmeister hat um elf zu wecken."

„Um elf?" pfiff ein Junggeselle aus Henneberg von der Wiese her und machte einen verächtlichen Hupf. „Der Herr von Oettingen steckt schon um zehn in seinen Lederhosen und verkauft Bier, Holz und Salz aus purer fürstlicher Gnade. Nur Wagenschmiere dürfen seine Landeskinder vom Krämer beziehen. Die stinkt."

„Was macht denn der Markgraf von Baden-Durlach?"

„Spielt Puppen mit seinen Soldaten. Er drillt sogar seine Kutscher bald als Ulanen, bald als Grenadiere. Fehlt's an Pferden, so müssen sie beim Angriff auch wiehern."

„Aber die Reichsarmee . . ." wandte schüchtern ein Gothaer ein. Unbändig pfiff es von allen Seiten, und das Flügelschlagen wurde so stark, daß an Gleichgewicht kaum mehr zu denken war. Der von Wasungen schoß einen Purzelbaum und blähte sich im grünlichen Schimmer seiner Schwingen: „Reichsarmee, wer spricht von der! Ein Regenbogen in der Gosse! Gestern war Aushebung im Obersächsischen: die Äbtissin von Gutenzell liefert ein Drittel Reiter und drei und einen halben Gamaschentreter. Alle verschieden uniformiert, daß mir die Augen beim Appell brannten. Alte Weiber mit Stricknadeln in der Degenscheide, nicht ein Mann darunter!"

„Ist das noch auszuhalten, frage ich?"

„Nein, es ist nicht auszuhalten. — Wir ziehen fort — nach Italien! Nach Spanien! Nach Afrika! Ja, lieber zu den ägyptischen Büffeln."

„Das sagt meine Frau auch."

„Dann ist's schon richtig."

„Still," unterbrach der Wasunger den Schwall von Tönen und reckte den schwarzen Schnabel. „Da kommt der Historische, fragen wir den."

Der war nämlich aus Schmalkalden gebürtig und daher selbst bei den Gothaern angesehen als fliegendes Archiv. Er wußte alles, das sah man ihm auf den ersten Blick an, wie er jetzt im Grase umherstolzierte, als hätte er für eine Tanzstunde zu üben, und mit dem Schwänzchen wippend von obenherab die ehrenwerte Versammlung beguckte, als wolle er sagen: Ah, da seid ihr ja!

„Warum so spät, wo kommt er her?" piepten die Gothaer.

„Respekt! der war in Frankfurt," wisperten die Meininger, „der sang vor den Fenstern des Anton Ulrich, unseres Landesvaters. Das ist ein Mann!" „Ein Mann?" schnurrte der aus Wasungen, flog herab und machte sich dicht an den Historischen. Aber ein unsanfter Schnabelhieb ließ ihn sich zweimal umschlagen und eine Ahnung von Männlichkeit in ihm aufgehen. Ja, der Matz kam vom Hof, der kannte das Ceremoniell. Und in tiefem Brustton erscholl sein erster Pfiff, um nach einer glänzenden Skala mit einem sehnsüchtigen Falsett zu enden: „Kinder, die Welt liegt im Argen," plapperte er wichtig. „Unser Herzog hat sich



Kinderstudien von M. Roberth.

heute das erste graue Haar ausgerissen. Aber er lächelte doch, als ich sang. Echt meiningisch, ihr versteht!" „Warum lebt er denn in Frankfurt? Da riechts nach Juden," behaupteten die Gothaer. Taktlose Frage! Als ob nicht ganz Deutschland wüßte, daß es wegen der Philippine Cäsarea Schurmann geschehe, mit der er sich im fernen England hatte trauen lassen. Von der Fürstlichkeit ihrer Kinder wollten Kaiser, Reich und Agnaten nichts wissen. Das hatte dem hohen Herrn sein Meiningen verleidet. Der Historische strafte nur mit einem Blick, kratzte das Erdreich mit seinen rotbraunen Füßen und belehrte weiter: „Die Welt liegt im Argen, so sagte ich. In Meiningen geht's los."

„Was, wie, wer?" Eine ganze Starmatzwolke rauschte um den Sprecher. „Dort lebt ein Landjägermeister, der heißt Gleichen. Und dort, also in Meiningen. — ihr versteht — ist ein Regierungsrat ansässig, den unser Allergnädigster nur Pfaffenrat nannte. Der Gleichen hat eine Frau, und der Pfaffenrat. . ."

„Hat auch eine Frau," unterbrach der Wasunger das Raisonnement. „Eine Pfaffenrätin," ergänzte der Historische streng und hob den Schnabel, falls ein zweiter Denkzettel nötig sein sollte. „Nun hat die Pfaffenrat sich den Vortritt bei Festlichkeiten angemaßt — ihr versteht —, und die Gleichen. . ."

Piff-paff! Ein Schuß fiel in der Nähe, Hunde schlugen an. Die Luft verfinsterte sich, schreiend stob man auseinander nach rechts und links. Nur der schlummernde Thüringer Wald blieb an seinem Platz. Neugierig guckte der Mond aus den Wolken, um mit einer Grimasse hinter den Bergen zu verschwinden.

Unbekümmert um diese gesprengte Ratssitzung saß die Starmama von Wasungen auf dem First ihres Bruthäuschens unter dem vorspringenden Dache des Bürgermeisters Liborius Kurz. Daß sie gerade hier wohnte, war bei ihrem ästhetischen Sinn natürlich. Denn das Gärtchen unter ihr mit der verdursteten Fontäne und der Gipsflora zwischen Astern- und Georginenbeeten war als Bilderfibel für ihre Brut gerade gut genug. Mit Stolz blickte sie auf ihre zwei Jüngsten, die graziös auf der Stange balancierten. Aus denen sollte noch was werden; und wenn ihr Eheliebster auch zehnmal behauptete, daß sie auf Gänsefedern ausgebrütet seien, sie wußte, daß ein Schwanenflaum darunter gewesen. Heute saß sie nicht auf dem Kreuz der Stadtkirche, wo doch eine gebildete Starmama hingehörte. Sie spürte etwas Rheuma im linken Bein, aber auch in ihrer Häuslichkeit ließ sie den Abendfrieden tief auf sich wirken und hatte eben den Kleinen von ihrer Hochzeitsreise erzählt. Ob es gewirkt, war zweifelhaft, denn plötzlich fragte der Jüngere, zerstreut nach Norden hin blinzelnd: „Was ist das für ein Dorf dort mit den grünen Fensterläden?" — „Schweina," antwortete pikiert die enttäuschte Mama. — „Und das dort unten, wo man im Nebel nur die Kirchturmspitze sieht?"

„Schweinsfurt," würgte die wahrheitsliebende Mama heraus. Sie merkte, wie ihr Gefieder sich sträubte. Nein, diese enfants terribles mit ihren unästhetischen Idealen! — „Kinder, da müßt ihr nie hinfliegen. Bleibt in Wasungen oder höchstens Meiningen. Das klingt besser. Morgen bringe ich euch zum Portikus der Elisabethenburg."

„Aber die Würmer in Schweina!"

„Und die Schnecken in Schweinfurt..." Unausstehlich! Die gequälte Mutter lugte nach einem poetischen Gegenstande umher. Gott sei Dank, da schwirrte es heran: der Hausvater und die Demoiselle Tochter, direkt von der Wiese. Die kamen eben recht. Die würdige Hausehre merkte nicht, daß ihr Eheherr in begreiflicher Aufregung etwas viel Platz brauchte.

„Davongelaufen sind sie!" zeterte er, „vor einem einzigen Schuß, ich als der letzte! Es gibt keine Männer mehr."

„Nein," eiferte sie zornsprühend mit offnem Schnabel, „die Frau allein muß nach dem Rechten sehen, sonst verkommen die Kinder. Er ist ja heiser. Wo hat Er denn sein Lied gelassen, bei der Frau Nachbarin? Er — Spatz!" „Frau, wir wohnen beim Bürgermeister. Bedenke, die Kinder..."

„Da hinein!" Und mit einer nicht zu mißdeutenden Bewegung wies sie auf ihr Haus und folgte langsam. Wenn sie auf die Schwanenfeder zu sitzen kam, dann sollte er zu hören bekommen. Auch die Kinder schlüpften nach einigem taktvollem Zögern seelenvergnügt nach. Nur die Demoiselle blieb sitzen und repetierte noch schnell das

Klappern der Stadtmühle, die sie heute belauscht hatte.

Plötzlich regte es sich schwänzelnd und tänzelnd neben ihr auf dem luftigen Balkon. Wahrhaftig, wieder der Don Juan von der Wiese! Aber ehe noch sein Flöten beginnen konnte, hatte er einen Hieb weg, daß er kopfüber hinunterschoß mitten hinein in die Astern des Liborius Kurz. Keifend arbeitete er sich hervor und entfloh nach Schwallungen hin. Den Posten mainteniert! dachte die Jungfer dort oben und glättete ihr Gefieder. Noch ein Triller hinauf zum blinkenden Abendstern gesandt, dann schlüpfte auch sie zu Muttern in die gute Stube.

2. „Werde munter, mein Gemüte."

en Posten mainteniert, ja wohl," so brummte auch Liborius Kurz, als er, den sauberen Kiesweg hinabschlendernd, auf den Silberknauf seines spanischen Rohres gestützt, vor seiner Flora sinnend stehen blieb. Aber er dachte nicht an diese Göttin, auch nicht an das resolute Fräulein dort oben, sondern an Maria Theresia und den zweiten schlesischen Krieg. Welch ein Weib! Die mußte auch den kleinsten Bürgermeister des kleinsten Städtchens, zum Beispiel den ehrenfesten Kurz, zum rasenden Politiker machen. Und so geschah's. Der hochweise Rat mochte noch so bedenklich die gepuderten Köpfe schütteln wegen der zu unterschiedlichen Zeiten beim Haupt von Wasungen sich zeigenden Gemütsaffektionen; Frau Maria, seine Hausehre, noch so mißbilligend dreinsehen, wenn ihr Liborius den Eierkuchen kaum berührte; die alte Regine, Botenfrau zwischen Wasungen und Meiningen, konnte eisern nach Herzenslust, wenn er die Postschachteln von Schwallungen und Meiningen vertauscht hatte; das Gras mochte die Gartenwege überwuchern. Was focht's ihn an! Er war mit seinem Temperament in Schlesien oder in der Hofburg, als hätte er dort seine Amtsehre verpfändet. Dabei kursierten die Nachrichten viel zu langsam. Die „Anleitungen zu des Tages natürlichen Begebenheiten," das Meininger Lokalblatt, kam nur am Samstag nach Wasungen. Herr Liborius hatte die schlesischen Kriege schon längst ausgefochten, als erst viel später die „Anleitungen" den Dresdener Frieden ausposaunten. Gott sei Dank, auch den Tod Karls VII. Die Kaiserin hatte ihren Franzl auf den Thron praktiziert. Aber dort in Berlin saß der leibhaftige Gottseibeiuns und brütete Verderben. Der alte Herr arbeitete sich ordentlich in Transpiration hinein und lüftete seine bescheidene Hausperrücke. Dabei fiel ihm recht zur Unzeit die Infamie ein, die die Wärterinnen im Thüringer Lande von Wasungen erzählten: der Rat solle einst einen Kürbis für ein arabisches Pferdeei gehalten und ihn vergebens bebrütet haben. Schändlich! Und er war hier Bürgermeister. Die Zipfel seines indigoblauen Schlafrocks flatterten heftig um die drallen Waden seiner rundlichen Gestalt. Wahrhaftig, den Klatsch muß der Friedrich in Berlin erfunden haben. Steht der Unmensch nicht da vor ihm! Die gelbe Georgine dort mitten unter all den protzigen Geschwistern! Wie sie sich wendet und dreht; einen Spiegel her, sie platzt vor Eitelkeit! Und daneben die graziöse Aster, das Köpfchen traurig gesenkt. Na warte, moriamur pro rege nostro! Pfeifend saust der Rohrstock durch die Luft, köpft die Gelbe und schlägt klatschend an die Flora, daß die fetten Finger des alten Herrn wie mit Nesseln gebrannt den Stock fahren lassen.

Seine kleinen Augen unter den spärlichen Brauen verschwinden fast zwischen den hochgeröteten Wangen, um listig zur Seite zu schielen, ob nicht etwa jemand den hitzigen Kampf belauscht. Da lag vor ihm das schönste Exemplar einer Georgina fulgurans, die sein Lieferant ihm besonders warm empfohlen hatte. Behutsam bückte er sich nach ihr und wischte mit einem großgeblümten Nasentuch zerstreut den Sand vom Stock und den Schweiß von seiner Stirne.

Was für ein Tag ist denn heute? Montag, wie unangenehm! Die Woche konnte schön werden. Woher denn diese Hitze, da er doch noch gestern zur Ader gelassen hatte? Der häßliche Eindruck mußte bei Gevatter Hopf mit einem Gläschen Aquavit verwischt werden. Vielleicht war Reginens Kästelwagen schon eingetroffen, also . . . Zögernd blieb der Bürgermeister stehen und zählte unter den Rokokoschnörkeln seines stattlichen Hausgiebels die Fensterreihe ab, ob nicht etwa eine ungerade Zahl ihn warne. Dann ließ er mit einem leisen Seufzer den un-

sicheren Blick auf der hopfenumrankten Flurtreppe ruhen. Durch den oberen angelehnten Thürflügel drang ein sanfter Lampenschein, der den Hausherrn aber gar nicht zu locken schien, denn er stieß nur zaghaft sein Rohr auf die unterste Stufe und rief mit angenommener Würde: „Maria!“

Heftiger zitterte der Lichtstrahl, dann erweiterte sich der Spalt, so daß eine Hopfenranke erschreckt unter die Dachrinne flüchtete. Ein Kochlöffel, eine mehlbestaubte Hand und eine Dormeuse mit zwei linnenen Flügelklappen fuhren heraus. Aber Herr Liborius sah nur die rote Nasenspitze darunter. Sie war der Brennpunkt seiner Ehe, der ihn immer wieder heimgeleitete wie den Steuermann zwischen Lübeck und Bremen der Leuchtturm vor der Rhede.

„Herzliebe Maria, meinen Meerschaumkopf, meine Perrücke.“

„Bei nachtschlafender Zeit, im alten Filz mitten unter die Bürger? Der Herr Gemahl vergessen, daß der Markpudding auf dem Feuer.“

„Wünsche dem Markpudding eine geruhsame Nacht. Bürgerpflicht geht vor Leibessorgen. Die Brandwache wird säumig, Benkert vergißt, daß er als Nachtwächter installiert ist. Da muß man wachen.“

„Wüßte mich nicht zu erinnern, daß mein Vater selig nach dem neunten Stundenruf seinen Schatten auf die Straße warf. Und war doch wirklicher herzoglich meiningischer Reisestallmeister.“

„Wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß er Bürgermeister von Wasungen war.“ Herr Liborius fand es an der Zeit, eine unüberwindliche Pose einzunehmen, und ließ den oft beschworenen Schatten des Schwiegervaters wirkungslos vorbeipassieren. Aber jetzt hatte er es mit der Tochter zu thun, die plötzlich vor ihm stand, leicht sich in den Hüften wiegend, die knochigen Hände entschlossen in die blauweiß gewürfelte Schürze gewickelt, wie aus einem Guß, ein etwas mageres Seitenstück zu ihres Gebieters anspruchsvoller Fülle.

„Der Herr Bürgermeister will sein Eheweib verlassen?“ fragte sie spitz und ließ die Haubenflügel zusammenklappen. „Glaube doch wohl nicht fehlzugehen, wenn ich mir den Weg zur Brandwache durch Hopfs Apotheke geleitet denke.“

„Wo es die Hausehre gilt, soll mich auch der Umweg nicht verdrießen. Im Apothekerkeller ist ein Faß Muskatwein zu haben, angenehm süßlich zum Kaffee in der Gaisblattlaube. Und da es im Kalender bald einen Marientag gibt...“ Langsam sanken Frau Marias Hände unter der Schürze zu beiden Seiten herab.

„Aber die Nachtluft, Liborius...“

„Ein Leibchen, von Frau Marias Händen gestrickt...“

„Dann aber auch den Hut. Die Perrücke wird feucht.“

„Gewiß, gewiß.“ Schon stand sie zweifelnd an der Schwelle; Kochlöffel, Dormeuse und Frau Bürgermeister waren verschwunden.

„Mulier taceat in politicis,“ summte Kurz im halbvergessenen Studentenlatein vor sich hin und steckte die dicke Stutznase schlau lächelnd in den Kelch seiner Georgine. Ja, wenn Maria nicht gerade den gestrengen Herrn Papa als letzten Trumpf in Ehedifferenzen ausspielte, so war sie wohl zur Raison zu bringen. Und da der Storch aus Respekt vor einem Bürgermeister bei ihnen nie eingekehrt war, so konnte man ihr die Freundschaftsaufgebote in der Gaisblattlaube auch nicht verargen. Außer für den Eheliebsten muß ein deutsches Weib noch für etwas sich begeistern, sonst sehen die Festtage ganz wie Werkeltage aus.

Und da war sie schon wieder, sanfter, geschmeidiger im vollen Lampenschein, der mit dem Mondlicht um die Beleuchtung zu wetteifern schien: in der Rechten das dreieckige Hütchen, in der Linken die Perrücke und im Munde — ja, durfte Herr Liborius seinen Augen trauen? — im Munde die Meerschaumpfeife.

„Spotten kann Er später, Liborius, wenn Er mit Seinem Schatten allein ist. Ich weiß, was ich weiß. Wenn die Frau Mama selig an der Pfeife gekostet, suchte der gestrenge Herr Vater eine halbe Stunde früher das Schlüsselloch.“ Das schmunzelnde, glatt rasierte Gesicht ihres Gatten schien sie während des Perrückentausches doch etwas aus der Fassung zu bringen, als sie plötzlich die Georgine in seinem Knopfloch bemerkte: „Jessus, was ist das? Liborius, Er geht aber wirklich nur zur Apotheke?“

Der alte Sünder schlug ruhig Funken mit dem Feuerstein und brachte die Pfeife in Brand. „Sie muß nicht erschrecken, herzlieber Schatz, wenn ich... Nun ja, ich

habe schon heute an den bewußten Namenstag gedacht."

Frau Marias Augen wurden immer kugelförmiger, als sie jetzt die Blume in der Hand hielt und auf den Mann herabsah, der wieder einmal seinen Stock hatte fallen lassen.

„Mann, Mann," drohte sie mißtrauisch. „Vergeb Ihm Gott, wenn Er bei Georgine und Muskatwein auch Seine Nebengedanken hatte."

„Aber, Frau Maria!"

„Nenne Er mich Marie. Mit Seiner Kaiserin habe ich noch nicht Knödel gegessen. Und nun mögen die lieben Englein Sein Gedächtnis stärken, was den Kalender betrifft. Grüße Er mir die Gertrud, wenn der Sausekopf nicht noch im Walde stecken sollte, und dem Hexenmeister Hopf spreche Er mein Beileid aus. Der Schwarzkünstler, der!" Die Dormeuse klappte nach vorn zusammen und die Thüre nach hinten zu.

Hm, der Scharfsinn einer Frau kann manchmal etwas unbequem werden. Herr Liborius hatte bei der Georgine wirklich zuerst an das rotwangige Apothekerkind, die blonde Gertrud, gedacht. Diesen Johannistrieb teilte er so ziemlich mit ganz Wasungen. Gertrud war nun einmal die Kornblume im Ährenfeld, der Daktylus in der Prosa des Städtchens, das verwöhnte Sonntagskind der Gemeinde. Aber Frau Maria hatte ältere Rechte. Er machte also mit dem Daumen einen dicken Gedankenstrich in der Luft und schritt rauchend dem Gartenpförtchen zu. Ob er es zuriegelte, um seine Hausehre zu wahren? Er lächelte über den etwas verwegenen Gedanken und behielt den Schlüssel in der Tasche.

Nun war er in der Hauptstraße, laut hallte sein fester Schritt auf dem etwas verunglückten Mosaik des kunstlosen Feldsteinpflasters. Es ist doch eine Wonne, als Bürgermeister so durch Alldeutschland zu wandern, wenn die doppelten Bohlenthore der Stadtmauer geschlossen sind und in der Apotheke noch Licht ist. Nur bisweilen schlug ein verschlafener Köter hinter einem Hofthor an; dort verschwand der Schwanz eines verliebten Katers hinter dem Prellstein der Seitenstraße, hier fuhr eine Nachtmütze aus einem Erkerfenster, um beruhigt wieder zu verschwinden, sobald der Schatten des Bürgermeisters sie gestreift. Friedlich spiegelte sich der Mond in der breiten Gosse inmitten der Straße und warf seine Lichtreflexe in die Steinlauben der bescheidenen Kaufhäuser, auf die verschnörkelten spitzen Giebel und Dachtraufen, deren ungeheuerliche Löwen- und Drachenköpfe polizeiwidrig die spiralförmigen Zungen dem einsamen Wanderer entgegenstreckten. In den Gasthöfen zum Schwan und zum Bären, die an der Straßenmündung herausfordernd wie Capulet und Montague ihre Schilder gegeneinander reckten, ist noch Licht. Hier wartet der Hausknecht gähnend hinter der Stalllaterne auf die Ankunft des gelben Postwagens, dort schreibt des Wirtes welkes Töchterlein seufzend ein Defizit ins Kassabuch. — Aber Herr Liborius hatte kaum den kleinen Marktplatz betreten, so tönte ihm vom steingefügten Brunnenrande ein Ächzen und Gröhlen entgegen, das — von Hundegeheul begleitet — in gequälter Hilflosigkeit auch den sanftesten Bürgermeister nervös machen konnte. Zugleich stolperte er vor dem Hause des Bücher- und Raritätenhändlers David Böhler über etwas Weiches, daß ihm fast sein Meerschaumkopf aus den Zähnen geglitten wäre. Donnerwetter, was sind das für Indezenzen! Wo die Spitze des Kirchturmschattens mündet, am goldenen Wetterhahn steht eine unheilbrütende Gestalt mit einem schwarzen Pudel.

„Zum Teufel, Benkert, wem bringt Er diese Musika?" wettert der schwankende Bürgermeister und richtet des Gesetzes Auge flammend auf den vierschrötigen Nachtwächter, der phlegmatisch mit der Hellebarde salutiert.

„Halten zu Gnaden, Magnificenz, die zehnte Stunde . . ."

„Soll ein Veitstanz ausgeführt werden?" Mißtrauisch umschnuppert der Pudel die blauen Schlafrocktrodbeln.

„Würde mich nicht erdreisten, zu solchem Teufelswalzer ein christlich Lied zu blasen. Der hohe Rat besteht aber nun einmal auf der Melodie: ‚Nun ruhen alle Wälder!' — Kusch dich, Bestie! Hältst Seine Magnificenz gar für einen Vagabunden? — Na, ja, vierzehn Jahre Dienst machen auch einen Pudel kurzsichtig." Das riesige Nachtwächterhorn pendelte vergnügt an Benkerts Pelzrock herab, während Roland, der Pudel, nach der Zurechtweisung sich mit devotem Schwanzwedeln entschuldigte. „Ja, sehen Sie,"



Meine Schwester. Nach dem Gemälde von Edmund C. Tarbell.

fährt sein Herr mit etwas epischer Breite fort „das machen die verdammten Pietisten. Seitdem sie die Kanzel haben . . .“

„Was untersteht Er sich?“

„Nichts für ungut, Magnificenz, das ist nur so meine Meinung bei Nacht. Vierzig Jahre bin ich im Amt und singe meinen Spruch von der Leber weg. Hat bis dato sich auch niemand wund geschabt daran. Da läßt mich und den Roland am siebzehnten Februario currentis — Sie verstehen — das Ratskollegium aufs Schlundhaus holen, das da mit den Säulenfransen.“ Er beschrieb mit der tellergroßen Handfläche einen drohenden Bogen in der Luft und wies auf die alte Rathausfassade. „Benkert, — so redet mich der Rentkommissarius Läufer an — was singt Er für Reime beim Stundenruf? — Nanu, — denke ich und nehme meine Mitternachtspositur an. Wenn der wohllöbliche Rat es gestatten — sage ich — zum Exempel um elf Uhr:

Behüte Gott den Landesvater,
Der Seele Trost, des Leibs Berater.
Gieb sanfte Ruh' der Landesmutter
Und unsern Herden Streu und Futter.

Das stammt nämlich von meinem Vater selig. Der Läufer aber faucht, daß ihm die Amtskette klirrt, und schnarrt durch die Nase: Benkert, das ist ein gottloser Spruch. Dachte ich anfangs, das sei so von wegen der Schurmann, die Anton Ulrich in Ehren zur Mutter seiner Brut gemacht. Aber die Pietisten meinten es so im allgemeinen von wegen der Nähe der Landesmutter mit unserem Vieh. So hat mich nun der Rat bei Amtsverlust bedroht, soll von nun an blasen: Nun ruhen alle Wälder. Die Nacht soll fromm werden, Sie verstehen; aber ich finde den ersten Ton nicht, Sie verstehen.“

„Und daher dies Gewimmer, als wäre Beelzebub Nachtwächter in Wasungen?“

„Ja, wissen Sie, Magnificenz, so was meint der Roland auch. Der sekundiert abscheulich, das verdammte Tier. Roland — sagte ich — komm' auf den Rathausturm, wo das große Sprachrohr ist, wegen der Feuersnot. Wenn da der Wind durchfährt, hab' ich den Ton. Item steigen wir hinauf, item als wir hinunterkommen, können wir uns wieder nicht besinnen.“ Kurz hatte ungeduldig die Hände über der Weste gefaltet und ließ die Daumen umeinander wirbeln. „Ja, sehen Sie, Magnificenz, wenn's noch was anders wäre, wie der fromme Sang: „Werde munter, mein Gemüte,“ der in meiner Limburger Spruchfibel steht. Den blas' ich im Traum. Will mich auch nächstens unterfangen, mit solcher Supplik an den Rat zu gehn.“

„Thu' Er Seine Pflicht, Benkert, dann ist's gleich, ob er die schlimmen Nachtvögel mit den ruhenden Wäldern oder dem muntern Gemüte vertreibt.“

„Seine Magnificenz geben mir einen Trost, wie mit Zucker bestreut. Werde ihn in der Supplik anzubringen wissen.“

„Thut Er aber Seine Pflicht? Was ist das da?“ Das spanische Rohr wies streng aufs Pflaster, und Roland schien ein schlechtes Gewissen für seinen Brotherrn zu bekommen und umkreiste schnuppernd die Stelle. Aber letzterer kraute seinen Kopf und brummte: „Ja, wissen Sie, Magnificenz, das ist nichts für den Mondschein. Wenn Seine Magnificenz da hineingetreten wären, würde ich ersucht haben, wieder herauszutreten. Die Böhlerin hat nämlich den Kramladen gesäubert und Kohl zum Säuern führen lassen. Da mögen die einen oder anderen Raritäten zurückgeblieben sein. Aber das muß fort, so was dulden wir nicht.“ Er griff nach dem Thürklopfer, aber hurtig fiel ihm Kurz in den Arm: „Zum Henker mit seinem Eifer! Will Er friedliche Bürger molestieren?“

„Da haben Sie wieder recht. Man könnte gar Seine Magnificenz erkennen.“

„Benkert, es ist Zeit, daß Er um die Ecke biegt. Den Böhler und die Pietisten laß Er mir in Ruh'. Übrigens kann Er Seiner Frau einen guten Morgen bestellen.“

„Dürfte wohl etwas veraltet eintreffen. Die ist ja hinüber nach Meiningen zur großen Wäsche auf dem Herrnberge, Sie verstehen. In der Elisabethenburg wird ja wohl jetzt, was man so sagt, viel schmutzige Wäsche gewaschen, Sie verstehen . . .“

„Ganz recht, Benkert, weiß schon.“

Nichts wußte er eigentlich, aber er merkte, daß die Zeit verstrich, und dachte daran, daß Frau Maria seine Pfeife im Munde gehabt. Aber sein ehrlicher Benkert räusperte sich wichtig und legte den Finger an die Nase: „Ja, ja, Magnificenz, es gibt ein Unglück. Sie wissen, der Komet am Himmel, mit einem Schweif, daß man gleich mit der Hellebarde dreinhauen möchte. Der geht wohl auch auf die hohen Madames,

die sich etwas in die Reifröcke geraten sein sollen. Meine Alte hat's geschrieben."

Ärgerlich horchte der Politiker auf. Durfte ein Nachtwächter mehr wissen als ein Bürgermeister? — „Geschwätz, Benkert, Geschwätz," polterte er verdrießlich und fuchtelte mit seinem Rohr Roland unter die Schnauze. „Den guten Morgen also für Seine Jungfer Tochter."

„Habe die Ehre, Seine Magnificenz zu erinnern, daß wir beide an totaler Kinderlosigkeit laborieren."

„Narr!" Die Zornesröte stieg Herrn Liborius bis an die Haarwurzeln. Aufs Resultat kommt es nicht an, aber zwischen Bürgermeister- und Nachtwächterehe muß doch ein Unterschied sein. Mächtige Rauchwolken ausstoßend, marschierte er fürbaß im Bewußtsein seines Wertes und warf seinen Schatten über den ganzen Platz.

„Auch eine Art von Pietist," knurrte Benkert und strich sich den langen Bart, den er sich wider die Mode hatte stehen lassen, um Landstreichern und Schulkindern Respekt einzujagen. Der Mond stand jetzt über dem Schlundhause, also mußte die zehnte Stunde vorüber sein, aber die Wasunger sollten auf den Choral warten. Wenn man mit einem Bürgermeister spricht, steht die Zeit still. Den alten Mann überkam plötzlich das Gefühl seiner Amtswürde; war er doch eigentlich nachts für Wasungen dasselbe, was der Kurz am Tage war. Und so saß er wieder steif am Brunnenrande und hielt tiefsinnige Umschau, als sähe er den Platz zum erstenmal: hinter sich Böhlers Haus, zur Linken das Schlundhaus, ein schwerer Bau, vielleicht einst ein bischöflicher Sitz, dessen Säulenornamente im Einerlei des Kalkanwurfs verschwunden sind. Dafür malen jetzt zwei Linden davor ihre leichten Mondscheinarabesken an die Wand. Zur Rechten, wo zwei Querstraßen sich spitzwinklig treffen, guckt aus Flieder- und Hollunderschatten das Jungfernstift, der Schrecken des Städtchens. Denn unten wohnt der Stadtphysikus Fischer, das ungehobeltste, gröbste Geschöpf unter der Sonne — so meint wenigstens Benkert — und oben hausen in sieben Zellen sieben ehrbare Jungfern, die treue Garde von Frau Maria, sogar ein Edelfräulein darunter, dessen Großmutter in einem Anfall von Melancholie ihr Wappen über diese Thür gehängt. Sieben Existenzen hat sie dadurch vor der Männer Tücke gerettet. Ein Nonnenkloster soll früher da gestanden haben. So sagen die Pietisten, meint aber Benkert. Sein Großvater habe zur Pestzeit dort ein Siechenhaus stehen sehen. Daher sei auch der jedesmalige Stadtarzt verdammt, im Untergeschoß zu wohnen, von wegen Purgierung der Luft. Nun richtete der Alte den Blick gerade vor sich dahin, wo Herr Liborius gegangen war. Da hatte wirklich ein Kloster gestanden, wo jetzt Gevatter Hopf seinen Apothekerkram eingeschachtelt hatte. Jetzt freilich glotzten im Refektorium statt der geschnitzten Heiligen ausgestopfte Vögel, Schildkrötenskelette und dickbäuchige Retorten von den Wänden herab; den Weihrauchduft hatten würzige Kräuterbündel in den Fächern vertrieben; im Klostergarten blühten Rosmarin und Reseda, und im Kreuzgange erscholl statt der düstern Responsorien das helle Lachen der Apothekergertrud. Auch ein gemütlicher, um drei Stufen erhöhter Erker hatte sich in die Wand des Refektoriums hineingefügt. Auf dessen noch erleuchtete Fenster richtete sich jetzt des Nachtwächters ganzer Scharfsinn. — „Also da läuten die Glocken," murmelte er pfiffig. „Wünsche Seiner Magnificenz gute Verrichtung bis zur Bürgerstunde, wo dann meine Verrichtung folgen soll. Was der Hopf, der alte Hexenbraten, wieder in seiner Polterstube anrichten mag? Das Maul gehalten, Roland! Jetzt kommt die kleine Runde."

Das kluge Tier ließ die Ohren hängen und trabte hinter seinem amtsbeflissenen Brotherrn her, der nun im Schatten des Erkers Posto gefaßt und sich bequem auf die Cisterne unter der Dachrinne gesetzt hatte. Hinter den runden, zinngefaßten Scheiben unterschied er den grünen Zwillichvorhang und die hohe Holzbalustrade, die den Erker vom Apothekerraum trennten. Aber das war so ziemlich alles. Denn den unteren Teil der Fenster verdeckten zierliche Vortüchlein aus grünem Serge, des Tags gegen Stiftsdamen, nachts wohl gegen Nachtwächter. Außerdem war der ganze Raum in blaue Rauchwolken gehüllt, so daß selbst der Öldocht der Hängelampe Mühe hatte, seine Pflicht zu thun. Nur fünf verschiedene Nasen sah der aufmerksame Lauscher in diesem ungewissen Lichte auf- und abtauchen.

Die aufgestülpte kurze da hatte er eben noch im Mondschein bewundern können. Was war dagegen die platte, etwas nach links geneigte daneben, die dazwischen schüchtern in einem hohen Deckelglase verschwand! Sie mußte viel an Elixiren und Tinkturen gerochen haben, sich versenkt haben in den Firlefanz des sogenannten letzten Wissens, wohinein Nathanael Hopf, ihr Besitzer, sie geführt. Wie anders dagegen die nun folgende, sanft gekrümmte, die wie ein gotischer Giebel das Gesicht David Böhlers verzierte; kunstsinnig, klassisch wie ihr Mann, rar im Städtchen wie im Lande, so wie seine verschiedenen Antiken, die Wasungen bilden sollten. Von der Nase des Konrektors Sachse, am Ende der Bierbank, ließ sich nicht viel sagen, wie von ihm selbst. Er war Kostgänger bei Hopf, ein stiller Bruder in der stillsten Zelle zum Garten hin, dürr und gerade heraus wie seine Nase. Der Doktor Fischer, der überhaupt in Wasungen viel sagte, hatte von ihm behauptet, er sei ein Compositum aller Interpunktionen: der Körper ein Punkt, zwei Ausrufungszeichen nach unten, zwei Kommata nach beiden Seiten hin und ein Fragezeichen als Kopf darauf. Was freilich das Fragezeichen zu bedeuten hatte, konnte ganz Wasungen noch nicht bestimmt sagen. Und die fünfte Nase? Habichtartig, dünn ansetzend, dick auslaufend, mit einer Warze! Alle Wetter! Der Beobachter fuhr in die Höhe, und Roland machte einen Satz in die Gosse hinein. Da saß ja der Läufer, der Pietist aller Pietisten, der am ganzen Nachtwächterelend schuld war. Der Fischer hatte ihn einst den Erzsauerteig des Rates betitelt, der nicht eher ruhte, als bis der ganze Teig durchsäuert war von seinem Wenn und Aber. Ein Haufen von Projekten unter der Nachtmütze. Er war der liberale Unzufriedene im konservativen Hausrat von Wasungen, seiner Zeit immer um zwei Kilometer voraus. Und wenn dann einmal am alten Bau auf sein Naserümpfen hin etwas gebessert werden sollte, dann hatte er regelmäßig Blutandrang zum Kopf oder steife Füße und mußte sich vor dem Thor vertreten in einem sanitären Dauerlauf. Die Idee für mich, die Verantwortung für dich! Im übrigen war er unbeweibt und hatte eine alte Muhme zu beerben, weshalb sogar die aristokratische Stiftsdame ihn recht unterhaltend fand. Hier aber in nächster Nähe empfand Benkert seine Gegenwart als persönliche Beleidigung. Schnurstracks stampfte er über den Platz und pflanzte sich vor dem Schlundhause auf. Jetzt sollte für Wasungen die zehnte Stunde gekommen sein, und wenn der Läufer Ohrenreißen davon bekommen sollte. Entschlossen setzte er das Horn an die Lippen und schmetterte in die Träume der Bürger hinein. — „Werde munter, mein Gemüte," klang es in die stille Nacht hinaus.

3. Hannibal ante portas!



Trotz dieser herzstärkenden Aufforderung ließ die Munterkeit in der Erkerstube viel zu wünschen übrig. So etwa muß die Stimmung in Rom gewesen sein — dachte der hagere Konrektor —, als Hannibal vor den Thoren stand: Puniergeruch in der Luft, auf dem Forum ein Liktor im Mondschein und in der Kurie die Senatoren mit heißen Köpfen. Jedem sitzt der Hannibal im Nacken, aber als festen Begriff hat ihn noch niemand, da man noch zu wenig von ihm weiß. Der Konrektor selbst, als nicht am Rat angestellt, war hier einigermaßen unbeteiligt, leidenschaftslos wie der Chor in der antiken Tragödie. Er hatte sich daher an das äußerste Ende der Bierbank zurückgezogen, auf ein Minimum von Raum, wo jeder gewöhnliche Wasunger schon längst heruntergefallen wäre, hatte sein Samtkäppchen zurechtgerückt — er trug es mit derselben Würde und aus demselben Grunde wie Cäsar seinen Lorbeer — und betrachtete mit schüchternen wasserblauen Augen bald seine Schuhschnallen, bald sein geschliffnes Zierglas, zur Hälfte mit einem sehr anspruchslosen Rotwein gefüllt, da sein schwacher Magen Aquavit durchaus nicht vertragen konnte.

So unbeteiligt wie er war im Erker wohl nur noch jenes ausgestopfte riesige Krokodil in der Ecke, auf zwei plumpe Holzböcke gebettet, das mit seinen kugelrunden Glasaugen die Gesellschaft anglotzte. — Die alte Regine war natürlich noch nicht eingetroffen, und doch hatte jeder ein wenig Neuigkeit mitgebracht, zu wenig, um's zum besten zu geben, zu viel, um es für sich zu behalten. Kurz wußte durch den Nachtwächter, daß es in Meiningen nicht geheuer

sei; Hopf durch seine Gertrud, daß das blaue Wasser gegen Viehseuche aus der Residenz nicht eingetroffen sei; Böhler hatte dabeigestanden, als heute der letzte Kohlstrunk in den Keller geflogen. Dabei hatte der Gärtnerbursche vom Karren herab gemeldet, daß die Preise für Kahl steigen würden, weil er eben in Meiningen wüchse. Läufer wußte Ähnliches; ihm hatte es wohl ein Starmatz gepfiffen.

Vergebens hatte man von anderem gesprochen, Böhler von seinem neuesten Erwerb, einer seltenen Feldschlange, woran Wallenstein sich einmal die Finger verbrannt haben sollte, Hopf von der Smaragdtafel des Hermes, die damals als Schlüssel zum Stein der Weisen unter Brüdern viel von sich reden machte. Aber Sachses Rotwein, des Antiquars Bierkrug und die Gläser der anderen blieben fast unberührt. Dreimal schon hatte der Apothekerjunge den zerzausten Krauskopf mit den weit abstehenden Ohren durch den Vorhang gesteckt; er hatte noch nichts zu füllen. Ihm war's schon recht; so konnte er ruhig zu seinem Dreifuß und seiner Unschlittkerze zurückkehren und mit gesträubtem Hemdkragen Lohensteins „Ibrahim Bassa" weiter verdauen, den ihm Frau Cäsarea Böhler für die Abendstunden zugesteckt hatte. Ruppig und struppig war eigentlich alles an diesem hoffnungsvollen Schüler Äskulaps, die Wäsche, die Kniehosen, die blaue Schürze, die Gedanken. Außer einem König der Straßenjugend und einem Liebhaber auf Probe bei den höheren Bürgertöchtern war er eben auch eine gefühlvolle Seele im Reich des Schönen. Mit tragischer Wut stampfte er seinen Kampher im Mörser weiter und las mit blutleerer Lippe dazu:

„Weh, weh! mir Asien! ach! weh!
Weh mir! ach! muß ich mich vermaledeyen;
Muß ich bei dieser Schwermutssee,
Bei so viel Ach selbst mein bethränt Gesicht
verspeyen!"

An der Tafelrunde hatte unterdes der Bürgermeister verzweifelt sich aufs Steckenpferd der Politik geschwungen, das er jetzt in schnellere Gangart hinüberleitete. Er und Böhler waren erklärte Theresianer, Läufer für Fridericus, den er schlankweg seinen Namensvetter nannte. Hopfs schüchterne Weise seufzte nach dem toten Karl VII., der Konrektor zählte als politisch farblos natürlich nicht mit.

„Sagt, was Ihr wollt, Gevatter Läufer," entschied Kurz kategorisch und klopfte seinen Meerschaum an der Tischecke aus — der Gegenstand stillen Neides für die plebejischen Thon- und Maserpfeifen neben ihm — „ich bleibe dabei. Wenn Ihre Preußen bei Kesselsdorf nur einen Viertelsfuß tiefer im Schnee gestanden hätten, so mußten die Österreicher siegen."

„Ja, und wenn der Dessauer nicht gewesen wäre," ereiferte sich Böhler und rückte seine Perrücke wie einen Hahnenkamm zurecht. „Auf den Zufall kommt alles an."

„Ja, ja, Herr Collega," und Läufer lächelte pfiffig, als hätte er einen Sack voll Sarkasmen zur Verfügung. „Angefroren war der Alte nicht. Das ist, was man bei Staatsaktionen Genie nennt." Dann schwieg er wieder, was auch zur hohen Politik gehörte und die Theresianer stets zur Verzweiflung brachte. „Deutlicher, wenn's beliebt!" heischte Herr Liborius und blies die vollen Backen noch voller auf.

„Absolut deutlich!" ergänzte Böhler und schlug auf den Tisch, daß eine Bierwelle herausfordernd aus seinem Kruge fuhr. „Gravamina gegen die allergnädigste Monarchin müssen bewiesen werden. Genie! Auch so ein Kniff moderner Taktik! Der Nordwind blies den Österreichern ins Gesicht, die Dessauer standen hinter einem Hügel wie im Backofen. Bagatelle, da zu siegen. So was nennt man Genie, pah!"

„Mit kollegialischer Permission," beschwichtigte Hopfs milde Fistelstimme. „Das ist ein Irrtum. Die Preußen waren auf den übereisten Höhen postiert, wie auf einer Kegelbahn, wo der Österreicher Kugeln alle neun treffen konnten. Nicht ein Busch, nicht eine Tannenschonung davor. Gerecht muß man sein; was wahr ist . . . ."

„Muß nicht immer wahr bleiben," fiel Kurz ein und knöpfte sich die Weste auf. Jetzt wurde es warm. Aus vollen Backen bliesen sich die Gegner an, als sollte die Schlacht erst beginnen. „Hier der Gegenbeweis. Da liegt Dresden, wo mein Glas steht."

„Und hier Kesselsdorf," übertrumpfte ihn Böhler und schob seinen Krug mit einem Ruck zur Attacke vor.

„Nein, hier." Und Hopf verschob ärgerlich die Städte.

„Der Bierklex ist die Elbe," stichelte Läufer.

„Fragen wir den Gelehrten. Konrektor, wir appellieren an Ihr Votum." Die blassen Wangen des ernsten Sachse überflog ein verlegenes Rot bei diesem Aufruf des Bürgermeisters, als aller Augen auf ihn gerichtet waren. Ängstlich hatte er schon nach seinem Rotwein gegriffen, damit dieser nicht auch etwa als Pillnitz ins Treffen geführt werde. — „Zu viel Ehre, zu viel," stotterte er und fuhr mit dem Zeigefinger dazwischen. „Bin freilich nur aus Schlesien gebürtig. Soll der Krug da Dresden sein?"

„Schnickschnack," brummte Herr Liborius verdrießlich und rückte sich energisch zurecht, die Ellenbogen an den Tisch drückend. „So viel steht fest. Wenn ich auf dem gottbegnadeten Thron kaiserlicher Majestät sitzen sollte . . ." Aber auf den hohen Posten kam er nicht herauf, unterließ es auch fein säuberlich. Denn plötzlich flog der Vorhang zurück, und ein dröhnendes Lachen von der Schwelle her beendete den zweiten schlesischen Krieg.

„Lustig, Bruder, nur immer fidel!" erscholl eine angenehme sonore Stimme mit leichtem Spott, daß der hohe Rat ernüchtert zusammenrückte. „Bürgermeisterchen, steig' herunter vom Kaiserthron, dann setze ich mich zu Schwager Hopf, und wir hauen drauf los. Krieg, Männer, wittert ihr Krieg? Ich bin dabei." Es war eine seltsame, imposante Gestalt, die da im grauen Friesrock sich vor den Eingang postiert hatte. In einer derben Tuchhose und hohen Stulpenstiefeln staken die muskulösen Beine, in stark derangierten Falten schloß sich die einst saubere Spitzenwäsche um den Stiernacken und die straffen Armgelenke. Das mähnenartige braune Haar fiel ohne Puder und Pomade auf den zurückgeschlagenen Kragen herab. Während er beim Sprechen mit den Armen sprunghaft gestikulierte, zuckte es unaufhörlich in gutmütiger Ironie um den breiten üppigen Mund, den ein tüchtiger Schnauz- und Knebelbart halb verdeckte, und die großen, etwas hervortretenden Augen begleiteten lebhaft, blitzartig jedes Wort.

Alles schien an dem Manne Sturm und Drang zu sein, wie er so dastand, ein Anachronismus unter diesem sanfteren Geschlecht von Wasungen, und nun mit energischer Bewegung den Knotenstock in eine Ecke, den runden Schlapphut in die andere schleuderte.

Durch den Leib des dünnen Konrektors flog ein Zittern, als er den Hünen näher treten sah, in dessen Schatten er wirklich wie ein Ausrufungszeichen hinter einer ellenlangen Satzkonstruktion des Livius verschwand. Freundschaftlich tappte der Physikus Böhler und Läufer zum Willkomm auf die Perrücken, quetschte die fleischige Rechte des Herrn Liborius trotz eines kurzen bürgermeisterlichen Wehlauts und saß plötzlich dicht neben dem zusammenzuckenden Sachse rittlings auf dem Krokodil, daß der alte Nilwurm bedenklich knackte und Schwager Hopf jähling auffuhr.

„Keine Umstände, Schwager, ich sitze gut," beschwichtigte er freundlich nickend. „Thue dem Ungeheuer ein ganz besondere Ehre an. Aber aus der Luft hier mußt du Nikotin billig beziehen. Donnerwetter, Bürger, verpestet ihr des Herrgotts Ozon." Klirrend flog unter seinem Faustschlag ein Fenster dicht hinter dem Konrektor auf. „Frische Luft, was? Magister, Sie werden einen Schnupfen weg haben." — Sachse war der einzige, zu dem er in Wasungen nicht du sagte. — „So verdanken die Schulrangen mir einen Feiertag. Auch ein Werk um reinen Gotteslohn. Na, na, brauchen nicht gleich rot zu werden, Konrektor, heute soll nichts Unanständiges durch meinen Bart fahren. Obgleich, was so ein Mann ist, eigentlich drei Unanständigkeiten für jeden Atemzug parat haben muß. Ja, dazu muß man aber Mann sein." Mitleidig überzählte er von seinem hohen Standpunkt aus die Köpfe der sogenannten Männergruppe.

„Kommst heute spät," wandte Schwager Hopf ein und steckte die Nase in seinen Krug. „Hielt Dich die Pflicht ab?"

„Pflicht? Bah, was so ein Mann ist, thut seine Pflicht, wenn er gerade nichts Besseres zu thun hat. Na ja, meine sieben Erzengel sind visitiert. Zwei fielen um, als ich sie vollkommenster Gesundheit versicherte, eine dritte roch an ihrem Flakon, solange ich ihre Hypochondrie untersuchte. Nur die Rattmannsburg mit ihren vierzig adligen Wintern versicherte, daß außer einem Manne ihr nichts fehle. Zähes Leder das! Stiftsluft konserviert wie ein Rauchfang und macht durstig, durstig wie . . . Na, Sie wissen schon, Konrektor. Wie sagte Bacchus, als

er den Pontus aussausen wollte? Wo steckt denn unsre Hebe in Lederhosen? — Lemm, Toni Lemm! Lemmlein, herzigstes aller Lämmer!" schrie er mit wahrem Trompetenton und trommelte dazu auf seinem breiten Knie. „Donnerwetter, sehnsüchtiger als ich kann ihn seine eigene Mutter nicht erwartet haben. Endlich!" Mit weit aufgerissenem Munde stand der Gerufene schon vor ihm und hob grinsend einen riesigen Warmbierhumpen empor, den er auf den Kopf des Ungetüms stellte. Plötzlich fuhr er quiekend zusammen, denn der Physikus hielt ihn derb am Ohr und knurrte zwischen den Zähnen: „Hab' ich Dich endlich, Taubendieb! Wenn du noch einmal auf meine Ringelkragen Jagd machst, kehr' ich dich um wie einen Handschuh und will dir zeigen . . ."

„Was so ein Mann ist, weiß schon," spottete Toni und war mit einer gewandten Bewegung, ehe er zermalmt wurde, hinausgeschlüpft. „Der kann rar werden, der Maulheld," brummte Fischer mit ärgerlichem Lachen. „Böhler, den kannst du nächstens unter die Raritäten stellen, wenn Frau Cäsarea mit ihren schweinsledernen Poemen sein bißchen Gehirn ausgeräuchert hat."

„Sollte der Herr Physikus unter dieser ungewöhnlichen Redeweise meine Frau und ihre Bibliothek verstehen, so muß ich bitten . . ."

„Nichts für ungut, meine es meist anders, als ich's sage. Erlaube mir daher, aufs Wohlsein dieser ehrenwerten Gesellschaft einen langen Schluck zu thun." Gesagt, gethan. Im stillen Erker hörte man jetzt nur das Knistern der Tabaksstengel im Feuer und das Glucksen in der Kehle des Riesen. Mit dem Ellenbogen fuhr er sich über den Bart und stemmte die Fäuste behaglich in die breiten Hüften. „So. Und sagen wir jetzt dem schlesischen Kriege und allem Ärgernis da draußen Valet. Jetzt fauchen die Katzen von Meiningen kriegerische Stollen von den Dächern, und die Fledermäuse pfeifen den Abgesang."

„Laß die Allotria, Schwager," unterbrach Hopf diese wilde Lustigkeit und faltete erregt die Hände. „Wo hinaus soll's, was gibt's in Meiningen?"

„Krieg, Bruderherz!" wetterte Fischer und schlug dem Konrektor klatschend aufs Bein, daß dieser wie ein nervöser Resonanzboden vibrierte. „Hab' ich's nicht gesagt, hab' ich? Fort mit Österreichern und Preußen! Wir haben jetzt unsere eigene Maria Theresia, die der Herrgott nur in übler Schöpfungslaune Christiane von Gleichen betitelt hat."

„Die Gleichen?" fuhr der Bürgermeister dazwischen. „Ja die; weiß schon."

„Nichts wißt Ihr, denn die alte Regine saß bei mir in medizinischem Arrest, solange meine Erzengel mich maltraitierten. Steh' ich da ersten am Fenster, als sie unerwartet mit ihrem Hundewagen vorbeiklappert. Neuigkeiten in Menge! ruft sie von weitem. Fährt euch der Fischer wutsch aus dem Häuschen, packt sie am Wickelschopf und sperrt sie bei Wurst und Bier ein. Dann preßt er sie aus wie eine Citrone, schmeißt ihr einen harten Thaler aufs Pflaster nach, und — da ist er."

„Die Regine zurück?" fragte Kurz mit aufsteigendem Grimm und wippte auf seinem Sitz wie eine Angelrute, an deren Haken nichts angebissen hat. „Herr Physikus, solange es Bürgermeister in Wasungen gegeben . . ."

„So lange hat's auch keinen Hans Fischer gegeben. Jetzt ist er da, und nun die Kehle geschmiert, nun geht der Tanz los." Gleichzeitig schlürften, sogen, tranken und nippten die Aufgeregten an den Sorgenbrechern, die Pfeifen glühten, und durch ihren Rauch scholl vom Krokodil herab schauerlich wie die Mär vom Drachen zu Babel die Historie von der Gleichen zu Meiningen und ihrem Fall.

„Kund und zu wissen sei den rechtliebenden Herren," begann Fischer in echtem Wetzlarer Kanzleistil und fuhr mit allen zehn Fingern sich durch die Mähne. „Kund und zu wissen, daß seit fünfzehn Jahren, seit welcher Zeit Serenissimus die Elisabethenburg meidet, Frau Christiane, geborene von Schick, den Vortritt bei allen Prozeduren hat. Nun nistet sich mit den ersten Lerchen dieses Frühjahrs eine Frau Pfaffenrat, geborene Gräfin Solms in der Residenz ein und bringt einen Mann mit."

„Aha," machte der Bürgermeister wichtig. Aber Böhler wußte schon mehr und rief, mit dem Schoppen aufschlagend, dazwischen: „Der neugebackene Regierungsrat, natürlich. Sie wechselten hier vor dem Bären die Pferde. Es soll mit der Ehe etwas hapern. Er ist bürgerlich und soll

im gräflichen Schlosse das Addieren und Subtrahieren gelehrt haben."

„Dann ist er in Übung geblieben," spottete der Physikus. „Comtesse fand ihn unterrichtet genug, um ihm nach Wien nachzulaufen und die Multiplikation in der Ehe zu lernen, natürlich mit Brüchen. Jetzt erwacht das gräfliche Blut, und sie fordert den Vortritt für sich."

„Beispiellos!" bemerkte Läufer mit offenem Munde, um dann wieder in sein bedeutendes Schweigen zu versinken.

„Unser Allergnädigster soll sie auch einmal ganz hübsch gefunden haben. Hat wohl außerdem auch gerade genug gehört von einer Rangordnung, die seine Schurmann selig in's Grab hineingeärgert hat. Nun gerade, nun ärgert er andere und befiehlt."

„Was denn, um Jesu willen?" lispelt Sachse, durch die allgemeine Spannung ermutigt.

„Den Skandal, Konrektorchen, er ist da! Vor einer Woche unterbricht irgend ein fürstlicher Geburtstag die Langeweile der Parfümierten bei Hof. Der Schweinskopf mit einer sauce de diable dampft schon auf dem Tisch zwischen französischen Weinen und italienischen Südfrüchten. Die Pfaffenrat, an der Thür postiert, riecht ihn zuerst, als der Page eben den Herrn Jesus zu Tisch laden will. Kinder, da hätte ich Frau Christiane sehen mögen. Alles klirrt, rauscht, knistert, zittert an ihr. Kabinetsminister v. Pfau, ein Männchen, zierlich und gedreht wie ein Pfropfenzieher, steht zwischen den beiden Hochgeborenen wie zwischen zwei Heubündeln, um ein Attentat auf Puder und Fischbein zu verhüten. Aber schon purrt die Gleichen aus dem Saal wie ein Pfau, dem beim Radschlagen der Staketenzaun in die Quer kam."

„Nun?" fragte Hopf enttäuscht, da er schon Blut gewittert hatte.

„Schwager, Gott stärke deinen Verstand und gebe dir einst fröhliche Urständ. So weit die Regine, jetzt mein Ultimatum. Wir treten in die Geschichte ein. Jetzt folgt auf die Handgranaten das Reservepulver, als da ist: Kammergericht, Reichshofrat, kaiserliches Mandat, Exekution. Konrektor, machen Sie mobil! Sie kommen mit Ihren Lateinern in die Reserve. Böhler, revidiere Er den Steuerfuß! Läufer das Arsenal! Wasungen liegt unterwegs, an unserer Werra fällt der erste Schlag."

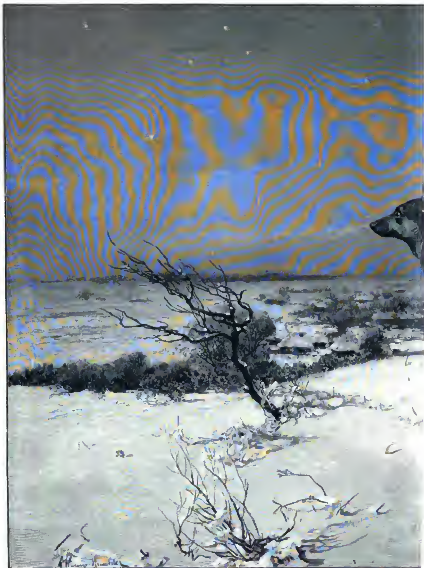
Die also Aufgebotenen fuhren der Reihe nach in die Höhe wie die Hämmerchen eines Klaviers. Kurz streifte mit bebendem Finger die Asche von seinem Ärmel und wandte mit erkünstelter Fassung ein: „Bedenkt, Herr Physikus, bedenkt und moderiert Euch. Dankt dem Herrgott, daß Ihr in einem ruhigen Bürgerstande lebt."

„Dankt dem Herrgott, Herr Liborius Kurz, daß Ihr Anno 1746 Bürgermeister seid, und bestellt Euch gleich ein Denkmal, als Racheengel etwa, einen Fuß nach hinten, die Posaune am Munde."

Wie der Ton einer Posaune trompetete es plötzlich vom Platz herein, daß die erhitzten Köpfe herumfuhren und ärgerlich in das verschmitzte Gesicht Benkerts schauten, der mahnend am offenen Fenster auftauchte.

„Reveille, hört Ihr! Mann des Gesetzes, hier dein Lohn," johlte Fischer und schwang seinen Humpen zum Fenster hinaus. „Abgesessen, die Bürgerstunde ist da! Blas' Er nur, Benkert, so lang' es geht. Auch das wird anders werden. Und nun die Nasen in die Betten und geschnarcht, Gevatter! Ich wette, daß Ihr vom Stadtphysikus träumt."

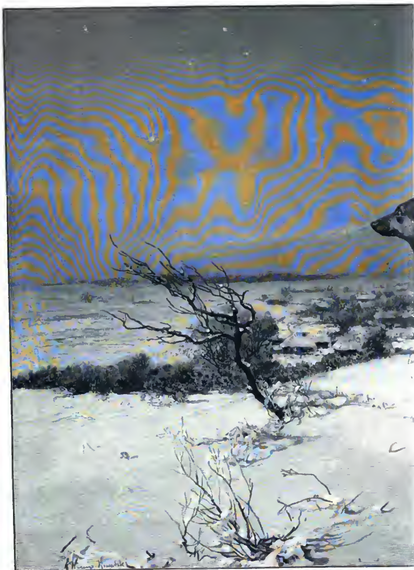
Schneller als sonst stülpten die Ratsherrn die Kappen auf, klopften die Pfeifen leer und trabten von dannen, durch's Turmlied der Zukunft um alle Gemütlichkeit gebracht. Kurz dachte an eine Gardinenpredigt, Böhler mit einem Seufzer an seine Kanone, und Läufer fiel es zu rechter Zeit ein, daß er vor zwei Jahren zum Leutnant des Bürgerbataillons ernannt war und noch nie exerziert hatte. Nur einmal hatte er im Winkel des Spritzenhauses, dem sogenannten Arsenal, hinter den Feuertonnen zwei verrostete Gewehrläufe gesehen. — Auch Fischer hatte mit einem mächtigen Schlußsprung sein diabolisches Roß verlassen und die Mütze aufgesetzt, deren blaue Quaste auf seine durchfurchte hohe Stirn fiel. Schwerfällig schritt er an der Längsseite des Tisches hin und her, die gespreizten Finger immer wieder zur Faust schließend, als wollte er Engelsflügel haschen. — „Ausschreiten, um sich greifen soll das," knurrte er mit scheelem Seitenblick. „Und das trottet um die Ecke wie Seehunde, die Samstags aus der Badestube kommen. Adlereier, von Gänsen aus-



Winternacht. Nach dem Gemäld
(Nach einer Photographie aus dem Verl



‹de von A. Wierusz-Kowalski.
‹lage von Franz Hanfstaengl in München.)



Winternacht. Nach dem Gen
(Nach einer Photographie aus dem V



...de von A. Wierusz-Kowalski.
...lage von Franz Hanfstaengl in München.)

gebrütet! Pfui, pfui! Und ich suche Männer, Männer."

Gleichmütig hörte Nathanael Hopf diesem Furioso zu, öffnete eine Wandlade und stellte Gläser und Flaschen sorgsam hinein, um zuletzt mit einem ellenlangen Lappen den Tisch zu scheuern. Mit gekreuzten Armen schaute Hans Fischer zu: „Seit wann greifst du an Frauenzimmerdinge?"

„Seitdem meine Selige da draußen liegt." Der Physikus biß sich auf die Lippen und starrte aus dem Fenster. Wie Wetterleuchten flog es durch diese plumpen ehrlichen Züge und grub sich da in zwei tiefe Falten auf den Wangen ein. Ja, damals war's anders gewesen, als sie beide um die blonde und schwarze Magda gefreit. Denn Magda hatten beide Schwestern geheißen, noch Sprossen aus einem altthüringischen Waldgeschlecht, als dessen letzter Stamm er allein in die neue Zeit hineinragte. Wie im alten Märchen von Schneeweißchen und Rosenrot war's gekommen, der Bär hatte seinen Schatz heimgeführt. Und dann nach neun Monaten waren die Schwestern wieder gegangen, dahinaus, wo die Nachtigall im Jasminstrauch von vergangenem Menschenglück zu singen weiß. Aber die schwarze, seine Magda hatte auch ihr Kind mitgenommen, sie hatte es zu lieb gehabt. Nur die blonde Gertrud war als Sonnenabglanz ohne Mutter zurückgeblieben. Aber zwei Väter hatte sie dafür, denn der große Hans hätte jedem die Knochen entzweigeschlagen, der ihm seinen Anteil an der Trude streitig gemacht hätte. Daher eben redete er den Konrektor nur mit Sie an.

Langsam wandte er sich dem Schwager zu und forschte lange in dessen nüchternem, vergrämtem, flachem Gesicht. Dann ließ er die Hände schwer auf des anderen Schultern sinken und fragte treuherzig: „Bin wohl heute wieder etwas borstig herausgefahren?"

„Ja, Hans."

„Unmodern, nicht wahr? Bin euch zu apart, Nathanael?"

„Ja, Schwager."

„Leidenschaft, nichts weiter als Leidenschaft! Da fährt einem das Blut in den Gipfel wie deine Kohlensäuren in den Flaschenhals. — Wo hinaus denn jetzt?" schrie er erbost, als Hopf mit schlürfendem Schritt sich zum Ausgang wandte. „Natürlich wieder ins Laboratorium, ins Gartenhaus zu Hexenküche und Satanskraut."

„Laß Er das Zanken, Hans. Die geheime Wissenschaft hat's nicht vonnöten. Mein Schwefeldampf und Salpetergeruch soll Ihn nicht zum Husten bringen."

„Aber diese Geheimthuerei bringt mich auf. Glaubst du noch immer den Homunculus zu fabrizieren oder Gold durch Retorten zu zwängen? Oder gibt's was Neues zwischen Himmel und Erde?"

„Und wenn dem so wäre?" flüsterte Nathanael mit unheimlichem Leuchten seiner sonst so müden, schläfrigen Augen. Fischer umklammerte seinen Wacholderstock, als ob er ihn zu erwürgen hätte. Über den Tisch hinweg flüsterte der andere: „Die Rosenkreuzer, die Geheimbündler gehen in Schwaben wieder um. Ein Ritter vom triumphierenden Schwan hat mir geschrieben. Man ist dem Universalorgan auf der Spur, aus Salz wächst Gold und . . . und," fügte er heiser hinzu, „der Verkehr mit den Toten wird frei."

„Mensch," wetterte der große Hans entsetzt und schlug dröhnend mit dem Stock auf die Tischkante. „Suche deine Selige in Bibel und Gesangbuch und nicht im Nebel solcher Dunkelmänner! Gold suchst du? Begreifst du nicht, daß du in deiner Trude einen Schatz hast, den kein König dir aufwiegen kann? Da ist Leben, Saft und Kraft! Dieser Nacken, diese Arme und Hüften!"

„Hans, Hans!"

„Na ja, du liebst solche Anatomie nicht mehr, aber wahr ist's doch. Gott gebe dir ein Einsehen in dieser Sackgasse und bessere dich. Wo steckt denn aber der Zaunkönig, der?"

„Im Mai nanntest du sie Lachtaube."

„Hab' ich, hab' ich wirklich?" Der Riese lachte glücklich in sich hinein. „Ja, weißt du, Nathanael, das Lachen versteht sie. Oft kommt mir der Fürwitz, ihren Kopf zwischen diese beiden Tatzen zu pressen und ihr Goldhaar mir um die Finger zu wickeln. Na, laß das Kopfschütteln, sie ist noch ganz geblieben. Und was das Zigeunern im Walde betrifft, das hat sie von der Regine, die Mutterstelle an ihr vertrat. Die hat's noch jetzt in den Beinen, daß sie auf ihre alten Tage Botenfrau werden muß und ihrem Physikus den Haushalt nur noch so im Vorbeigehen besorgt. Übrigens werde ich

ein ernst Wort mit dem Mädel reden, werd's ihr anstreichen, der Hummel. Da, gib ihr eine Hand von mir." Schweigend hatte der Apotheker zum Schlüsselbunde gegriffen. „Laß stecken, ich gehe durch den Garten und seh' nach den Pfropfreisern. Und weißt du, was die Hiobspost aus Meiningen betrifft, überschlaf's. Will auch morgen zur Ader lassen. Und nichts für ungut, Nathanael; im Grunde versteht auch der Stadtphysikus, was man in Wasungen Liebe nennt."

Durch den mondhellen Apothekerraum schritt er, wo all der Quark aus Fächern und Schränken ihn verwundert anstierte. Leise den Dessauer zwischen den Zähnen pfeifend, trat er aus dem eisenbeschlagenen Thorbogen in den Kreuzgang, dessen Mönchszellen jetzt zu wunderlichen Bestimmungen herabgesunken waren. Hier die Apfelkammer, dort der Saatboden, die Webstube, die Milchkammer, der Wäscheraum. An der scharfen Biegung der Halle drang aus einem Thürspalt noch Lichtschimmer. Wer wacht denn dort? Er blieb stehen, aber in demselben Augenblick wurde die Thür aufgestoßen und traf den Physikus so hart, daß er mit einem Fluch zurücktaumelte. In der Öffnung stand Toni mit schlotternden Knieen, einen Lederband in der Hand.

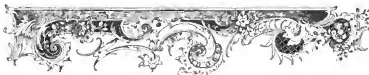
„Verdammter Rattenfänger!"

„Nichts für ungut, Herr . . . Herr . . ." stotterte der Ertappte und sah sich nach einer Rückzugslinie um. „Ich wollte nur . ."

„Was, was hat Er wie ein Heide zu strolchen, wenn Christen zu Bette gehen? Was wollte Er?"

„Nur mit schuldiger Achtung anfragen, was des — des Ibrahim Bassa Frau für eine Geborene war." Ritsch ratsch flog ihm das Buch raschelnd um die Ohren und er selbst mit einem gelinden Stoß aus der Litteratur heraus in seine gute Stube. Kreischend flog die Thür ins Schloß und der Lohenstein in des Doktors weite Sacktasche.

(Fortsetzung folgt.)



Die gestörte Muse.

Von

Gustav Falke-Hamburg.

(Abdruck verboten.)

Zu meiner Linken schliefst du, säuselnd feinstes Schnarchen,
Melodisch fast; zu meiner Rechten saß indes
Die Muse auf dem Bettrand mir und lehrte mich
Bei matter Ampelhelle, o wie klug sie sprach,
Den leisen Nachtgeräuschen deutend nachzuhorchen.
Auf einmal riefst du meinen Namen, riefst ihn laut.
„Was ist?" „Mir träumte." „Herz, was träumte dir so schlimmes?"
„Auf einem hohen schwanken Seile sah ich dich,
Frei gingst du, ohne jeden Halt, und sah dich tot schon,
Wenn auch in Rosen, die tief unten üppig wuchernd
Den roten Teppich breiteten. Da rief ich dich.
Und du, erschrocken, blicktest vorwurfsvoll und fielst!"
„Sieh nur, ich lebe. Küsse mich!" „O, daß du lebst!
Der böse Traum. Fühl, wie mein Herz noch ängstlich klopft."
„Beruhige dich, bin ich gestürzt, und freilich bin ich's,
So fiel in Rosen ich. Das Unglück ist nicht groß."
Die Muse hörte lächelnd unser Zwiegespräch
Und leise stand sie auf, die herrliche, und ging.

Das russische Heer.

Illustrationen von **Myrbach.**

In den deutschen militärischen Fachkreisen beschäftigt man sich seit Jahren besonders eingehend mit Rußland und dessen Armee. Unzählig sind die bezüglichen Aufsätze, Flugschriften und Vorträge. Die Heeresstärke wird bis auf den letzten Mann ganz genau berechnet, jede Neuerung ausführlich besprochen, und wer sich die Mühe gibt, alle diese Auslassungen zu lesen, erhält einen geradezu großartigen Begriff von der Kriegsmacht unseres östlichen Nachbars. Aber nicht bloß durch derartige mehr theoretische Auseinandersetzungen wird die Kenntniß über Rußland scheinbar bereichert. Es erscheinen auch ab und zu in Fachblättern Aufsätze verabschiedeter deutscher Offiziere, die nach Rußland gereist sind und von dort Schilderungen als Augenzeugen entwerfen. Diese, in der russischen Armee wohlbekannten und russischerseits aufs beste empfohlenen Herren werden in den Offiziercorps gastlich aufgenommen, und man bemüht sich dort, ihnen Alles im günstigsten Lichte zu zeigen. Nirgends versteht man solches Blendwerk aber besser als in Rußland, und die Folge solcher Besuche sind begeisterte Aufsätze über die Vortrefflichkeit der russischen Heereseinrichtungen, welche wiederum auf die öffentliche Meinung in Deutschland von der russischerseits gewünschten Wirkung sind.



Stabsoffizier vom Regiment Kaluga.

Es gibt somit in Deutschland zahlreiche „Studierer der russischen Zustände“. Doch zweifeln wir stark, ob es in der ganzen deutschen Armee mehr als zwei bis drei wahre **Kenner** der eigentlichen inneren russischen Heeresverhältnisse gibt. Nicht auf die ja selbstverständlich auch notwendige Kenntnis der Organisation und der Reglements kommt es an, sondern auf den Geist und Charakter des großen russischen Heeresverbandes, und von diesem Standpunkte aus möchten wir die bezüglichen Zustände beleuchten, hier und da kennzeichnende Einzelheiten einflechtend.



Generalstabsoffizier.

Eins wird uns hierbei als Richtschnur dienen. Es herrscht bei uns, in militärischen Kreisen sowohl, wie namentlich auch in unseren östlichen, von einem etwaigen Einfall bedrohten Provinzen, eine Überschätzung des großen slavisch-asiatischen Gegners. Die wenigen Kenner der russischen Heeresverhältnisse theilen diese Überschätzung nicht und sehen mit Zuversicht einem etwaigen Kampfe entgegen, ohne dessen große Schwierigkeiten zu unterschätzen. Halten wir uns an deren Urteil.

Es ist ein mächtiges Heer, über welches der Zar gebietet. Nach Millionen zählen die für den Kriegsfall verfügbaren Streiter, und diese sind, wie wir hier gleich feststellen wollen, nicht bloß, wie es wohl früher der Fall war, auf dem Papier vorhanden. Rechnet

Wir machen unsere Leser auf diesen Aufsatz, der von einem vorzüglichen Kenner des russischen Heerwesens verfaßt ist, noch besonders aufmerksam. Die Redaktion.



Der Zar und seine Eskorte.

man nach verfügbaren Massen, so ist Deutschland-Österreich schwer bedroht, denn reichlich drei Viertel des Heeres stehen im Grenzgebiet, so weit als möglich bereits in große Truppenkörper, Brigaden und Divisionen vereinigt, in Standorten, die ohne jegliche Berücksichtigung der inneren Landesverhältnisse, zur schnelleren Vereinigung, an Eisenbahnen liegen, welche wiederum ausschließlich strategischen Zwecken dienen. Große Reitermassen, unter denen die wildesten asiatischen Stämme vertreten sind, stehen, oft unmittelbar an unseren Grenzen, zum Einfall fertig.



Offizier des kaiserlichen Gefolges.

Sehen wir uns nun die einzelnen Bestandteile dieser Masse an.

Es ist, ich weiß nicht wodurch, in Deutschland zu einer Art Glaubenssatz geworden, den russischen Soldaten als unübertrefflich zu schildern. „Das russische Soldatenmaterial ist ja das beste in der Welt!“ Diesen Ausspruch hört man häufig aus tiefinnigster Gewissensüberzeugung äußern. Der russische Soldat ist zweifelsohne sehr tüchtig, mehr aber auch nicht. Er fügt sich leicht in die Mannszucht, welche ihm noch von den Überlieferungen der Leibeigenschaft her im Blute steckt; er erträgt willig Beschwerden, läßt sich leicht ausbilden, hat Geschick zum Waffen-, namentlich zum Schießdienst und ist durchaus nicht geistig so träge, wie der russische Bauer oft geschildert wird; auch zeigt er, namentlich wenn die Offiziere aushalten, Mut vor dem Feinde und Lebensverachtung. Dagegen vergißt er, wenn er nicht streng angefaßt wird, die Mannszucht in oft erschreckender Weise, und die Flucht vor dem Feinde artet häufig in Panik aus; für beides bietet der letzte türkische Krieg zahlreiche Beispiele. Fernerhin sind Trunksucht, Diebstahl und Unreinlichkeit nicht auszurottende Übel. Irgend welche Selbständigkeit kann man von russischen Soldaten, selbst vom Unteroffizier, nicht erwarten.

Letztere stehen auf einer sich geistig kaum über den gemeinen Mann erhebenden Stufe. Sie sind nur Drillmeister, nicht aber Erzieher, wie es doch der irgend wie bessere deutsche Unteroffizier ist. Im Kriege

treten sie keineswegs besonders hervor. Trotzdem sie Strafgewalt besitzen, hat der Soldat vor ihnen nicht annähernd den Respekt, wie das in Deutschland der Fall; von einer besonderen Achtung schon gar nicht zu reden. Der gemeine Mann grüßt kaum die Unteroffiziere seines eigenen Truppenteils; die eines anderen zu grüßen, fällt ihm gar nicht ein, trotz aller Befehle. Der Offizier nennt den Unteroffizier, selbst den Feldwebel, ebenso „Du" wie den gemeinen Mann und thut auch nicht das Geringste, um jenen in den Augen des letzteren zu heben. In der Gegenwart seiner Untergebenen wird der Unteroffizier mit den rohesten Schimpfworten belegt, ohne sich dadurch irgend wie in seiner Ehre gekränkt zu fühlen.


Tscherkesse der Kaiserlichen Eskorte.

Von dem russischen Offizier als von einem besonderen Typus, wie etwa vom deutschen, namentlich vom preußischen, zu sprechen, ist ganz unmöglich. Dazu sind die Elemente, aus denen sich das Offiziercorps ersetzt, viel zu verschieden. Den Sprößling eines uralten reichen russischen Adelsgeschlechts, den Sohn eines armen Popen oder Kleinbürgers, den polnischen kleinen Edelmann, den Kaukasier oder Tartaren, kann man nicht unter einen Guß bringen. Ferner der große Unterschied zwischen Garde und Linie und gar erst die Kosaken, auf welche wir später kommen werden

In der Garde gibt es einige vornehme Offiziercorps, in welchen man den äußeren Schliff ungefähr mit dem deutschen vergleichen kann. Doch steht selbst dort der eigentliche innere Geist durchaus nicht auf der gleichen Stufe, wie bei unserem Offiziercorps. Fälle, die in Deutschland zu den schwersten ehrengerichtlichen Strafen führen würden, werden einfach vertuscht und gelangen nur äußerst selten an die Öffentlichkeit. Ungleich schlimmer aber steht es in den russischen Linienoffiziercorps, an die man, was Bildung, Ehr- und Pflichtgefühl betrifft, auch nicht annähernd den deutschen Maaßstab stellen kann. Wer weiß, welchen ungeheuren Einfluß im Kriege das Offiziercorps auf die Truppe hat, wird hieraus seine Schlüsse ziehen können.

Der russische Generalstabsoffizier hat auf der Nikolai-Akademie eine gründliche


Die Fahnen des Regiments Preobrashenski.



Trommler vom Garderegiment Ismailowski.

Fachbildung genossen, und man findet im Generalstabe tüchtige, strebsame Männer, auch viele militärische Schriftsteller. Immerhin ist aber der Zusammenhang zwischen Generalstab und Truppe ein zu loser, trotz aller in der letzten Zeit hierin eingetretener Änderungen. Auch überhebt sich der Generalstabsoffizier derart über seine Truppenkameraden, daß letztere ihm wenig wohlwollen. Vieles Vertrauen zum Generalstab hat man in der Truppe nicht. Es ist zu häufig, daß vom Generalstab getroffene Anordnungen, Regelung von Bahnzügen, Verpflegung u. s. w., selbst bei den Friedensübungen „nicht klappen". Die Redensart: „Wenn das schon jetzt so geht, wie soll es erst im Kriege werden!" ist eine in der Truppe häufig vernommene.

Die Hauptwaffe des russischen Heeres, die Infanterie, steht in ihrer Kriegsausbildung nicht auf dem Standpunkt der deutschen oder österreichischen. Die Compagnien sind im ganzen zusammengedrillt, aber nicht ausgebildet; von Einzelausbildung und Einzelerziehung des gemeinen Mannes ist keine Rede. Dieses Verhältnis hat, auf den russischen Charakter berechnet, manches Gute, birgt jedoch auch eine große Gefahr in sich. Durch das Zusammenschweißen der Truppe hält dieselbe im ganzen fest zusammen, auch während des Gefechts. Kommt es aber einmal zu einer rückgängigen Bewegung, so wird sofort alles mitgerissen. Der türkische Krieg bietet hierfür zahlreiche Beispiele. Daher kommt es nirgends mehr auf das Beispiel der Führer an, als in der russischen Armee. Ein General, wie der verstorbene Skobelew, wußte die Truppe auch in den schwierigsten Augenblicken hinzureißen; andere Generale dagegen vermochten sie kaum ins Gefecht zu bringen. Zur kriegsgemäßen Ausbildung gehört vor allem für die Infanterie eine gute Marschdisziplin, und diese ist durch den Gesamtdrill nicht zu erreichen. Der russische Soldat wäre befähigt, ein guter Marschierer zu sein; er ist es aber nicht, weil die Marschordnung ganz ungenügend ist. Im Marsch befindliche russische Infanterietruppen sind stets beiderseitig von Nachzüglern begleitet, die ohne Erlaubnis austreten, beim Marsch durch Dörfer in die Häuser laufen oder sonstwie zurückbleiben. Natürlich wird der Marsch dadurch aufgehalten; thatsächlich steht die russische Infanterie in ihren Marschleistungen hinter denen anderer Heere zurück. Auch zum Vorpostendienst gehört eine sorgfältige Einzelausbildung, und darum ist derselbe in der russischen Armee schlecht bestellt. In den letzten Jahren suchte man diesem Übelstand durch sogenannte „Freiwillige", besonders ausgebildete Mannschaften, abzuhelfen, doch wird deren Thätigkeit im Ernstfall kaum eine bedeutende sein. Endlich ist die russische Infanterie in der Hand



Gardejäger.

ihrer Führer lange nicht so beweglich, wie die anderer Armeen.

In der Gardeinfanterie, wie überhaupt in der Garde, wird sehr auf den äußeren Schein gesehen, und wirklich sind auch russische Gardetruppen ein prächtiger Anblick. Jedes russische Garde-Infanterieregiment hat seinen besonderen Typus, worauf bei der Zuteilung der Rekruten streng gehalten wird. Kaiser Alexander II. verteilte die Rekruten der Garde stets persönlich an die Regimenter; der jetzt regierende Kaiser hat dies seinem Bruder, dem Großfürst Wladimir, Oberbefehlshaber der Garde und des Petersburger Militärbezirks, überlassen. Die größten Leute kommen zum Leib-Garderegiment Preobrashenski, in welchem man wahre Riesengestalten erblickt. Dieses vornehmste Garderegiment, dem die Söhne des Zaren sofort nach der Geburt zugeteilt werden und welches meistens von Großfürsten befehligt wird, wurde von Peter dem Großen aus dessen einstigen Spielgefährten gebildet. Seine Fahnen zeigen auf der einen Seite den kaiserlichen Namenszug, auf der anderen das Heiligenbild des Regiments „Die Verklärung Christi" (Preobrashenje), der es seinen Namen verdankt.

Das Heiligenwesen spielt in der russischen Truppe eine große Rolle. Jeder Zug, jede Compagnie, das Bataillon und das Regiment haben ihren Heiligen, so daß ein Infanterieregiment fünfundachtzig Heilige in seinen Listen zählt. Deren Namenstag wird von der betreffenden Abteilung festlich begangen.


Feldwebel der Gardeschützen vom Schützenbataillon der Kaiserlichen Familie.

Des Morgens ist dieselbe mit allen Offizieren in Parade aufgestellt. Der Pope erscheint in reicher, goldgestickter Priestertracht, hält einen Gottesdienst ab und besprengt dann die Diensträume, wie auch


Gardeschütze vom Schützenbataillon der Kaiserlichen Familie.

die Lagerstätten der Mannschaften mit Weihwasser. Nach Beendigung dieser Feier zieht er sein geistliches Gewand aus, erhält durch den Feldwebel einige Rubel in die Hand gedrückt und begibt sich mit den Offizieren an den gedeckten Frühstückstisch. Auf diesem steht ein Eimer mit Wodka (Branntwein), aus welchem der Compagniechef mit einem Becher schöpft und das Wohl des „Väterchen Zar" und des „Mütterchen Zariza" ausbringt, worauf die Mannschaften mit Hurrah einstimmen. Unzählige andere Gesundheiten folgen, und schließlich sind die meisten, nicht ausgeschlossen der Pope, zum mindesten stark angeheitert.

Bei den Regimentsfeiertagen geht es weit feierlicher zu. An dem des vorgenannten Leib-Garderegiments Preobrashenski nehmen der Kaiser, die gesamte kaiserliche Familie und die fremden Botschafter teil. Bei dieser Gelegenheit wird ein feierliches Gebet für das Seelenheil der verstorbenen Chefs dieses Regiments abgehalten, d. h. für alle früheren Zaren und regierenden Kaiserinnen, seit Peter dem Großen.

Unter anderen typischen Regimentern nennen wir das Garderegiment Ismailowski, in welches nur Leute mit braunem Haupthaar eingestellt werden, was gegen den weißen Kragen und weißen Mützenrand hübsch absticht. Ferner das Pawlow'sche Garderegiment, in dem nur Leute mit

ausgesprochenen Stumpfnasen zur Einstellung gelangen. Das Garde-Jägerregiment nimmt nur Blondköpfe an; mit dem Forst- und Jagdwesen, etwa wie die deutschen Jägerbataillone, hat dieses Regiment übrigens nichts zu thun. Eine besondere Elitetruppe ist das „Schützenbataillon der Kaiserlichen Familie“, dessen Chef der Kaiser ist und zu dem alle männlichen Mitglieder der kaiserlichen Familie von der Geburt an gehören. Wie die drei anderen Garde-Schützenbataillone, wird es von einem Generalmajor befehligt.


Oberst der Leibgarde-Grenadiere zu Pferde.

gestellt werden und Theateraufführungen stattfinden, die immer aus der altrussischen Bojarenzeit entnommen sind. Graf Sch. besorgt stets sämtliche Trachten für die Darstellenden, die genau der betreffenden Zeit entsprechen; aber auch alle Zimmereinrichtungen, goldene und silberne Gefäße werden in dem entsprechenden Stil echt angefertigt. Zu seiner Hochzeitsreise mietete sich Graf Sch. einen Dampfer, auf diesem eine Schauspieler- und Musiktruppe und fuhr die Wolga herab nach dem Kaspischen Meere. Dabei fuhr er sechszehn Tage längs seiner Besitzungen.

Die Gardekavallerie, in der Kürassiere, Ulanen, Husaren und Dragoner vorhanden, während die Linienkavallerie nur Dragoner kennt, gleicht in ihrem Äußern sehr der preußischen Garde. Das vornehmste Regiment, die „Chevalier-Garde“, hat die Kaiserin zum ersten, den Kaiser zum zweiten Chef. Die Kaiserin wird im Offizierkorps dieses Regiments besonders verehrt und zeichnet dasselbe aus, wo sie nur kann. Es stehen dort die vornehmsten russischen Namen; einige Offiziere besitzen einen Reichtum, von dem man in Deutschland doch keinen Begriff hat. So ladet Leutnant Graf Sch. jährlich die kaiserliche Familie, den Hof und die vornehme Gesellschaft in seinen Petersburger Palast, wo dann lebende Bilder

In der Linieninfanterie ist nicht dieses Streben nach glänzendem Äußeren, welches sich auch mit der großen Armut der Offiziere und deren wahrhaft erbärmlichem Gehalt nicht vereinigen ließe. Der Leutnant hat, nach deutschem Gelde, alles in allem etwa achthundert Mark jährlich, der Hauptmann etwa zwölfhundert. Der gemeine Mann hat, einschließlich aller Besichtigungsgeschenke, kaum fünfzehn Mark jährlich. Die wenigsten Linieninfanterie-Offiziere haben einen Zuschuß von Hause, und die Dürftigkeit ist so groß, daß oftmals zwei junge Offiziere nur einen Waffenrock besitzen. Viele Offiziere essen aus der Mannschaftsküche. Die Linienoffiziere tragen auch den auf ihnen lastenden Druck äußerlich in Anzug


Leibgaede-Kürassier.

und Haltung zur Schau; sie beneiden die Kameraden von der Garde nicht, da sie sich denselben tief untergeordnet fühlen. Selbst ihr wissenschaftlicher Standpunkt ist ja auch ein weit niedrigerer als bei der Garde; die Offiziersprüfung auch weit leichter als dort. Darum stehen sie auch eine (früher zwei) Rangstufe niedriger als die Garde. Öfters geschieht es, daß ein von letzterer schlechter Streiche wegen in die Linie versetzter Premierleutnant dort sofort Compagniechef wird und so vielen altgedienten Compagniechefs vorkommt. Äußerst selten gelingt es einem Linieninfanterie-Offizier, sich dem auf seinem Leben lastenden Druck durch Thatkraft zu entreißen, durch Fleiß und Eifer auf Kriegsakademie und in den Generalstab zu kommen. Höhere Stellungen erreicht er sonst nur selten. Der Generalstab ergänzt sich meistens aus der Garde, der Artillerie oder den Ingenieuren. Die Regimentskommandeurs-Stellungen der Infanterie sind meistens mit ehemaligen Generalstabs- oder Gardeoffizieren besetzt. Im allgemeinen schließt die Laufbahn mit dem Bataillons- beziehungsweise demnächst Bezirkskommandeur ab.


Unteroffizier der Leibgarde-Husaren.

Die höheren Vorgesetzten behandeln den Linieninfanterie-Offizier oft geradezu unwürdig. In der bürgerlichen Gesellschaft hat er eine fast verachtete Stellung; jeder junge Kaufmannssohn ist höher angesehen als ein Leutnant oder Hauptmann der Linieninfanterie. Daß man von solchen moralisch gedrückten Offizieren keine große Selbständigkeit im Kriege verlangen kann, ist leicht erklärlich.

Das Offiziercorps der Linienkavallerie, d. h. der Dragoner, steht auf einer höheren Stufe, wenngleich auch dort die Armut und der Druck von oben groß sind. Haben doch viele Kavallerieoffiziere, trotz aller strengen Befehle, nicht einmal eigene Pferde. Der Reitergeist steht nicht annähernd auf der Stufe wie in Deutschland oder Österreich. Kommt einmal irgend eine rühmliche Ausnahme vor, so sind sofort alle Zeitungen voll. Man kann jahrelang in Petersburg leben, ohne jemals das Bild eines spazieren reitenden Kavallerieoffiziers gesehen zu haben. Der Feld- und Vorpostendienst steht bei der russischen Kavallerie auf niedriger Stufe, weil auch hier die Ausbildung des einzelnen fehlt. Die Leistungen im letzten türkischen Kriege waren geradezu beschämend. Dagegen zeigt die russische Kavallerie seit einigen Jahren hübsche Gesamtleistungen in Dauermärschen, im Brückenschlagen und im Durchschwimmen breiter Flüsse. Übrigens gibt es, wie auch bei der Infanterie, einige Regimenter, in welchen sich ein besonders guter Geist erhält und die sich vor den anderen auszeichnen. Namentlich sind es solche, die im Kaukasus stehen oder dort gestanden haben. Überhaupt steht


Leibgarde-Dragoner.



Die Sänger der Eskadron.

die kaukasische Armee auf einem bessern Standpunkt als die europäisch-russische.

Die gefürchteten Kosaken, von denen ängstliche Gemüter bereits die östlichen Provinzen im Kriegsfall überschwemmt sehen! Die verhältnismäßig wenig zahlreichen Kosaken der kaukasischen Stämme ausgenommen, sind dieselben die kriegsuntüchtigste Bande — anders kann man sie nicht bezeichnen —, die man sich nur denken kann; nur brauchbar zum Plündern und zur Verfolgung eines völlig erschütterten Gegners. Weder sind sie mit den russischen Dragonern, noch weniger aber mit der deutschen oder österreichischen Reiterei auch nur annähernd auf eine Stufe zu stellen. Einem entschlossenen Gegner gegenüber, wie beispielsweise den türkischen Tscherkessen, zeigten sie sich ausgesprochen feige. Es ist auch nicht der geringste Verlaß auf sie; einer Kosakenmeldung ist nie zu trauen. Mit gewissen Reiterkunststücken, wie Schießen vom Pferde, wobei sie meistens nicht treffen, Fortwerfen und Auffangen der Waffen u. s. w. wie auch durch ihr, allerdings mehr räuberisches denn kriegerisches Aussehen, blenden sie den Uneingeweihten. Warum sie in der russischen Armee derart als Schoßkind behandelt werden, ist unerklärlich. Sie taugen, namentlich zu einem Angriffskriege, gar nichts. Im Gefecht zu Fuß, bei der Verteidigung, werden sie vielleicht etwas leisten, immer aber weniger als jeder Fußsoldat.



Soldat vom Infanterieregiment Tiflis.

Die Artillerie, namentlich die reitende, gehört zu den besseren Waffen in Rußland. Doch sind die Batteriechefs sehr alt, was wohl auf die Gefechtsthätigkeit nicht ohne Einfluß bleiben dürfte; wenigstens war es im türkischen Kriege sichtbar. Auf hoher Stufe der Entwickelung steht die reitende Artillerie. In der Linienkavallerie, namentlich aber in der Artillerie, ist die unrechtmäßige Bereicherung durchaus noch nicht ausgemerzt. Eine Batterie gewährt sehr an-

genehme Nebeneinkünfte, und viele Batteriechefs fürchten nichts mehr als ihre Beförderung, durch welche die Einnahmen gewaltig sinken. Im türkischen Kriege noch waren diese Verhältnisse in allen Waffengattungen geradezu schamlos. Die meisten Regimentskommandeure, Kompagnie-, Schwadrons- und Batteriechefs kehrten als reiche Leute zurück. Doch ist jetzt, unter Kaiser Alexander III, und dem streng und rechtlich denkenden Kriegsminister Wannowski eine entschiedene Besserung eingetreten. Wenigstens wird die Selbstbereicherung nicht mehr so öffentlich betrieben.

Eine ganz ausgezeichnete Waffe sind die Ingenieure. Auch steht deren Offizierscorps auf einer weit höheren Stufe. Von dieser Waffe kann man im Kriegsfall in jeder Beziehung Hervorragendes erwarten.



Offizier der Amurkosaken.

Viel erhofft man sich in russischen Fachkreisen auch von der Grenzwache, für die in den letzten Jahren viel geschehen ist. Es ist ja auch keine Frage, daß eine, 30 000 bis 40 000 Mann zählende Truppe, welche im Grenzgebiet jeden Fußsteg kennt, im Anfang des Krieges viel nützen kann. Trotz aller Bemühungen sind aber die Bestechungen gerade in dieser Truppe nicht auszurotten. Der Rubel des polnischen Juden spielt dort noch immer eine große Rolle. Die Truppe ist nur zur Verteidigung und Erkundung zu gebrauchen.

Man wird aus Vorstehendem entnehmen, daß die russische Armee, wenn auch, der Zahl nach, ein durchaus nicht zu unterschätzender Gegner, doch noch nicht auf dem Standpunkt der großen europäischen Heere steht, namentlich aber, daß sie zu einem Angriffskrieg im großen Stil völlig ungeeignet ist. Ursache zu besonderer Besorgnis für den heimatlichen Herd ist also, selbst in den östlichsten Gebieten der deutschen und österreichischen Grenzprovinzen, durchaus nicht vorhanden.

Hierbei muß man noch mit der russischen Intendantur rechnen, die sich nicht nur im letzten türkischen Kriege, sondern, was noch wichtiger, bei den großen Friedens-Truppenübungen der letzten Jahre in keiner Weise ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt hat.



Amur-Kosak.



Reiterspiele der Kosaken.

Hier ist Betrug und Bestechung noch längst nicht ausgerottet und paart sich mit Unfähigkeit. Wie die russische Intendantur jetzt beschaffen, ist sie nicht befähigt, so riesige Truppenmassen, wie Rußland aufzustellen gedenkt, regelmäßig zu verpflegen, gar erst bei einem Angriffskriege. Ob die Eisenbahnverwaltung ihre Schuldigkeit thun wird, ist auch zu bezweifeln. Die Friedensübungen der letzten Jahre geben wenigstens alle Veranlassung hierzu.

Sollte es in absehbarer Zeit zum Kriege kommen, so würde der Zar, dem Namen nach, den Oberbefehl über die Armeen gegen Deutschland und Österreich führen und den jetzigen Chef des Generalstabs, General der Infanterie Obrutschew, zur Seite haben. Kaiser Alexander III ist jedoch gar nicht Soldat, noch weniger Kriegsmann und wünscht den Frieden, allein schon wegen der großen persönlichen Unbequemlichkeiten, die ein Krieg zur Folge haben würde. Auch täuscht er sich nicht über die Gefahren für die Dynastie, im Falle eines unglücklichen Feldzugs. Jedoch ist sein bekanntlich sehr starrer Charakter unberechenbar, und er wird sich, gehörig beeinflußt, ebenso zum Kriege drängen lassen, wie er sich dazu drängen ließ, die Marseillaise entblößten Hauptes anzuhören und sich mit der Republik Frankreich zu verbinden. Für die nächsten zwei Jahre wird ihm aber die panslavistische Kriegspartei Ruhe lassen, denn bis dahin können erst die neuen Gewehre und die beabsichtigten Reservebildungen fertig sein.



Offizier der Uralkosaken.

Wie gesagt, würde der Zar den Oberbefehl nur dem Namen nach führen, und gegen Deutschland würde General Gurko, gegen Österreich General Dragomirow befehligen. General Gurko ist allerdings bereits 65 Jahre alt, jedoch, trotz aller gegenteiliger Zeitungsmeldungen, noch sehr rüstig, so daß man ihn noch für die nächsten Jahre als etwaigen Führer gegen Deutschland betrachten kann. Seine Thätigkeit im letzten türkischen Kriege ist bekannt, und man muß ihn jedenfalls als einen ernsthaften, entschlossenen Gegner ansehen. Von Haß und Verachtung gegen Deutschland erfüllt, würde ihm sicherlich ein Feldzug gelegen kommen. Von Charakter ist er entschlossen und grausam. Als er im türkischen Kriege sich über den Balkan zurückziehen mußte, befahl er, auf die eigenen



Donkosaken.

Verwundeten und Kranken keine Rücksicht zu nehmen, um die Bewegung nicht aufzuhalten, trotzdem er wußte, daß die Unglücklichen den schauderhaftesten türkischen Grausamkeiten ausgesetzt waren. Die Türken folgten nicht nach, und so wurden die Armen gerettet. Als er dann später vergeblich eine von den Türken tapfer verteidigte Stellung bei Arab Konak stürmte, setzte er seine letzten Kräfte ein, verbot jedoch, im Falle des Gelingens, aus Wut über den bisherigen Mißerfolg, Gefangene zu machen. Der Sturm gelang, und die braven Verteidiger wurden alle mit dem Bajonett niedergemacht. Den Polen gegenüber tritt General Gurko in Warschau sehr schroff auf; ganz besonderen Haß hat sich aber dort seine Frau zugezogen, welche sich den vornehmen polnischen Damen gegenüber unerhörte Taktlosigkeiten erlaubt. General Gurko besitzt übrigens den preußischen Orden Pour le mérite und das Großkreuz des Roten Adlerordens in Brillanten.

Gegen Österreich würde der Oberbefehlshaber in Kiew, General der Infanterie Dragomirow, befehligen. Dieser ist einer der



Kosaken setzen über einen Fluß.



Feldartillerist.

eifrigsten Panslavisten und Schürer zum Kriege. Nach dem türkischen Feldzug, den er mit großer Auszeichnung als Divisionskommandeur mitmachte und bei Schipka schwer verwundet wurde, war er Direktor der Generalstabsakademie, in welcher Stellung er einen ausschlaggebenden Einfluß gewann. Ein großer Teil der unter seiner Leitung ausgebildeten Generalstabsoffiziere ist rot panslavistisch gesinnt. Dragomirow kennt die preußische Armee gut, in deren Hauptquartier er 1866 den Feldzug gegen Österreich mitmachte. Dennoch unterschätzt er sie wie die österreichische ganz bedeutend. Er ist zweifellos ein tüchtiger Führer; doch treten ihm zwei Hinderungsgründe in den Weg, seine Verwundung, die das Reiten sehr erschwert, und seine ausgesprochene Neigung zum Trunk. Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit betrinkt er sich, sitzt dann mit den jüngsten Lieutenants zusammen, die er „Du“ nennt



Genieoffizier.



General, feldmäßig.

und sie zwingt ihn gleichfalls so zu nennen, und bringt ihnen seine deutschfresserischen, panslavistischen Grundsätze bei. Das Laster des Trunkes hat ihm schon viele Verweise zugezogen, doch entläßt man ihn nicht aus seiner Stellung, weil man ihn dort für unentbehrlich hält und wegen seines Rückhaltes an der panslavistischen Partei.

An höheren Führern dürfte es überhaupt der russischen Armee nicht fehlen, denn es befinden sich unter den Corpskommandeuren viele tüchtige Persönlichkeiten. Wie sich dieselben aber in der Leitung der großen schwerfälligen Massen und all den durch die Verhältnisse gebotenen Schwierigkeiten zeigen werden, ist allerdings eine andere Frage.

Jedenfalls gilt erst recht Rußland gegenüber das Wort: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"



Grenzwächter.



Rekognoscierungsritt.

Auf Reisen.

(Abdruck verboten.)

Geschwätz am langen Frühstückstisch
Von Weg und Fahrgebühr;
Blutjung der Tag; die Seele frisch;
Das Wäglein vor der Thür.

Das Herz voll froher Ungeduld;
Die Luft voll Schwalbenschrei;
Für Wanderglück und Musenhuld
Der ganze Tag noch frei.

Fern alles Leid. — Und Sonnenschein.
Und Morgenduft dafür.
Die Berge blau; das Leben mein;
Das Wäglein vor der Thür!

Frida Schanz.

Werde zum Weib.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

15.

Sie hatte sehr starke Nerven, Frau Oberamtmann Hesberg, aber nun, als sie mit Jennys Hilfe Marie-Luisen ins Bett gebracht und dann noch gar zugesehen hatte, wie Eugen das arme entseelte Kinderkörperchen vorsichtig vom Stuhl auf das Lager trug, nun war es genug.

Sie saß unten im Zimmer, wo noch der unabgedeckte Tisch stand und noch die festlichen Kerzen auf den Leuchtern brannten, und weinte. Für den Ellbogen hatte sie nur mühsam ein Plätzchen zum stützen gefunden, zwischen halbvollen Weingläsern, Tellern mit Speiseresten und zusammengeknüllten Servietten. Sie saß seitwärts an dem Tisch und hielt nach ihrer Gewohnheit ihre Kniee ein bißchen breit auseinander.

Eugen sah mit Beklemmung diese Thränen.

„Mama", sagte er gedrückt, „ich beklage tief, daß du in diesem Haus anstatt anregender Stunden solche Szenen hast erleben müssen. Sobald wir gehört haben, was der Geheimrat von Frau Sandbachs Zustand sagt, bringe ich dich zur Bahn. Aber du erlaubst, daß ich die Nacht hier wache. Eine Leiche und vielleicht eine Schwerkranke im Haus — mir scheint, das fordert die schützende Nähe eines andern Mannes als dieses Ludolf Sandbach. Ja vielleicht gerade seine Anwesenheit bedingt die meine."

Frau Hesberg trocknete ihre Thränen.

„Beklagen —", fragte sie. „Beinahe möchte man ja Gott danken, daß wir gerade zur Stelle waren. Und über all das Elend kann man wohl weinen. Arme Frau! Zwar, es war nur ein Schatten von einem Mutterglück, vielleicht bloß Mutterqual — aber siehst du — sie hatte ihn doch! Sie konnte doch für ihn sorgen! Und ihn manchmal sehen! Oh, mein Junge!"

Sie umarmte und küßte ihren Sohn, dankbar ihn haben und halten zu dürfen.

„Ich habe ja auch manches im Leben erfahren. Man hat sich versucht und ist nicht immer zwischen Rosengebüsch gewandelt. Aber was d i e zu tragen hat, ist denn doch ein bißchen viel. Und nun ist sie ganz allein!"

Von Mitleid ergriffen weinte sie weiter.

Und Eugen dachte mit Herzklopfen, daß Marie-Luise noch ein anderes Leid trüge — ihre Liebe zu ihm — —

„Ich denke nicht daran nach Berlin zurückzufahren", hob seine Mutter wieder an.

„Aber Mama, wo wolltest du hier bleiben? Ich weiß nicht, ob eine Fremdenstube im Hause ist und wenn sie es ist, wird sie eisig kalt sein. Und hier die ganze Nacht sitzen bleiben kannst du doch nicht", meinte er besorgt.

„So", sagte sie, ihre letzte Thräne trocknend, denn sie war eine von den merkwürdigen Frauen, bei denen augenblicklich die Rührung erstirbt, „so, was ihr Männer immer wißt, was man kann und nicht kann. Hoffentlich wirds ja wohl nicht darauf ankommen, daß wir's ausproben — aber ich bin gewiß, daß, wenn wir hier einige Tage und Nächte zur Stelle bleiben müßten, ich noch frisch wäre, wenn deine Nerven schon versagten. Ach mein Sohn, das ist so Frauenart: passiv aber zäh. Auch meine! Trotzdem, ich hab allezeit wie ein Mann für dich und mich sorgen müssen. Sieh nur zu, daß sich ein paar lose, weiche Schuh für mich finden, dann mache ich mir ein paar Taillenknöpfe über dem Magen auf, und du sollst mal deine Mutter sehen, wie sie morgen früh noch munter ist. Nur natürlich, zu thun muß ich was haben."

Eugen trat an seine Mutter heran und nahm ihren Kopf gegen seine Brust. Die Haare streicheln durfte er ihr nicht, das liebte sie nicht, denn ihre glatten Scheitel und der tadellose Sitz des kleinen Spitzentuffs darauf waren ihre Eigenheit.

„Du bist doch eine prachtvolle Frau,"

sagte er voll Rührung und Stolz. „Aber nach Berlin bring ich dich doch zurück."

„Nur nicht verbildet", antwortete sie anzüglich.

Er seufzte. Und dieser Seufzer war für die Mutter wie ein Sturmsignal. Sie erfaßte seine beiden Hände, sah eindringlich zu ihm auf und sprach:

„Mein einziger, alter Junge, sieh mal, das Schicksal der armen Frau da oben lehrt uns wieder, daß das Leben eigentlich eine furchtbar ernste Sache ist. Man darf garnichts darin leicht nehmen, denn auch dem Gewissenhaftesten noch drohen Enttäuschungen. Und du wolltest in einer so ungeheuren Sache, wie die Wahl einer Gattin ist, leichtfertig handeln!"

„Mama", bat Eugen, „ich bin nicht der Mann, leichtfertig zu handeln. Ich weiß, was ich thue, wenn ich's thue. Lassen wir doch jetzt dies Thema. Du hast ganz recht damit, daß Männernerven eher versagen als Frauennerven. Ich fühle mich erschüttert und unfähig zu sprechen."

In der That, er sah bleich aus und erschreckend ernst.

„Natürlich", dachte seine Mutter, „er ist mit der armen Frau eng befreundet, sie ist immer lieb und gut zu ihm gewesen — da mag ihr Schicksal ihn schon mürbe machen."

Aber, wenn er dann „mürbe" war, hieß es seine Stimmung ausnutzen. Mit einer ganz naiven Berechnung sagte sich das die Mutter, denn sie hatte in diesen Tagen halb mit Stolz, halb mit Schmerz bemerkt, daß ihr Eugen im Grunde genommen ein unnahbarer Mensch war. So voll Sohneszärtlichkeit — aber wenn sie dachte, in dieser sei er ganz willenlos gehorsam, kam sie plötzlich an eine unsichtbare Schranke in seinem Wesen, die nicht niederzuwerfen war.

„Ja, mein Sohn", sagte sie zärtlich, „du siehst ordentlich elend aus. Leg dich da ein bischen in den Schaukelstuhl am Ofen. Der Geheimrat ist ja schon fast dreiviertel Stunden oben, bald muß er doch fertig sein."

Eugen gehorchte ihr. Kaum aber saß er da, das dunkle Haupt nachdenklich gegen die Lehne gelegt, so hörte er auch die Kleider seiner Mutter rauschen. Sie war aufgestanden, kam zu ihm, nahm sein Gesicht zwischen ihre beiden Hände und sprach, ihn mehr ängstlich als liebevoll ansehend — denn ganz geheuer war ihr nicht.

„Nicht wahr, mein alter Junge, du bringst mir nie ein Mädchen als Tochter, das ich niemals würde lieben können und das dich mir raubt. Du weißt, daß du mein Ein und Alles bist."

Eugen vermied das Auge seiner Mutter. Sie sollte weder Zorn noch Ungeduld je in seinen Blicken lesen.

„Ich gebe keine Versprechungen", sprach er, „ich handle, wie ich muß. Und ich werde immer nach Ehre und Gewissen handeln, denn ich bin dein Sohn."

Sie richtete sich wieder auf, um ihren Mund legte sich ein harter Zug. Einige Sekunden lang hielt sie ihren Sohn für respektlos und undankbar. Heftig wie sie war, gingen ihre Urteile immer gleich an die äußersten Grenzen, aber ihr gesundes Gefühl verbesserte solche Richtersprüche stets schnell. Und in diesem Augenblick bestand die Verbesserung in dem Zusatzgedanken:

„Aber ein ganzer Mann ist er schließlich doch."

— — — — — — — — — — —

Die, um deretwillen Mutter und Sohn so unterdrückte, aber desto aufwühlendere Kämpfe führten, saß unterdeß im Koupee des Eisenbahnzuges. Beharrlich ihrem vorgefaßten Plan nachlebend, hatte Manuela sich am zweiten Weihnachtstag von leidlicher Liebenswürdigkeit gezeigt. Am Vormittag kamen einige ihrer Freundinnen, um ihre Weihnachtsbescherung zu bewundern, die einem Bazar glich. Kleider, Fächer, Schmuck, alles war im Übermaß aufgebaut. Gefreut hatte Manuela sich nicht über all die Sachen, die sie sich jeden Tag, wenn ihr die Laune darnach stand, hätte kaufen dürfen. Das Weihnachtsfest bedeutete ihr eigentlich nichts, wie eine lästige Verpflichtung der Menschen, einander mit unnützen Geschenken zu langweilen. Und nebenbei war es durch seine Vorbereitungen so nervenanspannend.

Mittags hatte man wieder einige Tischgäste gehabt, Leberecht Eberhard und den Generalkonsul Windham nebst Frau. Manuela hatte es ganz ohne boshafte Anwandlung mit angesehen, daß Frau Windham sich offenbar ihren Ritter zurückzuerobern vermochte, und hatte gar keine Lust gehabt, die Windham damit zu ärgern, daß sie selbst mit Eberhard anfing zu kokettieren. Eber-

hard mit seinem geschorenen Haupt, seinem Spitzbart und seinem schwarzumrandeten Kneifer war ihr ebenso egal wie die kleine Frau mit den lockeren blonden Haaren und dem weiß gepuderten Gesicht, die ihr zartes Knochenkörperchen so hübsch in Spitzen und Seidenpuffen zu verstecken wußte.

Sie hatte versucht, dem Gespräch des Generalkonsuls mit ihrem Vater zu folgen. Herr Windham hing mit seinem Oberkörper immer nach vorn, so daß sein Teller im Schatten seiner eingefallenen Brust stand und der Mann mit seinen langen Armen und großen Händen jeden Bissen vom Teller wie aus einer Höhlung herauszuholen schien. Dabei unterbrach er sich durch lange Reden, die er mit Eindringlichkeit an Herrn Alling richtete, wodurch der Fortgang des Essens sehr aufgehalten ward, und man nach zwei Stunden erst beim Braten ankam, was übrigens nur Manuela voll Ungeduld empfand. Denn Frau Alling hörte stolz befriedigt der Unterhaltung zu, fand, daß ihr Mann viel knapper und gehaltvoller sprach als der für bedeutend anerkannte Generalkonsul und freute sich nebenbei, daß es ihrem Mann trefflich schmeckte. Leberecht Eberhard plauderte eingehend mit Frau Windham, und sie lachte viel und lebhaft über jedes seiner „mots.“ Manuela fühlte sich geradezu davon angewidert. Mit welcher Dankbarkeit die Frau jede Bemerkung des wichtigen Mannes aufnahm und mit Lachen und Bewunderung quittierte, und mit welcher armseligen Zufriedenheit sich die Eitelkeit des Mannes an ihrer berechnenden Anerkennung nährte. —

Sie hätte sich schütteln mögen, um die Erinnerung los zu werden, daß sie selbst noch vor wenig Wochen eben diesem Mann auch den Gefallen gethan hatte, ihm zuzuhören, über ihn zu lachen, ihm das Gefühl seiner gesellschaftlichen Größe hatte steigern helfen.

Wie wäre Eugens Selbstbewußtsein je im stande gewesen, sich an so schalen Weihrauchopfern zu nähren!

Auch dem „bedeutenden“ Generalkonsul mochte sie nicht mehr zuhören. War das noch ein „bedeutender“ Mann, der nicht merkte, wie die Gesellschaft es als eine selbstverständliche und berechtigte Haltung seiner Frau ansah, wenn sie sich von einem albernen, geistigen Gecken so huldigen ließ.

Wie würde jeder Mann davor zittern, sich der Gattin eines Eugen nur zu nähern! Ihre Würde nur mit einem Alltagskompliment zu beleidigen!

Ein Zug von Schmerz legte sich um Manuelas Mund. Ihr Verstummen fiel auf. Man befragte sie um ihr Befinden, und sie sagte, die Migräne kehre wieder, von der sie gestern schon geplagt gewesen.

Frau Alling und der Generalkonsul besprachen mit der gleichen Unkenntnis und dem gleichen Eifer die nervösen Erscheinungen von periodisch wiederkehrendem Kopfweh und alle Formen von Neurasthenie und Neurosen, die ihnen bekannt waren. Leberecht Eberhard glaubte, daß Manuela totunglücklich sei über seine Rückkehr zur Fahne seiner alten Gönnerin und fühlte sich in diesem Glauben sehr befriedigt; Frau Windham verbarg nur mühsam ihren Triumph, der von einem ähnlichen Gedankengang ausging.

Nur Herr Alling sah seine Tochter sorgenvoll an.

Sie gefiel ihm nicht. Er dachte darüber nach, daß sie eigentlich sehr teilnahmlos geworden und daß die Apathie nur noch selten durch Äußerungen ihres prickelnden Geistes und ihrer scharfen Zunge unterbrochen wurde. Früher waren die „impertinenten und unzufriedenen Momente“ — wie Alling diese Anwandlungen nannte — häufiger gewesen, aber dazwischen war laute, lärmende Vergnügungslust gewesen.

Daß Manuela bat, den Abend allein bleiben zu dürfen, ergab sich nur ganz natürlich. Noch während die Gäste den Kaffee nahmen, zog sie sich schon zurück.

Und dann war alles geglückt. Mit frohem Herzklopfen war sie unbemerkt entkommen, nachdem sie den Brief an die Eltern auf den Toilettentisch ihrer Mutter gelegt.

Als Kind der Großstadt kannte sie keine Furcht. Sie ging mit erstaunlicher Sicherheit, da sie am nächsten Halteplatz keine Droschke fand, über die Straßen und stieg endlich kaltblütig in eine „zweiter Güte“, ließ sich an den Wannseebahnhof fahren und nahm sich ganz umsichtig ein Billet zweiter Klasse, weil sie sich erinnerte, daß es für alleinreisende Damen schicklicher sein solle, nicht die erste Klasse zu benutzen.

Eine große Freudigkeit kam in ihr Herz, als sie dann sicher im Koupee saß, ihr gelb-

ledernes Handköfferchen über sich im Gepäcknetz.

Trotz der großen Selbständigkeit ihres Auftretens in der Gesellschaft, trotz der Freiheit, welche sie bei der Wahl ihrer Lektüre, ihrer Kleider und ihrer Beschäftigung genoß, war dies dennoch die erste, unabhängige That ihres Lebens.

Ihre scheinbaren Freiheiten kamen daher, daß die Mutter es zu beschwerlich fand, die Tochter fort und fort beeinflussen und erziehen zu wollen. Im übrigen aber kam Manuela weder zu Fuß noch zu Wagen ohne Begleitung der Mutter oder eines zuverlässigen Dienstboten auf die Straße. Und sie war immer mit den Eltern zusammen in Gesellschaft, an den Umgangskreis der Eltern gefesselt. Frau Alling hätte es nicht „bon ton" gefunden, die Tochter allein das Haus verlassen zu sehen oder gar allein eine Gesellschaft besuchen zu lassen. Manuela durfte nur solche junge Mädchen zu Freundinnen haben, deren Eltern mit ihren Eltern verkehrten.

Sie dachte darüber nach, warum ihr nur wohl so leicht und so frei ums Herz war. Hatte das Abenteuerliche, selbst wenn es so harmlos war, schon an und für sich solchen unterhaltenden Reiz? Oder gab die Aussicht, stille Tage voll traulicher Aussprache mit der teuren Frau verleben zu dürfen, ihr diese beglückte Stimmung.

Hinauswerfen konnte Marie-Luise sie nicht, wenigstens nicht heute Abend. Sie würde ein bißchen schelten, gleich an Manuelas Eltern schreiben und sich bis morgen schon erweichen lassen.

Der Zug hielt. Manuela ließ sich gar nicht durch die Dunkelheit und den fallenden Schnee entmutigen. Sie war nur einmal im Sommer bei Marie-Luise gewesen und nur auf eine kurze Stunde, denn es schien, als liebe Marie-Luise nicht, daß man ihre Einsamkeit in Wannsee störe. Den Weg zu finden, daran war natürlich nicht zu denken. Sie fand auf dem Bahnhof einen Mann, der ihr das Köfferchen trug und behauptete, die Villa Sandbach zu kennen. Völlig unbefangen vertraute sie sich und ihre Sachen dem Mann an; dieser sah sich die hübsche junge Dame kopfschüttelnd an und, intelligent und gutmütig, wie er als Berliner Kind war, nahm er einen väterlich „bevormundenden" Ton an, als er sie ermahnte, immer dicht hinter ihm zu bleiben.

Diese Wanderung machte Manuela ein eigenartiges Vergnügen.

Die Kirchhofsstille in der nächtigen Natur hatte gar nichts Beängstigendes. Es war, als schliefe die Welt in Frieden. Lautlos sanken die Flocken herab, so dicht, daß die Laternen, die hier und da am Weg auftauchten, aussahen, als habe man einen weißen Schleier um ihr Glasgehäuse gebunden.

Manuelas Bibermützchen, der Pelzkragen ihres großen Abendmantels, die Schultern und Armlinien deckten sich mit Schnee. Sie kam sich vor wie ein Weihnachtsmann und freute sich darauf, so verschneit und frisch bei der geliebten Frau einzutreten. Es war gar nicht kalt, und eine gesunde Lebensfröhlichkeit kam dem Mädchen in alle Adern.

Mit einem leisen Schaudern dachte sie daran, daß eben ihre Mama bei den Seligmanns in überfüllten Räumen sich herumdrücken müsse. Sie sog den reinen Atem der Natur tief ein.

Der Mann vor ihr, der sich ab und zu umsah, ob sie auch folge, blieb zweifelnd stehen.

„Bei det Wetter kenn ick ihr nich," sagte er.

„Was kennen Sie nicht?" fragte Manuela.

„Nu, die Villa Sandmann."

„Sandbach!" sagte Manuela.

„Det is ejal. Können Sie nich so'ne kleene Personalbeschreibung von det Jebäude jeben, ob et jriechisch oder ränneßangz is?" fragte der Mann in aller Gemütlichkeit.

Manuela hatte zu den Stilkenntnissen ihres Führers kein Vertrauen, wußte auch selbst nicht so ganz genau, wie Marie-Luisens Haus aussah.

„Ach Gott," sagte sie bang.

Der Mann dachte nach.

„Hat et so drei runde Fenster oben in's Zinkdach?" fragte er.

Nein, Manuela glaubte sich sicher zu erinnern, daß dies nicht der Fall war, sie meinte, sich an einen fast viereckigen Bau mit drei Fenster Front zwischen breiten Mauerpfeilern zu erinnern und an eine Hausthür, welche von Sandsteinsäulen flankiert war.

„Ach!" machte der Mann, „nu jeht mir'n Licht uf. Da sind wir vorbei. Paß'n Sie Achtung, Freilein, und kehren Sie mit

um. Dat is da, wo heut zweimal der berühmte Jeheimrat jewesen is, der meine Frau in seine Klinik gehatt hat. Un jratis, alles jratis, denn et war ein hochintressanter Fall und sie haben meine Alte vorjestellt in die ärztliche Versammlung. Also da is det?"

Manuela wußte nicht, ob sie die Frage beantworten sollte, denn die Reden des Mannes waren ihr ganz dunkel. Ihr wurde sehr ängstlich zu Mute und ihr schien es, als müßten aus den verlassenen Villen und Gärten, an denen sie vorbei kamen, Diebe und Mörder auf sie stürzen. Beinahe hätte sie angefangen zu weinen — schämte sich aber der kleinen Feigheit.

„Wir wollen in jedem Haus, wo wir Licht sehen, fragen," sagte sie.

„Nee, nee, nu weeß ick schon, Sie können unbesorgt sind. Sandbach, Sandbach, ick hatte mir bloß mit den Namen verbiestert. Det is nämlich meine schwache Seite, die Namen. Aber natierlich, det is da, wo det blödsinnige Kind mit die Wärterin wohnt. Meine Olle hat manchmal ausjeholfen, wenn det Mädchen ihren Sonntag hatte."

„Ach, Unsinn," sprach Manuela heftig und wollte den Mann schelten, der eine Führerstelle übernommen hatte, die er nicht ausführen konnte. Aber da blinkte schon eine Gitterthür auf, und in der That, bei dem Scheine des Lichtes, das aus fast allen Fenstern des Hauses brach, glaubte Manuela das Haus wieder zu erkennen.

Die Hausthür war nicht verschlossen. Sie traten ein.

Ja, nun wußte Manuela ganz gewiß, daß dies Marie-Luisens Haus war, denn am Zeugständer auf dem Flur hing ihr blauer Mantel mit dem grauen Pelz.

Und geradeaus war die Thür zu jenem Zimmer, wo man sich damals aufgehalten und von welchem aus man über eine Art Perron den Garten betrat.

„Warten Sie," sagte sie dem Mann, lief rasch den Flur entlang, klopfte und öffnete zugleich auch schon die Thür.

Vor Schreck blieb sie dann wie angewurzelt auf der Schwelle stehen.

Eugen und seine Mutter waren da, noch da — die Manuela längst wieder in Berlin und in irgend einem Theater wähnte.

Und Eugen starrte sie an, nicht minder erschreckt über diese seltsame Begegnung.

Unter dem beschneiten Mützchen guckte ihr rosiges Gesicht hervor, süßer und jugendlicher, als Eugen es je gesehen. Aber nichts war darauf zu lesen, als der einfache Schreck über dies Zusammentreffen. Ahnte sie nichts? Wo kam sie her?

Das fragte sich auch Frau Hesberg, und in dem Gefühl mütterlicher Überlegenheit, welches sie nun einmal allen jüngeren Menschenkindern gegenüber hatte, sagte sie ganz einfach:

„Nun, wo kommen denn Sie her?" Manuela hörte die Frage, aber ihre Blicke und die Eugens wurzelten fest ineinander; so antwortete sie dem Mann auf die Frage seiner Mutter.

„Ich bin heimlich davongelaufen," sagte sie mit einem kleinen Lächeln.

„Warum?" fragte die Frau entsetzt und schlug die Hände zusammen.

„Ich weiß nicht," sprach sie leise und sah immer Eugen an, „ich konnte so nicht weiter leben."

Er trat zu ihr, nahm ihre Hand und zog sie in das Zimmer.

„Ihre Eltern werden sich sehr erschrecken. Sie müssen gleich wieder zurück, Sie können mit meiner Mutter zurückfahren. Der letzte Zug geht in einer Stunde. Aber Sie sind voll geschneit und thauen nun auf — legen Sie ab."

Er that, als ob er hier zu sagen habe und auch ihr.

„Das werde ich mit Marie-Luise besprechen," sagte sie und ließ sich doch von ihm den Mantel abnehmen.

„Sie können Frau Sandbach nicht sprechen." Manuela sah sich rasch nach Eugens Mutter um, die das in einem seltsamen Ton gesprochen hatte, so ausgedrückt und zögernd, sie, die immer nur befehlshaberisch sprach.

„Warum nicht?"

„Marie-Luise ist sehr krank," sagte Eugen sanft und nahm die beiden kalten Hände des Mädchens liebevoll zwischen seine, „eine rheumatisch-nervöse Erkrankung. Der Arzt ist sehr besorgt."

Sie sah ihn an. Seine Augen waren verschleiert, er sah aus wie jemand, der große Erschütterungen durchlebt hat.

„So plötzlich? Was ist vorgefallen? Warum hat man nicht an uns telegraphiert? Wir sind ihre nächsten Freunde," sprach sie

hastig und von einer eifersüchtigen Empfindung durchzuckt, daß andere Marie-Luisen hatten beistehen können, während sie fern war.

„Ein großes Unglück hat unsere teure Freundin betroffen — sie hat ihr Kind verloren," sagte Frau Hesberg, die doch ein leises Rühren empfand, als sie die erwachende Angst auf Manuelas Gesicht sah.

„Ihr Kind!" schrie Manuela auf. Und erst jetzt erinnerte Eugen sich daran, daß Manuela nichts von diesem Knaben gewußt.

„Ja," sagte er leise, „sie hatte ein sehr elendes, krankes Kind, dessen Dasein sie schamhaft verbarg, wie man ein großes Unglück verbirgt, um nicht durch Mitleid gekränkt zu werden."

„Und Sie wußten darum? Und Sie durften ihr beistehen — sie trösten? Nicht einmal so viel bin ich wert, der teuersten Freundin Trost und Vertraute zu sein! Oh!"

Sie ging im Zimmer hin und her, ihre Augen flammten. Eifersucht und Gram durchzitterten sie.

„Beruhigen Sie sich, Manuela," bat Eugen, von ihrem Ausdruck betroffen. Diese auflodernde Eifersucht war ihm so neu in ihrem Wesen, daß er sie nicht gleich zu deuten wußte.

„Sagen Sie mir alles!" befahl sie. Noch besann Eugen sich, ob er schonungslos alles berichten dürfe, als schon seine Mutter die Stimme erhob.

„Sie war wohl schon innerlich krank, vielleicht schon seit Tagen — man sah es ihr an, als wir heut Mittag kamen. Dann geschah das Unglück mit dem Kind, das seine Krämpfe bekam und vor drei Stunden gestorben ist. Da fiel sie besinnungslos hin, und eben erst ist der Arzt fortgegangen. Sie liegt schwer, sehr schwer danieder."

Eine Sekunde lang noch horchte Manuela stumm den verhallenden Worten nach, als könne sie den Inhalt auf einmal nicht fassen. Dann plötzlich schlug sie beide Hände vor das Gesicht und lehnte sich abgewandt an den Thürpfosten.

Weinte sie? Man sah keine Bewegung und hörte keinen Ton.

Lange, lange stand sie so. Frau Hesberg sah ihren Sohn an, um diesen durch einen Blick um seine Meinung zu befragen. Aber dessen Augen hingen an der regungslosen Gestalt, und seine ganze Seele war von dem brennenden Wunsch erfüllt, zu erraten, was in der Geliebten vorgehe.

Endlich wandte sie sich um. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen schienen dunkler als sonst, ihr Mund war fest und herbe geschlossen.

Sie machte eine Bewegung.

„Wo wollen Sie hin?" rief Eugen.

„Zu ihr!" sprach sie.

„Das geht nicht, liebes Fräulein," sagte Eugens Mutter sanft. „Das ist nichts für Sie. Stören und erregen darf man solche Kranke nicht. Und die Pflege besorgt heut Nacht Jenny, und morgen kommt Hilfe. Nein, da passen Sie nicht hin."

Langsam war das bleiche Gesicht rot geworden, tief rot. Und es schien, als schimmere Thränenglanz in den großen Augen.

„Vielleicht habe ich Sie zu dieser geringen Meinung von mir berechtigt," sprach sie mit etwas unsicherer Stimme, aber mit würdevoller Haltung, „und es kann wohl sein, daß es geschicktere Hände zur Pflege gibt als die meinen. Aber was ich in diesem Augenblick nicht kann, werde ich im nächsten gelernt haben. Niemand soll Marie-Luise pflegen als ich."

„Manuela!" rief Eugen.

Sie verstand den Ausruf falsch, faßte ihn als Abmahnung auf. Sie erhob das Haupt, und eine große Begeisterung schimmerte auf ihrem Gesicht. Das weinende Auge in unbestimmte Fernen gerichtet, sprach sie: „Niemand hat mich verstanden, und niemand hat mir rechte Liebe gegeben. Sie allein hat ein Herz für mich gehabt, und Milde statt Verdammung. Darum soll kein Mensch mich zurückhalten, Liebe um Liebe zu geben!"

Und noch ehe Eugen ein Wort sagen konnte, ein Wort heißer Dankbarkeit, war sie verschwunden.

16.

nd ähnliche Worte bekamen auch Herr und Frau Alling zu hören, als sie am anderen Morgen eintrafen. Beide waren völlig aus der heiteren Ruhe ihres Lebens aufgescheucht.

Warum ihre Tochter sie heimlich verlassen hatte, verstanden sie gar nicht. Ja, wäre ein unerhörter Liebesroman im Spiel gewesen, eine unerlaubte Neigung

zu einem Mann, den man ihr verweigerte — dergleichen kam ja in den besten Familien leider vor und so schrecklich so etwas war, man sah doch Zweck und Ziel dabei. Oder wenn Manuela irgend einen überspannten Wunsch gehabt hätte, z. B. wenn es ihre Absicht gewesen wäre, zum Theater zu gehen, so ließ sich doch noch eine Erklärung finden.

Daß dies alles nicht der Fall, war ja im Grunde ein großes Glück. Aber dafür blieb das Ganze desto unverständlicher. Aus einem Elternhaus zu entfliehen, wo man der einzigen Tochter keinen Wunsch unbefriedigt ließ und alle ihre Launen mit Engelsgeduld ertrug! Nur aus einer inneren, krankhaften Unzufriedenheit heraus! Unfaßlich.

Sie beschlossen sofort, am andern Morgen hinauszufahren, der Tochter gehörig den Kopf zurecht zu setzen — bei welchem Vorhaben Frau Alling hoffte, daß ihr Mann recht viel Energie entwickeln werde, und Herr Alling erwartete, seine Frau solle das Wort führen — und sie dann mit heimzunehmen.

Gerade wollten sie ihren Wagen besteigen, als sie auf Eugen Hesberg trafen, der mit dem ersten Zug hereingekommen war, übernächtig aussah und ihnen mit hastigen Worten alles berichtete. Er war vom Bahnhof unverzüglich zu Allings geeilt und empfing zwischen Ausrufen des Schreckens nur einen hastigen Dank.

Das Ehepaar war wie vernichtet. Das Mitleid mit dem Unglück der teueren Freundin trat aber sehr zurück vor der Sorge um Manuela. Der Egoismus war eben der Fehler und die Tugend der Allings.

Nun flammte er erregt auf, für ihr Kind. Marie-Luise war krank! Es konnte typhös sein. Manuela konnte angesteckt werden. Krankenpflege war doch keine Beschäftigung für ihr zartes, verwöhntes Kind. Und dann — eine Leiche im Hause — wie schrecklich — Manuela wäre vor Grauen und Entsetzen gewiß schon selbst krank. Ferner unter einem Dach mit dem Ludolf Sandbach — was das für Verhältnisse waren.

Die Strafe, in solches Elend hineinzugeraten, war denn doch zu hart für Manuela. Alle Vorsätze, mit ihr böse zu sein, schwanden hin in Mitleid über das, was sie hatte seit gestern Abend dulden müssen.

Herr und Frau Alling beglückwünschten einander, daß sie da seien, nach dem Rechten zu sehen und die Dinge in Ordnung zu bringen. Frau Alling, die für alles Rat wußte und immer ein Dutzend Menschen kannte, die durch ihre Verwendung auf Verdienst hofften, kannte eine vortreffliche Dame, welche die Oberaufsicht über Marie-Luisens Pflege und Haus übernehmen könne, wenn es nicht vorzuziehen sei, die Williams telegraphisch zurück zu berufen, obschon Frau Alling die Williams für zu indolent hielt. Herr Alling wollte mit dem Ludolf Sandbach reden und ihm nahe legen, das Haus zu verlassen; er fühlte, als Marie-Luisens Freund und geschäftlicher Berater, das Recht und die Pflicht alle äußerlichen Fragen zu erledigen.

So kamen sie in Wannsee an, ganz in Aufregung von allem, was sie wollten. Der sonnenklare Wintertag machte gar keinen Eindruck auf sie, obschon sie sonst einander unaufhörlich auf Naturschönheiten aufmerksam zu machen pflegten.

Das Dienstmädchen, eine gute und stille Person, konnte kaum auf all ihre Fragen antworten. Sie ließ die Herrschaften in eines der noch wenig durchwärmten Zimmer, in denen noch nicht völlig aufgeräumt war, und sagte, sie werde das Fräulein rufen.

Im Hause herrschte Totenstille. Frau Alling sah immer bang auf die geschlossenen Thüren — wer wußte, ob hinter einer von diesen nicht das tote Kind lag, und Frau Alling hatte nun einmal ein unüberwindliches Grauen vor Leichen. Sie wagte nur noch zu flüstern, fror schrecklich und ängstigte sich, daß ihr Mann sich in dem kühlen Zimmer erkälten werde.

Endlich that sich die Thür auf, Manuela kam herein.

„Oh Gott!“ rief Frau Alling, Thränen schlossen ihre Augen, und sie fiel der Tochter um den Hals.

Wie elend Manuela aussah. So blaß und so dunkle Schatten unter den Augen. Und ihr Haar war noch nicht gemacht, rauh hing es ihr um den Kopf.

„Armes Kind,“ schluchzte Frau Alling, „arme Marie-Luise — Gott wie viel Unglück — aber du kannst sie auch nicht trösten — du paßt hier nicht her — du

wirst uns krank — komm schnell nach Haus — wir sind hier dich zu holen."

„Ja, mein liebes Kind," sagte Herr Alling, trat heran und streichelte mit der Rechten Manuelas Haar, während er die Linke fürsorglich um die Taille seiner Frau legte, „Mama und ich sind in großen Sorgen, du siehst, wie die arme Mama sich aufregt. Erst waren wir dir böse, über dein unbegreifliches Davonlaufen. Aber die Strafe, die dir durch den Zustand hier geworden ist, finden wir doch zu hart."

Manuela schob ihre weinende Mutter sanft von sich.

„Ich bitte um Verzeihung für mein thörichtes Fortgehen. Es war so kindisch. Aber ich sehnte mich nach Frieden, und ich glaubte, Marie-Luise würde mich nicht haben wollen, wenn ich vorher gebeten hätte: nimm mich auf. Und Ihr hättet mich nicht gehen lassen. Heute begreife ich selbst die kindische Form meines Handelns nicht."

Frau Alling trocknete ihre Thränen ab und sah ihren Mann ängstlich an. Manuela bat bescheidenen Tones um Verzeihung. Gewiß, sie war schon krank, elend, nervös, das arme Kind.

„Aber wir sind gar nicht mehr böse, gar nicht," sprach die Mutter liebevoll, „ach, wenn ich dich nur erst im Hause habe! Wir wollen doch gleich den Doktor holen lassen, zum Vorbeugen. Es könnte doch ansteckend sein."

„Nein, Mama, ich bleibe hier," sprach Manuela sanft und fest.

„Um keinen Preis. Wie werden wir das erlauben!"

„So werde ich es ohne Eure Erlaubnis thun," sprach die Tochter mit etwas schärferer Stimme.

„Aber ich bitte dich, Kind! Du verstehst doch nichts von Pflege. Die Jenny ist doch wohl noch da, man wird noch eine Wärterin dazu nehmen, dann eine gebildete Dame zur Oberaufsicht im Hause. Wir haben schon alles besprochen. Gut bezahlte und geschickte Leute sind hier nützlicher als du."

„Aber die gut bezahlten Leute werden Marie-Luise nicht lieben, wie ich sie liebe!" sprach Manuela.

Die Eltern sahen sich stolz an. Ja, ihr Kind hatte doch ein gutes Herz.

„Liebes Kind," bat die Mutter zärtlich, „das ist reizend von dir gedacht. Wir wollen auch oft nachsehen kommen. Ich verspreche dir, zweimal in der Woche oder öfter mit dir herauszufahren."

„Nein," sagte Manuela, „ich will und muß so handeln. Ich kann nicht anders. Laßt mir die Freiheit, meiner Empfindung nachzugehen. Sie allein hat mich geliebt und verstanden, sie allein habe ich lieb — außer Euch."

Der Zusatz konnte nicht mehr den Worten ihren Stachel nehmen.

Die Eltern waren einige Sekunden sprachlos. Wie immer sahen sie sich Rat und Verständnis heischend an.

„Sie allein hat dich geliebt? Sie? Und wir, deine treuen Eltern?" fragte Frau Alling, kaum ihrer Stimme mächtig.

„Bitte, Mama, laß das," sagte Manuela, die sich unaussprechlich von diesem Wortkampf gequält fühlte.

„Nein," sprach Herr Alling, der sich zu lebhaft all der Sorgen erinnerte, die seine teure Mathilde um der Tochter willen stets ertrug, „das möchten wir denn doch erklärt und begründet sehen."

Manuela ging an das Fenster, sah mit geblendeten Augen und halbgeschlossenen Lidern einige Sekunden in die weißleuchtende Winterlandschaft hinaus und wandte sich dann um, während die Blicke der Eltern gespannt an ihr hingen.

„Ihr habt es treu und gut mit mir gemeint," begann sie leise, „aber Ihr hattet so wenig — Zeit für mich."

„Keine Zeit für dich!" rief Frau Alling, „ich, die ich mich nie von dir trennte! Wo andere Mütter ihre Kinder in die Kinderstube verbannten, behielt ich dich stets bei mir im Salon, und wo andere Mütter, die selbst noch schön und jung sind, ihre heranwachsenden Töchter verstecken, habe ich dich mit sechzehn Jahren schon ausgeführt."

„Vielleicht," sagte Manuela mit zitternder Stimme, „wäre es besser für mich gewesen, wenn du zu mir in die Kinderstube gekommen wärest, anstatt mich zu dir in den Salon zu nehmen."

Eine große Stille entstand. Frau Alling war ganz bleich geworden. Sie warf sich an ihres Mannes Brust und verbarg dort ihr Angesicht. Und sie hörte das Herz des Gatten schnell und schwer klopfen.

Und sie wußte aus diesem Herzschlag und

erriet aus dem Atemzuge, der schnell und unregelmäßig über des Gatten Lippen kam, daß ihn das Wort der Tochter getroffen wie ein Blitz der Erkenntnis, der niederfährt und das ganze Gebäude von Selbsttäuschung zerstört.

Plötzlich schreckten die Gatten auf. Sie hatten einen herzzerreißenden Ton vernommen.

Und sie sahen ihr Kind auf den Knieen liegen, das Haupt auf einem Sesselsitz geborgen, und sie hörten ein wildes Schluchzen.

Sie wußten nicht, daß all die Erregung der letzten Zeit, all der heimliche Gram um ein verlorenes Leben, all der Schreck von gestern und die Anstrengungen der schlaflosen Nacht plötzlich sich rächten und zum erstenmal nach einem natürlichen Ausdruck rangen.

Sie waren zitternd um ihr Kind beschäftigt, und zum erstenmal dachte Herr Alling nicht: wird Mathilden die Aufregung schaden? Und zum erstenmal sorgte Frau Alling sich nicht: wird meinen Mann der Kummer nervös machen? Sie vergaßen einander und dachten, hilflos und heiß besorgt, nur daran, wie sie ihrem Kind wohlthun könnten.

„Liebes Kind — süßes Herz — sieh, wir haben vielleicht unrecht gehabt — wir meinten es so gut — und es hat dir auch nicht geschadet — nein, du bist so lieb und so treu — du hast es diese Nacht bewiesen — dein Herz ist golden — — —"

Sie sprachen durcheinander, immer nahm einer dem anderen das Wort vom Munde und fuhr fort, sodaß es wie eine Rede klang. Und sie horchten lange auf die Worte, die nun zwischen dem Schluchzen hörbar wurden.

„Vergebt mir — Kinder sollen ihre Eltern nicht richten. Aber ich wäre Euch so dankbar gewesen, wenn Ihr mich zum Weibe erzogen hättet — mein Leben ist zerstört — ich bin ein verschrobenes, verdorbenes Geschöpf, unfähig, ihn zu beglücken — seiner nicht wert."

Ach, die horchende Mutter verstand ihr Kind nicht, sie wußte gar keinen Sinn in die Rede zu bringen, außer vielleicht den einen, daß Manuela glaubte, eine verkehrte Erziehung empfangen zu haben. Sie konnte nichts thun, als auch weinen. Nun aber erwachte in Herrn Alling die Sorge für seine Frau.

„Diese Aufregung müssen wir beherrschen," sagte er streng, „Ihr macht Euch beide krank. Hilf Manuela sich beruhigen und auf die Heimfahrt vorbereiten, ich suche den unglücklichen Schwager auf, höre, wie es mit Marie-Luisens Krankheit ist, und dann fahren wir nach Berlin."

Manuela sprang auf, ihr Schluchzen verstarb.

„Aber ohne mich. Verzeiht, wenn ich Euch in diesem einzigen Fall den Kindesgehorsam kündige. Aber wenn du den Blick gesehen hättest, den Blick von Dankbarkeit, als Marie-Luise gegen Morgen aus ihrer Besinnungslosigkeit erwachte und mich sah — dann würdest du nicht mehr darauf bestehen, mich ihr zu nehmen."

Frau Alling wollte antworten. Aber ihr Mann drückte ihr in einer gewissen, bestimmten Art die Hand, was stets soviel hieß als: laß mich reden.

„Nun denn — ja. Aber vorerst werden wir den Arzt fragen, ob Ansteckungsgefahr ist. Und versprich mir, dich einige Stunden hinzulegen."

Das versprach Manuela, denn ihre Nerven zitterten, sie konnte kaum mehr stehen. Als sie sich von ihrer Mutter nach Jennys Zimmer und auf Jennys Bett geleiten ließ, murmelte sie:

„Ich bin es nur noch nicht gewohnt." Und nach wenig Minuten schlief sie fest und friedlich ein.

Allings warteten noch den Geheimrat ab. Dieser, mit ihnen gesellschaftlich sehr befreundet, plauderte ein halbes Stündchen gemütlich mit Herrn Alling, nachdem er Frau Alling genau erklärt, daß es sich bei Marie-Luise nicht nur um einen Anfall von Kniegelenkrheumatismus handle, sondern auch um eine hochgradige Nervenerschöpfung. Ansteckend sei es also in keinem Fall. Ob aber die Sache einen guten Ausgang nehmen werde, hinge von den Kräften ab, die Marie-Luise einzusetzen habe.

So konnten denn Allings, wenn auch nicht leichten Herzens, doch etwas gefaßter heimfahren. Herr Alling hatte bei Ludolf Sandbach erst eine hochmütige Ablehnung erfahren und wohl gemerkt, daß derselbe sich als Herr des Hauses und Erbe des Neffen fühle. Es war nötig gewesen, den Menschen merken zu lassen, daß diese Thatsache keineswegs feststehe, sondern daß Marie-



Ein harter Winter. Nach einer Zeichnung von A. Castaigne.

Luise nur die Absicht ausgesprochen habe, im Fall eines früheren Todes ihres Kindes die Sandbachsche Erbschaft nicht anzutreten, daß aber diese Absicht durch keinerlei bindendes Dokument schon festgelegt sei. Alling bot, ohne eine sehr zarte Form für nötig zu halten, Sandbach Geld an für einen Aufenthalt in Berlin, bis nach Marie-Luisens Genesung alle Fragen entschieden werden könnten.

Da Ludolf Sandbach Herrn Alling als Berater seiner Schwägerin wohl kannte, auch mit dem Vertrauen, das Verbrecher stets zur Ehrlichkeit lauterer Menschen haben, ihm unbedingt glaubte, nahm er das Anerbieten an, jedoch erst für den Tag nach der Beerdigung des Knaben. Er — Ludolf Sandbach — wolle seinen geliebten Neffen nicht verlassen, solange noch das, was körperlich an ihm sei, über der Erde stehe. Auch habe er die traurigen Geschäfte zu besorgen, die der Tod mit sich bringe.

Obschon Herr Alling wußte, daß es Marie-Luisen schrecklich sein müsse, gerade von diesem Menschen ihr Kind bestattet zu sehen, mußte er sich darein ergeben.

Aber er beschloß, von seiner kostbaren Zeit viel zu opfern und zunächst jeden Tag herauszukommen, um nach seiner Tochter und der Kranken zu sehen und ein Auge auf den widrigen Menschen zu behalten.

— — — — — — — — — — — —

Manuela erwachte und mußte sich erst erstaunt besinnen, wo sie war. Sie fühlte sich völlig ausgeruht, und eine merkwürdige Frische war in ihr, trotz all des Jammers, welcher unter diesem Dach wohnte. Sonst, wenn sie morgens aufstand oder gar am Tage nach Ballnächten, die einen Erholungsschlaf zur Mittagszeit forderten, hatte sie lange mit bleierner Unlust zu kämpfen. Sie reckte und dehnte sich, versuchte immer nochmals einzuschlafen, träumte mit offenen Augen, las wohl noch im Bett und stand endlich in übler Laune auf, meist mit dem Gedanken im Herzen, wie langweilig das Leben und der heutige Tag sei. Denn, wie bei allen unbefriedigten Menschen, war ihr das „Heute" immer das Drohendste. Das „Gestern" war ja überstanden, und das „Morgen" konnte doch vielleicht einen Inhalt haben.

Daß sie sich nun hier gleich so ganz wach und kräftig fühlte, wo doch alles zur Trauer stimmte und wo sie doch nach einer durchwachten Nacht nur wenig Stunden geschlafen hatte, dünkte ihr ein Rätsel. Sie wußte nicht, daß es daher kam, weil eine ernste, große und anstrengende Aufgabe vor ihr lag.

Nachdem sie sich ohne jedwede Hilfe angezogen hatte und dabei bemerkte, daß es eigentlich viel schneller ging als unter dem Beistand der Jungfer, schlich sie hinüber nach Marie-Luisens Zimmer.

Dort herrschte Dämmerung und Schweigen. Die Vorhänge waren herabgelassen, um der blendenden Wintersonne den Zutritt zu verwehren. Der Wandschirm, welcher Marie-Luisens Bett von der anderen Zimmerhälfte getrennt, war hinweggeräumt, man sah gleich beim Eintritt die Kranke liegen, im tiefen Schatten des Baldachins von roten Stoffen, der über dem Lager unter dem Plafond befestigt war und von oben schwere Stoffe je am Kopf- und Fußende des Bettes niederwallen ließ.

Jenny, die unermüdliche Pflegerin, saß in einem Lehnstuhl vor dem Bett und hielt ihre Blicke unverwandt auf die Kranke gerichtet.

Auf den Zehenspitzen näherte sich ihr Manuela und flüsterte ihr ins Ohr, daß jetzt sie ruhen solle. Ohne Zögern stand Jenny auf, sie wußte, daß es galt, lange leistungsfähig zu bleiben, und konnte, durch ihren Beruf daran gewöhnt, zu jeder Zeit auf Befehl und nach der Stunde der Ablösung schlafen. Sie wachte auch stets von selbst pünktlich zur vorgesetzten Minute auf — einer Maschine gleich, die auf eine bestimmte Leistung eingestellt ist.

„In drei Stunden komme ich wieder. Dann spricht der Geheimrat wieder vor," flüsterte sie. „Also wie in der Nacht, jede Stunde die Medizin."

Da saß nun Manuela, wie vorher Jenny dort gesessen, und sah auf die Kranke. Diese lag nicht sehr ruhig. Von Zeit zu Zeit kam ein zitternder Seufzer von den trockenen Lippen oder ein leises Stöhnen, wenn bei einem Versuch, sich zu bewegen, der fürchterliche Schmerz in den Gelenken aufgerührt ward. Das stets so blasse Angesicht schien wie von Elfenbein. Ein gleichmäßiger, gelblicher Schimmer gab der Blässe etwas schmerzlich Krankes. Das braune Haar lag schwer um die Stirn und war hoch auf

dem Wirbel zusammengesteckt, damit die Last beim Liegen nicht auf die Nerven des Hinterkopfes drücke. Diese aufgetürmte Haarmasse über dem elenden Gesicht glich einer dunklen, spitzen Krone und gab dem Bild des Kopfes eine fast drohende Strenge.

Marie-Luise schlug die Augen auf, von denen ein Fieberglanz erschreckender Art ausging. Hilfesuchend wandte ihr Blick sich zu Manuela hin.

Diese beugte sich mit sanfter und geräuschloser Bewegung über die Kranke.

„Ich möchte anders liegen," flüsterte sie. Manuela umfaßte mit starken Armen den Oberkörper der Freundin und suchte ihm vorsichtig eine veränderte Lage zu geben.

Sie zitterte vor Angst, ihr wehzuthun oder ungeschickt zu sein, und war beglückt, als Marie-Luise erleichtert aufatmete und flüsterte:

„So — sehr schön."

Dann, nach einigen Minuten der Stille schien es, als ob die Kranke sprechen wollte. Manuela horchte mit geneigter Stirn.

„Du bist noch hier?" fragte sie.

„Ich bleibe bei dir. Meine Eltern haben es erlaubt. Und nicht wahr, du hast Geduld, wenn ich mich einmal etwas dumm anstelle?" bat Manuela, die sich stets gerühmt hatte, ohne jegliches Geschick für sämtliche weiblichen Aufgaben zu sein, und damit prahlte, niemals kochen, nähen, Kinder warten, Kranke pflegen lernen zu wollen oder zu können. Es war so eine von ihren Redensarten gewesen, mit denen sie geglaubt hatte, sich den Putz der Originalität zu geben. Aber in diesem Augenblick war sie von ihrem Ungeschick tief überzeugt und sehr traurig darüber. Sie hätte gewünscht, es besser zu verstehen als Jenny.

„Oh, du hast Talent zu pflegen," sagte Marie-Luise, „eine so sichere und sanfte Hand."

Das junge Mädchen bekam Herzklopfen vor Freude. In ihrem ganzen Leben hatte ihr noch keine Schmeichelei so wohl gethan wie dies Lob der armen Kranken.

Nun waren sie wieder beide still, die Leidende und die Pflegerin.

Marie-Luise sah vor sich hin, der Glanz ihrer Augen schimmerte unter den halbgesenkten Lidern hervor. Was mochte durch ihre Gedanken ziehen? Wußte sie, daß ihr Kind tot war? Hatte sie es vergessen? Manuela zitterte vor einer Frage und bewachte angstvoll den schmerzlichen Ausdruck im Gesicht.

Mit einemmal schlug die Kranke das Auge voll und groß auf, es schien, als richteten sich mit dem Blick ihre Gedanken nach oben. Ein Ausdruck von himmlischer Ergebung lag auf ihren Zügen. Langsam rannen große Thränen über die abgezehrten Wangen.

Manuela mußte die Zähne in die Unterlippe graben und die Hände fest zusammenfalten, um sich zur Fassung zu zwingen, damit in ausbrechendem Mitleid nicht auch ihre Thränen flossen.

Im Hause schien es laut zu werden, denn durch die Stille klangen dumpfe, vorsichtige Schritte, Thüren gingen, und man vernahm Flüsterstimmen.

Marie-Luise schien zu horchen. Ihre Stirn feuchtete sich vor Anstrengung, irgend einen bestimmbaren Laut zu vernehmen. Endlich verhallten die gedämpften Geräusche. Da suchte der fieberische Blick wieder das junge Mädchen. Und zugleich schon kniete Manuela neben dem Bett, zärtlich das feuchte Gesicht der Kranken abwischend, so zart, als sei die Wange wie ein leichtverletzliches Blumenblatt.

Marie-Luise tastete nach der wohlthätigen Hand.

„Willst du hingehen und sehen, wie er liegt? Mir alles beschreiben? Und gib ihm Blumen — alle Blumen aus meiner Wohnung in Berlin sollen abgeschnitten und hergebracht werden — ich will — selbst einen Kranz — — —"

Ihre Kräfte versiegten, sie schloß die Augen. Manuela flößte ihr von dem alten Malaga ein, der für solche Schwächeanwandlungen schon bereitstand.

„Ich kann nichts — nicht einmal ihn sehen!" flüsterte sie dann weiter. „Im Leben und im Tod darf ich nicht bei ihm sein. Geh' du zu ihm. Er soll nicht allein bleiben mit Fremden. Sag' mir, wie er gebettet ist."

„Ich darf dich nicht allein lassen," sagte Manuela mit zitternder Stimme.

„Doch — geh' —", drängte die Kranke hastig. Manuela erhob sich und ging mit bebenden Knieen zur Thür.

Sie sollte nachsehen, wie das tote Kind gebettet lag. Eine Leiche sehen! Und ganz

allein! Sie, die noch nie dem Tod ins Angesicht geschaut.

Ein unaussprechliches Grauen durchrüttelte sie, eine unvernünftige und wahnsinnige Angst.

Draußen auf dem Korridor blieb sie stehen, vor jener Thür, an der sie heute Morgen schon nur mit Zagen vorbeigeschlichen, weil dahinter eine Leiche lag.

Sie stellte sich den Anblick des Todes als das Grauenvollste vor, was die Erde ihren Geschöpfen zeigt.

„Ich kann nicht, ich kann nicht," dachte sie verzweifelt.

Aber wie sollte sie einer Schwerkranken einen Wunsch abschlagen, einem verzweifelten Mutterherzen den kleinen, armseligen Trost vorenthalten, daß dem toten Kinde noch Aufmerksamkeit und Liebe gezeigt werde?

Sekundenlang schlich der feige Gedanke durch ihr Herz:

„Wenn ich sagte, als Trost- und Notlüge, ich hätte ihn gesehen?"

Aber dann kam eine tiefe Scham über sie. Wie, war es denn so schwer, Angst, Feigheit, Grauen zu besiegen? Was würde er denken, wenn er sähe, daß es ihr an moralischem Mut gebräche?

Im Korridor war es so still und leer. Die eichenfarbenen Holzthüren in der hellgestrichenen Wand, der schmale Teppichstreifen auf dem Estrich, die schmucklosen Wände — das alles wirkte plötzlich unheimlich auf Manuela, als sei sie in einem Gefängnis. Sie fürchtete sich, auf dem Korridor zu bleiben, und fürchtete sich noch mehr hineinzugehen.

Sie legte die Hand auf den Drücker, er gab schon nach, wo sie hoffte, er würde widerstehen. Ein Gefühl physischer Übelkeit überkam Manuela, in ihren Ohren brauste es, Blässe überzog ihre Wangen.

Nun war sie im Zimmer. Grell fiel das Tageslicht in den Raum, in dessen Mitte ein Sarg stand. Eben hatte man den Knaben hineingebettet, Ludolf Sandbach hatte es eilig gehabt mit der Erfüllung seiner angemaßten Pflichten, und da man für die Bedürfnisse des Todes jederzeit alles kaufbereit findet, lag das Kind schon aufgebahrt, im Leichenhemd, von grünem Kranz umgeben, auf seinem letzten Ruhekissen.

Wie von einer unheimlichen Macht gezogen, der sie nun nicht mehr entrinnen konnte, kam Manuela heran.

Ihre Augen konnten sich nicht von diesem Anblick wenden.

Vom Tode ausgereckt wie jeder Körper, war auch die Gestalt des Knaben lang geworden, und schlank und flach lag sie da. Marmorschwere und marmorweiße Hände lagen still gefaltet auf der Brust. Das Haupt, von den blonden Locken umziert, ruhte auf dem weißen Atlaskissen. Die Lider waren geschlossen wie im tiefen Schlaf, und ein unendlicher, rührender Friede lag auf dem schönen Gesicht.

Das war der Tod? So war sein Angesicht? So schweigsam war er und so beredt zugleich? Stand nicht auf dieser jungen Stirn lesbar geschrieben eine Predigt von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen? Redeten diese geschlossenen Lippen nicht vernehmbar von der ärmlichen Eitelkeit des Lebens?

So war das Ende? So streckte eines Tages die gewaltige Hand des Herrn alles hin, was lebt und atmet — so still, so stumm? Wie das erlösend sein mußte für gequälte Herzen, so ganz in sättigender, tiefer Ruhe auszuatmen, befreit von allem Leid!

Alles, was des Daseins Schmerz und Irrung ausgemacht, von sich zu thun und sich wieder anheimzugeben an das Vaterherz des Ewigen über uns!

Die erhabene Majestät des Todes zermalmte und erhob das junge Geschöpf, welches sich ihm zum erstenmal nahte. In Demut und von Schauern der Andacht erschüttert, kniete Manuela nieder.

Sie faltete die Hände.

Ihre Lippen blieben stumm, vielleicht auch ihre Gedanken ungeordnet.

Und doch war es ein Gebet, fromm und groß und rein, das sich aus ihrer Seele emporrang.

Ein Gebet, in der Form eines Wunsches, vom Höchsten Kraft zu empfangen zu würdigem, nützlichem Leben und einstigem friedlichem Tod.

Die Wintersonne schob still und glänzend ihre Strahlen weiter, sie glitten vom Estrich, auf dem sie in breiten Bündeln geruht, hinauf an den Sargwänden und trafen das blonde Haar des Toten. Ein Schimmer

von Licht und Leben umgab das friedliche Haupt.

Betroffen von der neuen und fast heiteren Schönheit dieses Anblicks brach Manuela in Thränen aus.

Sie faltete die Hände. Von Demut und Frömmigkeit war sie erfüllt, — es schien, als sei alles in ihrem Leben wie ausgelöscht und als kniee sie hier, klein, jung, hilflos, wie ein Kind, das zum erstenmal Gebete stammeln lernt:

„Und nimm ihn zu dir in dein himmlisches Reich," sagte sie laut.

17.

Stille und doch bange Tage gingen hin. Jeden Morgen kamen entweder Herr oder Frau Alling herausgefahren, um sich nach der teuren Kranken und der geliebten Tochter umzusehen. Manuela war zu sehr in sich gekehrt, um an ihren Eltern eine Veränderung zu bemerken, und diese wiederum konnten an Manuela keine Veränderung feststellen, weil auch sie sehr mit sich beschäftigt waren und weil man sich überhaupt unter so besonderen Bedingungen sah.

Das Allingsche Ehepaar war nach jenem Morgen, wo die schmerzlichen Worte gefallen, sehr gedrückt nach Berlin zurückgekehrt. Sie fühlten sich beide zu nervös abgespannt, um den Tag und die folgenden in Gesellschaft zu gehen. Auch ermüdeten die Fahrten nach Wannsee beide und raubten ihnen so viel Zeit, daß am Rest des Tages manches nachgeholt werden mußte.

So kam es denn, daß das Ehepaar, welches sonst vom September bis Mai keinen Abend zubrachte, ohne „etwas vorzuhaben", sich oft allein zusammenfand. Und dann empfanden sie einen wehmütigen stillen Frieden, eine große Wohlthat durch die Ruhe.

Sie, die sich so innig liebten, sahen erst diese Abende als unverhofftes, dem Zufall abgerungenes Geschenk an. Denn ihr ganzer Kreis mußte einsehen und sah es auch rühmend ein, daß Allings mittrauerten und mitsorgten für ihre beste Freundin. Manuelas Krankenpflegerrolle wurde, als man davon zu sprechen anfing, als neuester Sport der blasierten jungen Dame aufgefaßt.

Allmählich aber begannen Allings sich zu fragen, ob sie sich nicht so friedvoll glückliche Abende hätten stets und reichlich schaffen können, ob ihre „Pflichten" und „Rücksichten auf die Stellung" nicht zum Teil eingebildete oder wenigstens übertrieben aufgefaßte gewesen seien.

Und in dieser Ruhe, die im Hause einzog, ereignete sich noch ein ganz Neues.

Früher hatte das zärtliche Ehepaar so wenig Zeit für sich allein dem von Gesellschaften, Geschäften, Theater und Besuchen ausgefüllten Tag abringen können. Und dann waren sie eifersüchtig auf diese karge Zeit gewesen und hatten die Gegenwart der Tochter als Störung empfunden.

Nun aber, wo sie sich viel mehr einander widmen konnten, sehnten sie sich nach ihrem einzigen Kind. Es war so leer am Tisch, seit der dritte Stuhl unbesetzt blieb. Und in Manuelas Zimmer mochte Frau Alling gar nicht treten. Es war so kalt darin, als ob jemand gestorben sei.

Und dann, als Frau Alling einmal doch selbst dort ein bißchen aufräumen und Staub wischen wollte, sah sie Manuelas Bücherei und war entsetzt, Autoren, wie Dostojewski, Tolstoi, Maupassant, zu finden. Sie hatte sich nie um Manuelas Lektüre bekümmert und war nun entsetzt. Als sie mit ihrem Mann darüber sprach, meinte der tröstend, wohl sei es Gift gewesen, aber eines sei sicher: von einem vollen Verständnis dieser Autoren wäre keine Rede bei ihrer Tochter.

„Junge Seelen," sprach er, „wandeln harmlos an Abgründen hin; sie sagen ahnungslos, ‚ach wie grausig ist es gewiß da unten', vielleicht sagen sie es auch gar nicht, weil sie sich einbilden, es klingt gescheit, wenn sie schon von Tiefblicken reden — in der That aber haben sie weder Begriff noch Verständnis davon, wie es in den Abgründen wirklich ist."

Sie beschäftigten sich immerfort jetzt mit ihrer Tochter, und obschon sie einander nie eingestanden, daß sie die gemachten Fehler erkannten und bereuten — dazu wünschten sie voll Zartgefühl zu sehr alles zu vermeiden, was einem Vorwurf gleichen könne, denn zwischen Eltern ist Selbstanklage des einen Teils Vorwurf gegen den anderen, da die Pflicht gemeinsam — obschon sie also sich nie offen darüber aussprachen, waren

sie doch beide entschlossen, gut zu machen, was noch gut zu machen war.

Sobald Marie-Luise genesen sein würde, konnte man eine Reise antreten und die liebe Rekonvaleszentin mit sich führen. Denn hatte sie vorher schon den Allings nahegestanden, so würde die Zukunft sie ganz aneinander fesseln. Sie sahen, daß Manuela diese Frau fast mit Leidenschaft liebte und sich in einer Weise für sie opferte, die darauf hindeutete, daß sie sich nicht leicht wieder von ihr trennen würde.

Wenn Marie-Luise genesen würde! Zuweilen las man in den Tagesblättern eine kurze Notiz über den Verlauf ihrer Krankheit, es hieß, daß die besten Hoffnungen vorhanden seien.

Allings aber wußten, daß der Geheimrat keine hege.

„Die Frau hat jahraus, jahrein zu viel Nervenkräfte verbraucht," sagte er, „sie hat immer von ihrem Lebenskapital gezehrt und kaum ein wenig neu hinzuerworben. So ganz ohne Freude und Sonnenschein kann der Mensch wohl lange vegetieren, durch die Energie des Willens. Wird aber dieser durch eine Krankheit gebrochen wie hier, dann haben wir für all unsere Kunst in der Leidenden selbst gar keine Hilfe und Förderung. Und ohne die — das wissen Sie, sind wir auch ohnmächtig. Man kann nur eine Lampe anzünden, auf der Öl ist, sonst bleibt der beste Docht und die besten Alumetti unnützes Rüstzeug."

Eugen Hesberg und seine Mutter waren zugegen gewesen, als der Geheimrat im Allingschen Hause diese Worte sprach.

Sie kamen sehr oft, die Teilnahme für Marie-Luisens Geschick führte die beiden Familien so natürlich zusammen, daß Allings sich nicht wunderten, wenn Eugen fast täglich vorsprach oder Frau Hesberg gar morgens zuweilen mit nach Wannsee fuhr.

Diese allezeit entschlossene und gerechte Frau hatte ihre Heimreise aufgeschoben. Ihres Sohnes Benehmen ängstigte sie. Er war sehr still und sehr bleich.

Sie glaubte, daß er leide, weil sie sich so scharf über Manuela geäußert. Und da sie inzwischen ihre Ansicht etwas geändert hatte, sagte sie einmal gerade heraus:

„Um der Gerechtigkeit willen, Eugen: leiden mag ich sie heut auch noch nicht, aber respektabel ist das von ihr, so mitten heraus aus der Jagd nach Vergnügen sich an das schwere Krankenbett zu setzen! Erst dachte ich: na, das hält keine zwei Tage vor, das ist so 'ne romantische Anwandlung. Aber nun schon zwei Wochen! Ich habe deinen Vater gepflegt und weiß, daß so ein Ringen um Tod und Leben kein Spaß ist. Also alle Achtung!"

Damit glaubte die Mutter dem Sohne schon ein großes Entgegenkommen gezeigt zu haben und war erstaunt, daß er sich auch infolge dieser Worte nicht erheiterte.

„Nun," sagte sie etwas gereizt, „ich kann doch meine ganze Ansicht über das Mädchen nicht wenden wie ein verblichenes Kleid. Daß sie auch **gute** Seiten hat, freut mich ja für sie. Aber was ich sonst von ihr sah und weiß, bleibt doch bestehen."

„Ich bitte dich, Mutter," sprach Eugen gedrückt, „rege dich doch nicht immer wieder um Manuela auf. Sie wird mich niemals nehmen, sie hat es mir gesagt, sie ist zu stolz, sich einem Mann zu geben, den sie nicht glücklich machen zu können fürchtet."

Nun ließ Frau Hesberg ihr großes Strickzeug in den Schoß sinken, so daß ihre Hände sich fast begruben in den Falten des schon halb fertig gestrickten Unterrockes.

„Sie hat dir gesagt, daß sie dich nicht nehmen werde!" rief sie außer sich.

Ein Mädchen hatte den Mut, den Wahnsinn, die Unverschämtheit, ihren Eugen auszuschlagen, anstatt auf den Knieen Gott zu danken, daß der sie wollte!

So sehr sich Frau Hesberg gegen Manuela als Schwiegertochter sträubte, so empört war sie doch, daß dieselbe ihren Sohn also gar nicht einmal wollte.

Diese Möglichkeit war ihr nie in den Sinn gekommen. Sie hatte sich nur immer feindselig in alle denkbar gespannten und unfreundlichen Begegnungen mit ihrer künftigen Schwiegertochter hineingedacht. Aber daß diese Feindseligkeit nun eine ganz unnütze Mühe gewesen sein sollte, ärgerte sie maßlos.

„Sie will wohl meinetwegen nicht," fragte sie argwöhnisch, „weil sie gemerkt hat, daß ich sie nicht mag. Das ist dann ganz vernünftig von ihr, sich nicht zwischen uns zu drängen."

„Mutter," sagte Eugen, der schon mit dem Hut in der Hand dastand und die Minuten zählte, denn seine Bureaustunde war gekommen, „Mutter, ich glaube nicht,

daß Männer und Mädchen sich in ihrer Liebeswahl durch Vorurteile oder Abneigung von Vätern oder Müttern irre machen lassen dürfen oder werden. Es handelt sich um ein eigenes neues Leben und Geschick, nicht um das deine. — Ich bitte dich aber, mich nicht falsch zu verstehen. Ich habe keineswegs formell um Manuela angehalten, sondern nur aus einer bestimmten Äußerung von ihr schließen dürfen, daß sie glaubt, nicht die Eigenschaften zu besitzen, die mich beglücken, die ich vom Weibe fordere."

Er ging hinaus und ließ seine Mutter im Zustand äußerster Verwunderung zurück. Sonderbare Gedanken kamen ihr.

Also nicht einmal so wichtig war sie, daß an ihrer Persönlichkeit eine Heirat scheitern konnte? Sie gestand es sich nicht ein, weil es ihr ganz unbewußt war, aber es hätte ihr doch wohlgethan, wenn Manuela sich so vor ihr gefürchtet hätte, daß sie sich nicht ohne weiteres traute, Eugen zu nehmen. Lange und bescheiden hatte Manuela um ihr mütterliches Wohlwollen werben sollen, und dann vielleicht hätte sie sich haben erweichen lassen, die jungen Leute zu segnen.

Also sie — die Mutter — war gar kein Hindernis? Konnte also auch nicht Beförderin sein?

Es ist im Leben jeder Mutter ein schwerer Augenblick, sich von der Stellung der Herrscherin über Herz und Leben des Sohnes zur bloßen Zuschauerin herabgedrückt zu sehen.

Frau Hesberg hatte sich so lange dagegen gesträubt. Ihre Herrschbegier konnte den Gedanken nie ertragen, nicht mehr die Geschicke des Sohnes bestimmen zu dürfen. Aber allen sehr selbständigen Naturen flößt Selbständigkeit bei anderen Achtung ein. Aus ihrem Erstaunen rang sich endlich ein klarer Gedanke los, der in Worte gekleidet gelautet hätte:

„Er ist mein Sohn!"

Sie war auch gerecht und hatte starke Anlagen, logisch zu denken — trotz all der Querstriche, die ihre Mutterliebe und ihr Temperament ihrem Verstand zuweilen machten.

Sie grübelte darüber nach, daß diese Manuela die Erkenntnis hatte, nicht für Eugen zu passen. Im Grunde genommen war dies ein Beweis ihres demutsvollen Respektes vor Eugen — sie wagte nicht, sich einem solchen Manne mit dem Bewußtsein all ihrer Fehler zu geben, sie fand ihn zu gut und zu groß, ihn mit Blendwerk und Flitter zu betrügen.

Und mit einem Male ertappte Frau Hesberg sich bei einem mitleidigen Gedanken mit dem „armen Kind", welches von seinen Eltern verbildet und verkümmert worden war, aber sich doch einen stolzen und tapferen Charakter bewahrt hatte.

„Schade — sehr schade . . ." murmelte sie vor sich hin. Dann packte sie ihr Strickzeug zusammen und ging ein bißchen hinüber zu Frau Weltrich. Sie war zu sehr an wechselnde Hausfrauenthätigkeit gewöhnt, um diese Müßigkeit zu ertragen. So nahm sie wenigstens mit guten Ratschlägen und in ergiebiger Aussprache an der Arbeit und den Sorgen der Wirtin ihres Sohnes teil.

Eugen ging unterdes seinem Ministerium zu. Sein Kopf war schwer, sein Herz bedrückt. Aus seinem Gedächtnis wollten die Worte des Geheimrats über Marie-Luise nicht weichen.

Also die Energie ihres Willens war gebrochen. Und nur durch diesen hatte sie bislang ihr Leben ohne Sonnenschein und Freude ertragen!

Immer stand vor seinem geistigen Auge jener eine Blick voll herzzerreißenden Schreckes — immer jener stumme, qualvolle Vorgang, wie Marie-Luise versuchte, sich aus ihrer Vernichtung zu erheben, sie zu verbergen und wo doch ihr ganzes Wesen ihm verriet: du bist geliebt.

Er wußte, daß bis dahin in ihrem Innern ein unzerstörbarer Rest von Lebensfreudigkeit gewesen, welcher nur eines Lichtstrahles bedurfte, um aufzuglühen. Aber er wußte auch, daß dieser letzte kleine Funken von Glückshoffnung in jenen schrecklichen Augenblicken ganz erloschen war.

Seine Liebe hätte sie trösten können über die herbe Vergangenheit, über den Verlust ihres Kindes; er hätte sie wieder lächeln lehren können.

Und er liebte sie nicht.

Ihm war so entsetzlich zu Mut, wie jemand, der einen Mitmenschen ertrinken sieht und ihm dennoch nicht helfen kann.

Das Bewußtsein, von einer auserlesenen Frau geliebt zu sein, erweckte keine leise Regung der Eitelkeit in ihm. Es war ihm nur drückend und schmerzlich. Er trug es

wie eine Krone, zu der er sich nicht berufen fühlte, die ihm eine zu hohe Last war und die er gerne abgelegt hätte.

In der Einsamkeit konnte er erröthen, wenn er daran dachte. Zum erstenmal in seinem Leben kam ein beklemmendes Gefühl von Unsicherheit über ihn. Er wußte nicht, welche Haltung er einnehmen sollte.

Nach Wannsee hinauszufahren scheute er sich. Marie-Luise würde es hören, sich erregen, vielleicht hoffen — — oder vielleicht glauben, daß Mitleid ihn bewege — — bei solcher Vorstellung klopfte sein Herz. Eine edle Bescheidenheit erfüllte sein ganzes Wesen. Diese herrliche Frau, welche er nächst seiner Mutter verehrte wie kein Weib auf Erden mehr, sollte sich nie der Gegenstand seines Mitleids wähnen!

Und doch wieder, wenn er ihr Haus mied, würde sein Fernbleiben ihr nicht als Schonung oder gar als Teilnahmslosigkeit noch schmerzlicher sein?

Was thun, was lassen?

Und wenn er hinausfuhr, mußte er dann nicht auch Manuela sehen? Wie sollte er ihr ins Auge schauen können, unter Marie-Luisens Dach!

So gingen in Zweifel und Schmerzen zwei lange Wochen hin, und seit der Beerdigung des Knaben, bei welcher Manuela nicht sichtbar ward, hatte Eugen sich nicht mehr in Wannsee gezeigt.

Da kam eines Tages ein Brief für ihn an. Obschon er noch niemals Manuelas Handschrift gesehen, wußte er auf der Stelle, daß diese Aufschrift nur von ihr sein könne. Einfache schöne Züge, ohne jeden Aufputz von Verschnörkelungen und ausgeschweiften Strichen. Eine Schrift, die dem Wesen, welches sie einst gezeigt, vollkommen widersprach.

Sein Herz klopfte, als sollte er Schicksalentscheidendes in diesem Brief finden. Und zugleich sagte er sich, daß das Unsinn sei, denn was konnte Manuela ihm anderes zu schreiben haben, als etwa den Auftrag zu einer Besorgung, für die man ihn besonders geeignet hielt, oder eine Anfrage juristischer Art, in Marie-Luisens Finanzfragen mit dem Schwager, der nach dem Süden abgereist war, aber sein Wiederkommen zur endgiltigen Regelung der Erbschaftsfrage in Aussicht gestellt?

Er besann sich lange, ehe er den Brief öffnete, er wollte sich die naturgemäße Enttäuschung noch hinausschieben.

Aber der Inhalt des Briefes brachte ihm weder eine solche, noch eine bestimmte Nachricht überhaupt. Manuela schrieb:

„Hochgeehrter Herr Regierungs-Assessor!

Ich muß Sie sprechen. Ich bitte Sie, sobald als möglich zu kommen.

Manuela Alling.“

Nicht mehr. Man fühlte, wie sich die Schreiberin die wenigen Worte abgerungen hatte.

Und Eugens Aufregung, in die er durch den verschlossenen Brief versetzt wurde, konnte sich durch den geöffneten nur noch verstärken. Abend war es gewesen, als der Brief kam, vor dem nächsten Mitag konnte Eugen nicht die Freiheit gewinnen, hinauszufahren.

Seine Amtspflicht fesselte ihn in den Vormittagsstunden. Dann mußte er seine Mutter zum Speisen geleiten. Er hatte ihr mit Vorsatz den Brief verheimlicht, wußte er doch nicht, ob die Mitteilungen, die er empfangen sollte, nicht ein Geheimnis waren. Und er hätte auch in seiner gequälten Stimmung nicht die Fragen seiner Mutter ertragen, noch ihre Kommentare zu Manuelas Zeilen.

So wurde es drei Uhr, als er sich auf den Bahnhof begeben konnte.

— — — — — — — — — — — —

Stille und bange Tage verlebte Manuela an dem Krankenlager der teuren Frau. An jedem neuen Tag wechselte der Zustand wohl zehnmal. Es kamen Stunden, wo die Wärterin und der Arzt zufrieden waren und alle Hoffnung fassen zu können glaubten. Dann kamen andere, die Manuela schrecklicher erschienen, als wohl nötig war, jene, wo die starken Mittel, mit denen man wenigstens das akute Leiden bekämpfte, Exaltationen bei der Kranken hervorriefen. Jenny konnte mit ihrer geschäftsmäßigen Ruhe nie genug betonen, daß das Salicyl fast bei allen Menschen kurze und schnellvorübergehende Zustände von Erregungen erzeuge — Manuela zitterte jedesmal, wenn sie die Freundin von Wahnvorstellungen und Todesangst erschüttert sah, wenn sie aus diesem sonst so stillen Mund wilde und unzusammenhängende Worte vernahm.

Mit unermüdlicher Kraft harrte sie an dem Lager aus, pünktlich mit Jenny in den Stunden wechselnd. Aber ihre Wangen





Der Friede sichert die Kraft des Landes.
Gruppe für das Treppenhaus des Stuttgarter Museums von Gust. Eberlein.

wurden blaß und schmal dabei, und ihr Kleid schien viel zu weit geworden, während Jenny einen Tag wie den andern mit gleichmäßigem Wohlsein und gleichmäßiger Fassung ihrem Beruf nachging.

Das kam, das Mitleid zehrte am Herzen der freiwilligen Pflegerin und machte ihre Thränen fließen und netzte ihr jeden Bissen Essen mit dem salzigen Naß. Auch die berufsmäßige Pflegerin war nicht mitleidlos, aber ihre Gefühle waren zu einer stoischen Ergebenheit abgedämpft. „Wir sind zum Leiden auf dieser Welt und werden schon in jener für alles entschädigt werden."

Manuela mochte nicht sprechen, sie war sehr, sehr schweigsam geworden in dieser Zeit. Sonst hätte sie Jenny gesagt, daß eine so dumpfe, gedankenlose Ergebenheit gewiß nicht das Richtige sei.

Wenn das Leben ein so kampfloses Dulden sein sollte, wo blieb dann die Größe des Todes?

Wenn wir nur auf der Welt sind, zu leiden, warum gab Gott uns die Fähigkeit zur Freude, und warum schuf er dann so viel Schönes, Auge und Herz daran zu erquicken?

Sich widerstandslos dem Elend ergeben, die Hände in den Schoß zu legen und alles gehen zu lassen, wie es eben gehen will — das konnte nicht Menschen-, nicht Christenpflicht sein.

In jener Stunde am Sarge des entschlafenen Kindes war es ihr aufgegangen, daß man würdig und nützlich leben müsse, aber auch solch Leben zu durchgeistigen suchen solle durch das Bestreben, Glück um sich zu verbreiten.

Die Art, wie Jenny nützlich lebte, hatte etwas geschäftsmäßig Resigniertes und darum Unfreudiges.

Es schien ein Widerspruch in sich, aber es kam Manuela vor, als sei in dem Pflegeramt für sie, trotz der bitteren Leiden, die sie mittrug, eine erhebende Freudigkeit.

Sie wußte nicht, daß an ihr ein uraltes Wunder neu sich offenbarte: indem sie Segen um sich zu verbreiten trachtete, ward sie selber gesegnet!

Und dann genoß sie eine Wonne ungeahnter Art, die, Dankbarkeit zu erwecken!

Immer wieder klopfte ihr freudig das Herz, wenn Marie-Luise ihr leise die Hand streichelte und ihr mit thränenfeuchtem Dankesblick in die Augen schaute.

Einmal fragte Marie-Luise — es war in einer schmerzfreien Stunde, wo gar keinerlei Herz- und Phantasiestörungen sie beunruhigten:

„Du bist schon so lange hier. Man wird dich entbehren. Sehnst du dich nicht zurück? — Du bist so an Vergnügen gewöhnt."

Da erschrak Manuela.

„Nein, nein," murmelte sie, „laß mich hier."

Und eine große Angst kam ihr vor der Zukunft. Wie sollte diese sein? Wieder so leer an Gehalt, so voll von albernen, eingebildeten Freuden und Wichtigkeiten? Wieder im Elternhaus inmitten von Luxus darben? Wieder so unsagbar allein in der Welt sein und so grenzenlos überflüssig?

Nein, an die Zukunft zu denken mußte Manuela vermeiden, um nicht zu verzweifeln. Sie durfte überhaupt nicht an sich denken, darüber hätte sie sonst ihre Hauptaufgabe versäumen können, und diese bestand darin, Marie-Luise zu erheitern.

„Unserer vortrefflichen Jenny," sagte der Geheimrat, der Pflegerin gütig auf die Schultern klopfend, „ist die Gabe der Unterhaltung nicht verliehen. Sorgen Sie mir dafür, liebes Kind, daß unsere Kranke sich nicht in brütende Grübeleien verliert."

Und der Hang zu diesen senkte sich wie ein grauer Schatten immer wieder über Marie-Luisens Geist.

Oft faltete sich ihre Stirn finster, und ein bitteres Lächeln spielte um die Lippen.

„Nun denkst du etwas Thörichtes!" sagte Manuela zärtlich.

„Ich denke, wozu ich lebe," flüsterte die Kranke. „Ich denke, wozu ich gelebt habe!"

Manuela, welche nun längst aus Äußerungen der Kranken selbst, des Arztes und auch ihrer Eltern das ganze freudlose Leben Marie-Luisens überschauen gelernt hatte, versuchte zu sprechen. Sie fühlte ganz die Armseligkeit ihrer Reden, aber es mußte doch versucht sein.

„Wofür du gelebt hast? Tausenden zur Freude."

„Für eine Frau ist es mehr, einem zur Freude zu leben!" sagte Marie-Luise leise.

„Das denkst du ja gar nicht," hob Ma-

nuela mit ihrer jungen, ach und so unzulänglichen Weisheit an. „Ich erinnere mich ganz gut, wie oft du dich deines Ruhms gefreut hast, wie oft es dich beglückte, wenn man dir sagte oder schrieb, daß du durch ein kluges Wort zweifelnde oder irrende Seelen zum Bessern und Guten geleitet. Du sagtest manchmal, du faßtest deinen Beruf auf wie eine Priesterthätigkeit und du seiest Gott Rechenschaft schuldig für die Art, wie du sie ausübtest."

„Sagte ich so?" sprach Marie-Luise und sah vor sich hin. — „Wann sagte ich so — doch, ich hab' es gemeint und mein' es noch. Aber hätte ich selbst mein Los wählen können! Ich hätte gewählt, nur ein Weib sein zu dürfen."

Manuela vergaß ihr Trösteramt und war einfach erstaunt und begierig, sich das Rätsel erklären zu lassen.

„Und bist du denn kein Weib?" fragte sie eifrig. „Wie meinst du das? Alle habe ich stets sagen hören, wenn sie voll Ehrfurcht von dir sprachen, wie weiblich dein Wesen sei, wie so sehr als Weib und wie so wenig als Emanzipierte du erscheinst."

„Sie haben sagen wollen, daß ich ihnen menschlich vorkomme, human, wohlwollend, nicht vordringlich," sprach Marie-Luise, während ihr Atem begann, schneller zu gehen, „so sagte auch e r! Weiblich! Ein Weib! Mein Kind, man ist nur Weib für den Mann, der einen in Liebe begehrt. N i c h t u n s e r e E i g e n s c h a f t e n g e b e n u n s d i e V o l l e n d u n g, s e i n W u n s c h g i b t s i e u n s."

„Aber wenn deine Ehe auch nicht glücklich war, du bist geliebt und umworben worden, ich weiß es von Papa. Und wenn du nicht den Mann fandest, der dir genügen konnte, — du wirst ihn finden — du wirst . . ."

Ein kurzes und hartes Lachen unterbrach Manuela.

Marie-Luise warf ihren Oberkörper herum, ihr Atem ging gepreßt. Dunkle Glut war auf ihrem Gesicht.

„Und gerade für ihn werde ich nicht Weib sein . . . er . . . sieht mich nicht als solches . . . oh . . . mein Herz! — Ich habe geschworen zu sterben, wenn er mich nicht liebt . . ."

Irres Licht trat in ihre Augen. Schon hatte Manuela die Glocke gezogen, die Jenny zur Hilfe berief.

Sie umklammerte die sich windende Gestalt.

„Hinaus — Luft! Gott — ich habe gefrevelt. Ich will geduldig leben, wenn du es befiehlst. — Wie konnt' ich mich vermessen — erfüllst du mir zum Fluch meinen Wunsch?"

Manuela versuchte die Fiebernde zu halten, die sich aus dem Bett stürzen zu wollen schien.

Sie sah es wohl, daß Phantasieen den Geist trübten, oder daß doch die Kraft entfloh, die Gedanken zu zügeln und zu verschweigen. Der gepreßte Atem und das schwere Klopfen der Pulse kündeten zudem Störungen der Herzthätigkeit an.

Marie-Luise, Todesangst im Blick, packte mit ihren beiden Händen Manuelas Schultern und sah ihr durchdringend ins Gesicht — wahrscheinlich, ohne noch zu sehen und noch zu erkennen, daß es Manuela war.

„Er würde mich verachten," rief sie heiser, „wenn er wüßte, daß ich mein Leben von ihm abhängig gemacht."

In diesem Augenblick kam Jenny herein, atemlos und nur halb bekleidet. Sie kannte die Bedeutung des Glockenziehens.

Manuela sah sie bang an. Aber Jenny wich dem fragenden Blick aus. Schnell geschäftig versuchte sie der Leidenden schweren alten Wein einzuflößen.

„Leben," murmelte Marie-Luise, „leben — leben — —"

Sie sank zurück, lag einige Sekunden mit geschlossenen Augen da, fuhr empor, sah sich um und schrie laut auf.

„Eugen!"

Dann fiel sie mit dem Hinterkopf in die Kissen, atmete einigemale schwer und schien dann in Mattigkeit oder Bewußtlosigkeit in Schlummer hinüberzudämmern.

Jenny seufzte erleichtert auf, die Gefahr war wieder einmal abgewandt.

Sie ging hinaus, um ihre unterbrochene Ruhe fortzusetzen.

Nun war es wieder still wie vordem. Aber in diesen kurzen Minuten war ein Blitz der Erkenntnis in Manuelas Seele aufgegangen. Sie hatte begriffen, daß Marie-Luise liebte. Sie hatte verstanden, daß diese Liebe Eugen Hesberg galt und daß die Hoffnungslosigkeit dieser Leidenschaft die Lebenskraft der Dulderin breche.

Manuela versuchte zu denken, sich zu

fassen. Die Entdeckung hatte für sie etwas Ungeheures. Ahnte Eugen, daß er der Gegenstand dieser Liebe war? Und wenn er es ahnte, daß sie, die Edle, Kluge, ihn liebe, konnte sein Herz anders als ein volles Echo geben? Mußte es nicht ein Irrtum sein, wenn seine Gedanken sich mit ihr, der armen, unwürdigen Manuela, eine kurze Weile beschäftigt hatten? Welcher Mann konnte anders fühlen als selig beglückt, wenn eine Marie-Luise ihn liebte?

Liebe erweckt Gegenliebe, hatte Manuela oft sagen hören. Vielleicht wußte er nur noch nichts von dieser Liebe, und er erwiderte sie deshalb nicht.

Wenn ihm diese schöne, neue Offenbarung würde, konnte sein Herz dann zögern, freudig zu antworten?

Aber wer sollte ihm das offenbaren? Durch wen sollte er erfahren ...

Manuela schloß die Augen vor dem Schreckensgedanken, daß sie allein um diese Liebe wisse und sie allein deshalb auch nur imstande sei, dem Mann die Botschaft zu bringen: Du bist geliebt.

So grausam konnte das Schicksal nicht sein, ihr, gerade ihr zuzumuten, diese beiden zusammenzuführen.

Die Stunden verrannen ihr so in qualvollen Grübeleien.

Marie-Luise erwachte aus ihrem Schlummer und gab ihren Pflegerinnen in den nächsten beiden Tagen kaum Anlaß zu schreckensvoller Sorge.

Und doch — nun sah Manuela mit hellsichtigeren Augen, was diese abgezehrten Züge ausdrückten.

Zuweilen waren sie von einer schmerzlichen, milden Wehmut verklärt, sanfte Thränen rannen über die bleichen Wangen, und das schwimmende Auge war emporgerichtet wie zu stummem Gebet.

Es war Manuela, als sei ihr die Kraft geworden, die Gedanken der Unglücklichen zu behorchen und als vernehme sie nun fromme ergebene Worte, die dem Verlust des Knaben galten.

Dann geschah es aber, daß sich die schmerzliche Wehmut in den Ausdruck brütender Qual verwandelte, daß das Auge sich schloß, wie um ein Bild des Elends von sich zu weisen, daß die mageren Finger sich fest, fest ineinander falteten und der ganze zarte Körper erschüttert schien von dem Bestreben, einen verzweifelten Gedanken zu beherrschen, zu vergessen.

Und dann wußte Manuela, daß die heiße Leidenschaft für den einen das zarte Weib durchschauerte und daß sie sich vergebens bemühte, dem Zwang der Naturgewalt zu entrinnen.

Sie sah es, wie das letzte Bißchen Lebensfähigkeit sich verzehrte in dem stummen Kampf der stolzen Weiblichkeit, die nicht lieben will, wo sie sich verschmäht weiß, mit der elementaren Macht der Liebe, die in ein Herz kommt, ohne zu achten, ob sie es vernichtet oder beglückt.

Und da das Geschick sie zum Zeugen dieses erhabenen Schauspieles machte, erwuchs in Manuelas Seele eine neue Kraft.

Die Kraft der Barmherzigkeit!

In schlaflosen Nächten zermarterte sie ihr Hirn mit der Frage: kann ich helfen, kann ich retten?!

Das Mitleid wuchs und wuchs und ertötete in ihr die Gedanken an die Qual der eigenen Entsagung.

Sie wagte endlich eine Frage an den väterlich liebevollen Arzt.

„Könnte eine große, tiefinnerste Freude Marie-Luisen retten?"

Der alte Herr mit dem vornehmen, weißbärtigen Gesicht sah durch seine goldumrandete Brille das fragende Mädchen scharf an.

„Mein liebes Kind," sagte er bedächtig, „es liegt wohl außer aller Möglichkeit, daß irgend ein Mensch ihr sollte eine wahre Freude machen können. Das ist ja eben das Unglück, daß unsere teure Kranke durch keine strenge Pflicht, kein kräftiges Interesse ans Leben sich gefesselt fühlt. Bei ihrer Natur würde der Gedanke, jemanden nötig zu sein, allein schon wie Medizin wirken. Lebte ihr das arme Kind noch, wir würden's sehen, daß sie sich herausmachte. Aber so — ich merke jeden Tag, wie die Kräfte schwinden."

Oh, Manuela wußte, daß es einen Menschen auf Erden gab, der die Sterbende zum Leben zurückführen könnte!

Und ohne Besinnen schrieb sie jene Zeilen an Eugen.

18.

Schwere Regengüsse hatten längst den Schnee hinweggespült. Ein leichter

Wind trocknete ein wenig die Wege im Garten, so daß Manuela, hochgeschürzt und in Überschuhen, im Freien hin- und hergehen konnte. Der Nachmittag war schon vorgerückt, der Himmel, den ganzen Tag von einer bleichen Helle, vertiefte seine Farbe zu bleiernem Grau.

Die nasse Erde zeigte schwarzbraune Schollen, auf denen vermoderte Blätterleichen vom Vorjahr klebten. Den Hang hinunter hatte tauender Schnee und stürzender Regen Risse gezogen, die als Rinnsale gedient und in denen noch das abwärtssickernde Naß aufblinkte. Schwer klebte die Erdkrume als Schlamm an den Schuhen, denn der Kies war von dem Weg hinabgespült.

Manuela stand in dem kleinen, von Eisenstäben und durchgittertem Eisendach gebildeten Pavillon, der hoch an die Gartenmauer hinaufgebaut war und von dem aus man die Straße am See, das Wasser und jenseits den Wald überblicken konnte.

Vor dem grauen Himmel zog sich drüben über den rötlichen Stämmen, einem Bande gleich, das blaugrüne Gewipfel der Kiefern hin. Davor, im Grunde, flutete in heftig wühlender Bewegung das Wasser des Sees, schwarzglasig, mit bräunlichen Lichtreflexen. Kahl und braun ragten in den Gärten rechts und links die Baumgerippe in die kalte, nasse Luft.

Ein heftiger Wind machte sich auf und fuhr sausend durch das Geäst, daß es klappte und knarrte.

Hie und da, in Winkeln zu Füßen der Mauer, in Ecken von Gebüschtiefen, wo kein Sonnenstrahl sich hinverirrt, lag noch ein Rest schmutzigen, klebrigen Schnees.

Es wollte Abend werden, und der nasse, graue Tag rüstete sich, frierend in einer herbstwindigen Nacht unterzugehen.

Manuela erschauerte. Die Düsterheit der Natur beklemmte ihren hohen Mut.

Er konnte heute noch kommen — jeden Augenblick erwartete sie ihn. Darum war sie hinausgegangen, um in der frischen Luft selbst frisches Leben zu fühlen und ihm dann unbefangener zu begegnen.

Aber es schien, als kenne auch die Natur heute nur Tod und Thränen. Als wolle sie Manuela, anstatt erheben, nur erdrücken. Sie schien ihr ein Spiegelbild ihres eigenen künftigen Lebens vorzuhalten, in welchem es keinen Frühling mehr geben würde.

In Gedanken unbestimmter Art verloren, hörte sie dem Winde zu, wie er mit schwellendem Ton näherkam, sich zu sausender Stärke erhob und langsam fern zu verhauchen schien, während ein neuer Windstoß schon seinen Atem erhob. Es war eine unendliche, singende Melodie voll Klagen.

Ein Ruf schreckte sie auf. Sie sah sich um und sah, wie das Dienstmädchen winkend oben im Garten stand. Sie wußte augenblicklich, daß Eugen gekommen sei.

Ihre Füße trugen sie kaum. Doch zwang sie sich, festen und langsamen Schrittes in das Haus zurückzukehren.

Sie legte ihre Überkleider ab und trat dann in das Balkonzimmer, wo er ihrer harrte.

Die Luft, die langentbehrte, hatte doch einen rosigen Schein auf ihre Wangen gemalt, so daß Eugen in der ersten Minute noch nicht die Zerstörung sah, welche Kummer und Anstrengung in diesem zarten Angesicht hervorgerufen.

Er glaubte sie nie so schön gesehen zu haben, und auch als nach und nach die Farbe aus ihrem Gesicht entwich und er erkannte, daß es bleich und mager geworden, behielt es für ihn einen Glanz von Seelenhoheit, der ihn selig erschütterte.

Er eilte ihr entgegen und nahm ihre beiden Hände.

„Ich muß sie küssen, denn sie haben heilige Arbeit gethan," sagte er bewegt.

Manuela erglühte und entzog ihm ihre Finger.

„Ach," sprach sie leise, „nur vergebens haben sie versucht, ein fliehendes Leben halten zu helfen."

„So ist keine Rettung," rief Eugen.

„Doch — vielleicht eine — durch ein Wunder," sagte sie.

Eugen sah sie an, und ein beklemmendes Schweigen entstand. In der Dämmerung erschienen ihre Gesichter farblos, aber noch war es hell genug, daß ihre Blicke fest ineinander wurzelten und daß sie sich anschauen konnten, als wollten sie den geheimsten Grund ihrer Gedanken erforschen.

Warum dies Schweigen? Noch war kein Wort gefallen, das Eugen verraten konnte, warum er herberufen war.

Aber wie die Ahnung von etwas Außerordentlichem lag es auf ihm.

„Durch welches Wunder?" fragte er

langsam. Nun mußte sie sprechen, in laute Worte kleiden, was sie in stiller Seelennot sich abgerungen. Einst war ihre Zunge doch so beredt gewesen, einst hatte ihre Sprachgewandtheit nie versagt, wenn es galt, kecke Dinge herauszuplaudern oder schlagfertigen Übermut zu zeigen. Jetzt aber wollte die flinke Zunge nicht gehorchen, die Lippen waren verschlossen, und das Herz pochte zum Halse hinauf.

Manuela strich sich mit der Hand über die Stirn; eine Gebärde, die ihr unbewußt eigen war, wenn schwere Gedanken sie bedrückten.

„Glück ist doch ein Wunder," sagte sie endlich mühsam und setzte schneller hinzu: „wenn es in ein Leben kommt, das schon von aller Freude verlassen war."

Auch Eugens Pulse begannen rascher zu schlagen. Er trat nahe an Manuela heran, nahm ihre Hand und fragte halblaut:

„Und wie sollte Marie-Luise durch Glück genesen können? Wer sollte es ihr bringen?"

Manuela sah an ihm vorbei. Mit einemmal flossen ihr die Worte von den Lippen.

Erst wie eingelernt, dann wärmer und endlich in heißer Begeisterung.

„Sie hat ein so elendes Leben gehabt, immer nur Enttäuschung, Kämpfe, Leere um sich. Ein kranker oder hartherziger Gatte hat ihr die Jugend verbittert, allein, unaussprechlich allein ist sie in ihrem Herzen gewesen. Selbst der Himmelstrost war ihr versagt, in einem gesunden Kind Entschädigung für alles zu finden. Auch die Mutterschaft hat ihr nur Qual gebracht. Aber sie war zu stark, um zu erliegen. Sie hat nicht in thatenlosen Klagen über ein verfehltes Dasein getrauert. Sie hat ihre Gaben ausgenutzt, andern zur Freude und zum Vorbild. Und so verzehrte sie still ihre Kräfte, bis sie nun nach dem letzten Unglück und in der Krankheit verlöschen wollten wie ein Licht. Der Arzt sagt, es gibt kein Band mehr, das sie ans Leben fesselt. Aber ich weiß es besser. Ich weiß, daß ein neues, großes, verzweifeltes Gefühl in ihrer Seele wohnt, eine Liebe zu einem Mann. Und ich weiß, wenn er diese Liebe erwidern könnte und ihr mit einem Blick oder Wort zu sagen vermöchte: ich bete dich an, ich will dein sein, dann würde sie leben wollen und vielleicht leben können. Und wenn dieser Mann vielleicht eine kurze Zeit an eine andere gedacht hat, die seiner nicht würdig ist und die tief, tief unter ihr, der edlen Dulderin, steht, so wird er sich sagen, daß er bei einer Marie-Luise alles findet, was für sein Glück nötig ist, alles, was er erträumt. Daß sie das Wesen ist, dem er nicht erst zu sagen braucht: werde zum Weib!"

Sie atmete tief auf. Es war gesagt. Aber sekundenlang war ihre Kraft zu Ende, sie sank in einen Stuhl neben dem Fenster und legte den Kopf gegen die gefalteten Hände auf das Fensterbrett.

Der scheidende Tag sah mit seinem letzten Grau herein. Es war fast dunkel im Zimmer. Man hörte keinen Laut.

Manuela versuchte zu horchen, ob er seufze, sich rühre, ob nicht ein Zeichen komme, von dem, was er empfinde.

Endlich sprach er. Seine Stimme war unklar.

„Aber jene andere, an die der Mann mit ernsten Gefühlen gedacht, an die er sein Herz gehängt hat ..."

Da fuhr sie empor. Ihr Angesicht glühte. Sie rief, die gefalteten Hände bis zu ihrem Mund erhebend und den Mann mit ihren großen Augen suchend, der kaum noch erkennbar im Dunkeln vor ihr stand:

„Sie wird versuchen zu thun, was sie von Marie-Luise sah: für andere nützlich zu leben. Sie wird mutig ihr Dasein zu ertragen wissen, denn der Gedanke beseligt und befreit sie, daß die geliebte Freundin glücklich werden könne. Sie wird nicht klagen, daß ihr selbst dies Glück nicht beschieden sein durfte, aber sie wird beten für die herrlichen beiden."

Ihre Stimme brach in Thränen.

„Manuela!" rief er und zog sie an seine Brust.

Sie ruhte still mit ihrem Angesicht an seiner Schulter, und er hielt die Hände auf ihrem Haar gefaltet.

Dann richtete sie sich auf. Sie wollte wieder sprechen, ihm sagen, daß er sie verstanden habe, und daß sie nun scheiden wollten für immer. Er aber zog sie zum zweitenmal an sich an, so nah, daß er sein Angesicht herabbeugen und gegen das ihre legen konnte.

„Ich liebe dich, Manuela," sprach er leise.

„Mich," stammelte sie, „mich? — Ich bin nicht das Weib für dich."

„Du bist es! Und ich liebe dich!" wiederholte er leidenschaftlich.

Da kam einen Herzschlag lang sinnlose Seligkeit über sie. Sie schlang die Arme um seinen Nacken, und sie vergaßen beide die Welt. —

„Marie-Luise!"

Dieser Gedanke fuhr wie aufschreckender Posaunenton in den kurzen Glückstaumel hinein.

„Marie-Luise!" stammelte Manuela und floh vor Eugen zurück.

„Ich habe sie verraten!" rief sie aus und schlug weinend die Hände vor das Gesicht.

Eugen ging mit starken Schritten auf und ab im dunklen Zimmer. Er bedurfte der Fassung.

Und es that seinen Augen und seiner Seele weh, als sich jetzt die Thür aufthat und das Mädchen eine Lampe hereintrug, dann erst langsam und umständlich Fensterladen und Vorhänge schloß und endlich bedächtig hinausging. Daß das Fräulein weinend den Kopf am Kaminsims barg, daß der Herr Assessor mit bleichem Gesicht hin- und herging, wunderte sie nicht. Hatte man doch eine Sterbenskranke im Haus.

Nun blieb Eugen entschlossen vor der Weinenden stehen.

„Manuela," begann er, „ich kann und darf mit einer Lüge kein Leben retten."

Sie hob ihr Gesicht und sah ihn an.

„Muß es denn Lüge sein? Ist sie Ihnen nicht teuer? Kann das, was Sie für mich empfinden — nicht — überwunden werden? Ich will Ihnen und ihr aus dem Wege gehen. Wenn Marie-Luise nun das, was Sie ihr an Ehrfurcht und Freundschaft weihen, für Liebe nähme, damit zufrieden wäre? Wenn Sie mit dieser frommen Täuschung dies edle Wesen erhalten und beglücken könnten? Oh, was bin ich gegen sie! Lassen Sie uns entsagen, damit sie glücklich sei."

Auf Eugens Gesicht trat jener Zug eiserner Entschlossenheit, der Manuela einst zu erschrecken pflegte. Seine großen, dunklen Augen blickten sie fest an.

„Nein," sprach er, „eine Täuschung dieser Art ist nie „fromm". Ich würde die reine Seele dieser Frau beleidigen, wenn ich sie belügen wollte. Von allen Lügen, die ein Männermund sprechen kann, sind Liebeslügen die erbärmlichsten. Ich kann es nicht. Wahr und klar muß es in mir und um mich sein."

„Und wenn sie stirbt! Wird nie, nie der Gedanke Sie martern, daß vielleicht Sie mit einem Wort hätten Rettung bringen können!" rief sie flehend.

„Nein," sprach er mit Ruhe, „ich würde mir immer sagen, daß, wenn Marie-Luise Zeugin dieser Stunde sein könnte, sie rufen würde: lieber sterben als belogen sein!"

„Oh mein Gott, so gibt es keinen Ausweg!" rief Manuela.

„Keinen!" sagte er, „keinen von Menschenwitz."

Sie schwiegen beide. Manuela starrte in das Feuer des Ofens, welches hinter der Marienglaswand still glühte.

Eugen glaubte einen bitteren Zug um ihren Mund zu entdecken und wußte sich den Ausdruck nicht zu deuten.

„Manuela," sagte er leise, „du zürnst mir. Du denkst, ich stehe dir nach an Opfermut? Gib mir jede Gefahr, sie sei so groß, wie sie wolle, ich will ihr ins Auge sehen. Heiße mich mein Leben in die Schanze schlagen, um das andere teure zu erretten. Alles kann ich und will ich. Aber keine Lüge sprechen, keine Lüge leben!"

Sie schlug das Auge zu ihm empor und sah ihn innig an.

„Dir zürnen? Dich nicht verstehen? Ich?! Nur zweifeln machst du mich an mir selbst und an dem, was Recht oder Unrecht, durch deine Festigkeit. That ich dir weh, daß ich dich bat, eine Unglückliche zu täuschen?"

„Nein," rief Eugen, „tausendmal nein! Beim Weibe kann Tugend sein, was beim Mann zum Fehler wird. Dein Mitleid ist heilig, aber thun, was es dir eingab zu fordern, wäre unmännlich."

„Aber dieser Bitte wirst du nachgeben: daß Marie-Luise nie erfahre, daß wir uns lieben!" bat sie.

„Sie ahnt es," sprach er, „sie hat es durch meine Mutter erfahren. Aber wir wollen ihr verschweigen, daß wir uns fanden, bis die Zeit und das Geschick über uns entschieden."

„Ich danke dir!" rief Manuela und reichte ihm die Hand, die er zärtlich küßte.

„Durch deine Mutter?“ sagte sie dann fragend, „wie kam das? Weiß denn die .... erzähle ...“

Das Wort ward ihr am Munde abgeschnitten. Der bange Glockenton gellte durchs Haus, den Manuela ach nur zu gut kannte und der bedeutete, daß eine Pflegerin die andere zu Hilfe rief. Der Ruf der Gefahr war dieser Ton.

Manuela fuhr empor.

„Was bedeutet das?“ rief Eugen.

„Vielleicht, daß sie kränker geworden ist.“

„Ich warte,“ sagte er.

Manuela war schon zur Thür hinaus die Treppe hinauf.

„Ach!“ machte sie erleichtert aufseufzend, als sie im Krankenzimmer stand.

Es war offenbar nichts, Marie-Luise hatte keinen Anfall von unruhigen Phantasieen, sondern lag im Gegenteil still und scheinbar schlummernd da.

Ohne zu sprechen, winkte Jenny. Sie stand zu Häupten von Marie-Luisens Bett, neben einem Tischchen, wo sich zwischen den Medizin- und Weinflaschen auch ein Block Papier zu Notizen befand. Die beiden pflegten sich Dinge, die Marie-Luise nicht hören sollte, aufzuschreiben. Und auch jetzt hielt Jenny den kleinen Block in der Hand und schrieb.

Manuela schlich heran und nahm ihr das Blatt ab.

Ihre Augen wurden starr, als sie den Inhalt las, ihre Kniee zitterten.

Aber nein, das war ja Unsinn — eine Unmöglichkeit.

So sanft und still lag sie da, die teure Kranke — das sollte nahenden Tod bedeuten?

Manuela wußte nicht, wie sie hinauskam, wie ihre Füße sie hinabtrugen. Bleich und atemlos stand sie vor Eugen.

„Da!“ sprach sie, nichts weiter.

„Lassen Sie den Geheimrat holen. Depeschieren Sie an Ihre Eltern. Es geht zu Ende.“

Eugen las es mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Es ist nicht wahr, sie täuscht sich,“ stammelte Manuela.

„Gott gebe es,“ sagte er. „Aber ich eile, dies zu besorgen. In anderthalb oder zwei Stunden können Ihre Eltern hier sein.“

Sie reichten sich die Hände.

„Wirst du bei ihr bleiben?“ fragte Eugen.

„Ja!“ sagte sie, „ich will sie nicht verlassen.“

„Hast du schon einmal jemand sterben sehen?“ fragte er, von mitleidiger Sorge für sie ergriffen.

„Nein,“ murmelte sie erschauernd. Er küßte sie auf die Stirn.

„Wer den Tod nicht gesehen hat, kann das Leben nicht begreifen,“ sprach er feierlich, „Gott gibt dir Kraft!“

Sie trennten sich.

Manuela ging wieder die Treppe hinauf, hin an das Lager, welches das einer Sterbenden sein sollte.

Sie konnte es nicht begreifen. Wie oft hatte die Arme sich in Angst und Herzbeklemmung gewunden und voll Not nach Luft und nach Erlösung gerufen. Dann schien immer der Tod lauernd dabei zu stehen.

Und jetzt sollte er nahe sein, gerade jetzt? Dieses friedliche Angesicht sollte er schon berührt haben?

Es war ganz unverändert. Aber doch — wenn man es lange ansah, schien ein neuer Ausdruck darauf zu liegen. Das Gesicht war länger, die Nase schärfer, und ein sonderbarer Zug ging an den Schläfen herab — so hohl, so eingefallen.

Oft legte Jenny sich ganz über das Bett, mit den Händen sich auf beide Seitenkanten stützend, und indem sie Bedacht nahm, den Körper der Kranken gar nicht zu berühren, horchte sie mit geneigtem Ohr auf den Herzschlag.

Der war ganz ungleich und so schwach, daß Manuelas ungeübtes Ohr auch bei allem Horchen ihn nicht vernahm.

Schlief Marie-Luise? Hatte sie ein Gefühl von Manuelas Nähe oder Jennys Gebahren?

Sie schlug nicht die Augen auf, obschon Jenny es sehr hell im Zimmer machte und von beiden Lampen die grünen Schirme nahm, die sie fast dämmrig verhüllt.

Nun fiel volles Licht auf die Kranke, und Manuela erschrak.

Ja, die Schatten in den Schläfen waren so dunkel, und um den Mund lag ein Zug — ein Zug — —

Sie kniete vor dem Bett nieder und sah in das teure Antlitz.

Einmal schlug Marie-Luise die Augen auf. Ein leises, liebevolles Lächeln verklärte ihr Gesicht.

Voll heißer Dankbarkeit küßte Manuela die abgezehrten Hände — dies Lächeln war ein Liebesgeschenk gewesen an sie. Und es war beglückend gewesen wie eine Gnade.

Die Zeit verrann. Manuela hatte kein Maß für die Minuten. Sie wußte nicht, ob sie lang oder kurz waren, sie vergingen in atemloser Spannung. Und ihre Stille brachte auch allmählich wieder Stille in Manuelas Herz.

Nein, dieser ruhevolle Frieden konnte nicht der Vorbote des Todes sein.

Daß der Tod selbst ein Bild erhabener Ruhe war, hatte sie gesehen, am Sarg des Kindes.

Aber den Weg dahin — das Sterben, dachte sie sich von grauenvollem Schrecken umgeben. —

Wieder schlug Marie-Luise die Augen auf.

Diesmal war Unruhe in dem Blick — es schien, als suche er etwas, als trübe ihn ein Angstgedanke.

Manuela war von einem jähen Einfall ergriffen.

Die hinsterbende Schwäche mußte neuer Kraft weichen.

„Eugen ist da," sagte sie, „soll ich ihn rufen?"

Es schien, als höre Marie-Luise nicht. Der Ausdruck hilfloser Angst ward stärker.

„Soll Eugen kommen?" fragte Manuela sehr laut.

Marie-Luise lächelte, wie ein Schimmer von höchstem Glück ging es über ihr Gesicht.

Das war eine Bejahung, deutlicher als Worte.

„Holen Sie ihn, Jenny," rief sie. Sie selbst wollte nicht von diesem Lager weichen, keinen Augenblick mehr.

Knieend hatte sie sich mit dem Oberleib über das Bett gebeugt, stützte die Ellbogen auf und hielt mit ihren gefalteten Händen die mageren Finger Marie-Luisens umschlossen.

Sie wandte der Thür den Rücken zu und konnte den geräuschlosen Eintritt des Mannes nicht vernehmen.

Aber sie ersah ihn an dem verklärten Ausdruck der Sterbenden.

Und dann kniete Eugen neben ihr an dem Bett und sah Marie-Luise an.

Die letzte Lebenskraft der Todgeweihten flackerte auf und sammelte sich in dem Blick, mit welchem sie Eugen begegnete.

Sie sahen sich an. Lange, lange. Es war, als hielten ihre Seelen Zwiesprache miteinander.

Die des Mannes brachte Dank und Ehrfurcht dar — Dank für das hohe Geschenk ihrer Liebe, Ehrfurcht ihrem edlen Herzen.

Und die Seele der Frau ergab sich noch einmal der Wonne, den Geliebten zu sehen, in ihm sich mit der Menschheit versöhnt zu fühlen.

Aber ihre Lippen blieben stumm. Dann ging der Blick mühevoll, als sei die Bewegung der Iris schon eine Anstrengung über alle Kraft, auf Manuela hin. Ein Blick voll Dank und Liebe.

Er war beredter, als gesprochene Segenswünsche hätten sein können.

Und dann sanken die Lider müde herab. Die Veränderung im Gesicht schritt vor, es schien unter den wachsamen Blicken der anderen länger und hagerer zu werden.

Manuela und Jenny sahen sich angstvoll an.

Wenn nur der Arzt erst käme und die Eltern.

Wieder verrannen ungezählte Minuten. Da schien im kurzen Schreck die ruhende Gestalt zu erschüttern. In diesem Schreck riß Marie-Luise die Augen auf.

Sie sah das eine, das teure Gesicht über sich und sah die dunklen Augen liebevoll in die ihren schauend.

Ein seliges Lächeln breitete sich über ihr Gesicht und blieb darauf, auch als die Lider sich wieder schlossen.

Sie lag nun ganz still. Man hörte keinen Atemzug.

Einmal schien es Manuela, als zuckten die Finger leise, die sie noch immer mit ihren Händen umschlossen hielt.

Aber das war wohl Täuschung gewesen, denn keine Bewegung ließ sich mehr spüren. Nur das Klopfen der Pulse. Doch dies vielleicht war Manuelas eigener Herzschlag, der ihr in den Schläfen, der Brust und in den Händen zu hämmern schien. So schwer und regelmäßig konnte das Blut doch in den Adern der Kranken nicht wallen.

Jenny stand und betete still.

Auch Eugen hatte sein Haupt unter Schauern der Andacht geneigt.

Manuela konnte nicht beten. Eine sinnlose, merkwürdige Angst stieg in ihr auf.

Es war ihr, als gehe von der Gestalt der Ruhenden ein rätselvolles, ungeheures Schweigen aus.

Und die Hände zwischen ihren Fingern wurden so bleiern schwer.

Sie wollte sie sanft niederlegen, aber indem sie ihre Finger ein wenig von ihnen löste, fielen sie hart und leblos auf die Decke nieder.

„Mein Gott," stammelte Manuela und sah von Jenny auf Eugen.

Da hob dieser das Haupt.

Er war bleich, und sein Angesicht war von feierlichem Ernst durchleuchtet.

„Sie hat vollendet," sprach er und zog Manuela an sich.

Ja, sie hatte vollendet.

Und nach einem Leben voll Thränen und Trauer, voll Sorgen und Leid hatte Gott ihr ein friedliches Sterben gegeben, mit einem letzten Lächeln des Glücks auf den Lippen.

Ihr Dasein war freudloser Kampf gewesen, ihr Tod aber heiterer Friede. Nach tausendfältigen Prüfungen hatte der Allerbarmer sie mit einer letzten Gnade gekrönt.

— — — — — — — — — — — —

Als man zu Grabe gebracht hatte, was sterblich an Marie-Luise war, fanden sich ihre Freunde noch einmal in dem Hause zusammen, wo ihr anmutiger Geist gewaltet.

Ein entfernter Vetter von ihr kam aus Süddeutschland herbeigeeilt; es war ihr Nachfolger im Genusse des Familienfideikommisses, und so fühlte er, der fremde, von niemandem gekannte Mann, die Verpflichtung, sich für die Marie-Luisen erwiesenen Ehren höflichst zu bedanken.

Er hatte auf dem Kirchhof mit jedermann Händedrücke gewechselt, sich ergriffen gezeigt und bat nun mit einem Gemisch von Verlegenheit und Taktlosigkeit die Freunde, in Marie-Luisens Wohnung sich nicht fremd zu fühlen.

Der Mann mit dem feierlich schwarzen Frack und der weißen Kravatte, der sich so sichtlich bestrebte, trauervoll auszusehen, war für Manuela eine schreckliche Erscheinung in diesen teuern Räumen.

Denn man hatte Marie-Luisens Überreste nach Berlin gebracht und von ihrer Wohnung aus beerdigt.

Der „Verwandte" war nur eine Staffage, Herr Alling hatte alle traurigen Geschäfte, die der Tod im Gefolge hat, geordnet. Seine Frau und seine Tochter hatten die Verblichene bewacht und geschmückt, durch ihre Hände ging jeder Kranz, jede Blume. Mit ihrer Liebe umgaben sie bis zuletzt die teure Entschlafene.

Der fremde Mann vernahm von dem, was Manuela für Marie-Luisen gethan und gewesen.

Nun, da er vom Kirchhof zurückkam, bat er Manuela Alling, sich ein Andenken zu wählen aus der Hinterlassenschaft. Es klang, als fühle er sich zu einer Bezahlung verpflichtet. Er murmelte etwas davon, daß er den Schmuck der Verstorbenen nicht kenne und noch nicht durchgesehen habe, daß er selbstverständlich alles, was da sei, der lieben, jungen Freundin der Entschlafenen zur Verfügung stelle ... man sah, er glaubte, sehr vornehm zu handeln.

Manuelas Thränen versiegten unter diesem Anerbieten.

Sie sah den Mann, der sein gutgemeintes Erbieten albern vorschlug, verächtlich an und sagte:

„Ich danke. Es bedarf keines äußeren Andenkens für uns an sie!"

Der Mann ward nun völlig verlegen und dachte, wenn die Menschen doch nur gehen wollten, damit er schnell ein Inventar aufnehmen, einen Auktionator kommen lassen und morgen abreisen könne.

Frau Hesberg, Manuela und ihre Mutter waren in der Wohnung geblieben während der Beerdigung. Alling kam mit Eugen und dem Erbvetter zusammen dahin, um die Seinen abzuholen.

Eugen hörte von dem Anerbieten des Mannes, und ihm war, als lese er dessen Gedanken von der Stirn ab. So einsam und freudlos war das Leben der Entschlafenen gewesen, nach ihrem Tode noch ward der kalte Schatten offenbar, der über ihrem Dasein gelegen.

„Wollen Sie sich nicht als Käufer melden für all das, was Marie-Luisen teuer war?" bat Eugen leise Herrn Alling.

„Mein lieber Eugen," sagte Herr Alling ebenso, „das ist wohl ein Bißchen

sentimental von Ihnen. Wo sollen wir mit den alten Sachen hin?"

„Geben Sie sie Manuela mit zur Aussteuer."

Alling schüttelte mit einem wehmütigen Lächeln den Kopf.

„Also wenn ihr beide das wollt ..." meinte er nachgebend.

„Manuela!" rief Eugen.

Sie kam mit ihrer Mutter, an deren Arm sie zärtlich hing, heran. Frau Hesberg folgte.

„Willst du, daß Papa dir einen Teil von Marie-Luisens Sachen kauft?"

„Oh ja," sagte sie, und Thränen traten in ihre Augen.

„Wenn man so bedenkt," sprach Frau Alling traurig, „daß dies ganze, reichbeanlagte Leben so spurlos vergangen ist, könnte man verzweifeln. In der Gesellschaft gibt es keine Lücke — heute wird bei Windhams getanzt — und die Windham gab vor, für Marie-Luise zu schwärmen — indes, der Ball war einmal angesetzt, und man konnte doch nicht, da es sich nicht um eine Verwandte handelte, absagen. In solchen Augenblicken erkennt man erst recht, wie man sein Dasein verzettelt, wenn man nur für die Gesellschaft lebt."

Alling umarmte seine Frau.

„Brauchen wir noch die Lehre," sagte er zärtlich, „hat unser Kind sie uns nicht gegeben in dieser letzten Zeit."

„Oh Papa!" rief Manuela.

„Nun," meinte Eugens Mutter, „es bleiben doch ihre Werke nach."

Herr Alling lächelte fast schmerzlich. „Liebste," sagte er, „die Zeit wird über uns hingehen wie über Marie-Luise. Sie hat goldene Saat um sich gestreut, sie stand aber in einer Periode, wo es viele gute Säemänner gibt, die mit emsigen Händen die Furchen bestreuen. Später wird man den einzelnen nicht mehr heraussondern, außer etwa mit flüchtiger Namensnennung. Man wird sich nur erinnern, daß es in unserer Zeit eine große und wackere Schar von Rittern des Geistes gab, welche zu stolz und stark waren, um sich bloß als Epigonen zu fühlen, aber nicht gigantisch genug, eine neue Kunst zu schaffen. Marie-Luise hat in einer vorbereitenden Zeit gelebt. Und bei der Ernte erinnert man sich kaum der Säemänner — wenn er nicht die Vorläufergröße eines Johannes hat."

Eugen und Manuela hatten Hand in Hand vor jenem Bild Marie-Luisens gestanden, das einst die Bekanntschaft Eugens mit ihr vermittelt.

Es war, als raune eine innere Stimme Eugen etwas zu — als vernehme er einen deutlichen Wunsch aus einer andern Welt.

„Mein Herr," sagte er, sich schnell zu dem Verwandten wendend, „Sie haben meiner Braut ein Andenken angeboten. Ich bitte in ihrem Namen und, wie ich bestimmt weiß, im Sinne der Entschlafenen, für uns um dies Bild."

Das war fast im Befehlshaberton gesprochen. Der Mann, welcher wahrscheinlich schon dem Bild in seinem Heime einen schönen Platz bestimmt hatte, — denn es wirkte sehr malerisch und dekorativ, und es würde sich auch sehr effektvoll machen, wenn er es der Freund- und Gevatterschaft vorwies — der Mann konnte sich nur zustimmend verbeugen und murmeln, daß dies selbstverständlich gewährt sei, obzwar er die Bitte unbescheiden fand.

Aber Eugen war nicht und nie in der Stimmung, um eines schönen Gefühls willen konventionelle Redensarten zu machen.

Er beanspruchte das Bild für sich und Manuela, weil ihm plötzlich die Erkenntnis kam, daß die Verstorbene dies gerade so gewünscht haben würde.

„Wir wollen es heilig halten," sagte er bewegt, „bei uns soll sie nie vergessen werden. Und dies Bild soll auf zwei Glückliche herabsehen. Nicht wahr?"

Manuela wandte sich an Eugens Mutter. „Ja, Mama, das verspreche ich. Warum Ihnen und nicht Eugen? Er glaubt an unser Glück, Sie aber nicht, denn Sie mögen mich nicht leiden."

Frau Hesberg sah Manuela gerade in die Augen. Das gefiel ihr, daß die Braut ihres Sohnes sich keiner Selbsttäuschung hingab und ohne Umschweife sich und ihr die bittere Wahrheit gestand.

„Nein," sprach sie, „lügen kann ich nicht. Das steckt nicht in uns Hesbergs. Noch habe ich Sie nicht lieb. Das geht nicht auf Kommando und nach dem Datum einer Verlobungsanzeige. Aber ich will Ihnen was sagen: Respekt habe ich vor Ihnen! Achten muß ich Sie — ja, das muß ich."

Alling und seine Frau lächelten sich glücklich an. Sie wußten, daß diese beiden sich eines Tages innig lieben würden.

Manuela küßte ihrer Schwiegermutter die Hand.

„Von Ihnen geachtet zu sein, ist mein höchstes Glück. Nein, nicht mein allerhöchstes. Das ist Eugens Liebe. Und mir die zu erhalten, will ich darnach trachten, zu werden, was sie war: ein echtes Weib!“

Da zog Eugen sie an seine Brust und sagte feierlich:

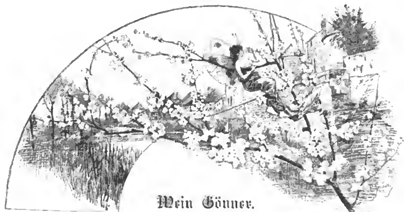
„Du bist zum Weib geworden durch die Kraft des Mitleids. Du vermagst das Höchste, was Weiblichkeit kann: dich selbst vergessen, dich zum Opfer bringen für das Glück anderer!“

Und Manuelas Vater drückte dem Manne, dem er mit freudigem Vertrauen sein einziges Kind dahingab, liebevoll die Hand.

„Sie haben recht, mein teurer Sohn,“ sprach er, „und wir wollen aus diesem Heim und aus der Erinnerung an das Leben, das sich hier abspielte und das nun in der Ewigkeit verronnen ist, eine Lehre mit hinwegnehmen: vorbildlich zu schaffen ist nur wenigen Auserlesenen vergönnt. Aber vorbildlich zu leben vermag jeder. Es ist wohl so recht eigentlich die sittliche Aufgabe unseres Daseins, und ich weiß es. Sie und mein Kind haben sich diese gestellt.“

Manuela und Eugen sahen sich an. In ihren Blicken war ein stummes und heiliges Gelöbnis.

Sie fühlten es beide: von der ernsten Gestalt der Entschlafenen würde es immer ausgehen wie Segenskraft über sie und sie ermahnen, falls sie ja einmal im Kampf mit den Versuchungen des Lebens ermatten sollten, wahr, stark und rein zu bleiben!



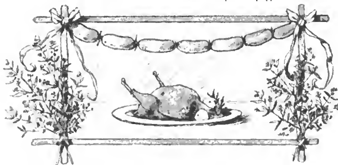
Mein Gönner.

Es half nicht, sein Plaudern mußt' ich ertragen
Über litterarisch-ästhetische Fragen;
Er war mir oberflächlich bekannt,
Ein reicher Stecknadelfabrikant.
Viel Teilnahm' er zu erkennen gab,
Freundlich, läßlich, von oben herab.
Er hielt mich in schweren Dankesbanden:
Er hatte ein Buch von mir erstanden,
(Den Preis fand er beinahe sündlich)
Ein anderes besprach er schreckhaft gründlich
Nach Plan und Aufbau, Idee und Wesen,

Denn er hatte so etwas darüber gelesen.
Dabei bot mir der freundliche Mann
Recht herzlich von seinen Cigarren an:
„Bitte, nehmen Sie, machen Sie keine Worte."
Sie war so von seiner minderen Sorte,
Doch immer noch rauchbar, recht rauchbar sogar;
Ich kaufe so etwas kaum dreimal im Jahr.
Das Gespräch kam auch auf praktische Sachen,
Wie wir mit dem Herrn Verleger es machen,
Was der wohl so zu bewilligen pflegt
Und wieviel solch Büchlein etwa trägt.
Da stach mich der Haber, und stramm und strack
Griff ich in meinen Lügensack:
„Der Ertrag ist meistens nur ein schmaler,
Pro Band kaum mehr als zehntausend Thaler,
Und über zwei Bände Poesie
Liefre in einem Jahre ich nie."
Auf einmal war der Mann verwandelt,
Hat wie einen Grafen mich behandelt,
Respektvoll meinen Arm genommen,
Ließ Champagner und Rheinwein kommen.
„Die Cigarre brennt nicht, ich seh' es mit Kummer,
Bitte, versuchen Sie diese Nummer,
Sie hat Aroma, ist nicht zu stark,
Reine Havanna; tausend Mark."
„Das Stück?" fragt' ich ernsthaft. Da sah der Mann
Mißtrauisch doch von der Seite mich an.
Doch überwand er's. Die Gläser klangen.
Als ich baldmöglichst nach Hause gegangen,
Hielt er den Mantel mir eigenhändig;
Wiederzukommen bat er inständig.

Die Poesie besitzt seither
Einen ehrfurchtsvollen Bewunderer mehr.

Hans Hoffmann.





Engelkonzert. Stich von Philipp Galle nach Stradanus, aus dem Encomium Musices. XVI. Jahrhundert.

Die Entstehung des modernen Orchesters.

Von

Dr. Oskar Bie.

Keine Kunstgattung besitzt einen verwickelteren Apparat zur Darstellung ihres Inhalts, als die Instrumentalmusik. Hundert Menschen in fortwährender aufgeregter Bewegung, die einen sitzend in dauernd veränderter Armhaltung die „Streicher" bearbeitend oder mit aufgeblähten Backen ein Heer von glitzernden „Bläsern" zum Tönen bringend, die andern stehend, in mächtigem Schwunge über die Saiten der Contrabässe fahrend, und an der Spitze der Dirigent, der mit Armen und Füßen und dem ganzen Körper die Entwickelung des Tonstückes in einer Art gymnastischer Pantomime begleitet! Wen würde der Anblick nicht zum Lachen zwingen, wenn er die Ohren schlösse? Und doch, welche Tonfülle, welcher Wohllaut, welche unendlichen Schattierungen im Ausdruck und in der Klangfarbe entströmen diesem so geschmacklos wild bewegten Instrumentalkörper! Die Frage drängt sich uns auf, welche Summe von Erfahrungen nötig gewesen sein mag, um diese Kombinationen von Musikwerkzeugen, die uns heute so natürlich erscheinen, diese Verteilung der Klangnüancen, die unser Ohr so angenehm empfindet, als die besten und praktikabelsten zu empfehlen?



Orchester bei einem patrizischen Tanzfest im XV. Jahrhundert. (Fragment.)
Nach einem Kupferstich von Israel von Meckenen.

Kaum an einer anderen Stelle ihres großen Entwicklungsganges vermag uns die Kunstgeschichte zu ähnlichem Staunen zu zwingen, als wenn wir die rapiden Fortschritte studieren, die gerade das komplizierteste aller Ausdrucksmittel, der Instrumentalkörper, in den letzten Jahrhunderten erfahren hat. Im Anfang des XVII Jahrhunderts noch sammelte ein fleißiger Mann, namens Prätorius, in seinem Syntagma musicum alles, was



Ein Engel die große Trompete blasend.
Aus dem Großen Tabernakel von Fra Giovanni da Fiesole, jetzt in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elf. und Paris.

man damals von Musikwerkzeugen wußte. Er erzählt von der Einführung der „Laute" in die Kirche, also eines Instrumentes, das in seiner Zeit unter allen Kameraden den Vorzug hatte, das beliebteste weltliche Saloninstrument zu sein und darin ganz unserm jetzigen Klavier entsprach. Von einer Vereinigung mehrerer Lauten im kirchlichen Orchester spricht er die begeisterten Worte aus, daß „dieser Chor wegen Anrührung der vielen Saiten gar schönen Effektum und herrliche liebliche Resonanz von sich giebt, so daß es in der Kirche wegen des Lauts der vielen Saiten fast geknittert hat." Wie naiv muß uns das jetzt vorkommen, wenn wir an den bacchanalischen Lärm des modernen Orchesters denken. Wie hat sich das menschliche Ohr erweitert, das Auffassungsvermögen ausgedehnt und das Trommelfell gehärtet!

Die Kunst, nicht nur die menschliche Stimme, sondern auch ein totes Werkzeug zur Hervorbringung von Tönen zu benutzen, ist uralt, aber als selbständige Kunstgattung ist die Instrumentalmusik erst in den letzten dreihundert Jahren emporgewachsen. Sie ist als solche die jüngste aller Kunstarten, die es überhaupt gibt. Wir treffen sie vor diesem Zeitraum noch ganz in demselben fast untrennbaren Zusammenhange mit der Vokalmusik, wie dies zur Zeit der pythischen Feste und zur Zeit der mittelalterlichen Kirchenspiele der Fall gewesen war. Sie hatte sich noch nicht emancipiert, sogar so wenig, daß sie die Stimmen des singenden Chors meist im gleichen Tone begleitete, also nur zu verstärken hatte. Allmählich komponierte man auch Stücke, die entweder ganz oder teilweise, statt von den gewohnten Chorstimmen, auch von Instrumentalstimmen wiedergegeben werden konnten. Man mischte in der naivsten Weise vokale und instrumentale Musik so, daß der Diskant und der Tenor gesungen, der Alt und der Baß aber gespielt wurden. Noch war der Sinn für die Eigentümlichkeiten der verschiedenen musikalischen Ausdrucksmittel nicht gewachsen. Auch als man anfing, die Stimmen ganz wegzulassen und Stücke nur für wortlose Instrumente zu setzen, kam man über diesen Standpunkt zunächst nicht hinaus. Denn man schrieb einfach auf den Titel: Komposition für sechs Stimmen, „auf allerlei Instrumenten zu gebrauchen." Es war also dem Verfasser völlig gleichgültig, mit welchen und wie vielen verschiedenartigen Tonwerkzeugen sein Werk zu Gehör gebracht wurde; er überließ deren Wahl demjenigen,

der die Aufführung besorgte. Dies Verfahren, welches sich noch bis durch das ganze XVII Jahrhundert verfolgen läßt, will uns deshalb so unsinnig erscheinen, weil wir mit jeder Instrumentengattung die Vorstellung einer ganz bestimmten Charakterisierungsart und Individualität verbinden. Aber das Mittelalter der Musik kannte solche Begriffe nicht. Für dieses gab es nur eine absolute, nur in den Tönen, nicht im Ausdruck unterschiedliche Musik. Die höchste Gattung blieb doch der Chor der vier menschlichen Stimmungen Diskant, Alt, Tenor und Baß. Die Instrumente waren nur der Schatten, das Widerspiel dieses Tonkörpers. Sie konnten ihn unterstützen und bedingungsweise ersetzen, hatten aber selbst eine eigene Sprache noch nicht gefunden.

Diese Vorbildlichkeit der vier Tonlagen der menschlichen Stimme war die Ursache zu der wahren Überschwemmung mit Instrumentenarten, von der das Mittelalter heimgesucht wurde. Unser jetziges Orchester bedeutet nur den nach einem harten Kampf ums Dasein übrig gebliebenen Rest einer Fülle von Tonwerkzeugen, die uns schier unglaublich dünken will. Das kam so.

Man ging davon aus, so wie die vier menschlichen Tonlagen eine durch mehrere Oktaven mögliche Tonleiter desselben Timbres ergaben, auch in jeder Instrumentengattung eine ganze Familie von Tonwerkzeugen zu konstruieren, welche in verschiedener Tonlage gebaut, eine fortlaufende, im Klange einheitliche Skala ermöglichten. Es wurde also das Prinzip befolgt, womöglich jede Instrumentenart für Baß, Tenor, Alt und Sopran zu bauen, mitunter auch für den viel tieferen Contrabaß oder den Teil des Tonsystems, der den Sopran an Höhe noch überragte. Das ergab natürlich einen kaum zu bewältigenden Reichtum an Instrumenten.



Ein Engel die Streichguitarre spielend.
Aus dem Großen Tabernakel von Fra Giovanni da Fiesole, jetzt in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

Denn man hatte mit der Zeit die verschiedenartigsten Methoden kennen gelernt, auf welche sich einem toten Körper ein Ton entlocken ließ. Es war hier nicht bloß die reiche Erfahrung, die sich durch Jahrhunderte angesammelt hatte; sondern man muß wirklich sagen, daß wir kaum in einem anderen Gebiete eine solche technische Gewandtheit, eine so frühe Reife in der Konstruktion verwickelter Mechanismen finden, wie innerhalb des Instrumentenbaus. Verfolgen wir die technische Ausbildung so manches durchaus nicht einfachen Tonwerkzeuges, wie der Drehleier oder des Dudelsacks, so kommen wir fast in vorgeschichtliche



Mädchen, singend und Laute spielend.
Nach dem Gemälde von Caravaggio im Ermitage Museum zu St. Petersburg. XVI. Jahrh.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

Zeiten hinauf, aus denen wir von ähnlichen technischen Arbeiten in andern Gebieten keine Kunde haben. Als die hauptsächlichsten Methoden der Tonerzeugung waren schon im grauesten Altertum bekannt: das Schwingen einer Luftsäule in einem engen, aus festem Material bestehenden Körper und das Schwingen einer gespannten Saite. Blas- und Saiteninstrumente, das sind seit jeher die beiden großen Gruppen der Tonwerkzeuge gewesen, die schon im alten Mythus des feierlichen kitharspielenden Apollon und seines Gegners, des sinnlichen flötespielenden Marsyas, als feindliche Mächte sich gegenübertreten. Durch Weiterbildung der antiken Instrumente und Aufnahme einer Reihe arabisch-orientalischer Werkzeuge, welche namentlich auf die dem Altertum unbekannten „Streicher" von Einfluß waren, gelangte man im Mittelalter zu einer bedeutend größeren Anzahl von Instrumentenklassen, als sie Griechen und Römer gekannt hatten. Die beiden Hauptgruppen, Blas- und Saiteninstrumente, teilten sich jetzt in je zwei deutlich voneinander unterschiedene Klassen: die Bläser in diejenigen, bei denen die Lippen des Spielers der vibrierende, tonerzeugende Bestandteil waren, und in die, welche diesen tongebenden Teil in sich selbst trugen — die Saiteninstrumente dagegen in solche, welche gerissen oder gehämmert, und in solche, welche gestrichen wurden. Ich will für jede dieser Klassen meinen Lesern gleich ein bekanntes Beispiel vorführen. Die Instrumente, in deren kesselartiges Mundstück sich die tonerzeugenden Lippen hineindrücken, kennt er an der Trompete — die anderen Bläser an der Klarinette — die gerissenen Saiteninstrumente an der Harfe — die gestrichenen an der Violine.

Sehen wir nun zunächst einmal zu, welche Gattungen von Instrumenten das Mittelalter aus diesen verschiedenen Tonerzeugungs-Methoden gebildet hat und betrachten wir dann erst die Geschichte ihrer Gruppierung, die schließlich zu unserm modernen Orchester geführt hat. Wir treffen da auf ganze Reihen von Tonwerkzeugen, die uns heute nur noch theoretisch bekannt sind und ihren Platz in der Instrumentalmusik verloren haben. Der geschichtliche Zug unserer Zeit hat dafür Sorge getragen, daß diese Zeugnisse einer älteren Musikepoche nicht untergehen. An verschiedenen Orten, in Paris, Brüssel, London, Berlin, auch in privaten Sammlungen, wie bei Paul de Wit in Leipzig, haben sich ganze Instrumenten-Museen gebildet, die uns ein Bild davon geben, welche Mühe und welche Kombinationsgabe man auf die technische Vollendung der Instrumente anwendete.



Voilà le Général de Tann



Nach dem Gemälde von T. Birkmeyer.

Das jüngste, aber durch seine Vollständigkeit vielleicht instruktivste dieser Museen, das Berliner, eine Abzweigung der königl. Hochschule für Musik, dient uns an erster Stelle als Beispielsammlung.

Als erste Klasse lernten wir die Blasinstrumente mit Kesselmundstück kennen, in welches sich die Lippen zur Tonerzeugung hineinlegen. Gewöhnlich werden diese aus Metall konstruiert; es macht aber in der Klangfarbe nur einen geringen Unterschied, wenn man statt Metall Glas, Holz, Bast oder Knochen nimmt, wofür ältere Beispiele vorhanden sind. Die Art des Mundstücks, die Weite der Röhre und die Ausbuchtung des Schalltrichters sind es allein, welche die Verschiedenheit der Klangfarbe bedingen. Und nur hierin unterscheiden sich die drei wichtigsten Arten dieser Klasse: die Trompeten, die Posaunen und die Hörner. So ist z. B. das Mundstück der einfachen geraden Trompete, die man von ihrem hellen Klang clarina nannte, flach und schüsselartig, während dasjenige des romantisch dumpfen Hornes eine kegelförmige Gestalt hat. Nach dem Vorbilde der vier Tonlagen der menschlichen Stimme versuchte man nun auch diese Instrumente durch alle Lagen zu bauen. Man konstruierte Trompeten und Hörner in den verschiedensten Größen, Posaunen in den mannigfachsten Längen, da ja durch Verlängerung der Röhre die Grundstimmung des Instruments tiefer wurde. Die Zeit hat unter diesen überreichen Gattungen eine sorgsame Auslese getroffen. Für den heutigen Musiker, für welchen es Trompeten und Hörner fast nur noch in der F-stimmung und Posaunen fast nur noch in der Tenorlage gibt, hat eine tiefgestimmte Trompete oder eine Diskantposaune nur archivarischen Wert. Aber das historische Interesse richtet sich noch auf einen andern Punkt. Dieser ganzen Klasse von Instrumenten war es nämlich von Natur aus versagt, über diejenigen Töne hinauszugehen, welche sich durch regelmäßige Teilung der schwingenden Luftsäule ergaben: die sogenannten Obertöne. Wie bekam man nun die übrigen Teile der Tonskala heraus? Man versuchte es auf die verschiedenste Weise. Am besten dran waren die Posaunen, die durch ihren Zugmechanismus jeden Moment die Gesamtstimmung des Instruments verändern und so alle chromatischen Töne hervorbringen konnten. Zeitweise wandte man diesen Zug auch auf die Trompeten und Hörner an. Dann wieder erfand man die Aufsteckbögen, welche schnell die Stimmung vertiefen konnten. Weiterhin versuchte man es mit Anwendung von Fingerlöchern und Klappen, die sie schließen, so daß man nur durch Aufheben der Finger oder Klappen die Länge des Rohrs verkürzte. Endlich kam man auf kleine praktische Ventile, welche, wenn sie geöffnet werden, je nach Bedarf das Rohr so verlängern, daß alle chromatische Töne vorhanden sind. So weit sind wir jetzt. Und man kann sich vorstellen, welche Fülle von Konstruktionen uns auf diesem Wege von der einfachen clarina zur Ventiltrompete, vom primitiven Kuhhorn, auf dem der Nachtwächter nur einen einzigen Ton hervorbrachte, bis zum modernen Ventilhorn begegnet.



Dudelsackbläser.
Nach dem Holzschnitt von Albrecht Dürer, 1514.

Noch viel mannigfaltiger gestaltete sich die andere Gruppe der Blasinstrumente, welche man zum Unterschiede von den eben betrachteten, in der Regel „Blechbläser“ genannten Arten „Holzbläser“ zu nennen pflegt, obwohl es auch nicht das Material des Holzes ist, das die Klangfarbe macht. Im Gegenteil sind Flöten aus Elfenbein sogar die anerkannt besten. Nur die vom Kesselmundstück verschiedene Art des Anblasens unterscheidet diese Gruppe. Hier gibt es nun gar vielerlei Möglichkeiten. Bricht sich z. B. der Luftstrom an einer scharfen Kante, so erhält man die Gattung der Flöten. Dieselben können entweder geradeaus oder quer vor den Mund gehalten werden. Jenen, den nach ihrem Mundstück sogenannten Schnabelflöten, ist es merkwürdig gegangen. Sie, die uns eines der urältesten Musikinstrumente vergegenwärtigen, welches die Menschen gekannt haben, sind in dieser Form heute fast völlig verschwunden. Im Mittelalter noch in zahlreichen Varianten durch mehrere Tonlagen gebaut, haben sie allmählich den Querpfeifen, die sich nur einer sehr plebejischen Herkunft rühmen können, das Feld räumen müssen. Zur Zeit des großen Friedrich feiert die Querpfeife über die altehrwürdige Langflöte einen wahren Triumph. In kostbarer Ausstattung gebaut, erobert sie sich mit ihrem lächelnden, süßen Tone die Welt. Sie allein vertritt im heutigen Orchester diese ganze, einst so große Familie, von deren Zweiglinien heute nur noch zwei übrig sind: die gewöhnliche D-Flöte und die um eine Oktave höher stehende Piccoloflöte, die die höchsten Gipfel der orchestralen Tonskala allein erklimmen kann. Und doch kann sich die Flöte noch freuen, wenn sie auf das Schicksal ihres Stammesverwandten vom „doppeltem Rohrblatt“ blickt. Die Instrumente, welche durch Erzittern eines solchen zusammengelegten, zweiteiligen Rohrscheibchens nach einer ebenfalls schon recht alten Methode ihren Ton erzeugen, sind im Verhältnis noch viel grausamer „decimiert“ worden. Wo hätte z. B. das Mittelalter je gedacht, daß man seine gute, liebe Schalmei so unbarmherzig vergessen würde: die Schalmei mit ihrer geraden Röhre und dem doppelten Rohrblatt-Mundstück, das den näselnden Ton hervorbrachte, — die man in allen Größen konstruierte, vom höchsten Diskant bis zum brummenden Kontrabaß, wo sie, in diesen tiefen Regionen dann gewöhnlich „Pommer“ genannt, in einem Berliner Beispiel die entsetzliche Länge von $2^2/_3$ Meter erreicht! Aber da kamen die modernen Oboen mit ihrem technisch so fein ausgeklügelten Klappenmechanismus und da



Terzett.
Nach einem Kupferstich von Balthasar Jenichen.
XVI. Jahrhundert, 2. Hälfte.



Streichterzett.
Nach einem Kupferstich von Balthasar Jenichen.
XVI. Jahrhundert, 2. Hälfte.

kamen die Fagotte, die das lange Rohr praktisch und bequem einfach umknickten, wie es Trompeten, Hörner, Posaunen mit ihren Windungen und Krümmungen längst thaten, und so ersetzten jene die hohen Schalmeien, diese die tiefen Pommern und die ganze Familie ward so bald dem völligen Untergange geweiht, daß, wer heute noch eine lebendige Schalmei sehen will, einen italienischen Bummelmusikanten aufsuchen muß, dessen Piffaro den letzten Nachkommen dieser einst so ruhmreichen Familie darstellt. Er findet bei ihm neben dem Piffaro dann noch ein anderes altes, für das moderne Orchester längst aufgegebenes Instrument des nämlichen Stammes vom „doppelten Rohrblatt“: den Dudelsack. Der Dudelsack sammelt die Luft, die er den an ihm hängenden Schalmeien, den melodieführenden und den in Brummtönen begleitenden, zuführt, erst in einem Sackreservoire und ist auch für anständige Musik nur in kurzen Perioden verwendet worden, hat sich dafür aber bei der Volksmusik um so länger erhalten. Es ist merkwürdig, daß die moderne Zeit alle die Rohrblattbläser, die ihre Luft erst sammeln, ehe sie sie ausnehmen, verschmäht. Wie die Dudelsäcke, so ist auch die kleine Familie der „Krummhörner“, welche keinen Blasebalg, aber eine Kapsel vor das Rohrblatt legen, dem grausamen Schicksal der Ächtung verfallen. Und genau ebenso ist es den kleinen schnarrenden Orgeln ergangen, den „Regalen,“ die man gern in Form einer Bibel zusammenklappte, um sie unterm Arm fortzutragen; sie verbinden den Mechanismus des Blasebalges à la Dudelsack mit der Tastatur à la Orgel. So ist unter dem Stamme des „doppelten Rohrblatts“ aufgeräumt worden! Von all seinen Familien, die in allen Tonlagen bliesen, sind nur die Oboen und Fagotte übrig geblieben. Wenigstens für das aristokratische Orchester. Die niedere Volksmusik war anhänglicher. Nicht nur Piffaro und Dudelsack, sondern auch die uralte Syrinx hat sie beibehalten, die verschieden gestimmte Schalmeien im Bündel vereinigt.



Tuba argentea. Aus der Holzschnittfolge la processione del Doge. Venedig 1556.

Auf den Trümmern der Schalmeienarten baute ein neues Instrument seinen Ruhm auf: die Klarinette, die heute als Königin der Bläser gepriesen werden darf. Sie war als ein Deminutivum der clarina gedacht und behielt auch deren Körper bei, selbst mit dem Wulst, den die Reitertrompeten in der Mitte haben. Solche aus Gewohnheit stehen gebliebene Formen finden wir öfters in der Geschichte der Instrumente. Sie sind die rudimentären Körperteile der Darwinschen Descendenzlehre. Und wirklich erscheint oft der Kampf, den die Instrumente um ihr Fortbestehen führen, wie der Darwinsche Kampf ums Dasein, der alle sich als unpraktisch erweisenden Genera und Species unweigerlich dem

Untergange preis gibt und die besseren Arten zur höchsten Vervollkommnung führt. Auch die Klarinette hat es erfahren müssen, daß nicht alle Glieder ihrer Familie, die von der Baß- bis zur Diskantstimmung sämtliche Tonlagen verkörperten, lebensfähig waren. Nur wenige Stimmungen haben sich durchgekämpft.

Auch darin fordert das Prinzip der Zuchtwahl seine Opfer, daß sich nur reine extreme Gattungen erhalten konnten, Mischhöhen. Diese Zwittergeschöpfe, die man aus Holz baute, nannte man Zinken, gerade, krumme und schlangenförmige, die auch Serpenten hießen. Man blies sie an wie Trompeten, benutzte aber die Fingerlöcher wie bei den Schalmeien. Sie waren bei jeder Art Musik ungeheuer beliebt, aber sie konnten sich nicht halten, ebensowenig wie die „Baßhörner," die „Bassethörner" und einige andere Arten, die in ähnlicher Weise von den beiden Hauptgattungen der Bläser sich



Ein Hauskonzert im XVII. Jahrhundert.
Nach dem Gemälde von L. Lenain, 1640. Im Besitze des Herrn Paul de Wit in Leipzig.

arten dagegen, die nicht Fisch, nicht Fleisch — nicht „Blech", nicht „Holz" waren, vom Erdboden vertilgt wurden. Die Klarinette hält sich innerhalb ihrer Klasse: sie verbindet das Mundstück der Flöte mit der Konstruktion der Oboe. Das Mittelalter aber kannte Instrumente, die von den Kesselmundstück-Gattungen die Art der Tonerzeugung nahmen, von den anderen Gattungen aber die Methode der Fingerlöcher und Klappen, die durch Aufheben den Ton erihre Existenz zusammenborgen und immer nur kurze Perioden hindurch in Mode waren.

Noch ein viel bewegteres Leben als die Bläser haben die Saiteninstrumente geführt. Da sie jederzeit als populärste Tonwerkzeuge galten, waren sie mehr als irgend eines der Blasinstrumente den wechselnden Moden und Liebhabereien unterworfen. Von ihren drei Hauptgattungen, den Reiß-, Hammer- und Streichinstrumenten stellt die erste



Musizierende Gesellschaft.
Miniatur aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts.

das älteste Stammgeschlecht dar. Nichts reicht an die Ehrwürdigkeit der bei allen Völkern den Beginn musikalischer Thätigkeit bezeichnenden Harfen- oder Zitherwerkzeuge heran. Die Harfe, welche im ganzen frühen Mittelalter die unbestrittene Herrschaft unter den Instrumenten inne hatte, mußte sich mannigfachen Verwandlungen unterziehen, um ihre Beliebtheit nicht einzubüßen. So z. B. legte sie ihren Körper wagerecht auf den Tisch, brachte den Resonanzboden darunter an und ward zum Psalter, aus dem sich einerseits die Arten unserer Zither, auch der jetzt wieder so beliebten bayerischen, entwickelten, anderseits durch allmähliche Einführung des Hammermechanismus und der Tastatur das alte Hackebrett, das epochemachende Pantaleon und unser jetziges Klavier sich bildeten, welches durch seinen Tonumfang und durch seine Klangfülle alle übrigen Hausinstrumente überflügelt hat. Fügte man dagegen an die Zitherarten einen



Trombenbläser.
Aus der Holzschnittfolge la processione del Doge
Venedig 1556.

Hals mit Griffbrett, auf dem die Saiten entlang liefen, so erhielt man die Lauten-, Guitarren- und deutschen Zitherformen, die sich wesentlich nur durch die äußere Gestalt voneinander unterscheiden. Brachte man anderseits an diese gerissenen Saiteninstrumente einen Hebelmechanismus in Gestalt einer Tastatur an, so gelangte man zu den Formen des Klavichords, Spinetts und Klavicymbels, die in früherer Zeit die Rolle unseres Hammerklaviers spielten. Der Leser wird mit Recht vermuten, daß zwischen diesen nur ganz roh skizzierten Gattungen der Reiß- und Hammerinstrumente eine reiche Fülle von Nüancen, von Vergrößerungen, Verkleinerungen und Mischungen der Arten in Gebrauch waren. Aber ich will ihn mit ihrer Schilderung um so weniger ermüden, als alle diese so verschiedenartigen Instrumentengattungen für unser modernes Orchester total in Vergessenheit geraten sind. Die „Streicher" haben die Kneifer und die Hämmerer völlig unterdrückt — zum großen Bedauern manches modernen Komponisten, der in dem Pizzicato der Streichinstrumente keinen genügenden Ersatz findet für die verlorenen Wirkungen der alten gerissenen Saitenspiele. Berlioz' Versuche, das Klavier als Orchesterinstrument wieder einzuführen, haben keine Nachahmung gefunden, es blieb lediglich Konzertinstrument. Die Wiederaufnahme der Harfe ins Orchester, welche augenblicklich große Erfolge aufzuweisen hat, wird hoffentlich von nachhaltigerer Wirkung sein. Wer sich sonst nach Resten dieser ganzen großen, einst so edlen und stolzen Instrumentenfamilie umsehen will, der muß wieder bei den niederen Volksmusiken anfragen. Die Harfe findet er da in ihrer alten Stellung bei den Musikhausierern und den böhmischen Tanzmusikanten wieder, das Hackebrett entdeckt er im Cymbal der Zigeuner, die Laute präsentiert ihm in der kleineren Form der Mandoline der Neapolitaner oder in der pyramidenförmigen Gestalt der Balalaika der russische Bauer, die alte „Theorbe," eine Laute mit zugefügten Baßsaiten, erkennt er im Torban eben desselben Russen wieder, und vielleicht findet er in der stillen Servante seines Großvaters noch eine bescheidene Zither oder eine perlmuttergeschmückte Guitarre, deren periodische Beliebtheit zu Anfang dieses Jahrhunderts das letzte Aufflackern der Lebenskraft dieser das XVI. und XVII. Säkulum in Entzücken wiegenden Instrumentenarten bezeichnet.

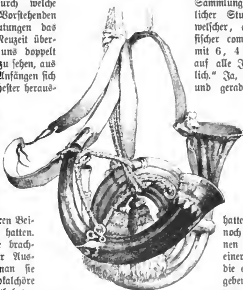
Seit fast dreihundert Jahren haben die Streicher die unbestrittene Herrschaft im Orchester. Ihr so ausdrucksvoller und doch so beweglicher, im Forte wie im Piano gleich wirkungsvoller Ton hat ihnen diese Stellung erobert. Doch auch dies ging nicht ohne inneren Veredelungskampf vor sich. Man baute nicht gleich von Anfang an die Streicher in ihrer heutigen Form. Die alte Gestalt der „Viola", flacher an Boden und Decke, hatte einen spitzer zulaufenden Oberkörper und eine größere Anzahl Saiten. Man baute sie für Diskant und Alt, in den Arm zu nehmen, und nannte sie daher Viola da braccio, ein Name, der sich in unserm „Bratsche" noch erhalten hat. Die Tenorviola stellte man beim Spielen vors Knie und nannte sie daher Viola oder Lira da gamba, in

Deutschland einfach „Gambe." Dazu kam als tiefste Gattung die Baß-Viola. Jedoch konnte sich dieses alte Quartett niemals sehr gut miteinander vertragen. Die Diskantviola war unbeliebt und wurde meist durch die kleine, trögelartige Pochette (Taschen- oder Tanzmeistergeige) ersetzt, welche sich wohl direkt an das arabische Rebek anlehnte, das den Abendländern die vervollkommnete Streichmusik gelehrt hat. Schließlich kam die Pochette ins Wachsen, sie neigte zur Violenform und es entstand daraus die moderne Violine. Ihren Bau brachten die italienischen Meister Amati, Stradivari, Guarneri zu solcher Vollendung, daß wir, wie bekannt, ihnen es heute nicht mehr nachmachen können. Nach ihrem Muster baute man nun auch die Altgeige (unsere Bratsche), die Tenorgeige (unser Violoncello) und die Baßgeige (unseren Contrabaß). So wurde das moderne Streichquartett geschaffen, dessen geniale Baumeister ihm seinen Triumph verbürgten. Schnabelflöte und Harfe, die Mütter aller Instrumente, gerieten in Vergessenheit; die Violinen aber, jung an Jahren und halbe Fremdlinge in Europa, waren zu Führerinnen auserkoren.

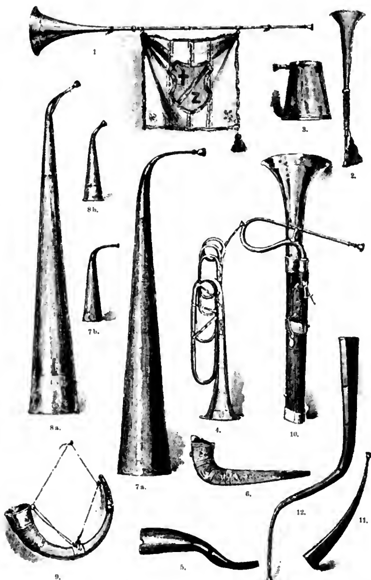


Die Lautenspielerin.
Nach dem Gemälde von G. Terborch.
Nach einer Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G. München.

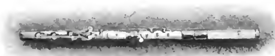
Bei der Reichhaltigkeit von Instrumentengattungen, durch welche nach den im Vorstehenden gegebenen Andeutungen das Mittelalter die Neuzeit übertraf, muß es uns doppelt wunder nehmen, zu sehen, aus wie bescheidenen Anfängen sich das moderne Orchester herausbildet. Jahrhunderte lang bestand die ganze instrumentale Übung in den Vereinigungen von Trompeten, Zinken, Posaunen und Geigen, die bei festlichen Gelegenheiten ihren Beitrag zu liefern hatten. Die Instrumente brachten Tonsätze zur Ausführung, wie man sie sonst für Vokalchöre schrieb, sie entbehrten noch jeder Individualität. Selbst um 1550 betitelt ein Breslauer Stadtpfeifer sein Buch noch eine Sammlung „viel feiner lieblicher Stucklein, spanischer, welscher, englischer, französischer composition und tenz mit 6, 4 und 5 Stimmen, auf alle Instrumente dienstlich." Ja, obwohl unterdessen und gerade in Italien die Ausbildung des Soloinstrumentes im Gegensatz zur mittelalterlichen Gewohnheit, die nur Chöre kennt, einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht hatte, lesen wir doch noch zu unserem Staunen in der Partitur einer der ersten Opern, die es in der Welt gegeben hat, der Euridice von Peri (1600) statt genauer Angabe der



Hifthörner.
Radierung von Wenzel Hollar. XVII. Jahrh.



Trompeten. 1. Gerade Trompete in Cis von Ubaldo Montini in Siena, 1523 (113 cm lang). 2. Gerade Trompete in Gis von M. Joh. Leonh. Ehe in Nürnberg, XVII. Jahrh. 3. Büchsentrompete in A von Adam Buchschwinder in Elwangen, 1731. 4. Älteste Klappentrompete in Gis, 1790. Naturhörner: 5. Ziegenhorn ohne weitere Zuthat. 6. Jüdisches Schofar, Widderhorn, f. d. Synagogendienst. 7a und b. Größtes und kleinstes aus einem Chor von neun russischen Hörnern aus Kupfer. 8a und b. Dasselbe von acht aus Messing. 9. Hifthorn in Gis aus einem Kuhhorn. 10. Englisches Baßhorn von Adler in Paris. 11. Gemeiner Zinken. 12. Baß- oder gewundener Zinken.


Querflöte von Glas in D mit silbernen Klappen. Von Laurent in Paris, 1815.

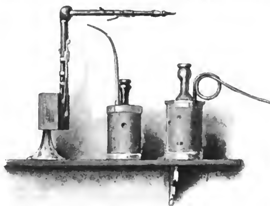
begleitenden Instrumente lediglich einen ganz neutralen Generalbaß, der nur in Ziffernschrift die gewünschten Akkorde vorschreibt. In Wirklichkeit wurde die Begleitungsmusik von einer kleinen Gruppe von vier, *hinter* der Bühne aufgestellten Instrumenten vollführt: einem Klavier, einem Chitarrone (d. i. die größte und tiefste Lautenart), einer Lira grande (d. i. die größte und tiefste Tenorviolenart) und einem Liuto grosso (d. i. eine Theorbe, Laute mittlerer Größe). So sieht das älteste Opernorchester aus, von dessen Instrumenten unser heutiges Orchester kein einziges mehr besitzt! Sie waren wesentlich Baß- und Füllinstrumente, während die Melodie der Singstimme überlassen blieb. Nur an einer einzigen Stelle erscheint ein Blasinstrument, ein Triflanto (dreiteilige Flöte), und zwar zur Ausführung des Zwischenspiels eines Schäferliedes. Im Gegensatz zum italienischen Orchester hat das deutsche jederzeit die Blasinstrumente mehr bevorzugt. Natürlich spielte das Perische Orchester nichl fortwährend mit allen Instrumenten, sondern das eine oder andere begleitete abwechselnd die Singstimme und nur beim Chor oder Intermezzo vereinigten sie sich zu größerer Wirkung. Dies aber war die Praxis, welche die Instrumente auf ihre allmähliche Individualisation hinweisen und die moderne Auffassung vorbereiten mußte. Traten die Tonwerkzeuge in abwechselnder Reihe hervor, um sich nur zeitweise zu kombinieren, so mußte das Ohr aufmerksam werden auf die Verschiedenheiten der Klangwirkung und des Ausdrucks, die in den mannigfachen Konstruktionsarten begründet lagen. Die Instrumente begannen, statt bloß zu spielen, auch etwas zu sagen, eine Stimmung wiederzuspiegeln. That ja die einzelne Singstimme, welche sie begleiteten, dasselbe! Denn erst damals ward der Sologesang erfunden, erst damals gab es eine einfache, von einer einzigen Stimme seelenvoll vorgetragene Melodie. Das Mittelalter hatle nur Chöre gekannt, die die individuellen Stimmen genau ebenso nicht zu Worte kommen ließen, wie seine Orchestergruppierungen dem einzelnen Instrument keine Freiheit gestatteten.


Serpent von Papiermaché.

Mit der modernen Oper, mit dem modernen Gesang ist also auch das moderne Orchester aufgewachsen. Es individualisiert sich: darin liegl das Geheimnis seiner Entwickelung. Schon Monteverde, der große Venezianer, errät wenige Jahre nach diesen ersten Opernversuchen, welche Ausdrucksfähig-


Doppelschnabelflöte. Von Bainbridge in London. 1816.

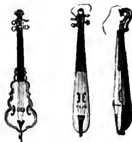
keit Jahrhunderte lang unbemerkt in den Instrumenten geruht hatte. Er ist der erste, der das Geigentremolo anwendet, welches seitdem zur Kennzeichnung einer heftig pulsierenden Leidenschaft stereotypes Kunstmittel geworden ist; er erfindet das Pizzicato der Streicher, welches den auf den Index gesetzten Kneifinstrumenten den ersten Todesstoß gab; er komponiert sogar schon charakteristische Tonstücke für bloßes Orchester, wie seinen ballo delle ingrate. Sein Opernorchester wächst darum auch numerisch stärker an. Im Orfeo des Jahres 1608 finden wir bereits 2 Klavicimbel, 2 Baßviolen, 10 Viole da braccio, 1 große



1. Bassetthorn ältester Form.
2. Rankett von Holz mit Lederüberzug, um 1618.
3. Rankett von W. Wyne in Nymwegen.

(doppelte) Harfe, 2 kleine französische Violinen, 2 Chitarroni, 2 Organi di legno (Orgelwerke), 1 Regal, 3 Gamben, 4 Posaunen, 2 Zinken, 1 Schnabelflöte, 1 Klarintrompete und 3 gedämpfte Trompeten. Also ein ganz gewaltiges Orchester, dessen unharmonische Zusammensetzung man sich sofort aus dem Umstande erklärt, daß ja niemals alle Instrumente gleichzeitig spielten. Bemerkenswert ist auch hier, daß außer den Posaunen, die ihre Mechanik ja seit dem XVI. Jahrhundert nicht verändert haben, nicht ein einziges Instrument heute noch im Gebrauch ist. Das Klavicimbel (dessen erstes in der Regel von dem Dirigenten selbst gespielt wurde), obwohl es sich in der modernen Klavierform noch bis 1815 z. B. im Dresdner Orchester als Instrument nachweisen läßt, ging mit der beginnenden Herrschaft der Streicher seinen Weg vom Theater in den Konzertsaal, wo ihm ungeahnte Triumphe blühen sollten. Die Orgelinstrumente wurden überflüssig durch die Ausbildung der „Holzbläser;" die alten Violenformen wichen den modernen Violinen, als deren Vorposten uns hier im Monteverdeschen Orchester die beiden kleinen französischen Geigen erscheinen.

Thatsächlich beginnt der Siegeszug der Streicher in Frankreich. Schon um die Mitte des XVII. Jahrhunderts bildeten in Paris die Streichinstrumente den Grundstock des Orchesters; die königliche Kapelle nennt sich les 24 violons du rot. Wie mit der Oper überhaupt das Orchester, so wächst mit der französischen Oper im besonderen das moderne Orchester auf, dessen Fundament in den Streichern begründet ist. Von der Vielseitigkeit des Monteverdeschen Instrumentalkörpers sieht man wieder ab; man bildet von der Grundlage der Violen aus eine neue Zusammenstellung, deren Charakteristikum die Einheitlichkeit ist. Gab es bisher bei den Italienern nur eine Sprache der einzelnen Instrumente, so wird jetzt die Sprache des Gesamtorchesters entdeckt. Cambert, der Begründer der französischen großen Oper, richtet bereits ein volles Streichorchester ein, dessen oberste Stimme von der modernen viersaitigen Violine, dessen Baß von der älteren Baßviola und dessen Füllstimmen von den Streichern mittlerer Höhe gespielt werden. Zu diesem Grundstock kommen als Unterstützung Flöten und Oboen, so daß wir uns schon stark dem heutigen Orchester nähern. Lully, der durch sein charakterloses Vorgehen gegen Cambert diesen aus seiner Stellung verdrängte und dann die alte Pariser Oper auf ihren Höhepunkt führte, behielt das Cambertsche Orchester bei und

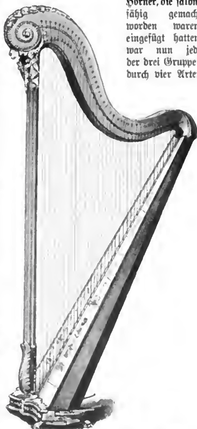


1. 2.

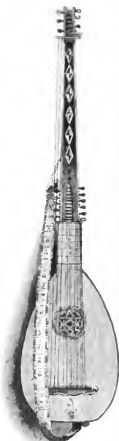
1. Pochette in Geigenform. Von Benedikt Zieglmitler, 1755.
2. Pochette Von Joh. Ad. Voller in Frankfurt, 1670.

Den stärkeren Bläsern Deutschlands stehen die zahlreicheren weichen Streicher Frankreichs gegenüber, während Italien sie vermittelnd die Erinnerung an die alten volkstümlichen Lautenarten nicht so schnell überwindet.

Auf diesem Boden fügte sich allmählich das moderne Orchester zusammen mit seinen drei Hauptgruppen: 1) Streichorchester, 2) Flöten, Oboen, Klarinetten, Fagotte, 3) Trompeten, Hörner, Posaunen, Pauken. Nach langer Erfahrung war diese Kombination als die vollendetste, alle Forderungen der Klangfülle und der Ausdrucksverschiedenheit am besten befriedigende erkannt worden. Nachdem sich die Klarinetten als neue Erfindung und die Hörner, die salonfähig gemacht worden waren, eingefügt hatten, war nun jede der drei Gruppen durch vier Arten vervollständigte nur die Bläser nach der Tiefe hin durch Hinzunahme der Fagotte. Er war es auch, der der Pauke als erster den Eintritt in das europäische Orchester gestattete und dadurch dem Instrumentalkörper in der Tiefe einen festen Abschluß gab. So ward das Orchester ein neues Wesen. Es stückelte sich nicht mehr aus einzelnen Instrumentengattungen zusammen, die nur immer teilweise zur Verwendung kamen, sondern es präsentierte sich als abgerundeter, harmonisch ausgebauter, vollklingender und ausdrucksreicher Tonkörper, in dem die Sonderinstrumente zu einem großen Ganzen zusammengewachsen waren. Auch Italien konnte sich diesem Einfluß nicht mehr erwehren. Blicken wir z. B. auf die Partitur des Legrenzi, welcher in seiner Stellung als Kapellmeister zu S. Marco in Venedig zu Ende des XVII. Jahrhunderts von großem Einfluß war, so lesen wir 8 Violinen, 11 kleine Violen (die von der französischen Geige verdrängte Diskantviola), 2 Violen da braccio, 3 Baßviolen, 4 Theorben (noch nach alter italienischer Gewohnheit) und daneben als Bläser 2 Zinken, 1 Fagott und 3 Posaunen. Vergleichen wir damit schließlich ein drittes, das deutsche Orchester Bachs, so finden wir hier die alte Vorliebe der Deutschen für stärkeren Gebrauch von Blasinstrumenten noch nicht abgeschwächt. Neben dem Streichorchester hat Bach je eine Gruppe von Oboen und Fagotten, von Zinken und Posaunen, von Trompeten und Pauken. So bewahren italienisches, französisches und deutsches Orchester jedes seine Stammeseigentümlichkeiten.



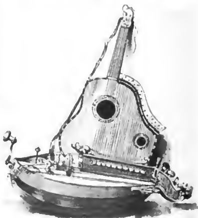
Pedalharfe. Von Renault in Paris, 1792.

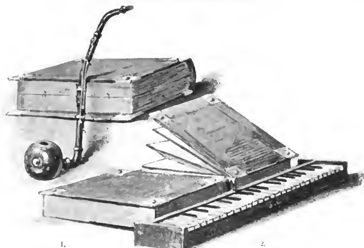

Chitarrone (Romanische Theorbe). Von Giovanni Bachardini in Venedig, 1609.

vertreten. Dem alten Prinzipe, jedes einzelne Instrument nach allen Tonlagen familienweise auszubauen, war damit der Krieg erklärt. So verschwanden nicht bloß die Mischlinge, sondern auch unbrauchbare Familienmitglieder.

Das war etwa der Stand der Dinge im XVIII. Jahrhundert. Da kam Berlioz mit seiner Riesenphantasie. Hatte Beethoven nur auf der alten Basis fortarbeitend den überlieferten Instrumenten die größtmögliche technische und seelische Ausdehnung gegeben, so operierte er mit ganz neuen Mitteln. Alles, was nur Ton hatte, zog er in das Bereich des Orchesters, eine Welt von Werkzeugen machte er seinen himmelstürmenden Ideen unterthan. In seinem Requiem verlangt er zu einem Streichorchester von solchen Dimensionen, daß allein die Contrabässe in 18 Stück vertreten sind, noch einen Bläserchor von 4 Flöten, 2 Oboen, 3 C-Klarinetten, 8 Fagotten, 4 Hörnern in Es, 4 Hörnern in F, 4 Hörnern in G, 4 Cornets à pistons in B, 2 F-Trompeten, 6 Es-Trompeten, 4 B-Trompeten, 16 Tenorposaunen, 2 C- und 2 B-Ophikleiden, 1 Monstre-Ophikleide (Baßklarinette), 8 Paar Pauken und zwei große Trommeln! Unter seiner Ägide entstand ein neues, den Charakter der Oboe und Klarinette mischendes Instrument: das Saxophon, welches durch alle Tonlagen vom Sopranino bis zum Baß gebaut wurde. Auf diesem Wege, wenn auch nicht mit solch übermäßigem Kraftaufwande, ist das modernste, das Lisztsche, das Wagnersche Orchester weitergegangen. Es tritt die merkwürdige Wendung ein, daß man, wie einst im XVI. Jahrhundert, wieder bestrebt ist, die einzelnen Familien vollständig auszubauen, die Trompeten, Posaunen, Klarinetten, Hörner in so verschiedenen Größen zu konstruieren, daß jede Familie für sich eine ganze, Harmonie gebende Skala beherrscht. So entstehen — und hierin tritt bezeichnenderweise wieder Deutschland die Führung an — eine Anzahl neue Bläserarten, die sich die Erfahrungen moderner Technik zu nutze machen, und die Instrumente beginnen eine ähnliche Familiengruppierung zu zeigen, wie einst vor dem Anfang des neuzeitlichen Orchesters. Freilich vereinigen wir jetzt alle diese Familien zu einem großen einheitlichen Organismus, während sie im Mittelalter ihre selbständige, koordinierte Existenz führten und in beliebiger Auslese zur Anwendung gelangten — ein Spiegelbild der allgemeinen Kulturverhältnisse.

In der That: zuerst das feudale, stolze, in seiner Familie streng abgeschlossene und


Französische Doppelguitarre.
Drehleier mit lautenförmigem Schallkörper.
Von J. Louvet zu Paris, 1766.



1. Clarinette d'amour mit zweifach gebrochenem Rohre.
2. Bibelregal, Vorgänger des Harmonium, geschlossen (oben links) und spielfertig.

auf Vollständigkeit dieser Familie basierte, nur in der Korporation des Chors denkbare Orchester des Mittelalters, dann die allerorten auftauchenden Regungen des Individuellen, Charakteristischen, Selbstischen, weiterhin der Zusammenschluß dieser kräftigen Individualitäten zum staatlich organisierten, einheitlichen und in seiner Einheit persönlichen Gesamtorchester und endlich das freudige, wieder selbstthätige Aufblühen und neu erwachte Familienbewußtsein der Einzelglieder ohne Zerstörung des gewaltigen Gesamtorganismus — — will uns dieser interessante Werdeprozeß des Orchesters nicht wie ein Wiederschein kultureller Entwickelung des Menschengeschlechts dünken?

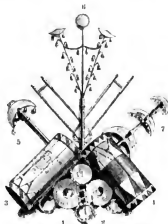


Fig. 1 und 2: Zwei Becken einer alten Janitschaerenmusik; darüber: ein altes italienisches Tamburin. Fig. 3 und 4: Zwei alte Feldtrommeln. Fig. 5: Schellenbaum der Dragoner XVIII. Jahrh. Fig. 6: Schellenbaum großer Form XVIII. Jahrh. Fig. 7: Schellenbaum mit drei Halbmonden.



Alttirolische Gemüseverkäuferin.
Nach einer Zeichnung von Josef Büche.

Der arme Herrgott.

Eine Tiroler Geschichte

von

G. v. Berlepsch.

Ein Bergbach, wild, wasserreich, zieht durch das enge Thal und erfüllt es mit seinem Rauschen. Über gewaltige Felstrümmer stürzt und schäumt er in tollen Sätzen, in reißenden Strudeln und hochaufstäubenden Garben dahin. An einzelnen Stellen aber, wo mehr Raum ist, als daß Bach und Straße sich nur gerade zwischen den Bergen durchzwängen können, da fließt das Wasser still und klar, als könnte es kein Hälmlein am Ufer knicken. Vergißmeinnicht blüht hier in heller Menge, und die Forellen schießen lustig durch die Wellchen, in denen die Sonne spielt.

An solch' einer Stelle, dicht am Weg, hebt sich ein Wiesenhügel, darauf ein Kreuz mit einem ganz verwetterten Herrgott steht. Es ist schief gerückt vom Fernerwind, der viele Jahre schon dran rüttelt. Des armen Heilands Leib hat alle Farbe verloren; er ist silbergrau von Alter, wie das Marterholz, daran er hängt, und wie das schmale Schindeldächlein darüber. Nur eins weist noch etwas wie Farbe, das ist ein unten am Kreuzschaft angenageltes Täfelchen mit einer Malerei: ein Engel, weiß geflügelt, der einer am Boden liegenden Frau naht. Auch davon ist nicht mehr viel zu sehen, und was es bedeutet, weiß kaum noch die Hälfte der Thalleute, die da vorübergehen.

„Beim armen Herrgott“ nennen sie's, — warum, das können sie nicht sagen — zur Unterscheidung von den andern Herrgöttern „im Elend,“ „zur Rast,“ „im Moos“ u. s. w. Vielleicht heißt dieser arm, weil schon gar lang keine fromme Seele sich seiner angenommen, wenigstens seit die alte Gertraud, die das Täfelein gestiftet und bei dieser Gelegenheit den Heiland frisch hat anmalen lassen, tot ist.

Ja, damals, zu Gertrauds Lebzeiten hatte es das „Arme Herrgöttl“ besser. Da

steckte manchmal ein Blumenstrauß über den ausgestreckten Armen oder es hingen ihm rote Beerenketten wie Perlschmuck um den Hals. Und unten am Weg war auf Gertrauds Kosten gar noch eine Bank gemacht worden, damit sie ihre Andacht „kommoder“ verrichten und zugleich rasten konnte, wenn sie stundenweit her aus dem Innerthal kam, wo sie von den letzten Bauernhütten die geklöppelten Spitzen holte, um sie im Land draußen zu verkaufen.

Nie ging sie ohne ein Gebet hier vorbei, denn zu diesem Heiland stand sie in einem ganz eigenen Verhältnis. Der Grund dazu war die „wunderbarliche G'schicht,“ welche Anlaß zu der Gedenktafel und der besonderen Andacht an dieser Stelle gab. Als Gertraud sie erlebte, war sie bereits ein müdes abgerackertes Weibel so zwischen fünfzig und sechzig, das sein ehrlich Teil Mühsal auf der Welt durchgemacht hatte.

Damals hauste auf dem Hof, der etwas weiter oben am Berghang liegt, die Schupfenbäuerin, ein stattliches Weib mit dunklen Augen und vollen, kirschroten Lippen. Wenn sie lachte, da gab es Grübchen in ihren Wangen, und die Zähne, schneeweiß, ein wenig auseinandergerückt, schimmerten urgesund in voller Reihe, obschon die Bäuerin nicht mehr jung war. Vor etlichen Jahren hatte sie zum zweitenmal geheiratet, einen bildsauberen Burschen, der als Knecht zu ihr gekommen und dann ihr Mann geworden war. Diese zwei Leute hatten ein kleines blondes Bübel im Haus, ein Bruderskind des Mannes, bei dessen Geburt das Unglück Gevatter gestanden. Die eigenen Kinder der Bäuerin, aus erster Ehe, lebten außerhalb im Dienst. Das fremde da war nun an ihrer Stelle, aber nicht etwa, weil es mit seinen kindlichen Spielen Leben brachte und dem Haushalt einen gewissen Schein von Jugend gab, sondern aus christlicher Barmherzigkeit, welche die Schupfenbäuerin rechtschaffen für das Elend gehabt hatte. David hieß der Kleine, dessen Vater im Gebirge „abikugelt,“ das heißt totgestürzt, sein Weib vor Schreck darauf im Kindbett gestorben war.

David sah gar nicht bäurisch, viel eher wie ein Kind von Herrenleuten aus. Er war bleich und zartgliederig und hatte seltsame Einfälle. In seiner Einsamkeit — thalauf und -ab stand eine Viertelstunde weit kein Haus, und die Bäuerin war aus den Jahren, wo man gern mit Kleinen spielt — wußte er sich allein seine Kurzweil zu schaffen. Eines Tages machte er beim armen Herrgott ein Kirchhöflein.

Die alte Gertraud wanderte mit ihrem Spitzenkorb gerade auf der Straße, als sie das Bübchen mit seinem schimmernden Blondkopf emsig um das Kreuz beschäftigt sah, wie es weiße Bachsteine rundum legte und in dem Gärtlein mit seinen kleinen Fingern Löcher machte, um Blumen hineinzustecken.

„Was treibst, Davidl?“ fragte sie von unten. Und weil sie das Bübel leiden mochte, stieg sie den Hügel hinan, um bei ihm oben ein wenig zu rasten. Sie stellte ihren Korb ins Gras und setzte sich daneben.

„An Freithof thu' i machen,“ war die Antwort.

„Oh du Heiter! an Freithof gar? Wohl ein, wo dein Vater und Mutter drein' liegen, ha?“

Davidl lachte. Seiner Meinung nach hatte er ja Vater und Mutter.

Gertraud kramte in ihren Rocktaschen; sie schenkte dem Kinde dann und wann etwas. Da kamen zum Vorschein: gedörrte Zwetschken, die sie gegen Hunger und Durst bei sich hatte, ein steintrockenes Restchen Brot, eine Schnupftabaksdose aus Birkenholz und — jetzt schau! zwei Heiligenbilder auch noch. Diese hatte sie unterwegs von einem Kapuziner geschenkt bekommen. Davidl kauerte dicht bei der Alten; gleich war er hinter den farbigen Bildlein her. Er betrachtete sie ernsthaft mit seinen großen dunkelbraunen Augen und wollte sie gar nicht mehr aus den Händen geben. Gertraud aber vermeinte ihm nicht die Heiligen, sondern die Zwetschken. Die schmauste er gleich, wollte jedoch, als er damit fertig war, die heilige Mutter Anna und Christus, den guten Hirten, auch behalten. Fast hätte es Thränen gegeben. Da entschloß sich Gertraud zu einer Theilung und ließ ihm nach kurzem Bedenken, weil Davidl selber wie ein hilfloses Lämmlein in dieser Welt war, den guten Hirten.

„Hast schon a Betbüchel zum Einilegen?“ fragte sie das vierjährige Kind.

Es schüttelte den Kopf.

„Fein g'halten mußt's, du, s' Bild!“ befahl sie ihm und drohte mit dem gichtkrummen Finger.

Davidl stürmte aber schon fort über die Wiese, um das Geschenk der Mutter zu zeigen. —

Von da an paßte er gar fleißig auf, ob Gertraud nicht bald wiederkomme und Bildchen bei sich habe; er meinte, die müsse sie in der Tasche führen wie ihre Schnupftabaksdose. Wie ein Wiesel sprang er den Abhang hinunter nach der Straße, wenn er Leute daher wandern sah. Sie kannten alle das Waiserl aus dem Schupfenbauernhaus und waren freundlich mit ihm, weil es zutraulich wie ein junges Kätzchen war und die spaßigsten Dinge trieb. Auf der einsamen Straße konnte man es mutterseelenallein, wie es alle seine Spiele trieb, unter den merkwürdigsten Sprüngen und Schwenkungen tanzen sehen. Es hüpfte und drehte und wiegte sich in seinem Kittelchen — denn Hosen trug Davidl nur Sonntags — daß alles flog, und streckte die Ärmchen aus, als wollte er vom Himmel etwas herunterholen oder hinaufschicken, — manchmal schier anzuschauen, als wäre etwas vom Geist seines Namenspatrons in ihn gefahren. Dazu sang er mit einem feinen Stimmchen ununterbrochen und schaute unverwandt ernsthaft in die Höhe, so lange, bis er schwindlig wurde und zu Boden taumelte.

Oft schon hatte Davidl nach der alten Gertraud ausgeschaut. Sie kam lange nicht vorbei, weil sie, was der kleine Wegelagerer nicht wußte, krank war. Ein Unwetter hatte sie irgendwo erwischt und bis auf die Haut durchnäßt. Das Weibel mußte, tropfnaß, noch drei Stunden heimgehen. Das war ihr schon öfter passiert und hatte nichts gemacht — aber jetzt, die Zeit halt, man wird älter! Jetzt lag sie in ihrem Kämmerlein, das sie beim Maler-Hansel im Dorf draußen schon seit vielen Jahren bewohnte, von der Gicht geplagt, und der Spitzenkorb, mit dem sie ihre Handelsschaft betrieb, stand in der Ecke. Diesmal war es ärger als sonst. Die Schmerzen hätte sie noch erleiden mögen, wenn nicht auch der Verdienst ausgeblieben wäre. Des Hansel Weib — Liesel hieß sie — das ihr christlich beistand, tröstete sie darob, denn Gertraud war nicht so arm, als es den Anschein hatte. In dem rußgeschwärzten Kämmerlein, zu dem man über eine steile Leiterstiege hinaufklettern mußte, lag wohlverwahrt irgend wo — ein großer blauer Strumpf mit Geld. Heraus kam da nichts, nur hinein. Gertraud war gar sparsam und fleißig.

Als es mit dem Liegen nun länger dauerte, riet ihr Liesel, vielleicht möchte als gottgefällig Werk ein Salz nützen, wenn Gertraud es unter die Armen verteilen ließe. Davon wollte diese aber nichts wissen.

„Das thu' i auf d'Letzt, jetzt nit — werd' mi nit zweimal aufs Absterben richten, 's kost' mi z'viel." *)

Und recht hatte sie; es ging auch ohne das Salz. Als es sich nur halbwegs wieder machen ließ, legte sie die bauschigen Hemdärmel an, aus denen ihre Arme schön kaffeebraun hervorlugten, setzte den runden schwarzen Pusterthalerhut wieder auf und nahm halt einen Stecken, damit sie leichter wandern konnte. Ein wenig schwach war sie noch, aber sie kannte sich: wenn sie nur einmal wieder unterwegs war!

Nachdem sie in der Frühmesse gewesen, nahm sie eines Morgens den Weg unter die Füße und den Korb an den Arm. Bei der Schupfenbäurin wollte sie zukehren und um ein „bissele eppas z' essen" fragen, wenn es zur Stärkung nötig wäre. Eine gute Stunde war es für ein Weibel wie Gertraud, bei dem es nicht mehr so schnell geht. Sonst, bei Kräften, merkte sie das kaum; heute streckte sich der Weg. Sie stand öfters still, um zu verschnaufen, und dachte ans Zurückgehen. Das wollte sie doch nicht; aber so in ihren Gedanken fiel ihr Liesels Rat mit dem Salz ein. Ein „sezzele **) eppas auf eine Kerzen" oder so hätte sie doch der Muttergottes für ihre Hülfe zukommen lassen sollen; das war wohl am „letzen" Ort gespart. — „No, sie wird nit glei d'rauf paßt haben, die himmlisch Mutter!" tröstete sich Gertraud und gelobte, während sie weiter humpelte, etwas zu thun.

Jetzt kam die Biegung der Straße, wo es zur Schupfenbäurin ging. Gertraud stieg den Wiesenpfad beim armen Herrgott vorbei, um den Weg zu kürzen, — ein wenig jäh ging es da hinauf — —

Gerade wollte sie ihr Kreuz machen, da wird ihr auf einmal schwach und blau und grün vor den Augen — sie streckte

*) In einzelnen Gegenden Tirols verteilt man bei Krankheit und Todesfällen Salz, auch Brot unter die Armen

**) bischen.



Genesung. Nach dem Gemälde
(Verlag der Photographisch



de von Toby E. Rosenthal.
chen Union in München.)

die Hände aus — und weiß nichts mehr von sich, wer weiß, wie lange — bis sie endlich wieder aufwachte über etwas, als hätte sie jemand angerührt! Sie schlug die Augen auf und sah den blauen Himmel über sich, den helllichten Tag — und ganz nah ein Gesicht mit einem goldenen Schein — einem himmlischen Schein — — den Schutzengel! — „Jesses Maria —!"

Sie erschrak, daß es ihr völlig kalt wurde, und wußte nicht, was mit ihr war.

Der Davidl aber, der gemeint hatte, sie schlafe, war über ihr Erwachen, über den Blick, mit dem sie ihn anstarrte, auch erschrocken und davongelaufen, dem Hause zu.

Kaum daß Gertraud sich etwas erholt hatte, war schon die Schupfenbäurin bei ihr. — „Ja, was treibst denn, Gertraud?"

Die saß mit großen Augen im Gras und zitterte und konnte kaum reden. Sie machte zuerst nur wirre Bewegungen.

„Jetzt — was g'scheh'n ist — woaß i net — aber sell woaß i — an Schutzengel — den hob i g'sehn — oh mein Herr! Ist's wohl a Zoach'n?"

„Geh auffa Traudle, a bissele rasten," sagte die Bäuerin und brachte das Weiblein mit der Kraft eines Mannes auf die Füße. — „Davidl, geh nimm 'n Korb."

Das Bübchen that, wie ihm geheißen, und trippelte verwundert über das Erlebnis neben den Frauen her. Gertraud war ganz benommen; der Schutzengel ging ihr im Kopf herum.

Vielleicht sei es der Davidl gewesen, meinte die Schupfenbäurin, weil er sie geholt und hergeführt habe.

„Ah — das Büabel da?" — Gertraud war fast beleidigt, daß es nicht ein wirklicher Schutzengel gewesen sein sollte. Sie fing noch einmal an, ihn zu beschreiben. Jetzt hatte er schon weiße Flügel.

Bis sie abends daheim war, — ein Bauer nahm sie unterwegs auf sein Fuhrwerk — bekam er (der Engel nämlich) auch noch ein schneeweißes Gewand und dies alles in voller Ehrlichkeit, denn Gertraud wollte durchaus nicht etwa großthun, sondern bildete es sich so gewiß ein, daß sie auf's „Evangeli" hätte schwören können.

Leidlich erholt und von ihrem Erlebnis ganz erfüllt, saß sie in der Dämmerung bei Hans und Liesel in der Stube. Diese horchten hoch auf über die Erscheinung. Sie selber hatten nie eine gehabt, waren aber rechtschaffen fromme Seelen, die schon so ein Wunder für möglich hielten. Malte Hansel doch seit vierzig Jahren auf alle Unschuldig-Kindlein-Gräber des Gottesackers den lieben Schutzengel, wie er die Abgeschiedenen, oft gleich vier oder sechs auf einem Täfelchen beisammen, wovon die meisten noch im Wickelbande, in den Himmel führte. Hansel war eine naive Künstlernatur, die sich so eine Erscheinung prächtig vorstellen konnte, ohne gerade kritisch über das wirkliche Geschehnis nachzudenken. Dies machte Gertraud noch beredter. Sie sagte, daß sie auf die Erscheinung hin der Muttergottes heute auch einen Verspruch gethan habe: zwei große Kerzen und eine Wallfahrt zu St. Gertraudis Kirchlein.

„Und 'n Herrgöttl drein nix, wenn d' schon bei ihm nieder'g'fallen bist?"

„Ja, was denn?"

„No, eppa a Betbankl."

„Hast wohl recht — i werd' d'rauf denken. Schuldig bleiben thu i mein Leben nix mehr! Was kost's eppa, a sellig's Bankl?"

Sie saßen und berieten, bis es stockfinster war, und unterhielten sich, da sie einmal im Zuge waren, von noch mehr „söllenen Sachen."

Am andernächsten Tag, als Gertraud in die Stube kam, machte Hansel ein pfiffiges Gesicht. Er zeigte ihr ein Täfelchen, worauf der Schutzengel, als hätte er ihn richtig selber gesehen, mit der Gertraud gemalt war; sie im schönsten Sonntagsstaat, die blaue Wollenschürze, ein paar feuerrote Nelken in der Hand, den Filzhut selbstverständlich auf dem Kopfe — flach wie ein Brett am grünen Abhang liegend, so daß sie gleich hätte herunterrutschen können. Und dahinter der Arme Herrgott und die Berge, accurat wie sie in der Natur dastanden.

„Teuxel, Hausele, was hast da g'macht?" rief sie, die Hände zusammenschlagend. — „Das ist ja a Sünd, derweil i no leb!"

„Ah, bilai*) nit, an Opfer ists! Frag' 'n Pfarrer, der kann di scho b'richten."

„Weichen**) müßt er's aso," bekräftigte Liesel.

Im Grund hatte Gertraud doch eine Freude an dem Bildl — sie in Gesellschaft mit dem schönen Engel! — — „So

*) beileibe. **) weihen.

mach' mir halt d' Schuldigkeit, Hansele," sagte sie.

Er wollte nichts nehmen. „Hast's ja nit b'stellt! Lei*) so zur Kurzweil hab i's g'macht."

Aber sie that es nicht anders, er mußte ihre Zahlung nehmen, wenigstens „für's Blech und für d' Färbele."

„Und wenn's der Pfarrer nit derlaubt," entschied sie, „so g'halten mir's halt, bis i g'storben bin, alsdann gibst mir's auf mei Kreuzele." —

Der Pfarrer saß in seiner zirbelholzgetäferten Stube hinter den Blumenstöcken am Fenster. Er hatte Gertraud kommen sehen und wußte auch bereits, weshalb sie kam, da sie vorigen Tages schon, als er auf einem Versehgang im Gebirge war, wegen der „versprochenen Kerzen" im Pfarrhof gewesen war.

„Aha," dachte er und zog sein großes blaues Schnupftuch samt Dose.

Gertrauds nägelbeschlagene Schuhe polterten vernehmlich die Stiege herauf. Sie klopfte mit der ganzen Faust an die Thür.

„Gelobt sei Jesus Christus," sprach sie. — „Pfarrer, recht a Sach hab i halt in mir, wo i nit aus woaß —"

„Was ist's denn?"

Sie zog unter der Schürze aus einem sauberen Tüchlein die Malerei hervor. — „Also ist's halt: Der Hansel hat's g'macht und i woaß nit, ist's a Sünd oder a gottg'fälligs Werk. Da mußt schon du di auskenna."

Der Pfarrer ließ sich alles erzählen und überlegte währenddessen. Das wor ja wie ein Wunder und konnte nicht schaden, wenn das Volk einmal wieder ganz frisch so etwas hörte und vor Augen bekam.

„Darfst 's Tafele scho lassen und zelm**) hinstellen," sprach er, — „ist ja auferbaulich, wann zu an Menschen in seiner Not der Schutzengel kimmt."

„Sell hab i a g'moant. Und jetzt hätt i halt no a Bitt: weichen mußt's wohl du, s' Tafele."

Er versprach es ohne Bedenken.

„Vergelts Gott z' tausendmal! — Na, völlig a Freud hab i jetzten, daß i so a Gnad erlebt hab! — Muaß döcht nit schlecht aug'schrieben sein in Himmel oben," setzte sie in einem Anflug von Stolz hinzu und warf, während sie das Täfelchen fein säuberlich einwickelte, schier einen Schelmenblick auf den Geistlichen.

„Bild dir nix ein," antwortete er, „das sell' ist schon g'fehlt!"

Gertraud hatte aber ihre eigenen Gedanken und schwatzte sie, wenn sie guter Laune war, gern aus. — „I denk mir halt gleicherweis: Wann der hochwürdigst Bischof von Brixen grad, wann d' ihn recht brauchen thätst, — aso zu Dir kemmet — möchtst döcht a denken —"

„Richtig hat di der Versucher schon bei der Kittelfalten," rief der Pfarrer. „So seid's, Ihr Weiberleut, glei hellauf und einbilderisch, und die christlich Demut, die kann sich verkriechen!"

„Na, na," beruhigte Gertraud gemütlich; sie kannte ihren alten Pfarrer und wußte, daß er es nicht schlimm meinte, — „i hab lei so a bissele daher g'redt. —"

* * *

Das Täfelchen wurde also zum „ewigen" Angedenken an wunderbarliche Hilfe aufgemacht und — da Hansel die Stifterin ermahnt hatte, dem Armen Herrgott auch etwas zu erweisen — das Kruzifix von des Dorfkünstlers Hand neu angemalt.

Jeder, der nun des Weges kam, schaute es an und erfuhr, so er es nicht schon wußte, das Ereignis an dieser Stelle. Thalauf und -ab redeten die Leute von dem „Wunder," und viele wurden noch fester und fröhlicher im Glauben.

Die alte Gertraud bekam eine Art Ruf, und der Pfarrer, obwohl er es ihr nicht zugelassen, war selber stolz, daß in seiner Gemeinde so etwas vorgekommen.

Der Davidl aus dem Schupfenbauernhaus konnte sich an dem neuen Herrgott und dem Bild mit dem Engel nicht satt sehen. Er kauerte davor, staunte es an und betastete mit seinen Fingerchen die Nägel, die durch des Heilands Füße geschlagen waren, und die frischen roten Blutstropfen, ob sie wohl naß seien. Gertraud fand das Büblein fast immer in der Nähe. Die zwei teilten sich gewissermaßen in die Freude an diesem Plätzchen und wurden dabei immer bessere Bekannte. Die Alte hatte jetzt einen felsenfesten Glauben an den geweihten Ort und ging öfters extra her, um ihre Andacht zu verrichten. Davidl aber wußte, daß in Gertrauds Rocktaschen — außer der bir-

*) nur. **) dort.

kenen Schnupfdose immer noch etwas anderes war. Erspähte er sie beim Kreuz — flugs war er bei ihr.

Eine schöne Zeit ging das so, dann kam der Winter mit viel Schnee, Gebirgswinter! Davidl blieb in der warmen Stube und die alte Gertraud im Dorfe draußen auch. Sie hatte es aber unterhaltsamer, als das Kind in seiner Einöde bei den zwei Leuten, die nicht mehr so vergnügt wie im Anfang ihrer Ehe, jetzt tagelang stumm ihrer Arbeit nachgingen.

Gertraud saß bei Hans und Liesel am großen Ofen; die beiden Frauen klöppelten Spitzen, und Hansel, wenn er nichts anderes that, schmauchte seine Pfeife dazu. Immer hatten sie etwas zu diskurieren und waren zufrieden bei einander.

Nach zwei Jahren kam Davidl in die Schule und wurde ein so aufgewecktes Schülerlein, daß nicht nur der Lehrer, sondern auch der Pfarrer sich über ihn wunderte. Der Bub wuchs auf, — und die Gertraud schrumpfte allsgemach zu einem recht greisen Weibchen zusammen; sie wurde noch kleiner, als sie schon war. Natürlich traf sie den Davidl längst nicht mehr am alten Plätzchen; auf der Straße aber wanderten sie oft selbander, er mit der Schultasche, sie mit ihrem Spitzenkorb, denn ihr Handel war aufrecht nach wie vor. Manchmal rief sie ihn auch herein im Dorf, wenn etwa ein rechtes Unwetter war oder wenn sie, die sonst so sparsam, nach alter Gewohnheit ihm etwas geben wollte. — „Davidl geh, kimm her da, i hab dir eppas." — Es bestand, sie wußten es selber nicht, ein geheimes Band zwischen den beiden.

Große Augen machte Gertraud, da sie eines Tages hörte, daß Davidl als Sängerknabe in ein Kloster komme, viel Stunden weit fort. Der Pfarrer hatte ihm das Plätzchen verschafft, weil er eine prächtige Sopran-Stimme, so ein rechtes Hallelujah-Stimmlein besaß, und auch, weil es im Schupfenbauernhaus nicht mehr stand, wie es sein sollte. Ein Sohn aus erster Ehe war vom Militär heimgekommen. Seitdem herrschte heller Unfrieden. Zum ersten mußte der Bub aus dem Hause.

Davidl kam Abschied nehmen zu Gertraud, ehe er ging.

„Jetzten, wirst wohl geistlich werden, Davidl?" fragte sie; „bist als kloans Bübele scho allweil bein Herrgott umanand kugelt, — wirst scho dazu b'stimmt sein."

Sie ging in ihre Kammer und suchte lange in einer dunkeln Ecke, bis sie mit einem alten Silberzwanziger wiederkam.

„G'halt's fein, allsdann gibt's no etlan dazu," sagte sie, ihm die Münze gebend, — „und thu halt eppa eins beten für mi, gelt ja?" —

Der Bub nickte lachend und schob das Geschenk in die Hosentasche. Es war sein vornehmster Besitz, als er am anderen Tag in aller Frühe, Stecken und Bündel in der Hand, mit dem Pfarrer auswanderte, der Eisenbahn zu, die er in seinem Leben noch nie gesehen hatte.

* * *

Lange sah Gertraud den Davidl nicht mehr, viele Jahre. Was hätte er daheim suchen sollen? Im Schupfenbauernhaus war die Bäuerin, das starke, kerngesunde Weib, an einem hitzigen Fieber schnell gestorben, nachdem sie schon eine Weile zuvor ein Testament gemacht hatte, laut welchem sie ihren „Zweiten" mit wenig Worten für ungenannte Sünden strafend, auf ein armseliges Erbteil beschränkte, so daß er den Hof, wo er Herr gewesen, den Kindern erster Ehe überlassen und wieder wie ein Knecht abziehen mußte.

Der Zwist hatte aber einmal sein Nest unterm Dach angebaut. Die Geschwister wollten ihr Teil herausbezahlt haben; der junge Bauer mußte Geld aufnehmen, Vieh verkaufen; das Heimwesen verlotterte.

Gertraud sah es im Lauf der Zeit so recht mit an, wie im Schupfenbauernhaus alles bergab ging. Sie kehrte nicht mehr droben ein, nur bei ihrem Armen Herrgott, zu dem sie halt ihr wohlbegründetes Extravertrauen hatte. Aber auch daher kam sie nicht mehr oft; der Weg wurde ihr immer beschwerlicher. Endlich gab sie sogar ihren Handel auf. Eine andere zog jetzt im Sommer an den Orten umher, wo fremde Herrschaften weilen und die hübschen Spitzen als Reisegeschenke aus Tirol mitnehmen. Manche fragten nach der alten Gertraud. Die saß jetzt mit ihrem Klöppelkissen, auf dem die zitternden Finger noch immer fleißig arbeiteten, still daheim im Sonnenschein vor dem Hause, den schwarzen Filzhut auf dem Kopf, manchmal eine Nelke hinterm Ohr — warum auch nicht? —

und noch immer die bauschigen weißen Hemdärmel mit der Spitzenkrause über die Ellbogen hinaufgestreift.

Als sie schon nicht mehr groß an die Freuden dieser Welt dachte, sondern zufrieden war, wenn sie am Morgen so halbwegs „beinand" ihrem kleinen Tagewerk nachgehen konnte, siehe, da wurde ihr noch etwas besonderes zuteil: Davidl feierte im Heimatsdorfe die Primiz. Sein Beschützer, der Pfarrer, wollte es so. Er war stolz auf den Studenten, der mit Auszeichnung die Examen bestanden hatte, und wollte seiner Herde jetzt zeigen, was durch ihn aus dem Davidl geworden, was überhaupt aus einem blutarmen Bübele werden kann, wenn's ihm recht ernst ist.

Am höchsten Feiertag hätte es nicht festlicher zugehen können mit Böllerschießen, Blumenwinden, Läuten und Volkszulauf, als bei dieser Primiz. Und was der Davidl für ein feiner Mensch geworden war! Hoch und schlank, — man hätte ihn nicht wiedererkannt, als etwa an seinen großen, dunkelbraunen Augen — schritt er in dem festlichen Zuge dahin, den Kopf geneigt, den Gekreuzigten im Arm. Und eine Braut dazu, schneeweiß, einen Schleier über und über! Das Kind der reichsten Leute war es, das Moidele von der Post. Achthundert Gulden kostete den Eltern die Ehre, daß sie heute des Davidl Braut war.

Gertraud stand, auf ihren Stock gestützt, nahe bei der alten gotischen Kirchthür, als er einzog. Weit standen die Flügel offen; alle Kerzen brannten drinnen, und die Orgel ertönte mächtig und feierlich. Es schauerte sie ganz vor Freude, als er so in Glanz und Ehren daher kam; — „Heilige Mutter Anna! was do wer'n kann!" dachte sie. Und die Schupfenbäuerin fiel ihr ein, der sie gegönnt hätte, diesen Tag zu erleben, — und dann, wie das Büblein so gern beim Herrgott gespielt hatte, da wo einst ihr Schutzengel, der Held und die Lichtgestalt ihres langen Jungfrauenlebens ihr erschienen war, — — auch an den Silberzwanziger dachte sie; ob er ihn wohl noch hat? —

Hätte sie erst gewußt, daß der Davidl, dem sie den Zwanziger damals mit auf die Wanderschaft gegeben, der Himmel-Geweihte hier und kein vom Himmel Herabgeflogener ihr Schutzengel gewesen — wer weiß, würde sie in diesem Augenblick nicht stolz gesagt haben: „Ist mir a recht, i bin mit dem a z'frieden!" Denn der David, wie er daherkam, sah selbst wie ein halber Heiliger aus, so schön und fromm, schier einen überirdischen Glanz auf der jungen weißen Stirn — — und die Gertraud, ob auch uralt, war halt doch ein Weib!

* * *

Sie ist schon lang gestorben. Das Kreuz auf ihrem Hügel steht schief, gerade so wie das vom Armen Herrgott drinnen im Thal, nach dem auch niemand mehr schaut. Hans und Lies sind in der Ewigkeit, wie einst hienieden, mit Gertraud vereinigt, und der David ist weit fortgekommen, die Leute sagen in hohen Ehren und Würden. Die neuen Besitzer vom Schupfenbauernhaus aber haben dicht neben der Thür einen ebenfalls neuen Herrgott aufgemacht. Den unten lassen sie nur so, weil er einmal seit alten Zeiten dasteht. Jetzt ist er wirklich ein Armer Herrgott. Kommt aber der Frühling und blühen die Bergwiesen in ihrer Pracht, dann hat auch er immer wieder seine schöne Zeit. Es nickt und wogt von lauter Blumen um ihn; die Alpenlerche hält Rast auf seinem Dächlein und schwingt sich singend gen Himmel; zu Füßen donnern die Wasser, und die Herrlichkeit des Hochgebirges sieht rings auf ihn nieder.

Berliner Heroinen.

Von **Julius Hart**.

Mit Bildern nach Aufnahmen von E. Bieber, Mme. Lili, Albert Meyer und J. C. Schaarwächter, sämtliche in Berlin.

Der Ruhm Berlins als der ersten deutschen Theaterstadt ist ein noch sehr junger Ruhm, und seit zehn Jahren erst nahm die Bühnenkunst hier einen neuen großen Aufschwung. Man merkte in den Darstellungen wieder etwas von künstlerischen Grundsätzen, spürte den Hauch frischer Schaffenslust und froher

Rosa Poppe.

Schaarwächter phot.



Manon Balier



Hanna Hartogs

Sieber phot.



Prinzeß Natalie.

Schaarwächter phot.

Begeisterung, und es trafen so viele günstige Bedingungen zusammen, daß alles in allem genommen, augenblicklich die Theater Berlins für das Drama wie die Schauspielkunst die entscheidendste Bedeutung besitzen. Von dem Urteil der Reichshauptstadt hängt heute mehr als je das Schicksal unserer Dramatiker, wie unserer Darsteller ab, und hier, mehr als irgendwo anders, werden die goldenen Lorbeerkränze geschmiedet, nach denen Hunderte von jungen Künstlern und Künstlerinnen so heiße Sehnsucht tragen. Ein starker Zug nach Centralisation kam im letzten Jahrzehnt zum Ausdruck, und näher als früher stehen wir französischen Zuständen. Die Oberherrschaft Berlins hat das theatralische Leben draußen im Reiche schon mannigfach verkümmern lassen, und weder Leipzig noch Frankfurt a/M., weder Hamburg noch Dresden, weder München noch Wien zeigen heute noch so viel Selbstständigkeit, so viel Lust, mit Eigenem hervorzutreten, wie in früheren Jahren. Das ist um so bedauerlicher, als der Geschmack des Berliner Theaterpublikums durchaus noch nicht eine wahrhaft feine künstlerische Erziehung verrät und athenische Ideale keineswegs erreicht hat. Die Großstadt bringt es schon mit sich, daß mehr eine sensationelle, als eine gesunde, mehr eine zerstreuende, aufregende nervöse Kunst, als eine Kunst der Sammlung, der Harmonie, der Schlichtheit und der Innerlichkeit, mehr eine internationale als eine nationale Dramatik und Schauspielkunst hier die höchste Aussicht auf Erfolg besitzt. Auch fehlt es in Berlin augenblicklich der Schauspielkunst noch an einem fest ausgeprägten eigenartigen Stil, wenn auch die Zeit nicht ganz fern sein mag, wo man von einem Berliner Stil ebensogut reden kann, wie man in der Geschichte des Theaters von einem Weimarer und Hamburger Stil spricht. Ein solcher ist offenbar in der Heranbildung begriffen, und man verspürt ihn bereits überall. Seine Grundlage bildet eine gewisse Nüchternheit und Verständigkeit, wie sie von jeher dem Berliner Kunstgeschmack zu eigen waren, jenes Nicolaitische Element, das schon von Goethe verspottet wurde. Gegen alles Pathetische und laut Deklamatorische, gegen das abgerundet Statuarische und Posenhafte hegt man ausgesprochene Abneigung, und der Künstler, welcher noch von Weimarer Überlieferungen zehrt, thut am besten daran, wenn er sich dem Urteil Berlins überhaupt nicht aussetzt. Das Schwergewicht der Berliner Bestrebungen liegt in der Ausbildung der Konversationsplauderei; man will es vor allem den Franzosen und Italienern gleich machen, von deren Eleganz und Feinheit man freilich noch ein gut Stück entfernt ist. Selbst die Verse unserer Klassiker sollen möglichst bequem und lässig gesprochen werden, wie die Rede des Alltags, und in Prosa sich auflösen. Man sieht mehr auf Klugheit und Verstand, auf Witz und Geistreichigkeit, auf Kleinmalerei in Spiel und Sprache, als auf Wahrheit und Innerlichkeit der Empfindung, auf elementare Genialität. Das Interessante steht im Preise höher als das Große. Alle diese Bestrebungen haben ihre starken Vorzüge, wie ihre starken Schattenseiten. Dem Geiste der deutschen Poesie werden sie nur zur Hälfte gerecht. Gewiß entspricht diesem die Hinneigung zum Natürlichen und Einfachen, aber diese Natürlichkeit darf auch nicht in Ifflanderei und Nüchternheit verknöchern, und die Abneigung gegen Pathos und Deklamation soll nicht den Schwung der Rede, die innerliche Empfindung und Leidenschaft abtöten. Glücklicherweise steht die Schauspielkunst zur Zeit in den Anfängen und nicht am Ende einer Entwickelung. Alles ist noch im Fluß und im Werden begriffen und keine Theorie zum festen Gesetz erhoben. Naturalistische und idealistische Neigungen laufen beständig nebeneinander her. Noch liegt es an den schaffenden Künstlern selbst, den Geschmack des Publikums zu leiten, zu verfeinern und zu vertiefen und vor Einseitigkeiten zu bewahren. Sie müssen selber als Lehrer vorangehen, statt daß sie den Lehren und Anweisungen des Publikums folgen, willenlos dessen Geschmack sich beugend. Auch in der Schauspielkunst gilt heute als Losungswort die Freiheit von jedem Zwang der Schule und des Herkommens. Sie bietet deshalb einen ziemlich bunten und wirren Anblick und begünstigt nicht sehr die geringen und mittleren Talente, welche sich am besten bewähren, wenn sie festen Regeln und Vorschriften nachleben dürfen. Um so lebhafter geht heute das Verlangen nach persönlicher Eigenart, und nur persönliche Eigenart kann auch

zur Zeit die Kunst wahrhaft fördern und weiterbringen, sie vor Einseitigkeit und Verknöcherung bewahren. Die jüngere Berliner Schauspielkunst ist denn auch nicht arm an Charakterköpfen, an lebendigen Individualitäten, welche die vielfach auseinandergehenden Bestrebungen der Gegenwart zum Ausdruck bringen. Aus der bunten Menge dieser Erscheinungen seien hier einige erwähnt, Darstellerinnen, welche alle die Reichshauptstadt als die Wiege ihres Ruhmes ansehen müssen. Hier erst kam ihre Kunst zur vollen Entfaltung, ihre Bildung zur Reife.

Eines der allerumfassendsten, stärksten und reichsten Talente besitzt die moderne Schauspielkunst in Rosa Poppe. Als Einundzwanzigjährige trat sie vor fünf Jahren zum erstenmale in Berlin auf, als Deborah, Maria Stuart und Gräfin Orsina, einen lebhaften Widerstreit der Meinungen erweckend. Es fehlte weder an heftigen Angriffen noch an lauter Bewunderung. Jene sind inzwischen mehr und mehr verstummt, diese hat sich mehr und mehr gesteigert. Und auch die Künstlerin selber blieb nicht stehen. Sie ist in einer fortwährenden Entwickelung begriffen, was immer das echteste Zeichen einer wahren und großen Begabung ausmacht. Eine Heroine im eigentlichsten Sinne des Wortes, kann sie sich an die Darstellung all jener Frauengestalten heranwagen, in denen die Poesie uns besonders als eine gewaltige und erhabene Poesie entgegentritt, und was nur wenige von unseren jüngeren Schauspielerinnen und Schauspielern dürfen, das darf sie, in erster Linie sogar: klassische Rollen spielen, die mächtige, alles Alltägliche übersteigende Empfindungs- und Phantasiewelt der großen Meister verkörpern. Dämonische Naturen, von heftigen Leidenschaften bewegt, von großem Wollen und stürmischem Seelenleben, eine Medea, eine Sappho, eine Prinzessin Eboli, eine Gräfin Orsina, Adelheid von Walldorf, Lady Macbeth bezeichnen den Grundcharakter ihrer Begabung. Auch wenn sie eine Maria Stuart spielt, in ganz merkwürdiger Weise spielt, wie man es sonst nicht wieder zu sehen bekommt, verleugnet sie nicht das Herbe, Dämonische und Trotzige ihres künstlerischen Wesens. Sie verleiht der Gestalt nicht die weiche zerfließende Sentimentalität, die sanfte Duldermiene, die Poesie leidender Unschuld, all das Schmachtende und Süße, das seit den Tagen der Niemann-Seebach als feststehender Maria Stuart-Typus sich herausgebildet hat. Keck durchbricht sie den Bann der Herkömmlichkeit und Überlieferung und sieht sich in der Dichtung mit eigenen Augen um. Ihre realistische Anschauungsweise erblickt eine Königin, die von langer Kerkerhaft geistig und körperlich halb gebrochen ist, Schuld und Sünde einst auf ihr Haupt geladen hat und von dem Schatten der Vergangenheit sich umdroht sieht, in dem Kampfe mit Elisabeth aber ihres vollen Rechtes sich bewußt ist und trotzig auf dies ihr Recht pocht; keineswegs nur Dulderin, die an das Mitleid und die Thränen sich wendet, zugänglich der Erbitterung und dem Haß, kämpft sie um ihr Leben, scharf und spitz in ihren Worten. Unterdrückte Leidenschaften brechen immer wieder hervor.

Fast schroff steht Rosa Poppe dem Heroinentum gegenüber, das in Clara Ziegler sich am schärfsten ausprägt. Nicht durch glänzende äußere Mittel, durch hünenhafte Gestalt und körperliche Kraft weiß sie zu bestechen, auch nicht durch die Fülle und sinnliche Schönheit des Organs, durch die Orgeltöne und Glockenklänge einer pathetisch hinflutenden Deklamation, durch plastisch-statuarische Stellungen und Bewegungen. Ein musikalisch geschultes Ohr mag sich wohl manchmal verletzt fühlen, wenn besonders aus heftiger Erregung heraus einige unschöne Töne laut werden, dann und wann ein hohler Klang der Stimme oder wenn die Aussprache der Vokale getrübt erscheint. Die Kunst dieser Darstellerin beruht — und darin liegt ihre Größe! — viel weniger auf äußeren, als auf inneren Werten, weniger auf sinnlichen als auf geistigen Wirkungen. Eine echte elementare Empfindung und Leidenschaft ist bei Rosa Poppe mit sehr viel Schärfe des Verstandes gepaart. Sie steht zu jeder Zeit innerhalb, aber auch oberhalb ihrer Gefühle; sie beherrscht diese vollständig und verfällt daher nie in eine rohe, kunstlos schreiende Leidenschaft. Nicht so sehr ist es Maß und klassische Harmonie, was sie dabei beobachtet, eine abgeklärte Ruhe, — nichts weniger als das. Dafür ist sie viel zu modern. Aber sie weiß wunderbar zu disponieren, Empfindungen und Stimmungen zu zerpflücken und zu zerlegen, aufs mannigfachste die Gefühle zu schattieren. Als Orsina, als Medea und Sappho erfaßt sie das Seelenleben als etwas Gesamtes und Ein-

Marie Reisenhofer.

Bieber phot.

Cameliendame.

Leni in „Lebemann.“

Bildnis.

Meyer phot.

Meyer phot.

Rosa Bertens.

Luise Hilse in Hauptmanns „Die Weber.“





Thekla in Strindbergs Gläubiger.



Marquise in Sardous „Marquise.“

heitliches; niemals steht eine Empfindung bei ihr vereinzelt, sondern sie hält sie zusammen mit allen anderen Empfindungen, welche das Grundwesen des Charakters ausmachen. So bringt sie niemals nur Zorn, Haß, Liebe, Mitleid, Reue und Schmerz zum Ausdruck, sondern in dem Wutschrei einer Medea zittert immer noch durch die Liebe des Weibes zu dem Mann, der Mutter zu ihren Kindern, die Angst der Verlassenheit, die Bitte um Versöhnung. Das gibt ihrer Rede eine so ungewöhnliche Mannigfaltigkeit und so brennende Lebenswahrheit, daß sie wie aus dem Augenblick heraus geboren erscheint; fortwährend wechselt der Ton und nimmt eine neue Färbung an. Rosa Poppe ist vor allem eine psychologisierende Schauspielerin, ihrem innersten Wesen nach eine Künstlerin von sehr modern-realistischem Gepräge, die sich aber von der Einseitigkeit des modernen Realismus, seiner Vorliebe für das Alltägliche, Konversationelle freigehalten hat und das Grundwesen der zeitgenössischen Schauspielkunst auf die Darstellung klassischer Rollen überträgt. Sie hält die Überlieferungen der Vergangenheit insofern aufrecht, als sie die große, heroische und erhabene Gefühlswelt unserer Klassiker, die Idealität der Weltanschauung nicht verloren hat. Rasch eroberte sie sich ihre Stellung, und ihre Laufbahn ist eine glänzende. Am 4. September 1867 zu Budapest als das Kind wohlhabender Eltern geboren, zeigte sie schon in der frühesten Jugend lebhafte Neigungen zu Komödienspiel aller Art, ein ausgelassener Kobold, der der Mutter mehr als zehn Buben zu schaffen machte. Um einer Strafe zu entgehen, weiß die Kleine schon so geschickt einen Ohnmachtsanfall zu heucheln, daß selbst der Arzt sich täuschen läßt. Im Elternhause herrscht ein streng-religiöser Geist, und von frommer Schwärmerei ergriffen, möchte das junge Mädchen Nonne werden. Der erste Theaterbesuch aber weckt das Verlangen, sich der Bühne zu widmen, doch sehr gegen den Willen der Familie, deren Widerstand auch dann nicht gebrochen wird, als der Vater starb und das Vermögen verloren ging. Länger ließ sich das Künstlerblut jedoch nicht zähmen. Ein Jahr lang studierte Rosa in Pest, ein anderes in Wien, wo sie während einiger Monate auch am Carltheater mitwirkte. Dann ging sie nach Augsburg und nach einem Jahre schon an das Hamburger Stadttheater, wo sie zwei Jahre lang thätig war, von dort schließlich zum Königlichen Schauspielhaus in Berlin.

In den Theatern unserer Reichshauptstadt herrscht das österreichische Element entschieden vor, denn die Wiege der Mehrzahl unserer Bühnenkünstlerinnen und Bühnenkünstler stand innerhalb der schwarzgelben Pfähle. Auch Marie Reisenhofer kam aus dem Südosten zu uns herüber, aus Graz a. Mur, wo sie an einem Sylvesterabend geboren wurde. Sie sollte Tänzerin werden und lernte bereits in früher Kindheit als Ballettschülerin der Wiener Hofoper die Welt der Kulissen kennen. Doch die Neigung des heranwachsenden Mädchens wandte sich entschieden dem gesprochenen Drama zu, und schon als Sechzehnjährige fand sie, nachdem sie ein Jahr lang Unterricht genossen hatte, eine Anstellung am Hoftheater in Hannover, wo sie erst nur in unbedeutenden Rollen beschäftigt wurde. Lieber wollte sie in kleineren Verhältnissen die Erste sein und ging nach Mainz. Als Ophelia und Julia, als Gretchen und Klärchen entzückte sie die dortigen Theaterbesucher, so daß Adolf L'Arronge sie nach Berlin an das „Deutsche Theater" kommen ließ. Hier war man etwas kritischer gestimmt, als in Mainz und hatte allerlei an ihrem Klärchen auszusetzen, welches die Frische und herzliche Innigkeit der Goetheschen Gestalt nur allzu sehr vermissen ließ. Die Entwickelung ihres Talentes gab denn auch diesem Urteil recht. Das Repertoire des „Deutschen Theaters" war nicht besonders dazu angethan, das eigentliche Wesen ihrer Begabung in das hellste Licht zu stellen, und so machte es für sie einen großen Vorteil aus, als sie im Jahre 1891 an das Lessingtheater überging, die Pflanzstätte des zeitgenössischen Konversations- und Sensationsdramas, in dem ihre bestimmte Eigenart ganz anders zur Geltung kommen konnte. Hier fand sie sofort durchschlagende Anerkennung und reiche Beschäftigung. Marie Reisenhofer gehört zu den Künstlernaturen, die ihre Meisterschaft vor allem in einem eng umschriebenen beschränkten Gebiete bethätigen, die Vielseitigkeit vermissen lassen und die Verwandelungsfähigkeit, aber das Gebiet, welches sie beherrschen, auch vollkommen beherrschen. Ihre Kunst ist ein echtes Kind der Großstadt, herangewachsen im Schein des elektrischen Lichts, in der Unruhe der Straßen,

der ewig abwechselnden und ewig neuen Bilder und Eindrücke. Von Harmonie, Einfachheit und Behaglichkeit will sie nichts wissen. Sie liebt dafür das Zugespitzte, Überraschende, Geistreiche und Hin- und Herfahrende. Bei ihr kommt mit am lebendigsten und schärfsten zum Ausdruck, was ich als den eigentlichen Berliner Stil oben gekennzeichnet habe. Als Eva in „der Tragödie des Menschen" von Madách hat Marie Reisenhofer bewiesen, daß sie Verse nicht sprechen darf. Sie nehmen sich in ihrem Munde ebenso unangebracht aus, wie sie es in einem französischen Sittendrama thun würden. Sie muß ungezwungen plaudern können, ungezwungen und doch immer pointiert, wie absichtslos die Worte fallen lassend und doch durch allerleiseste Schattierungen ihnen heimliche Bedeutung beilegend. Ihre Rede besitzt etwas Prickelndes gleichwie Champagnerschaum. Die Künstlerin begeistert und reißt nicht hin, aber weiß zu fesseln und zu erregen. Auch im Ausdruck der Gefühle und Leidenschaften weckt sie nicht unmittelbar unser Mitempfinden und Mitleiden; sie redet weniger eine Sprache des Herzens, als eine Sprache der Nerven, und die Nerven sind es denn auch, welche durch sie heftig in Bewegung gesetzt werden, an denen sie nach Belieben zerren und reißen kann. Sie liebt apathische Bewegungen, den abgebrochenen, kurzen und schrillen Aufschrei, qualvolles unterdrücktes Stöhnen und ein verlorenes Seufzen, eine Mischung aus Blasiertheit und Leidenschaft. Ihre Darstellung der Liebe hat immer einen mänadischen Zug, ob sie nun mehr das Müde und Übersättigte herauskehrt oder ein krampfhaft Begehrendes. Sie schmiegt sich nicht an, sondern sie klammert sich an. Der Frauentypus, den sie am häufigsten und vollkommensten darstellt, und der in der modernen Litteratur auch eine so große Rolle spielt, ist der der „Verlorenen", der büßenden Magdalena, der gefühlvollen Sünderin. Sie ist vor allem eine Dolmetscherin der französischen Sittendramatiker und ihrer Nachahmer. Die Dumassche Kameliendame, die Nietzschejüngerin Magda in Sudermanns Heimat gehören zu ihren Glanzrollen und können das Wesen ihrer Darstellung am besten kennzeichnen.

Auch Rosa Bertens hat als Mitglied des „Residenztheaters" vorwiegend nur Gelegenheit gehabt, als Darstellerin in französischen Werken ihre Kraft zu offenbaren und fast mehr noch in übermütigen, losen Schwänken, als im ernsten Schauspiel. In Berlin, wo sie zum ersten Male als „Francillon" in dem gleichnamigen Drama von Dumas auftrat, wuchs auch sie mehr und mehr zu einer echten und großen Künstlerin heran, und hier stand die Wiege ihres Ruhmes. Geboren in Konstantinopel, kam sie noch als Kind nach Wien und wurde dort erzogen. Adolf Sonnenthal erteilte ihr dramatischen Unterricht, und sie war nacheinander, bevor sie nach Berlin kam, an dem Theater zu Nürnberg, Köln und Petersburg thätig gewesen. Auf ihren Kreuz- und Querfahrten spielte sie so ziemlich alles, was eine Schauspielerin spielen kann, in klassischen und in modernen Dramen, von der herbsten bis zur zartesten, von der heitersten bis zur ernstesten Rolle. Und es ist auch wirklich unmöglich, mit einer der hergebrachten Fachbezeichnungen den Umkreis ihrer Begabung klarzustellen. Sie ist vielseitig, wie wenige Künstlerinnen sonst, Heroine und Salondame, naive und sentimentale Liebhaberin, gleich groß im Tragischen wie im Humoristischen. Sie hat vielfach ähnliche Rollen gespielt, wie Marie Reisenhofer, aber sie spielt sie wesentlich anders. Auch sie beherrscht mit großem Geschick den Ton der modernen Gesellschaftsplauderei und weiß pikant, unterhaltend und prickelnd zu erzählen. Doch das Nervös-Überreizte, Hastige und Zerfahrene geht ihr ab. Schon in der äußeren Erscheinung steht sie fast in einem vollen Gegensatz zu der Kameliendame des „Lessingtheaters": sie ist ebenso voll und kräftig gebaut, wie diese zart und hagerschlank. Bei Rosa Bertens ist alles frisches, gesundes und frohes Leben, so daß man es oft bedauern konnte, daß sie bei der litterarischen Richtung des Residenztheaters immer und immer wieder nur Gelegenheit fand, die Pariser Cocotte und Sünderin darzustellen. Sie hat da Vortreffliches geleistet, und doch fühlte man heraus, daß diese Künstlerin mit all ihrer Herzlichkeit, Frische und Natürlichkeit und auch mit ihrem scharfen Verstand und ihrer Klugheit vielleicht auf einem falschen Posten stand und in einer gesunderen und echteren Poesie noch viel Erfreulicheres und Größeres wird leisten können. Bewiesen hat sie es schon vor allen als „Musotte" in Maupassants gleichnamigem Drama, das so viele germanische Elemente in sich einschließt und so wesentlich anders aussieht, als das

Amanda Lindner.



Meyer phot. Schaarwächter phot. Schaarwächter phot.

Anna von Hochenburger.

Julia.





Sulamith.



Schaarwächter phot.

Schaarwächter phot.

Schaarwächter phot.

Drama der Dumas und Sardou, und in Hauptmann's „Webern". Ein wie echt deutsches Proletarierweib stellt sie in dieser Dichtung dar, ein Weib mit derben Knochen, voller Trotz, voll überschäumender Kraft, das lachend dem Tod entgegenstürzen kann, und wie erschütternd, wie hinreißend in der Empfindung ist sie als Musotte und in der Schlußszene von Strindbergs „Gläubigern". Rosa Bertens hat echte Naturlaute und sie spricht die Sprache des Herzens viel gewaltiger als die Sprache der Nerven.

Rosa Poppe, Marie Reisenhofer und Rosa Bertens sind in erster Linie Charakterdarstellerinnen, in deren Gestalten das Gesamte einer Menschennatur, sein Wollen, Denken und Empfinden zum Ausdruck kommt und ein gereifteres Seelenleben. Den Typus der jugendlichen Heroine und der Liebhaberin, in welcher wesentlich das Gefühlsleben den Ausschlag giebt, können Amanda Lindner, Anna von Hochenburger und Teresina Geßner uns verkörpern. Die Darstellung der Liebesempfindungen bildet das Haupt- und fast ausschließliche Gebiet, in dem ihrer Kunst zur Entfaltung Gelegenheit gegeben wird. Weit mehr als dort verlangt man hier auch nach äußeren Vorzügen: Liebreiz und Schönheit der Gestalt und des Antlitzes, süßem Zauber der Stimme. Und da sind alle drei Künstlerinnen gleich verschwenderisch von der Natur ausgestattet.

Die lebendigste Individualität besitzt wohl Amanda Lindner, eine Schauspielerin von ursprünglicher Empfindungskraft und von reichen und starken Gefühlen, welche auch für Rollen von herberer Tragik ausreichen. Eine Rolle wie „Gretchen" in Goethes „Faust" kann sie zu ihren besten zählen, aber auch die „Jungfrau von Orleans", welche die Vielseitigkeit ihrer Begabung und ihre Fähigkeit geistiger Verarbeitung wohl in das hellste Licht stellt. Unter den zeitgenössischen Schauspielerinnen ist sie es, welche die Schillersche Heldin augenblicklich vielleicht am vollendetsten spielt, gleich kräftig alle Seiten des Charakters betonend, das Heroische wie das Mystische und die ländliche Einfachheit des Hirtenmädchens. Die frische Herzlichkeit ihres Wesens, ihre kecke Laune und Schelmerei und ihr feiner geistreicher Humor machen sie daneben zu einer ganz vortrefflichen Darstellerin der poesie- und anmutumflossenen Gestalten unseres klassischen Lustspiels, der Porzia im „Kaufmann von Venedig", der übermütigen und zierlichen Zofe Maitreja in dem indischen Drama „Vasantasena". Wie Marie Reisenhofer wurde auch Amanda Lindner zuerst für den Beruf einer Ballettänzerin ausgebildet. In Leipzig geboren, konnte sie bereits als sechsjähriges Kind auf der Bühne sich bewegen und in Kinderrollen die süßen Freuden des Beifalls schmecken. Fünfzehn Jahr alt, wandte sie sich der Schauspielkunst zu und genoß den Unterricht von Antonie Baumeister. Sie wurde an dem Stadttheater ihrer Vaterstadt jedoch nur in unbedeutenden Aufgaben beschäftigt, und rasch entschlossen suchte auch sie zunächst einmal in kleineren Verhältnissen eine größere Rolle zu spielen. Trotz des Widerstandes der Eltern, welche das junge Mädchen nicht allein ziehen und den Gefahren des Theaterlebens schutzlos ausliefern wollten, ging sie an das Coburger Hoftheater. Doch noch immer fand sie nicht das eigentliche Feld für ihre Begabung. Ihr ganzes Talent, die Poesie ihrer Erscheinung, das Harmonische ihres künstlerischen Wesens, die Innigkeit ihrer Empfindung, ihre vornehme Natürlichkeit verwiesen sie auf die Gestalten der klassischen Dichtung, die Schillersche „Maria Stuart", die Grillparzersche „Esther", das Goethesche „Klärchen", während die Alltäglichkeitsmenschen des modernen Dramas, das in den Spielverzeichnissen der Coburger Bühne eine fast ausschließliche Herrschaft behauptete, ihrem Geschmack wenig zusagten. Ein Jahr blieb sie daher nur in diesen Verhältnissen und siedelte dann an das Meiningensche Hoftheater über, wo sie alles fand, was ihre Künstlersehnsucht ausmachte, eine Repertoire, das vorwiegend aus den alten Meisterwerken der Bühnenlitteratur zusammengestellt war, erste Rollen und Gelegenheit, in allen Hauptstädten Deutschlands ihre Kraft zu offenbaren. Die bekannten Gastspielfahrten und Triumphzüge der Meininger führten sie zuerst nach Barmen, Mainz und Düsseldorf und endlich 1887 nach Berlin, wo sie als Jungfrau von Orleans einen durchschlagenden Erfolg davontrug, den diese ihre meisterhafte Darstellung vollkommen verdiente. So verlockende Anerbietungen ihr daraufhin wurden, so blieb sie doch den Meiningern getreu und begleitete sie auf allen ihren Reisen durch Deutschland und

nach Rußland, Schweden, Dänemark und Norwegen, bis die Umgestaltung der Meininger Theaterverhältnisse im Jahre 1890 auch sie freiwerden ließ und das Berliner Schauspielhaus sich beeilte, die wertvolle Kraft für sich zu gewinnen.

Eines unserer Bilder stellt Anna von Hochenburger als „Schönheit“ dar, als jene allegorische Gestalt, welche sie in Wildenbruchs Märchenspiel „Das heilige Lachen“ verkörpert. In diesem nach antik-klassischem Ideal gebauten Kopfe, in diesen Zügen hoheitsvoller Frauenanmut mag man auch die Eigenart der Kunst Anna von Hochenburgers, festgebannt in einem Bilde, ausgedrückt sehen. Klarheit und Ruhe, milde Weichheit und Liebreiz sind über alle ihre Gebilde ausgegossen, und es atmet aus ihnen der Geist vornehmer Bildung, wie ihn Goethe in seinen beiden Leonoren dichterisch verewigt hat. Das tief Leidvolle und Schmerzzerrissene, die düstere Tragik bewältigt sie nicht so sehr, daß sie eine anspruchsvolle Kritik zum Schweigen bringen könnte. Ihre Stärke liegt nicht in der Aussprache extremen Gefühlslebens. Wesentlich besitzt sie mehr das Sanfte und Feine Geibelscher und Heyse'scher Poesie. Eine große und reiche Entwickelung vermag eine solche Begabung selten durchzumachen, und auch Anna von Hochenburger steht noch heute vor uns, wie sie vor acht Jahren vor uns stand, als sie zum erstenmale, damals noch unter ihrem Mädchennamen Anna Jürgens, im „Deutschen Theater“ vor uns stand. Eine Schülerin Dr. Försters, hatte sie zunächst im Leipziger Stadttheater kleinere Rollen gespielt und kam alsdann, Dank einer sehr gelungenen Darstellung der Luise in „Kabale und Liebe“, unmittelbar nach Berlin. Mehrere Jahre blieb sie an dieser Bühne, während der Jahre des höchsten Glanzes des „Deutschen Theaters“, die großen sentimentalen und tragischen Liebhaberinnenrollen dort spielend, bis sie von Anton Anno, der vorübergehend das Schauspielhaus leitete, 1887 für das Berliner Hoftheater gewonnen wurde, wo sie auch noch heute thätig ist, als Gattin des Schauspielers von Hochenburger. Nur noch ruhiger und maßvoller, noch feiner abgetönt und harmonischer ist ihr Spiel in diesen Jahren geworden. Deren Richtung geht vor allem auf formale Schönheit aus, und keine andere von unseren Künstlerinnen zeichnet sich durch so viel plastische Reize der Bewegung aus, die aber immer natürlich und ungesucht ist, ein angeborener Schmuck ihrer Darstellung. Dazu gesellt sich der bestrickende Zauber ihrer Stimme, die nie ihren musikalischen Wohlklang verliert, so daß diese Schauspielerin ganz eine Schauspielerin nach dem Herzen der Geibelschen Ästhetik sein kann:

„Kummer und Gram sei'n schön, vom erhabenen Rhythmus besänftigt,
Selber der Brust Angstschrei werde dem Ohr zur Musik.“

Am überzeugendsten verkörpert sie eine mittlere Empfindungswelt, Frauen und Mädchen der höchsten Liebenswürdigkeit, hoheitsvolle Dulderinnen wie „Maria Stuart“, sanftleidende Charaktere, holde Schwärmerei und Liebestreue. Alles in ihrem Spiel zeugt von Anmut und Herzensgüte. Die indische „Vasantasena“ und noch mehr die Sulamith in Heyses Drama „Die Weisheit Salomos“ gehören zu ihren allerbesten Rollen. Daß es ihr außerdem nicht an keckem und frischem Humor gebricht, hat sie erst kürzlich in Shakespeares „Komödie der Irrungen“ bewiesen.

Ein nah verwandtes Talent ist Teresina Geßner zu teil geworden, der jugendlichen Heroine des „Deutschen Theaters“, deren gewinnende Erscheinung der Frauenanmut Anna von Hochenburgers gegenüber die reizvollste Mädchenanmut verkörpert. Man kann sie wohl „die Süßeste“ unter unseren Darstellerinnen nennen; zerfließende Weichheit und schmachtende Zärtlichkeit drücken ihrer Kunst vor allem den Stempel auf und haben sie zum bevorzugten Liebling unserer Frauen- und Mädchenwelt werden lassen. Ihre Stimme ist von einschmeichelndem Zauber, meist von einem Klang, der die Vorstellung von Thränen wachruft und daher vor allem für den Ausdruck sentimentaler Empfindungen geeignet, der Empfindungen einer „Luise Millerin“. Ganz vortrefflich bringt sie auch als Parthenia („Sohn der Wildnis“) den Geist der Halmschen Poesie zur Geltung. „Maria Stuart“, „Hero“, „Gretchen“, „Klärchen“, „Melitta“ (Sappho) und die Shakespearesche „Julia“ stehen in ihrem Repertoire obenan. Teresina Geßner wurde als Tochter eines österreichischen Offiziers zu Vicenza in Oberitalien geboren und siedelte im Alter von zehn Jahren mit ihren Eltern nach Wien über, wo sie zuerst näher

Teresina Geßner.

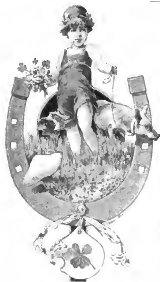


Antigone.
Schaarwächter phot.

Julia in „Romeo und Julia."
Schaarwächter phot.

Schaarwächter phot.

mit der deutschen Sprache vertraut wurde, die sie bis dahin, da die Mutter eine Italienerin war, nur mangelhaft beherrschte. Sie genoß eine sorgfältige Erziehung und besuchte vom sechzehnten Jahre an, als ihre Neigung und Begabung für die dramatische Kunst immer deutlicher hervortrat, die Schauspielschule des Wiener Konservatoriums. Mit brennendem Eifer warf sie sich hier auf das Studium der klassischen Rollen und fand dann zunächst eine Anstellung am Stadttheater zu Brünn, wo sie jedoch nur mit kleineren Aufgaben betraut wurde. Von Brünn ging sie darauf nach Innsbruck und im folgenden Winter nach Graz. Auch hier war sie nicht länger als ein Spieljahr hindurch thätig und schloß dann einen Kontrakt mit dem „Deutschen Theater" ab. 1886 trat sie zum erstenmale in Berlin auf, nachdem sie in der Zwischenzeit mit ehrenvollem Erfolge, für die damals erkrankte Josefine Wessely einspringend, einige Gastspielrollen im Wiener Burgtheater dargestellt hatte. Seit dem Jahre 1888 ist sie vermählt mit dem vortrefflichen Heldenspieler des „Deutschen Theaters", Otto Sommerstorff.



Offiziersleichtsinn und Offizierswucher.

Von

Paul von Szczepański.

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wird der Hannoversche Spiel- und Wucherprozeß vielleicht fast vergessen sein; und doch hat er noch vor wenig Wochen so viel Staub aufgewirbelt, als wäre im Gerichtssaal zu Hannover plötzlich ein Ungeheuer erschienen, von dessen Existenz bis dahin weder die extremsten Antisemiten noch die extremsten Philosemiten, weder die äußersten Rechten noch die äußersten Linken, und die Dazwischenstehenden nun erst recht nicht, eine Ahnung gehabt. Es ist ungeheuer viel moralische Entrüstung in den auf den Prozeß folgenden Wochen in deutschen Blättern verzapft worden, so ungeheuer viel, daß ich in diesem Punkte gar nichts mehr zu sagen habe, von dem ich mir einigen Eindruck auf den Leser versprechen könnte. Es wäre mir ganz unmöglich, etwa den Professor Dr. Paul Förster noch zu übertrumpfen, der in öffentlicher Versammlung in Berlin eine Resolution zur Annahme brachte, in welcher der schöne Passus vorkommt: „Die Opfer aber der jüdischen Verführung und Auswucherung klagen wir der Verletzung ihrer Ehre und der des gesamten deutschen Volkes und der leichtfertigen unverantwortlichen Förderung des öffentlichen Unfriedens an, an dem unser Volk schon in gefährlich hohem Grade krankt." Mehr zu sagen oder auch nur so viel zu sagen, steht mir schon deshalb nicht zu, weil ich mich selbst mit einigem Grunde als ein „Opfer der jüdischen Verführung und Auswucherung" betrachten muß. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig, — wenn ich Dr. Paul Försters Anschauungen teilte, müßte ich mich selbst der Verletzung meiner Ehre und der des gesamten deutschen Volkes und der leichtfertigen unverantwortlichen Förderung des öffentlichen Unfriedens schuldig fühlen, obschon es beinahe zwanzig Jahre her ist, daß ich ein armes Opferlamm war, und trotzdem ich mich heute — wenigstens den Umständen nach — ganz wohl befinde. Mir scheint, daß der vielfach verdienstvolle Dr. Paul Förster hier mit Übertreibung über eine Sache geurteilt hat, über die er nicht genügend orientiert ist, und daß er als gelernter Vegetarier, dem die Anspruchslosigkeit in materiellen Dingen ein Lebensprinzip

ist, sich hier ein wenig in der Position des häßlichen Mädchens befindet, das stolz auf seine niemals gefährdete Tugend ist. Andererseits stehe ich auch nicht auf dem Standpunkt des immer noch berühmten Berliner Rechtsanwalts Fritz Friedmann: „Tout comprendre c'est tout pardonner"; sondern höchstens behaupte ich, daß man nur dann kopfsteht, wenn einem etwas ganz überraschend kommt, wenn man noch nicht weiß, wie man den natürlichen Standpunkt einer Sache gegenüber einnehmen soll. Meiner Ansicht nach ist die Rolle, die der berühmte Berliner Rechtsanwalt Fritz Friedmann als Verteidiger in und nach diesem Prozeß gespielt hat, viel beängstigender gewesen, als Alles, was sonst noch in Hannover zur Sprache gekommen ist. Denn während die Zeugen in diesem Prozeß das Bewußtsein, leichtsinnig und unrecht gehandelt zu haben, nicht verleugneten, stellte sich der Rechtsanwalt Fritz Friedmann auf den Standpunkt einer feichten Lebemannsmoral, die von keiner Regung des Gewissens mehr beschwert wird. Dieser Standpunkt ist vielleicht nicht für das Privatleben, aber doch für die Berufsauffassung eines Rechtsanwalts durchaus neu.

Neu und überraschend aber konnten für niemanden die durch den Prozeß allerdings von neuem erwiesenen Thatsachen sein, daß es leichtsinnige Offiziere gibt, die über ihre Verhältnisse leben und zu den unglaublichsten Bedingungen Geld aufnehmen, daß das Hazardspiel vielen Offizieren gerade wie auch Männern anderer Berufsklassen, die sonst im point d'honneur, im Punkt der Rechtlichkeit oder wie man das Ding sonst mit irgend einem Namen nennen mag, ganz korrekt denken, als ein erlaubtes Vergnügen gilt, und daß es endlich jüdische Wucherer gibt, die, vollkommen zu einer Bande organisiert, ihr Geschäft hauptsächlich mit Offizieren machen. Nicht einmal der oder die adligen Schlepper, die das Wild in das Garn locken, waren neue Erscheinungen in diesem Prozeß. Der einigermaßen Orientierte braucht nur zehn oder fünfzehn Jahre zurückzudenken, um sich der drei Brüder v. A. zu erinnern, alle drei ehemalige Offiziere, einer der besten Familien des Landes angehörig, die, nachdem sie selber Schulden halber verabschiedet waren, das traurige Gewerbe ergriffen hatten, geldbedürftige Offiziere den Wucherern zuzuführen. Mit dem Wuchergesetz mag ihnen der Boden Berlins zu heiß geworden sein, — den einen habe ich in Chicogo wiedergesehen, fast wie ein behäbiger Rentner mit einem gestickten Käppchen auf dem Kopf und der langen Pfeife im Munde im Fenster liegend. Das große Firmenschild an dem baufälligen Holzhause mit seinem Namen darauf verkündete mit marktschreierischer Reklame, daß er sich immer noch nicht zur Ruhe gesetzt hat, sondern drüben dasselbe Geschäft öffentlich betreibt, das er hier im geheimen betrieb, — Beschaffung von Geld gegen niedrige Zinsen, was solcher Mann eben niedrige Zinsen nennt. Die Physiognomie des Hauses ließ allerdings erkennen, daß Geld von ihm nicht nur wie hier gegen Wechsel, sondern auch im Tausch für goldene und silberne Uhren und andere Wertsachen bis zu alten Hosen herunter zu haben war. Wenn ich mich recht erinnere, fehlten nicht einmal die drei goldenen Kugeln neben dem Firmenschild, die dem Geldbedürftigen in Chicago anzeigen, wo er sein letztes Wertstück für ein Butterbrot loswerden kann.

Vierzig und noch einige aktive oder bereits verabschiedete Offiziere als Zeugen in einen Wucher- und Spielerprozeß verknüpft, — die Menge war es, die Zahl, welche die öffentliche Meinung in so hohem Grade beunruhigte. Wären es nur ein Dutzend gewesen, kein Hahn hätte danach gekräht, und höchstens sozialdemokratische Stimmen hätten daraus Anlaß genommen, über den moralischen und wirtschaftlichen Niedergang des gesamten Offiziercorps Reden zu halten. Ja, glaubt denn irgend jemand jetzt oder hat er vor diesem Prozeß geglaubt, die Zahl der in Wucherhänden befindlichen Offiziere der gesamten Armee und derjenigen, die sich gelegentlich an einem Jeu beteiligen, betrage nicht mehr als einige vierzig? Das wäre doch eine sehr naive Auffassung. Ich behaupte nicht, daß dieser Zustand wünschenswert oder normal sei, aber daß er ein althergebrachter, allgemein bekannter ist, und daß außerdem der Offiziersleichtsinn innerhalb der letzten zwanzig Jahren nicht zu-, sondern eher abgenommen hat. Sich plötzlich über die ruinierten Offiziere zu entrüsten, dazu hätte die Öffentlichkeit doch nur dann ein Recht, wenn diese Offiziere trotz ihres offenkundigen Ruins in ihren Stellungen

gehalten würden, wenn die Heeresleitung sich plötzlich auf den Standpunkt stellte, daß es ihr ganz gleichgiltig sei, ob der Offizier verschuldet oder rangiert ist, solange er nur in seinem Dienst tüchtig bleibt. Es wäre in dieser Entrüstung immer noch ein gut Stück Pharisäertum, denn in allen bürgerlichen Verhältnissen ist es ja wohl denkbar, was innerhalb des Offiziercorps unmöglich ist, — daß ein Minderjähriger sich weigert, von ihm eingegangene Verpflichtungen einzulösen, weil ihn das Gesetz von diesen Verpflichtungen losspricht, daß ein wohlsituierter Vater gar nicht daran denkt, die Schulden seines Sohnes zu bezahlen, weil er dessen Gläubiger und seinen eigenen Geldbeutel für gänzlich getrennte Faktoren ansieht, oder daß ein notorisch verschuldeter Mann lebenslang in Amt und Stellung bleibt, weil seine Vorgesetzten der Ansicht sind, daß das Schuldverhältnis ein reines Privatverhältnis zwischen Schuldner und Gläubiger ist.

Möglich auch, daß kein anderer Stand im Verhältnis so viel wirtschaftlich auf schwachen Füßen stehende Existenzen aufweist wie der Offiziersstand. Die Behauptung läßt sich wenigstens leicht aufstellen und schwer widerlegen, da eine Statistik der Schulden halber zusammengebrochenen Offiziere sich leichter aufstellen läßt als eine Übersicht derjenigen jungen Leute, deren Laufbahn in anderen Berufen aus gleichen Gründen ein vorschnelles Ende findet. Wenn das indessen wirklich der Fall wäre, so thäte man doch sehr unrecht daran, deshalb an eine besondere und besonders gefährliche Art von Offiziersleichtsinn zu glauben. Ich will nicht darauf hinweisen, daß an keinen anderen Menschen so viel Repräsentationsforderungen gestellt werden wie an den Offizier. Wenn dieser Entlastungsgrund geltend gemacht würde, müßte ich ihm sogar widersprechen, denn Rechte genießt man nicht ohne Pflichten und Ehren nicht ohne Opfer. Wenn das Offiziercorps die gesellschaftlich erste Stellung, die es in Deutschland einnimmt, auch für die Zukunft festhalten will, so läßt sich an diesen Repräsentationsforderungen nichts abstreichen. Es läßt sich ihnen auch mit dem Offiziersgehalt in jeder Stellung und ohne jeden Zuschuß genügen, wie sehr viele Offiziere mit starkem Charakter oder sehr wirtschaftlichem Talent beweisen, die sich in dieser Lage befinden. Die ersteren, die der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, alles unterdrücken was von jugendlicher Genußfreudigkeit in ihnen rumort, mögen jedem Offizier als Muster leben. Über die nur wirtschaftlichen Talente kann man verschiedener Ansicht sein. Das ist sicher, daß ihre Zahl innerhalb des Offiziercorps durch ein darauf hinzielendes Erziehungssystem noch bedeutend vermehrt werden könnte. Würde man in den Familien, aus denen der größte Teil des Offizierkorps stammt, darauf hinarbeiten, schon den Kindern den Wert des Geldes begreiflich zu machen, so würde es zweifellos weniger verschuldete Leutnants geben. Ob auch bessere, mag fraglich sein. Ich für meine Person bekenne offen, daß ich wenig Sympathieen für diese wirtschaftlichen Talente eines jungen Mannes habe, der am Ersten jedes Monats sein Vermögen in sechs Schächtelchen verteilt und aus dem einen den Schneider, aus dem zweiten den Schuster, aus dem dritten die Waschfrau, aus dem vierten die Wohnung, aus dem fünften sein Mittagessen und aus dem sechsten seine Vergnügungen bestreitet. Wenn er dann gar so weit kommt, daß er regelmäßig Buch über seine Ausgaben führt, dann thut mir die Zeitvergeudung und das schöne Papier leid, und die meisten dieser Art von Menschen würden sicher als Kaufmannslehrlinge mehr Aussicht auf Karriere haben wie als Offiziere. Oder auch nicht einmal, — in dem einen Beruf pflegen sie als Sechsdreierrentiers zu enden, in dem andern scheitern sie gewöhnlich als Compagniechefs, denen die Flecken auf den Stiefeln mehr am Herzen liegen als die Ausbildung ihrer Compagnie.

Eine solche mehr aufs Wirtschaftliche gerichtete Erziehung würde auch denjenigen Offizieren nicht zu gute kommen können, die im Kadetteucorps erzogen werden und die ja festgestelltermaßen nicht den schlechtesten Teil des Offiziercorps begreifen, wohl aber einen sehr hohen Prozentsatz zu den Schuldenmachern stellen. Diese jungen Leute haben niemals im Leben für notwendige Dinge sorgen müssen; das größere oder geringere Taschengeld, das sie als Kadetten bezogen, hat ihnen immer nur zur Befriedigung von Luxusbedürfnissen gedient. Ist es da ein Wunder, wenn sie in die Armee hinaustreten, daß sie glauben, das Geld

diene nur zu Vergnügungszwecken und müsse für diese immer vorhanden sein? So kommt der junge Leutnant auf sehr harmlose Weise zu den ersten Schulden, zu den Schuster- und Schneiderrechnungen, die so leicht zu vergessen sind, weil Schuster und Schneider sie nur in sehr langen Pausen schicken und sehr höfliche und coulante Leute sind, die gar nicht auf Bezahlung drängen. Als ich kürzlich mit der Bahn durch einen gesegneten Strich Westpreußens fuhr, in dem im Sommer das Vieh bis an die Hörner im Wiesengrase steht, unterhielten sich ein jüdischer Viehhändler und ein Gutsbesitzer Rickertscher Observanz im Coupée über den Wucherprozeß. Der letztere erzählte mit Genugthuung, daß er klug gewesen sei, und seinen Sohn zum Direktor einer Zuckerfabrik erzogen habe, die ihr Anlagekapital in fünfzehn Jahren dreimal herausgewirtschaftet habe, — dem jüdischen Viehhändler aber thaten vor allem die armen Handwerker leid, die von den Offizieren nicht bezahlt würden, während es den Herren nicht darauf ankomme, im Spiel in einer Nacht dreißigtausend Mark zu verlieren. Beinahe hätte ich mich über das Krokodil geärgert, wenn aus der Unterredung nicht schon früher hervorgegangen wäre, daß der gute Mann dem glücklichen Vater des Direktors einer Zuckerfabrik holländisches Vieh anzuschmieren beabsichtigte und daher guter Worte bedurfte, um das auch Landwirten Rickertscher Observanz eigene Mißtrauen gegen jüdische Händler im Keim zu ersticken. In der That, ich glaube, am unzufriedensten würden diese bedauerten Schuster, Schneider und anderen Handwerker sein, die für Offiziere arbeiten, wenn die letzteren so „wirtschaftlich“ würden, wie die öffentliche Meinung jetzt plötzlich von ihnen verlangte. Denn bisher sind sie fast alle wohlhabende Leute geworden, wenn auch nicht alle es bis zu einem Palais in Berlin bringen, wie mein braver Schustermeister, der mir noch heute die Stiefel selbst bringt, trotzdem er vierspännig spazierenfahren könnte. Und der Mann mag in seinem Leben auch manche runde Summe an einem ehemaligen Offizier verloren haben; gewiß weiß ich, daß er einem noch die Überfahrt nach Amerika bezahlte, trotzdem er hoch genug bei ihm in der Kreide stand. Wenn diese Herren Handwerksmeister anfangen müßten, in jedem Offizier einen Mann zu sehen, der zwar bar bezahlt, aber um den Pfennig fuchst, würden sie sich bald nach dem früheren Zustand zurücksehnen, in dem sie dem Offizier nicht nur Kredit gaben, sondern ihm den Kredit geradezu aufnötigten.

Dieser letztere Punkt scheint mir der wichtigste, der als Entschuldigungsgrund am meisten in die Wagschale fallende, wenn man über Offiziersleichtsinn aburteilt. Man dränge Menschen irgend eines Standes den Kredit so geradezu auf, wie er den Offizieren aufgedrängt wird, — ich bin überzeugt, sie werden sich sehr viel weniger widerstandsfähig zeigen. Kredit nicht nur bei Handwerkern, sondern auch bei „Geldleuten.“ Kommt heute der siebenzehnjährige Sohn des reichsten Bankiers zu einem Geldmanne, um sich hundert Mark zu borgen, so wird ihm der's wahrscheinlich abschlagen, denn er weiß ganz genau, der Herr Vater kann jeden Augenblick ihm und seinem Sohn — und ohne üble Folgen für den letzteren — ein Exempel statuieren und den Wechsel uneingelöst lassen. Kommt der ärmste siebzehnjährige Leutnant zu demselben Ehrenmann, so hat er nicht einmal ein examen rigorosum zu bestehen, wenn er fünfhundert verlangt. Die Herren Itzig, Cohn oder Seligmann wissen ganz genau, daß man mit siebenzehn Jahren noch nicht übermäßig viel Schulden gemacht haben kann, sie wissen vor Allem, daß der Wechsel gedeckt werden muß, wenn der junge Offizier nicht den Rock ausziehen soll, und sie verlassen sich darauf, daß die Valuta schon irgend wo und irgend wie zusammengekratzt werden wird. Man glaube doch nicht, daß das Wuchergesetz die gewerbsmäßigen Offizierswucherer eingeschüchtert oder ihnen Zügel aufgelegt habe. Noch heute erhält jeder junge Offizier, sobald seine Ernennung zum Leutnant durch das Militärwochenblatt bekannt gemacht worden ist, die Adressen von einem halben Dutzend Blutsaugern zugeschickt, die ihm ihre „Dienste bei vorkommender Gelegenheit“ in der artigsten und harmlosten Form anbieten. Die allermeisten dieser Geldverleiher nehmen sich, bei kleineren Beträgen wenigstens, auch gar nicht die Mühe, ihren Wucher zu verschleiern, trotzdem auch in dieser Beziehung der Prozeß in Hannover keineswegs etwas Neues zu Tage gefördert hat. Denn die für viele so überraschenden Losgeschäfte hatten bereits einen Vorgänger in einem Berliner Geld-

mann, der statt baren Geldes Brillanten auf Wechsel gab und seinen Kunden anheimstellte, diese Brillanten bei einem anderen Gauner, mit dem er natürlich unter einer Decke arbeitete, sofort zu lombardiren, wobei 100 % mit Leichtigkeit von ihm verdient werden konnten.

Man wird mir entgegenhalten, das alles habe wenig mit dem Hannoverschen Prozeß zu thun. Da habe es sich um Spieler gehandelt, während ich davon erzähle, wie Leutnants dazu kommen, Schulden zu machen. Ich meine, der Zusammenhang liegt doch auf der Hand. Denn erstens sind nur ein Teil der vierzig und einigen Offiziere in Hannover als Zeugen erschienen, um die Hazardcompagnie Abter und Genossen des Falschspiels zu überführen, während der andere Teil lediglich bewuchert worden war. Zweitens spielt man nicht Hazard, wenn man ein „wirtschaftliches Genie" ist, und es lag mir daran zu erklären, weshalb Offiziere nicht immer wirtschaftliche Genies sind. Nicht, als ob ich das Hazardspiel entschuldigen wollte, — am allerwenigsten das Hazardspiel in so schlechter Gesellschaft, wie sie auf der Anklagebank in Hannover versammelt war. Aber man hat sehr über das Ziel hinausgeschossen, wenn man aus jenem Prozeß auf die Verbreitung des Spiels innerhalb des Offiziercorps einen Rückschluß machen zu dürfen glaubte. Vor zwanzig Jahren noch gehörte es zur Regel, daß nach dem Liebesmahl im Offizierkasino eine Bank gelegt wurde. Sobald der Regimentskommandeur und diejenigen Stabsoffiziere, die keine Lust am Jeu hatten, sich entfernt hatten, wurde der Tempel gebaut, und man erwartete geradezu von jedem Kameraden, der aus Grundsatz nicht hazardierte, daß er dann gleichfalls das Kasino verließ und die Gemütlichkeit nicht durch seine vorwurfsvolle Anwesenheit störte. Ging er nicht taktvoll freiwillig, so wurde er mit spitzen Redensarten hinausgeekelt. Das ist durchaus anders geworden. Es gilt heute in der ganzen Armee als Grundsatz, daß im Kasino niemals hazardiert wird. So viel ist erreicht worden, dank der Energie, mit der von oben herab unermüdlich gegen das Harzardspiel geeifert worden ist. Das scheint mir ein großer Fortschritt, — trotz des trüben Bildes, das der Wucherprozeß in Hannover gezeigt hat. Und zweifellos wird auch noch mehr erreicht werden, — man wird, innerhalb des Offiziercorps sicher noch eher als in anderen geschlossenen Ständen, der Auffassung zum Durchbruch verhelfen, daß dem Hazardspiel etwas Schmutziges und Entwürdigendes anhaftet, über das man nicht mit der bekannten Phrase „gentiler" Spieler hinwegkommt: „Ich spiele nicht, um Geld zu gewinnen, sondern des Vergnügens halber." Diese Phrase ist die fadenscheinigste aller Selbsttäuschungen. Jedermann hazardiert nur in der Hoffnung auf Gewinn, und er würde gar nicht daran denken, zu hazardieren, wenn er die positive Überzeugung hätte, daß er verlöre oder auch nur nichts gewönne. Man sollte aus diesem Wucherprozeß keine Schlüsse ziehen, ohne die Thatsache, daß in den Kasinos nicht mehr gespielt wird, festzuhalten. Denn hieraus erklärt sich mancherlei, was dem Fernerstehenden an diesem Prozeß neu, unerklärlich und beängstigend erschien. In erster Linie die Möglichkeit, daß sich Offiziere mit Leuten wie Abter und Compagnie an den Spieltisch setzten. Auch dafür gibt es, glaube ich, mildernde Umstände. Die meisten dieser Offiziere sind ein- oder zweimal durch den Mittelsmann von Meyerinck, an dem sie noch keinen Anstoß nehmen konnten, in diese Gesellschaft geraten und gehörig gerupft worden, — das kann wohl jedem, auch demjenigen, der sehr wählerisch in seinem Umgange ist, passieren, daß er auf solche Weise in schlechte Gesellschaft gerät und sich darüber erst klar wird, wenn es zu spät ist. Die Thatsache aber, daß das Hazard im Kasino nicht mehr geduldet wird, hat naturgemäß diejenigen Offiziere, denen die Lust am Hazard unauslöschlich im Blute liegt — und da es solche Menschen überall gibt, wird man sich nicht darüber entrüsten dürfen, daß sie auch innerhalb des Offiziercorps vorkommen — veranlaßt, Befriedigung ihrer Leidenschaft außerhalb des Kasinos zu suchen. Im Offizierkasino blieben die Offiziere unter sich, und das Spiel blieb meist innerhalb maßvoller Grenzen, — in den Hinterstuben der Restaurants mischt sich die Spielgesellschaft naturgemäß viel leichter, und — es wird sehr viel höher gespielt; zuweilen auch falsch, wie der Wucherprozeß in Hannover dargethan hat und wie diejenigen Offiziere, die sich leichtsinnigerweise in dieses Abenteuer stürzten, zu ihrem Schaden haben er-

fahren müssen. Gewiß gleicht der Spielprozeß in Hannover einem Geschwür, das plötzlich aufgebrochen ist. Aber dieses Geschwür läßt nicht darauf schließen, daß der Gesamtorganismus des Offiziercorps kränker geworden ist, sondern er ist nur ein Beweis dafür, daß die bösen Säfte sich dank fortgesetzter ärztlicher Behandlung an einer Stelle konzentriert haben. Wenn man sich rechtzeitig erinnert hätte, daß man in keinem Stande zu so radikalen Mitteln greift, wenn es sich darum handelt, Übelständen entgegenzutreten, wie sie das deutsche Offiziercorps anwendet, dann würde man sich wahrscheinlich gehütet haben, aus Anlaß dieses Prozesses in solcher Weise Partei gegen die Begaunerten zu nehmen, wie es seitens der öffentlichen Meinung geschehen ist, und dadurch den Gaunern für die Zukunft das Handwerk zu erleichtern. Denn der Offizierswucherer hat schon heute den besten Schutz für sein schmutziges Gewerbe darin, daß die Existenz seines Schuldners gefährdet ist, sobald die Vorgesetzten des Offiziers von seiner Verschuldung erfahren. Der militärische Ehrbegriff duldet es nicht, daß ein bewucherter Offizier den Schutz des Gesetzes für sich in Anspruch nimmt. Die öffentliche Meinung aber sollte sich hüten, es in Zukunft dem Offizier ganz unmöglich zu machen, den Wucherer dem Gesetz zu überliefern.

Mir scheint, daß der Hannoversche Prozeß nur in einem Punkt Verhältnisse klarer beleuchtet hat, die vielleicht der Heeresleitung eine andere Stellungnahme nahelegen werden, als sie bisher dazu eingenommen hat. Das ist der Zusammenhang zwischen Offiziersleichtsinn, Offizierswucher, Hazardspiel, gemischter Gesellschaft und — Rennsport. Die Beteiligung, speziell der Kavallerieoffiziere, an dem letzteren ist bisher offen protegiert worden. Mit der Phrase, daß der Rennsport der Verbesserung der Landespferdezucht diene, und der Fiction, daß die Rennbahn Campagnereiter bilde, hat man diesen Standpunkt begründet. Wie das Rennwesen sich heute in Deutschland herausgebildet hat, können höchstens noch drei oder vier Ställe darauf Anspruch machen, mit der Verbesserung der Landespferdezucht in einiger Verbindung zu stehen; die übrigen sind davon so weit entfernt, wie die Tempelbauten auf dem grünen Tuch von den Berliner Kirchenbauten. Lägen die Verhältnisse aber auch anders, so würden Offiziersrennen innerhalb der Regimenter oder Brigaden dem Campagnereiten der Offiziere immer noch förderlicher sein als das Reiten auf Bahnen, die sie auswendig kennen, sobald sie sie dreimal abgaloppiert haben. Die gemischte Gesellschaft auf den Rennplätzen und das Hazard vor, während und nach dem Rennen brauche ich nicht zu schildern — da Leutnants keine Heiligen sind und keine sein sollen, thäte man besser, sie diesem Treiben zu entziehen, als sie in dieses Treiben hineinzudrängen. Denn es gibt manchen Kavallerieoffizier, der auf die Rennbahn kam, um Carriere zu machen, und der sich plötzlich in New-York darauf angewiesen sah, Bereiter in einem Tattersall zu werden. Einen habe ich auch hinter Chicago Schuhwaren verkaufen sehen, und zwar einen, um den es sehr schade ist.



Die „Hera“ von Argos.

(Abdruck verboten.)

Während die Franzosen und Engländer in Ägypten und Babylon seit langer Zeit die Führer in der Durchforschung der geduldigen Mutter Erde sind, um ihr, was sie an Kunstschätzen besitzt, zu entlocken, haben wir Deutsche auf griechischem und kleinasiatischem Boden unsere größten Erfolge. Olympia und die Schliemann-Funde sind in der gebildeten Welt unvergessen. Sie bewiesen, wie außerordentlich viel sich dort noch finden lasse, und lenkten das Augenmerk wieder auf die Heimatsstätten der Hellenen. Die Franzosen graben jetzt in Delphi, und auch die Amerikaner haben eine Archäologische Schule in Athen gegründet und sie zu Grabungen mit reichen Mitteln ausgestattet. An ihrer Spitze stehen Charles Waldstein und Prof. Polard, und als Arbeitsgebiet wurde zunächst Argos gewählt.



Profil nach rechts. Nach einem Abguß.

Argos ist die Nachbarstadt des von Schliemann mit so großem Erfolg durchforschten Tiryns. Die griechische Welt war ja eine kleine, und auch diese Städte liegen kaum eine Stunde voneinander entfernt. Die Stadt liegt an einem Berge, welcher bis zu 270 Meter aufsteigt und die Burg Larissa trug. Schon von alters her eine ansehnliche Niederlassung, wurde sie seit der Zerstörung von Mykenä (463 v. Chr.) zur ersten des Peloponnes. Am Ende einer tiefen und die Schiffahrt sichernden Bucht gelegen, der Umschlagsort für den Handel eines großes Hinterlandes, war sie stets ein wohlhabendes Gemeinwesen. Die Hera war die zumeist verehrte Göttin; schon zu Homers Zeiten stand dort ihr berühmtestes Heiligtum, dort opferte ihr schon Agamemnon, ehe er in den zehnjährigen Krieg um Troja segelte.

Der Tempel der Hera brannte 423 v. Chr. Geburt nieder und wurde 420 bis 416 von dem einheimischen Architekten Eupolemos neu erbaut. So erzählen Pausanias und Thukydides. Die neue Statue der Hera aber schuf in das jung erstandene Heiligtum der große Polyklet, nächst Phidias der gefeiertste Künstler Griechenlands. Sie war von Gold und Elfenbein gebildet und von riesigen Verhältnissen, saß bekleidet auf einem Thron, trug eine Krone um die Stirn, auf welcher die Figuren der Chariten und Horen im Relief dargestellt waren, und einen Granatapfel in der einen, ein Scepter in der anderen Hand, auf dessen Spitze ein Kuckuck saß. Mit der Stirnkrone geschmückt erscheint Hera auch auf den Münzen von Argos.

Schon seit Beginn der archäologischen Studien war man begierig, den Boden selbst danach zu fragen, ob das Geheimnis, welches über den Ruinen von Argos lag, sich nicht werde lüften lassen: Herr Rizos Rhangabé, der gelehrte griechische Staatsmann, machte schon 1854, wenn auch mit ungenügenden



Die „Hera“ von Argos. Nach einem Abguß.
Ausgegraben im Jahre 1892 von der amerikanischen archäologischen Schule zu Athen.

Mitteln, Ausgrabungen an seinen Trümmerresten. Die Amerikaner, ausgerüstet mit den neuesten Erfahrungen in der Kunst des Grabens, schritten thatkräftiger ein, indem sie erst Quergräben in das zu erforschende Gebiet legten und bis zu den untersten Bauschichten, bis auf den gewachsenen Boden hinabgingen: uralte Thongefäße, Bronzen und Perlen waren zunächst das Ergebnis. Dann deckte man den Tempel des Eupolemos frei, der 39,16 Meter lang und 20 Meter breit ist. Die Umfassungswände ragten noch $1^1/_2$—2 Meter frei empor.


Profil nach links. Nach einem Abguß.

Das Ergebnis war ein reiches. Aus verschiedenen Zeiten kamen Gefäßscherben, Terrakottafiguren, Perlen in Glas, Stein und Bernstein, Geräte in Gold und Silber zum Vorschein, meist Werke der ältesten Zeit. Der wichtigste Fund wurde aber 1892 gemacht: ein wundervoller weiblicher Kopf in Marmor. Obgleich nur noch der Hals an diesem Kopfe erhalten ist, erkennt man deutlich, daß er geradeaus gerichtet war. Die Stirne umgibt leicht gelocktes Haar. Über dieses ist ein Band gelegt, zwar nicht jene Stirnkrone, von der die Reisebücher des alten Hellas erzählen, aber doch etwas, was man als Andeutung dafür nehmen konnte. Die Augen sind weit geöffnet, geradeaus blickend, von jener Unmittelbarkeit des auf den Beschauer gerichteten Blickes, den die Sixtinische Madonna im höchsten Maße besitzt, die Nase ist groß, edel, mit offenen Nüstern, der Mund stark geschwungen, mit auffallend kleiner Oberlippe im Verhältnis zum Kinn. Man kann den Amerikanern zu dem schönen Fund von Herzen Glück wünschen, da er zum Überfluß noch einen Zug von Familienähnlichkeit mit amerikanischer Frauenschönheit besitzt.

In der Freude des Fundes war der Leiter der Ausgrabung, Herr Waldstein, geneigt, den Kopf für den der Hera, für ein Werk des Polyklet oder doch sicher des fünften Jahrhunderts vor Christus zu halten. Inzwischen ist der Abguß in die Museen der verschiedenen Kulturstaaten gewandert und hat die Wissenschaft an diesen Angaben zu mäkeln begonnen. In seinen neuesten Veröffentlichungen tritt Waldstein auch etwas vorsichtiger auf. Die berühmte sogenannte Juno Ludovisi in Rom, wenngleich viel späterer Arbeit, dürfte den Typus des polykletischen Werkes besser festhalten. Es steckt in dem neuen Kopf eher ein Zug des Bildnisartigen, Individuellen. Aber welches Weib, welche Göttin der Kopf auch darstelle, ob er vor 2300 oder vor 2200 Jahren geschaffen sei — größer ist der Zwischenraum schwerlich, um den der Streit sich dreht — an unserer Bewunderung für dies neuentdeckte Werk hellenischen Schönheitssinnes ändert dies nichts. Wie köstlich einfach wirkt die Rundung der Wangen und des Kinnes, wie groß ist jede Linie, welche Ruhe liegt über den edlen Zügen!!

Ebby.



Neues vom Büchertisch.

(NB. Nicht von Büchern, sondern von denen, die sie schreiben.)

Von

Paul von Szczepanski.

(Abdruck verboten.)

Die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller (A. V.) bittet uns um die Veröffentlichung eines Aufrufs, den Ernst von Wildenbruch an die Verleger erlassen hat und der hier seine Stelle finden mag, da sich bei denen, die sich die Mühe geben, Bücherbesprechungen zu lesen, wohl auch einiges Interesse für die Bestrebungen derjenigen voraussetzen läßt, welche Bücher schreiben. Zudem drängt mich mein Gewissen, diesem Aufruf einige Worte hinzuzufügen. Das Schreiben Ernst von Wildenbruchs an wohlsituierte Verlagsbuchhändler hat folgenden Wortlaut:

„Hochgeehrter Herr!

Aus den Zeitungen werden Sie erfahren haben, daß in München nach schweren Mühen ein bedeutsames Werk zu stande gebracht worden ist: eine Pensionsanstalt für die deutschen Schriftsteller und Journalisten. Bedeutsam nennen wir das Werk, nicht nur weil es einen weiten Kreis von Beteiligten umfaßt, nicht nur, weil es das endlich erreichte Ziel langjähriger Bestrebungen darstellt, sondern weil es aus der besten Kraft der menschlichen Natur, aus der Begeisterung für eine reine Sache hervorgegangen ist, weil es ein beredtes Zeugnis dafür ablegt, daß das geistige Element unserer Nation sich als geschlossene Macht empfindet und von dem Willen beseelt ist, sich als solche zu behaupten. Daß hierbei unter unserer Nation nicht nur das räumlich und politisch abgegrenzte Deutschland, das Deutsche Reich, sondern daß darunter alles zu verstehen ist, was wir mit dem Begriffe des Deutschtums bezeichnen, bedarf der besonderen Erwähnung um so weniger, als die Pforten unserer Pensionsanstalt nicht nur den deutschen Reichsangehörigen, sondern allen denen geöffnet sind, die in deutscher Sprache schaffen und schreiben. Rasch und allseitig ist die Wichtigkeit des Vorganges begriffen worden, kraftvoll und freiwillig ist ihm aus allen Kreisen der Bevölkerung Sympathie entgegengekommen; mit Stolz und Freude dürfen wir es aussprechen, daß unser junges Werk heute schon ein populäres ist. Man hat verstanden, daß man der Nation einen Dienst erweist, wenn man den Männern, welche den Geist der Nation verwalten, den Schriftstellern, hilfreiche Hand bietet, wenn man ihnen einen beruhigten Blick in die Zukunft gewährt und ihnen dadurch zu gegenwärtigem Schaffen maßvolle Gesinnung, versöhnte Stimmung in das Herz pflanzt. Wir freuen uns dieses Verständnisses, wir freuen uns dieser Sympathie, denn wir wissen, wie sehr wir ihrer bedürfen, wenn unser Werk gedeihen soll, wenn wir uns dereinst in die Möglichkeit versetzt sehen wollen, den alt und schwach gewordenen Bestandteilen unseres Schriftstellertums thatkräftige Hilfe zu gewähren. Zu thatkräftiger Unterstützung rufen wir daher alle dem Deutschtum angehörigen und zugethanen Elemente, und unter ihnen wieder in erster Linie diejenigen auf, deren Interessen sich durch Natur und Beruf mit den unserigen vereinigen, bei denen wir daher das reifste Verständnis für unsere Angelegenheiten, den wärmsten Anteil an unseren Schicksalen voraussetzen dürfen: die Verleger, und unter den Verlegern, hochgeehrter Herr, auch Sie! Ihnen gegenüber brauchen wir auf Inhalt und Wert unseres Unternehmens nicht noch einmal einzugehen. Sie wissen, um was es sich handelt. Sie wissen es, und weil Sie es wissen, darum leben wir der Überzeugung, daß es unseres Aufrufes für Sie nur noch insoweit bedarf, als er Ihnen den praktischen Weg anzeigen soll, wie Sie die von Ihnen bereits beschlossene Unterstützung am zweckmäßigsten und erwünschtesten an ihre Bestimmung gelangen lassen können. Diesen Weg finden Sie in der Zuschrift angegeben, welche den vorliegenden Aufruf begleitet. Das, was wir Ihnen dafür zu geben haben, ist vorläufig unser Dank. Wir versichern Ihnen, daß er ein warmer, ein aufrichtiger ist, und wir versprechen Ihnen, daß er ein treuer und im Gedächtnis wohl bewahrter bleiben soll. Kommen Sie denn und zeigen Sie uns, daß Sie da zu finden gewesen sind, wo wir Sie gesucht haben, nämlich da, wo unser Vertrauen wohnt. Und wenn Sie kommen wollen, so erwägen Sie, wir bitten darum, das alte Wort, daß rasch gegeben doppelt gegeben ist. Wer zu guter Sache beisteuert, der reißt durch sein Beispiel andere fort und bringt der Sache nicht nur sich selbst, sondern andere dazu — und das ist noch mehr.

Ernst von Wildenbruch."

Diesem Aufruf fügt „mit der Bitte um Aufnahme an hervorragender Stelle" der Vorstand der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller (A. V.) aus Eigenem hinzu:

„Über den Erfolg dieses zündenden Appells wollen wir später berichten und heute nur bemerken, daß einzelne Firmen bereits mit bestem Beispiel vorangegangen sind. Daß auch die übrigen Verleger je nach ihren Verhältnissen diesem Beispiel folgen werden, darüber dürfte kein Zweifel bestehen, sind doch die Interessen der Schriftsteller und Journalisten aufs engste mit denen der Verleger verknüpft. Es ist also zu erwarten, daß die Verleger es für eine Ehrenpflicht halten werden, die ersten zu sein, welche dieser humanitären Schöpfung, die den Invaliden der Feder eine, wenigstens von den drückend-

sten Sorgen befreite Zukunft schaffen soll, thatkräftigst unterstützen"

Wohlverstanden, — das bemerkt der Vorstand der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller (A. B.) aus Eigenem, aber er mutet der Redaktion derjenigen Blätter, die er um Veröffentlichung bittet, zu, es als Redaktionsbemerkung zu dem Wildenbruchschen Aufruf zu geben. Damit adoptiert der Vorstand dieser Vereinigung von Journalisten und Schriftstellern das buchhändlerisch vielleicht durch den praktischen Erfolg gerechtfertigte Prinzip der „Waschzettel," jener gedruckten Rezensionsschemas, die mit jedem Rezensionsexemplar versandt werden, um in den Zeitungsfeuilletons als eigene Meinungsäußerungen der Blätter abgedruckt zu werden, und die so viel dazu beigetragen haben, daß die guten Bücher in dem Wust der schlechten unbemerkt untergehen und daß die Kritik in Deutschland so vollständig auf den Hund gekommen ist. Der Vorstand einer Vereinigung von Journalisten und Schriftstellern adoptiert ein Prinzip, gegen das bisher jeder Litterat von einiger Selbständigkeit des Charakters und von ausgesprochenem Standesgefühl angekämpft hat, — ein Prinzip, das ihm die Schamröte in das Gesicht getrieben hat, wenn er sich ihm doch einmal beugen mußte. Wäre das letztere weniger ausgeprägt bei mir, so würde ich Anstand genommen haben, diesem Aufruf und seinem Anhange weitere Verbreitung zu geben, — aus einer gewissen Schämigkeit für diejenigen, die sie erlassen haben. Aber weil ich mich als Litterat fühle und weil ich den Stand zu Ehren gebracht sehen möchte, dem ich anzugehören als eine Ehre fühle, deshalb halte ich mich verpflichtet, zu diesem Aufruf Stellung zu nehmen. Und ich bin sicher, daß es in Deutschland Journalisten und Schriftsteller genug gibt, die meine Ansicht teilen.

Zunächst also zu dem angefügten „Waschzettel" die Bemerkung, daß ich es keineswegs für eine Ehrenpflicht der Verleger halte, je nach ihren Verhältnissen etwaigen Beispielen von Munifizenz ihrer Kollegen zu folgen, und daß ich, selbst wenn ich dieser Ansicht wäre, es doch für übelangebracht hielte, den Druck der öffentlichen Meinung in Bewegung zu setzen, um sie auf ihre Ehrenpflicht sich besinnen zu lassen. Im Gegenteil bin ich der Meinung, daß diejenigen Verleger, die das Beispiel nicht zur Nachfolge veranlaßt, nicht nur korrekt, sondern anerkennenswert korrekt handeln; denn nur durch zähes Verweigern können sie die Bittsteller darauf aufmerksam machen, daß diese Art zu bitten in jedem Falle unpassend ist, und sich selber vor dem Verdacht bewahren, sie hätten einem moralischen Zwange nur deshalb nachgegeben, weil sie fühlten, daß dem moralischen Druck eine moralische Berechtigung innewohne. Gar kein Zweifel, daß sich Ernst von Wildenbruch nur aus ganz idealen Beweggründen mit solchem Eifer an die Spitze einer ihm gut dünkenden Sache gestellt hat. Wildenbruch wird nach menschlicher Berechnung niemals genötigt sein, auf Unterstützungen aus einer Altersversorgungskasse Anspruch zu erheben, und der Ruhm, der Begründer einer solchen genannt zu werden, kann ihn auch nicht übermäßig gereizt haben. Das entschuldigt seinen Übereifer, dem keinerlei egoistisches Motiv anhaften kann, aber es macht ihn nicht minder gefährlich. Vielleicht ist Ernst von Wildenbruch gerade deshalb, weil er persönlich keinerlei materielles Interesse an dem Erfolg der von ihm vertretenen Sache hat, auf diesen Weg des Übereifers gerathen, der vielmehr geeignet ist, das materielle und ideelle Wohl der deutschen Litteraten zu schädigen als ihm zu nützen. Denn um wirtschaftlichen Nutzen zu stiften, muß man nicht nur ein Enthusiast und Idealist sein, der das Gute möchte, sondern auch ein erfahrener Mann — in diesem Fall ein in den Lebensnöten der Schriftsteller erfahrener Mann, der den rechten Weg zur Abhilfe beschreitet. Den Vorwurf kann ich allerdings Ernst von Wildenbruch nicht ersparen, daß er seine vermeintlich gute Sache in einem unbestreitbar sehr schlechten Deutsch verficht, in einem Deutsch, das man auf der Höhe des deutschen Parnaß am allerwenigsten schreiben sollte. Bei Perioden wie: „Sie wissen, um was es sich handelt. Sie wissen es, und weil Sie es wissen, darum leben wir der Überzeugung, daß es 2c." oder: „Kommen Sie denn und zeigen Sie uns, daß Sie da zu finden gewesen sind, wo wir Sie gesucht haben, nämlich da, wo unser Vertrauen wohnt" — muß sich einem das Herz im Leibe umdrehen. Man kann sich nicht enthalten, das inhaltsloseste aller in Wildenbruchs „Mennoniten" dem Freiheitshelden Schill geltende Worte: „Welch kleiner Name für einen so großen Mann!" mit Bezug auf diesen Aufruf zu variieren: „Welch schlechtes Deutsch für einen so berühmten deutschen Dichter!" Auch das teils weinerliche, teils geschwollene Pathos dieses Aufrufs will mir nicht gefallen, da es den Verfasser zu Übertreibungen verführt, die, wie alle Übertreibungen, die Reaktion herausfordern. Was soll das heißen, wenn Wildenbruch von den Angehörigen der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller (A. B.) spricht als „von den Männern, welche den Geist der Nation verwalten?" Er hätte selbst dann kein Recht, mit dieser Ausschließlichkeit von den Schriftstellern zu reden, wenn wir alle Wildenbruchs wären und Anspruch darauf erheben dürften, noch etwas mehr als litterarisch getagelöhnert zu haben. Den Geist der Nation haben gerade in den letzten fünfzig Jahren in Deutschland ganz andere Männer verwaltet wie die Schriftsteller, die in ihrer Allgemeinheit höchstens den Ruhm für sich in Anspruch nehmen können, ihn — mehr noch für den eigenen Hausgebrauch, als für den des Volkes — ausgemünzt zu haben. Und jeder gewissenhafte Dorfschulmeister kann die Ehre, den Geist der deutschen Nation zu verwalten, mit größerem Recht für sich in Anspruch nehmen als ein großer Prozentsatz der modernen Schriftsteller und Journalisten. Um so wundersamer nimmt sich nach diesem großen und gelassenen Wort Wildenbruchs liliputanerhafter Hinweis auf den Dienst aus, den man der Nation leisten würde, wenn man den Schriftstellern einen beruhigten Blick in die Zukunft gewährt „und ihnen dadurch zu gegen-

wärtigem Schaffen maßvalle Gesinnung, versöhnte Stimmung in das Herz pflanzt." Sa klein wie hier Wildenbruch van den deutschen Schriftstellern im allgemeinen denkt, mag ich van keinem denken, nicht einmal van jenen Kallegen, die niemals mil anderem Material gearbeitet haben wie mit der Schere, Kleister und Ratstift. Denn unter diesen befinden sich sehr viele gewissenhafte und ehrenwerte Leute, die sich um eine Altersrente van zwölf-, achtzehnhundert, dreitausend aber noch mehr Mark — ich weiß nicht, wie hach Wildenbruch den zum Beguß des Bäumchens der Versöhnung nalwendigen Galdstram taxiert — nicht verkaufen würden. Die aber, welche plötzlich weich wie Butter würden, weil sie die Möglichkeit eines ruhigen Lebenswandels im Schlafrack und Pantaffeln var sich sehen, thäten sicher gut, mit Schreiben aufzuhören, falls sie bis dahin überhaupt geschrieben haben, — denn der Geist der persönlichen Verbissenheil isl sicher der einzige gewesen, über den sie bis dahin verfügten, und sie hätten ‚recht,' Wildenbruch auf Schadenersatz zu verklagen, da sie nicht mehr wissen werden, wavan sie leben sallen, bis sie zum Bezug der Altersrente alt genug sind.

Wildenbruch überschätzt den Einfluß, den eine in weiter Ferne liegende Zukunft auf die Stimmung der Gegenwart auszuüben vermag. Vielleicht erhebt man gegen mich den Varwurf, daß ich die wirtschaftlichen Wahlthaten unterschätze, welche eine salche Pensiansanstalt für den einzelnen im Gefalge haben kann. Diesem Vorwurf glaube ich ehrlich widersprechen zu können, tratzdem ich weder Mitglied dieser Kasse nach irgend einer anderen bin. Nicht deshalb etwa bin ich nicht Mitglied einer salchen Kasse, weil Zukunft und Gegenwart keinerlei Sorgen für mich haben, sandern weil ich zu den wenigen Menschen in Deutschland gehöre, denen es unmöglich ist, Vereinsmitglied zu sein. Ob Gesangverein, Kegelklub aber Alterversargungskasse, ist gleichgiltig, — mir ist der Eintritt in diese Psarten der madernen Paradiese verschlassen. Vielleicht liegt das an der Unverträglichkeit meines Charakters, vielleicht hindert mich auch nur ein krankhafter Ehrgeiz daran, irgend wa einzuspringen. Denn einmal drin, müßte ich's wenigstens bis zum zweiten Varsitzenden bringen, und wenn ich's nicht dazu brächte, wie nicht nur sehr wahrscheinlich, sandern ganz gewiß ist, wäre ich sa „tiefunglücklich" wie die Helden aller jener Navellen, deren ich täglich wenigstens drei im Manuskript lesen muß und die niemals gedruckt werden. Deshalb braucht man mich nicht für einen schlechten Kallegen zu halten aber für einen schlechten Menschen, der fünf Jahre buchstäblichen Durchhungerns als ein richtiger Pratz über dem warmen Abendbrat vergessen hat, mit dem er sich heute, wenn's ihn gelüsten sallte, täglich mästen könnle. Aber daß eine Pensiansanstalt für „die alt und schwach gewardenen Bestandteile unseres Schriftstellertums," wie Wildenbruch sich nicht eben geschmackvall und auch nicht übermäßig deutlich ausdrückt, mehr bedeuten sallte als etwa die Pensiansanstalt der Bühnengenassenschaft aber eine Altersversargungskasse der Berliner Kellner aber die Unterstützungskasse irgend einer Arbeitergenassenschaft, — das vermag ich nicht einzusehen. Um nichl verletzend tief für das Standesbewußtsein derjenigen meiner Kallegen zu steigen, die sich als Graßmacht fühlen, — die Schauspieler deklamieren nicht richtiger, sie verfügen nicht über klangvallere Organe, und sie bewegen sich nicht natürlicher heute, wa ihr Alter gesichert ist, als damals, wa es nicht gesichert war. Sie sind nicht einmal besser gewarden seit jener Zeit, da man sie nach hinler dem Kirchhafszaun begrub und die silbernen Löffel versteckte, wenn sie ihren Einzug hielten. Den Geist der Schriftsteller wird die Pensiansanstalt auch nicht patenzieren.

Da aber nun der Zug der Zeit einmal dahin geht, daß alle Welt varsichtig der Zukunft gedenkt, — warum sall der Stand der Litteraten das nichl milmachen? Schaden kann's niemandem und manchem einzelnen wird es zum Segen sein. In der Ausdehnung freilich, wie der Wildenbruchsche Aufruf andeutet, wird sich eine Pensiansanstalt niemals schaffen lassen. Auf dem Wege, den der Wildenbruchsche Aufruf einschlägt, wird sie niemals zu stande kammen. Denn was die Bühnenkünstler geschaffen haben und zahllase Arbeitervereine in Deutschland, das ist ihnen nur deshalb gelungen, weil sie sich ganz auf ihre eigene Kraft verlassen haben. Nur in der Übung ihrer eigenen Kraft sind sie stark gewarden, und nur das Arbeiten an dem gemeinsamen Werk hat sie wirklich zu dem Gefühl absaluter Zusammengehörigkeit zusammengeschweißt. Die Litteraten aber machen Feuer unter ihr Bäumchen, weil sie es nicht schnell genug wachsen sehen können, und während sie damil renammieren, daß sie sich nun plötzlich als geschlassene Macht empfinden, bedienen sie sich unwürdiger Krücken, die ihnen nach nicht einmal gestatten zu humpeln und mit denen sie anderen und sich selbst weiß machen wallen, daß sie plötzlich laufen gelernt hätten.

Ich will über die verschämte Bitte an die Öffentlichkeit, die aus dem Wildenbruchschen Aufruf und der Art seiner Veröffentlichung durchklingt, kurz hinweggehen. Wenn man innerhalb der deutschen Natian für einen verdienten Invaliden der Feder zu einer Ehrengabe sammelt, die ihm über zeitliche Sargen hinweghelfen sall, sa hat das seine Berechtigung, und der Betraffene hat sich des Barganges nicht zu schämen, denn geladen sind nur diejenigen, die ihm Dank schuldig zu sein glauben und die ihrem Dank Ausdruck geben wallen. Wenn aber die scheinbare Gesamlheit der deutschen Schriftsteller und Jaurnalisten sich an die öffentliche Wahlthätigkeit wendet, wenn eine Gesamtheit, die neunzig Prazent starke, kräftige, erwerbsfähige Männer unter sich zählt, öffentlich erklärt, daß sie nur durch Inanspruchnahme der Mildthätigkeit in der Lage ist, ihre Pflichten gegen ihre zehn Prazent Invaliden zu erfüllen, — dann ist man der Öffenllichkeit die Erklärung schuldig, daß diese Art des Bargehens in den Kreisen der Schriftsteller nicht allgemeine Billigung findet. Es ist mir und auch für die Sache ganz gleichgiltig, wie viele meiner Kallegen bei diesem

Pratest hinter mir stehen. Denn selbst wenn ich, was ich nicht glauben lann, der einzige wäre, der mit dem Begriff seiner Standesehre dieses Vorgehen nicht für vereinbar hält, würde ich mich für berechtigt halten, meinen Pratest öffentlich zu Pratakall zu geben.

Nicht minder beschämend als die verschämte Bilte an die Öffentlichkeit erscheint mir für diejenigen, die sie erlassen haben, die ganz unverschleierte Bitte an die Verleger. Und nicht nur beschämend, sondern auch gefährlich, — nicht nur das Ansehen des Standes, sandern auch seine materielle Lage schädigend. Nicht fördernd, sondern schädigend, — denn, ich will hochgreifen, mit den dreißig- oder fünfzigtausend Mark, die der Aufruf, wenn er wirklich ein „zündender Appell“ gewesen sein sollte, ergeben könnte, ist einer Pensiansanstalt im vargesehenen Umfange noch nichl zum Leben geholfen. Selbst drei- oder fünf Millionen thäten's da nicht. Das Almosen aber, das die Verleger den Schriftstellern zu geben aufgefordert werden und für das die letzteren den Dank „im Gedächlnis wahl zu bewahren“ versprechen, das bindet den Schriftstellern die Hände, salange diese auf salchem Grunde errichtete Pensiansanstalt existiert. Das macht ihnen Forderungen unmöglich, die sehr berechtigt sind, während die Forderung dieses Almosens ganz unberechtigt ist. Denn es ist nicht wahr, daß die Inleressen der Verleger und der Schriftsteller sich miteinander vereinigen, oder es ist wenigstens ebenso wahr, daß sie sehr weit auseinandergehen. Auch halle ich diese plötzlich betanle Gemeinsamkeit der Interessen für nichts wie ein versuchtes Verschleiern des Gedankens, der diesen Aufruf an die Verleger gezeitigt hat, eines Gedankens, der weder schön noch ganz richtig ist: „Ihr, meine Herren, habt das große Partemannaie, das gefüllt wird durch uns. Wir haben das kleine Portemonnaie, das gefüllt wird von Euch. Entlastet Euch ein wenig, da Ihr reich seid und den Aderlaß vertragen könnt.“ — Schan die Varaussetzung trifft da gar nicht zu. Es gibt einige sehr reiche Verleger, und es gibt eine graße Anzahl, die mit Vergnügen ihr Einkommen mit dem manches freischaffenden Schriftstellers und manches Redakteurs vertauschen würden, und es gibt ferner eine graße Anzahl van Verlegern, die am Abende ihres Lebens auf ganz sa unsicheren Füßen stehen wie viele Leute von der Feder. Und die ersteren erscheinen mir noch sehr viel bedauernswerter als die letzteren. Denn ein Verleger ist in erster Linie Kaufmann, eine sehr varnehme Art van Kaufmann, meinetwegen die varnehmste, — nnd ein Kaufmann, der am Abend seines Lebens nicht sa viel erwarben hat, daß er var Sorgen geschützt ist, der kann sich mit gutem Recht sagen, daß er seinen Beruf verfehlt oder es in seinem Beruf zu nichts gebracht hat. Das Gefühl erleichtert keines Mannes Herz, der in seinem Beruf vorwärts gestrebt hat. Dem Invaliden der Feder aber bleibt dieser Zwiespalt unler allen Umständen erspart, denn wenn er sich schinden muß mit zitternder Hand, mit erlahmendem Geiste, — er kann sich wenigslens sagen, daß es nicht seine Aufgabe war, Schätze zu sammeln, und daß er ein lüchtiger Mann gewesen sein kann, auch wenn er ein armer Mann geblieben ist. Eine Pensiansanstalt für invalide Verleger würde, wie die Verhältnisse liegen, nicht minder einem Bedürfnis entsprechen wie eine Pensionsanstalt für Jaurnalisten und Schriftsteller einem salchen entspricht, und mit demselben Recht könnten die Verleger mit ihrem Klingetbeutel zu den Schriftstellern gehen wie diese zu jenen. Mit minderem Erfolg freilich, zwingt mich mein Gerechtigkeitsgefühl hinzuzusetzen.

Ohne weiteres gebe ich zu, daß unter den Verlegern, denen Wildenbruchs Aufruf zum zündenden Funken werden wird aber bereils gewarden ist, sich eine Anzahl befinden mag, die ihren Beitrag zu einer Pensiansanstalt deutscher Schriftsteller und Jaurnalisten nur deshalb beisteuern, weil sie die Gemeinsamkeit der Interessen stark genug empfinden, um das Bedürfnis zu haben, sich ihren Anteil an Leid und Freude der Leute van der Feder zu fardern, — Leute, die niemals einem Schriftsteller etwas schuldig geblieben sind und die nicht nölig haben, mit ihrem Gewissen zu paktieren. Aber Wahlthat bleibt Wohlthat, und wen die Nat nicht dazu zwingt, der sall auch aus gutem Herzen gebatene Wahlthaten nicht annehmen. Sehr viel zahlreicher aber als diese Kalegorie werden sich mit ihrem Scherflein zu einem volltönigen Liebeswerke diejenigen Herren Verleger einstellen, die ihr ganzes Leben lang den Schriftstellern *viel* schuldig geblieben sind und die jeden Augenblick gewärtig sein müssen, daß ein Stand von Schriftstellern und Journalisten, der „sich als geschlassene Macht empfindet und entschlossen ist, sich als salche zu behaupten,“ ihnen mit *berechtigten Forderungen* kommt. Die sagen sich mit gutem Recht, daß ein Mensch, der um Wahlthaten bittet und Wohllhaten annimmt, seine berechtigten Farderungen an denjenigen, den er anbetlelt, in demselben Augenblick quittiert hat. Und sie geben mit Vergnügen das Butterbrot, das ihnen für die Zukunft den Schinken erspart. Um van keiner Seite mißverstanden zu werden, möchte ich das ein wenig präzisieren, was ich unter solchen berechtigten Forderungen verstehe, ohne Gewähr dafür, daß ich dieselben erschöpfe. Ich bin in der glücklichen Lage, das thun zu können, denn ich für meine Persan habe keine Farderung an meine Verleger, und meine Verleger sind keinem meiner Gesamtkallegen jemals etwas schuldig geblieben. Aber ich habe nicht immer nur mit meinen jetzigen Verlegern zu thun gehabt, sandern, wie ich schon oben andeutete, fünf Jahre meiner litterarischen Laufbahn herumvagabundieren müssen wie ein echter Bahemien, ehe es mir gelungen ist, auch nur ein wenig festen Fuß zu fassen, — und da macht man seine Erfahrungen. Eine Verwertung dieser Erfahrungen wird dem Stande nützlicher werden als ein paar zusammengeschnarrte Verlegergroschen, denn wenn der Stand wirklich sa eng zusammengeschlossen ist, wie Ernst van Wildenbruch behauptet, wird es ihm ein Leichtes sein, die aus diesen Erfahrungen resultierenden Farderungen durchzusetzen. Vor allem dringe man darauf, daß der Verleger dem Schriftsteller in allen

Fällen menschenwürdige Honorare zahle. Ich weiß sehr wahl, daß es industriell angelegte Kallegen gibt, die nach dieser Richtung keinen Schutz bedürfen und denen gegenüber ein gewissenhafter Redakteur sich verpflichtet fühlen kann, den Schutzgeist seines Verlegers zu spielen. Aber diese Fälle sind dach sehr viel seltener als diejenigen, in denen die Neulinge in der Litteratur einfach um die Frucht ihrer Arbeit gebracht werden. Ich habe mich einmal für einen Roman von dreißig Feuilletonfortsetzungen einer Tageszeitung mit dem Honarar von hundert Mark begnügen müssen, und eine Navelle in Versen von acht Spalten Umfang, die in einer prätentiös genug auftretenden Wochenschrift veröffentlicht wurde, brachte mir — zehn Mark. Das mir daraufhin für mein ganzes Leben das Versemachen vergangen ist, ist mir allerdings sehr viel mehr wert gewesen, — aber das war mein Privatverdienst, das ich dem Verleger nicht gutschreiben kann. Es ist mir auch ganz recht, wenn jemand meint, was ich da verbrochen habe, sei jedenfalls nicht mehr als Spaltenfutter gewesen, — da die Verleger die Arbeiten nahmen und druckten, war's dach eine unerhörte Blutsaugerei, die an mir verübt worden ist und die nach heutetäglich an meinen und des Herrn von Wildenbruch Kallegen verübt wird, und es müßte doch wunderbar zugehen, wenn ein Zusammenstehen der Schriftsteller dieser Menschenschinderei nicht ein Ende machen könnte. Zweitens sarge man dafür, daß die Verleger sich allgemein zu dem Grundsatz bekennen, die Ware, die sie kaufen, d. h. die litterarischen Arbeiten, die sie erwerben, sofort aber dach innerhalb eines festgesetzten Zieles zu bezahlen. Das erscheint sa selbstverständlich und ist doch eine Ausnahme. Dem Laien mag es ganz undenkbar erscheinen, daß die Mehrzahl der Verleger noch heute meint, sie sei dem Schriftsteller erst dann das Hanorar für seine Arbeit schuldig, wenn diese Arbeit veröffentlicht ist, und daß sie tratz dieser Auffassung sich nicht einmal dazu verstehen, sich für irgend einen Termin der Veröffentlichung zu verpflichten. Der Schriftsteller überliefert sich alsa dem Verleger mit gebundenen Händen; im günstigen Falle weiß er vielleicht, welches Honorar er für seine Arbeit erwarten darf, aber nicht, wann er es erwarten darf. Mit solchen unregelmäßigen Eingängen kann niemand wirtschaften, — kein Wunder, daß jeder Schriftsteller, der van seiner Feder leben muß, es varzieht, sabald er Gelegenheit dazu findet, sich in den einigermaßen gesicherten Hafen einer Redaktionsstellung zurückzuziehen. Da schwinden ihm zwar die ehrgeizigen Träume, und seine Phantasie schrumpft zusammen wie eine vertracknete Morchel, — aber er kann dach wenigstens am ersten jedes Manats seine Miete bezahlen, und die Menschen respektieren ihn mehr, als wenn er ein sehr schönes Buch geschrieben hätte, das ihm nichts eingebracht hat, weil niemand es kaufte. Und wenn er in diesem Training zehn aber zwanzig Jahre weiter gearbeitet hat, dann versöhnt er sich mit der modernen Kultur und ihren notwendigen Forderungen vielleicht gar so weit, daß er sich auf den Tag zu freuen vermag, an dem er die erste Rate aus der Pensionsanstalt für „die alt und schwach gewardenen Bestandteile unseres Schriftstellertums" beziehen wird. Aus derselben Pensionsanstalt, zu der vielleicht dieselben Verleger beigesteuert haben, die Zeit seines Lebens mit ihm Ball spielten, indem sie ihn mit vierzehntägiger Kündigung sich gegenseitig zuwarfen. Denn solche Kantrakte gibt es zwischen Verlegern und den „Verwaltern des Geistes der deutschen Natian," und die sie schließen, sind nicht notwendig Verleger von Käseblättern. Herrn von Wildenbruch wird kein Verleger einen solchen Kantrakt anzubieten wagen, und es wäre daher kein Wunder, wenn er nicht darum wüßte. Sollte er aber jemals davan erfahren, dann wird er mir jedenfalls darin recht geben, daß ein Kontrakt mit vierzehntägiger Kündigung zwischen Verlegern und Schriftstellern nicht geschlossen werden sallte, und daß mit einer Regelung dieser drei Farderungen an die Verleger den Leuten der Feder mehr genützt ist als mit der Gründung einer Pensiansanstalt. Die letztere wird van selber entstehen, wenn Jaurnalisten und Schriftsteller nicht natwendig besser, aber doch sicherer gestellt sind als heute. Sie können sich dann den Luxus erlauben, abzuwarten und Steinchen auf Steinchen zu legen, bis ihr Bau vollendet ist, zu dem ich ihnen alles Glück wünsche, wenn sie ihn mit eigenen Kräften errichten. Können sie ihn aber ohne die Goldgroschen der Verleger und der Öffentlichkeit nicht vollenden, dann sallen sie sich nicht wundern, wenn man sie daran straft, woran sie gesündigt haben, und wenn sie auf der einen Seite dappelt verlieren, was sie auf der andern scheinbar gewinnen. Die berühmteste lebende Naive sagte mir im letzten Winter: „Mit uns Künstlern geht es bergab, seitdem wir nicht mehr hinter der Kirchhafsmauer begraben werden." Mit den Schriftstellern und Jaurnalisten wird es nicht bergauf gehen, wenn sie Wert darauf legen, im Schatten einer Pensiansanstalt zu sterben, die sie mit der Entäußerung ihres Selbstbewußtseins begründet haben.



→ Zu unsern Bildern. ←

(Abdruck verboten.)

Die Maler sprechen von kalten und warmen Tönen. Sie meinen damit jene feinen Farbenunterschiede, welche wesentlich in der Stärke der Beimischung des Braun beruhen. Braun ist nämlich in der Kunst ein ganz besonderer Saft. Man könnte eine Geschichte des Braun schreiben. Die alten Völker malten nur in ungebrochenen klaren Tönen. Das Braun stammt aus Persien, es ist an den Fayencen persischer Wandbekleidungen und mehr noch an den geknüpften Wollteppichen erfunden worden. Dort wird das Weiß zu einem Elfenbeinton, das Blau grünlich, das Grün olivfarben, das Gelb „altgold“, kurz, jede Farbe hat einen Stich ins Braune, und weil sie alle auf einen Akkord gestimmt sind, arbeitet es sich leicht mit ihnen. Früher, noch vor zwanzig Jahren, ehe alle Wollen nach persischer Farbenskala gefärbt wurden, war es ein Beweis des Geschmackes unserer Frauen, wenn sie zu ihren Stickereien zusammenpassende Farben fanden. Jetzt brauchen sie nur die mit gleichem Braun gemischten Proben einer Fabrik zu wählen — es stimmt ein Ton immer zum anderen!

Wenn man ein altes deutsches Gemälde mit einem Venetianer etwa von 1550, vergleicht, so sieht man deutlich, daß damals der Handel persische Teppiche und deren Farbenstimmung nach der italienischen Handelsstadt brachte. Der Farbenakkord wird klarer, die Tönung einheitlicher. Endlich siegt bei Correggio das Braun, alle Farben erstickend. Das Bild wird zur reinen Braunmalerei! Es erhält durchweg „warmen Ton.“

Denn unzweifelhaft hat das Braun etwas Molliges, Behagliches, Erwärmendes. Sehe man sich ältere Bilder an: Im Sonnenschein werden auf ihnen die Wiesen und Wälder lederfarbig, erhalten einen Ockerton. Das sieht warm aus! Es ist doch merkwürdig, daß unsere für den Druck schreibenden wie die heimlichen Dichter — und das ist ja so ziemlich alle Welt — entzückt sind, sobald sie in der Natur eine frühlingsgrüne Wiese sehen, und daß sie empört sind, sobald ein Maler diesen „Spinat“ in seinen richtigen Farben im Bilde darstellt. Es sieht dort so kalt aus, giftig, spitz, das Grün des Frühlings. Zwischen den Jahren 1500 und 1885 hat kein einziger Maler versucht es darzustellen, wenigstens kein deutscher Maler. Er war zu sehr Idealist, um den wahren Frühling schön zu finden; er strich den Frühling als malerisch unschön aus der Reihe der bildlich darstellbaren Dinge. Wer am Mittag zum Fenster hinausschaut, der wird bald sehen, daß volles Sonnenlicht im Winter und Sommer einen bläulichen Schein hat, daß es nicht allen Farben Braun oder Ocker, sondern eher Kobaltblau beimischt. Aber man malte das nicht, weil Blau „kalt“ ist, und somit wurde das volle Tageslicht für unmalerisch erklärt. Aber der Abend mit seinem Goldton und Italien mit seinen braun gebrannten kahlen Berglehnen — die kamen zu den höchsten Ehren — sie sind „warm!“

Die Sachlage hat sich inzwischen geändert. Die modernen Maler wissen, daß mit einer braunen oder blauen Lasur der Ton der Natur nicht festzuhalten ist, sondern daß die Unterschiede feiner sind. Dem was sie „intime“ Darstellung nennen, nämlich die genaue Beobachtung der Witterung der Luft bei verschiedenen Tages- und Wetterzeiten, streben sie jetzt zumeist zu. Da ist die „Winternacht“ von A. von Wierusz-Kowalski, das Bild, welches dem polnischen, in München lebenden Meister auf der Münchener internationalen Ausstellung die große goldene Medaille einbrachte und das wir in Holzschnitt darstellen. Wir können ja die Farbe unserem Leser nicht in ihren feinen Schwankungen mit übertragen, wir können nur den Gesamtton, das Verhältnis von Licht und Halbton, das im Bilde herrscht, ihm vorführen. Aber doch, so meine ich, sieht er, daß es eisig kalt in dieser wolhynischen Winternacht ist. Früher hätte man den leichten hellen Atemhauch, der der Schnauze des fröstelnden Wolfes entfliegt, wohl derber hervortreten lassen, damit er von der Kälte erzähle. Jetzt ist's das tiefe Graublau des Himmels mit den scharf hervortretenden blinkernden Sternen, das eintönige scharfe Grau der nächtlichen Schneefläche. Wir sehen ja beim Blick zum Fenster hinaus sehr wohl, ob der Winter sich hart zeigt, wir sagen wohl: „Es sieht heute aus, als sei es grimmig kalt!“ ohne zu wissen, woraus wir dies erkennen. Ein Maler wie Kowalski sucht die Gründe und trägt sie malerisch vor. Damit ist er ein moderner Meister.

A. Castaigne stellt sich die gleiche Aufgabe: die Kälte. Er wählt dabei mehr zeichnerische Mittel. Die Fenster sind vereist, die junge Mutter ist dicht an den Ofen gerückt, an dessen verglimmende Wärme sie die Wiege gerückt hat. Die Wiege ist leer! Leer ist auch die ärmliche Stube, die Thür steht nach offen, zu der hinaus man ihre letzte Habe und ihren Kleinen trug: Kalte Menschen und kalter Tag…

Kalt war's auch draußen im Winter von 1870/71, den uns J. Birckmeyer darstellt. Ein Städtchen der Beauce, jenes flachen, fruchtbaren und wohlhabenden Landstriches zwischen Paris und Orléans. Der erste Schnee ist gefallen. Das war am 9. November 1870, an dem Tage, an welchem das 1. bayerische Korps und die 2. Kavalleriedivision, beide zusammen 16000 Mann stark, einen siebenstündigen Kampf gegen General Aurelle de Paladines mit seinen 80000 Mann bestanden. Fast der zehnte Bayer blieb tot oder verwundet auf dem Platze, den er mit Heldenmut verteidigte, ehe ihr Führer von der Tann zurückzuweichen befahl. Der Schreiber dieser Zeilen sah sie am Abend des 9. durch das Schneegeriesel dahermarschieren, die tapferen süddeutschen Freunde, denn er stand bei der 22. Division südlich von Chartres. Aber er sah auch wenige Tage darauf, wie der Marsch über die beschneite Ebene wieder vorwärts ging, jenen Dezembertagen von Châteauneuf und Nogent-le-Rotrou entgegen.

Die Leute der Beauce kannten uns und

unsere Führer sehr gut. Wir waren unter der Leitung Tanns und des Graßherzogs von Mecklenburg an der Frant des französischen Heeres vielfach auf- und abmarschiert, um durch Vorstöße hier und da den Feind glauben zu machen, es seien unser recht viele, und den General Tann, den Führer der „blauen Teufel“ kannte man besonders gut, den ernsten Saldaten mit dem eisgrauen Bart, den warmherzigen Mann mit der katten Überlegung im Blick. So reitet er vorwärts, durch das von bayrischen schweren Reitern besetzte Städtchen mit seinem Stabe, neuen Thaten entgegen.

Man hat sehr viel darüber gestritten, ob ein Bild einen sachlichen Inhalt haben salle oder nicht. Ob es ihm zum Vorteil gereiche, daß der dargestellte Vorgang allgemeines Interesse habe oder nicht. Die Jury der Münchener Ausstellung — und es war dies nicht die Ausstellung der Secessian, der „Jüngeren“ — gab dem Kawalskischen Bilde den Vorzug, auf dem eigentlich nichts passiert. Sie that recht, indem sie den Wert des Bildes in erster Linie in den künstlerischen Vorzügen, nicht in jenen der „Idee“ suchte. Aber die liebe Menge hält es mit dem Theoterdirektor im „Varspiel im Theater“ aus Goethes Faust:

„Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt, zu schoun, man will am liebsten sehn!“

Und diesem Wunsch gegenüber behält das Sittenbild immer noch sein Recht.

„Genesung“ nennt Toby E. Rosenthal sein Bild: der Tiroler Bauernjuage, der in seinem Bette krank daniederlag, greift wieder zur geliebten Fiedel: Er genas! Das ist eine sehr hübsche Idee, aber eine salche, welche die Ganzmaderuen in Zorn bringt. Sie schätzen etwa ein Bild wie das des jungen Amerikaners Edmund C. Tarbell „Meine Schwester.“ Zwei sehr beachtenswerte Vergleichsmomente, denn auch Rosenthat ist ein Halb-Amerikaner: Alte und neue Schule stehen sich gegenüber. Rosenthal malt den ihm fremden Burschen als einen möglichst hübschen Knaben, ardnet Stuhl und Truhe, Stiefet, Hut und Mappe kunstgerecht zusammen, so daß das Ganze zur „Gruppe“ wird. Tarbell streicht wie mit ärgerlichen Strichen das Bild seiner Schwester hin, die unverkennbar ein sehr schönes Mädchen ist und seinem Herzen sehr viel näher steht, ais seinem Halblandsmann der kleine Tirater. Der eine will ein viele erfreuendes Bild, der andere ein Kunstwerk höherer Art schaffen; der eine sagt: die Idee macht den Hauptinhalt, der andere sucht diesen im wahrheitlichen Eindruck; der eine will genau, der andere will wirkungsvoll sein; der eine meint, man müsse hübsche Dinge hübsch sorgfältig darstellen, um ein gutes Bild zu bekommen, der andere glaubt, jedes Ding, kraftvall und nach eigenem Empfinden in Farbe übersetzt, müsse im Bild künstlerisch wirken: Er malt seine Schwester weniger weil sie hübsch ist, als weil sie gut ist — denn sie hätt ihm still, wenn er an ihr darstellen will, was ihn an malerischen Gedanken bewegt; und sie greint nicht, wie wohl sonst eitle Besteller von Porträts, wenn sie im Bildais erscheint, wie sie ist, nicht, wie sie sein möchte. Solche Milde des Gemüts haben nicht die Bräute und nicht die Frauen, die haben eben nur die Schwestern und Mütter!

Gustav Eberlein, der Berliner vielschaffende Bildhauer, ist ein Idealist, und seine Gruppe für das Treppenhaus des Stuttgarter Museums „Der Friede sichert die Kraft des Landes“ viel gefeiert und bewundert. Zwei Dinge gefallen den Menschen an ihr: Die ideale Haltung der erhabenen Gestalt, und der schwäbisch-individuelle Gesichtsausdruck, alsa die Vereinigung van Schönheit und Wohrheit.

Es ist der Mühe wert, einmal zu untersuchen, wodurch denn die Idealität in die Erscheinung kommt. Der Gesichtsausdruck ist es ja ia diesem Falle nicht. Man thut gut, in salchen Fällen ganz nüchtern mathematisch zu Werke zu gehen. Nach den an menschlichen Körpern wie an den besten Statuen vargenammenen Messungen hat ein Weib 7—$7\frac{1}{2}$ Kopfhöhen, d. h. ist die ganze Gestalt siebenmal so tang als die Entfernung vam Kinn zum Scheitel. Bei Eberlein ist der Kopf aber blaß ein Zehntel der Gestolt! Ist nun die Gestalt zu lang oder der Kopf zu klein? Der Oberkörper ist richtig im Verhältnis gehalten, aber die Arme würden, niedergestreckt, schon nicht weit über die Hüften reichen. Gewaltig erscheint dagegen der Unterkörper. Die ganze Gestalt wirkt nicht als nach den natürlichen Verhältnissen, sandern nach idealen gebildet. Sehr oft ist dieser Weg des Idealisierens betreten: In der Gatik, im Rokako, und in den fünfziger und sechziger Jahren unserer Zeit war sie besonders im Schwange. Vielsach ist die Steigerung der Körperlänge auf Kosten des Kopfes noch eine viel größere. An gotischea Damen und in den Modejournalen, in welchen dach unzweifelhaft „ideale“ Gestaltea, wenn auch in ganz verschiedener Art, erscheinea, findet man Figuren mit elf und zwötf Kopflängen. Und gerade diese waren oder sind das Entzücken der Menge!

Aber es ist doch gut, wenn von Zeit zu Zeit der Künstler sich der Natur selbst erinnert, gegen die man auf die Dauer nicht ungestraft sündigt, selbst nicht aus Ideatismus. Und daher suchten wir wieder Skizzen aus unseren Mappen, diesmal Zeichnungen von M. Roberth und Joseph Büche, welche vor dem Gegenstande gemacht sind in der Absicht ihn zu „treffen“, d. h. ihn darzustellen, einfach wie er ist.

Ebby.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Belhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

FEBRUAR

Die Flöten locken zu Spiel und Tanz,
Froh stürmt im Flockengebraus
Die Hoffnung in ihrem Veilchenkranz
Dem nahenden Lenz voraus.

Frida Schanz



Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.
VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 6, Februar 1894.

Der Hof und die Parteien Spaniens.

Von

Gustav Diercks.

Spanien hat zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit der Außenwelt in hohem Grade in Anspruch genommen, teils wegen der bedeutenden Rolle, die sein Volk und seine Fürsten in der Geschichte gespielt, und wegen des großen Einflusses, den sie auf die übrigen Völker ausgeübt haben, teils wegen des romantischen Zaubers, der es stets umgeben hat und dessen Grund in seiner schweren Zugänglichkeit und in seiner Abgeschlossenheit von Europa, sowie hauptsächlich in der überraschenden Eigenart seiner ganzen Kultur zu suchen ist.

Seit einem Jahrhundert, seit der Zeit, da es durch den erleuchteten Fürsten Karl III. und dann noch nachdrücklicher durch die französische Revolution und den Usurpator des französischen wie des spanischen Thrones aus der Lethargie aufgerüttelt wurde, in die Spanien seit dem Tode Philipps II. versunken gewesen, hat es in noch größerem Maße als früher und beinahe ununterbrochen das übrige Europa auf das lebhafteste beschäftigt. Mit stetig wachsendem Interesse verfolgten die anderen Nationen die Bewegungen auf der Iberischen Halbinsel, die Entwickelung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse daselbst; und zur Zeit vollends sind die Augen der ganzen Kulturwelt auf dieses Land gerichtet, das der Schauplatz furchtbar erschütternder und gefahrdrohender Ereignisse geworden, und das obendrein in einen Konflikt verwickelt ist, dessen Ende noch nicht abzusehen, der leicht die ernstesten internationalen Streitfragen nach sich ziehen kann.

1808 begann zunächst jener denkwürdige sechzigjährige Kampf der modernen Weltanschauung gegen die alte, und in zahllosen Pronunciamientos äußerte sich die Kraft des zu neuem Leben erwachten Volkes, das mit jugendlichem Ungestüm den Trägern der Krone gegenüber für diejenigen Freiheiten und Rechte eintrat, welche die Revolution den Volksmassen zugesprochen hatte. Dieser Kampf war ein furchtbar erbitterter, da König Ferdinand VII. noch den staatlichen Absolutismus in sich verkörperte und sich auf den geistlichen des Klerus stützte. Aber auch weder seine Witwe, die Königin-Regentin Maria Cristina, noch seine Tochter, die Königin Isabel II, konnten sich entschließen, dem Zeitgeist so weit Rechnung zu tragen, wie es die Demokratie verlangte, wenngleich sie beide dem Liberalismus Zugeständnisse machten, die ihr königlicher Gegner Don Carlos als Vertreter der traditionellen absoluten Königsmacht dem Volke voraussichtlich versagt haben würde.

Abgesehen von diesen heftigen politischen Verfassungskämpfen lenkte der Hof gleichzeitig noch im besonderen die Aufmerksam-

keit des übrigen Europa durch die eigenartigen Zustände auf sich, welche an ihm und allerdings auch in der ganzen aristokratischen Gesellschaft Spaniens herrschten.

Der jahrzehntelange Kampf wurde endlich zu Gunsten der Demokratie entschieden: der Thron Isabellas wurde 1868 gestürzt, aber mit steigendem Interesse wandten sich nun wieder die Augen aller anderen Völker auf Spanien, das jetzt das Versuchsfeld der heranwachsenden Politiker wurde, welche die Pronunciamentomacher, die Männer des Schwertes, zu verdrängen suchten und für sich die Herrschaft beanspruchten.

Isabel war die letzte Repräsentantin der zum Absolutismus neigenden Monarchie gewesen. Die Vertreter des liberalen konstitutionellen Königtums übernahmen nun die Leitung und fanden nach jahrelangem Suchen einen Mann, der geneigt war, auf der von ihnen geschaffenen staatlichen Grundlage und gemeinsam mit ihnen das Land zu regieren. Das Volk und namentlich auch der hohe Adel verhielten sich jedoch gegen den Fremdling, dessen Denken und Fühlen mit dem ihren sehr wenig übereinstimmte, ablehnend, gewährten ihm keine Unterstützung, und nach zweijährigem Versuch, die Demokratie mit dem Königtum organisch zu verbinden, gab König Amadeo denselben auf. Die Volksherrschaft in ihren extremsten republikanischen Erscheinungsformen triumphierte nunmehr so vollständig, daß auch diejenigen, welche sie eingesetzt hatten, die entfesselten Kräfte nicht einzudämmen vermochten. In dem einen Jahre 1873 lösten sich vier Präsidenten, die Vertreter der vier großen Parteien, in der Regierung der Republik ab, ohne die Geister bannen zu können, die sie gerufen hatten.


Isabel II, Exkönigin von Spanien.

Nun trat die Zeit der Rückbildung ein. Die Pöbelherrschaft wich wiederum dem gemäßigten Republikanismus, welcher der Wiedererrichtung des Bourbonenthrones vorarbeitete. Die Monarchisten wagten es allerdings nicht, den Absolutismus in seinen veralteten Formen wieder in Kraft zu setzen und die Exkönigin Isabel auf den Thron zu berufen, sondern sie erhoben ihren Sohn Alfonso auf den Schild. Der auf den Schulen des Auslandes gebildete Prinz mußte seine Studien unterbrechen, um dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten, und, von modernem Geist und Wissen erfüllt, erkannte der junge König die Notwendigkeit, sich den berechtigten Forderungen der Demokratie anzupassen. Da er seine Berater jedoch aus den Kreisen der Konservativen wählte, zu denen er sich naturgemäß hingezogen fühlte, weil sie ihn an die Spitze des Staats gestellt hatten, und da dieselben viele der in der Zwischenzeit von den Demokraten und Republikanern geschaffenen Institutionen aufhoben, so verhielt sich die Masse des Volkes der Krone gegenüber wenig freundlich, aber sie hinderte allerdings nicht die Wiedereinsetzung der monarchischen Verfassungsform, an deren Bestand sie nicht glaubte. Trotzdem gelang es dem König, sich im Laufe der Zeit Sympathieen im Volke zu erwerben, obgleich er durch seine ausgesprochene Neigung für die Konservativen und durch seine Annäherung an Deutschland die liberalen und demokratischen Elemente gegen sich einnahm. Der Karolinenstreit verschärfte die Gegensätze und trug bei dem Mangel an Umsicht, den die konservative Regierung damals bewies, nicht unwesentlich zu dem Umsich-

greifen des Republikanismus bei, der sich von neuem zu einem Entscheidungskampfe gegen die Krone rüstete.

Es kam nicht zu diesem. Der junge König, welcher die innere politische Lage des Landes offenbar vollständig übersah, starb über den Vorkehrungen, die er traf, der Demokratie die Spitze zu bieten. Er mußte von den schmerzlichsten Gefühlen erfüllt sein, sein Land, seine Gattin, seine Kinder unter so schwierigen Verhältnissen den Launen des Schicksals preisgeben zu müssen. Die Furchtbarkeit dieses schweren Schlages, der die Königin betraf, weckte aber die allen Spaniern angeborene Ritterlichkeit, welche selbst die Republikaner bewog, dieses unerwartete, ihren Zwecken unter den gegebenen Verhältnissen sehr günstige Ereignis nicht gegen die schwer geprüfte Frau auszunützen, die nun den Thron für ihre Kinder zu schützen berufen war.



† König Alfonso XII.

Die Königin-Witwe Maria Cristina hatte zwar die beste Erziehung und Ausbildung genossen, welche möglich waren an einem durch seine hohe Kultur ausgezeichneten Hofe, aber sie war nicht erzogen worden im Hinblick auf die Möglichkeit der furchtbar schweren Aufgabe, welche ihrer nach dem Tode ihres Gatten harrte, in einem Lande, dessen Volk sie als Ausländerin betrachtete und behandelte, in einem Lande, das in Erinnerung an die große geschichtliche Rolle, welche es einst gespielt hatte und welche seinen Ruhm bildete, nunmehr dahin strebte, seine frühere Macht wiederzuerlangen, und das gerade von Alfons XII auch in diese Bahnen gelenkt worden war. Das Glück hatte den beiden in ihrer ersten Jugendblüte stehenden Gatten gelächelt, als sie den Ehebund schlossen; sie konnten menschlicher Berechnung nach einem langen Leben entgegensehen, und nichts berechtigte damals zu der Vermutung, daß der Tod so jählings eingreifen und den König schon zu Anfang einer vielversprechenden Laufbahn hinraffen würde. Maria Cristina war demgemäß nicht nur nicht dahin ausgebildet worden, persönlich eine bedeutende politische Rolle zu spielen, sondern sie kümmerte sich auch bei Lebzeiten Don Alfonsos so gut wie gar nicht um die Politik. Sie war die schönste Zierde des Hofes, die anmutige Beherrscherin des prachtvollen Schlosses Madrids gewesen und hatte sich als solche auch die Neigungen der höchsten Kreise erworben. Denn die Hoheit und Würde ihrer Erscheinung, die Natürlichkeit, mit der sie den königlichen Purpur trug, die Leichtigkeit, mit der sie sich in das streng geregelte Ceremoniell des spanischen Hofes fand, befriedigten die höchsten Gesellschaftskreise, welche so sehr auf Wahrung des Scheins und der Äußerlichkeiten, namentlich auch auf den Glanz des Hofhalts bedacht sind und es nicht dulden würden, wenn an der durch lange Jahrhunderte geheiligten Feierlichkeit und Etikette des offiziellen Hoflebens im geringsten gerüttelt würde. Es war denn auch sehr charakteristisch, daß, besonders in den ersten Jahren der Ehe Maria Cristinas mit Alfonso, selbst die bedeutendsten Blätter Spaniens sich immer mit größter Befriedigung und in breitester Weise, gelegentlich der Berichte über Hoffeste und Feierlichkeiten, über das Auftreten und Verhalten der Königin ausließen, als ob bei einer Prinzessin aus einem der ältesten Fürstenhäuser der Welt das würdevolle, den

Traditionen des Hofes Spaniens entsprechende Benehmen nicht selbstverständlich wäre.

Der Tod des Königs brachte für Maria Cristina einen vollständigen Wechsel ihrer Lebensaufgaben mit sich.

Das erste Gefühl, das die Königin nunmehr beherrschen mußte, war das der strengen Erfüllung der schweren Pflichten, die das Schicksal ihr mit so rauher Hand auferlegt hatte. Es mußte für sie in ihrem Leid und Kummer und auf der einsamen Höhe ihres Thrones furchtbar sein, von den Gliedern ihres heimatlichen Hauses getrennt zu sein, ja selbst den Verkehr mit ihnen auf das äußerste beschränken zu müssen, um nicht der öffentlichen Meinung zu viel Anlaß zu geben zu dem thörichten Argwohn, daß sie den Einflüssen von Wien oder gar von Berlin gemäß das Land regiere. Es mußte schrecklich für sie sein, sich von dem Volke, das sie beherrschte, nicht geliebt, als Fremde, als Ausländerin gebrandmarkt zu wissen, umgeben zu sein von Menschen, die ihr seelisch fern standen, von denen sie Alles, Fühlen, Denken, Weltanschauung und Bildung, trennte. Sie mußte sich beinahe wie eine Verbannte fühlen, um so mehr, als auch selbst die Berater, zu denen sie naturgemäß das größte Vertrauen hatte, und die König Alfons bis zu seinem Tode zur Seite gestanden hatten, Canovas del Castillo und die Konservativen, von der Regierung zurücktraten, die sie nunmehr den Händen der Liberalen anzuvertrauen gezwungen war.

Es mußte sie schwer verletzen, die ihr unfreundlichen Gefühle des spanischen Volkes und zwar selbst der höchsten Kreise desselben in Wort und Schrift ziemlich deutlich kundgegeben zu sehen. Denn der Gedanke, daß die Königin-Witwe, eine Ausländerin, eine Prinzessin aus dem Hause Österreich, das der Staatsmann und Geschichtsforscher Canovas del Castillo in einer seiner Schriften einer schonungslosen Kritik unterworfen und seinem Volke verhaßt gemacht hat, nunmehr die Regentschaft für den Thronerben übernehmen sollte, erzeugte unter den Spaniern eine sehr große Mißstimmung, die sich in merkwürdigen politischen Strömungen kundgab. Die Anhänger der Exkönigin Isabel wollten dieser oder wenigstens der Infantin gleichen Namens die Regentschaft übertragen wissen. In den Kreisen des hohen Adels, des hohen Klerus, der Ultramontanen und Konservativen machte sich eine starke Neigung zum Karlismus bemerkbar, und der Plan einer Verbindung der beiden Linien des Hauses Bourbon wurde ernstlich von ihnen in Erwägung gezogen. Der Herzog von Montpensier, welcher so kräftig zum Sturze seiner Schwägerin, der Exkönigin Isabel II mitgewirkt hatte, suchte der Erfüllung seiner ehrgeizigen Pläne näher zu kommen und für seinen Sohn Antonio die Anwartschaft auf den Thron zu sichern. Die Republikaner aller Schattierungen fürchteten den Einfluß Österreichs und Deutschlands auf die Königin und die Politik des Landes. Sie fürchteten, daß die monarchischen Großmächte alles aufbieten würden, um den Thron Spaniens, um die schwache Frau, welche im Namen ihres nach dem Tode des Vaters geborenen Sohnes die Regentschaft führte, im Notfall gegen alle Angriffe und Umtriebe der Demagogie und der Gegner des herrschenden Zweiges des Hauses Bourbon zu schützen.

Die mittleren Klassen verhielten sich vorerst indifferent, aber bei dem im ganzen Volke herrschenden Vorurteil gegen alle Fremden, namentlich aber, und zwar seit der Niederlage der lateinischen Vormacht Frankreich, gegen die germanischen Elemente, brachten sie der Königin doch keine Sympathieen entgegen.

Das liberale Kabinett trat allerdings mit großem Nachdruck allen gegen die Krone gerichteten feindlichen Meinungen entgegen und erwies sich als eine zuverlässigere Stütze der Königin, als diese wohl zu Anfang selbst geglaubt hatte. Die Geburt eines männlichen Thronerben, auf den die Krone überging, Alfonso XIII, trug ebenfalls sehr wesentlich dazu bei, die zahllosen Gegner der „Ausländerin" zu beruhigen oder mindestens zu abwartender Haltung zu bestimmen.

Kein Wunder aber, daß die Königin-Regentin angesichts solcher Verhältnisse und solcher Gesinnungen des gesamten Volkes diesem gegenüber auch eine große Zurückhaltung beobachtete und sich dem Vorwurf aussetzte, übermäßig hochmütig, kalt, reserviert zu sein. In Wirklichkeit waren diese Vorwürfe aber ungerecht, denn wenn die Königin auch von großer Herzensgüte ist, so entspricht anderseits ihr ganzes Naturell nicht dem Wesen der Spanier, die bei aller



Königin-Witwe Maria Cristina.

Strenge bezüglich der Beobachtung äußerer Formen und einer genau geregelten Etikette doch einen stark ausgeprägten demokratischen Charakterzug besitzen, der sie veranlaßt, sehr leicht Freundschaften zu schließen, mitteilsam zu sein, vertraulich zu werden. Alle diese Eigenschaften besitzt die Königin nicht, und dies ist der Grund des kühlen Verhältnisses, das zwischen ihr und der Gesellschaft besteht. Aber auch der Charakter des Hoflebens ist ein anderer geworden. Der Frohsinn, welcher früher dort herrschte und namentlich solange die anmutige Infantin Pilar, die zu Schelmereien neigende Infantin Eulalia, die heitere poetisch und romantisch angelegte Infantin Paz am Hofe ihres Bruders lebten, ist geschwunden und noch nicht wiedergekehrt.



Königin Witwe Maria Cristina mit König Alfonso XIII und ihren Töchtern, der Prinzessin von Asturien Maria de las Mercedes und der Infantin Maria Teresa.

Die Königin überwand allmählich die Gefühle, welche das Verhalten ihrer Unterthanen gegen sie in ihr erwecken mußte. Sie war sich ihrer Pflicht bewußt: den Thron ihrem Sohne, ihrer Familie zu erhalten. Vor dieser höheren Pflicht mußten alle persönlichen geheimen Wünsche, Empfindungen und Gefühle schwinden; sie mußte sich selbst vollständig überwinden, sich selbst ganz in den Hintergrund stellen, und selten wird einer Frau in solcher Stellung eine so schwere Lebensaufgabe zu teil geworden sein, wie die der Königin-Regentin von Spanien war, ist — und noch lange sein wird.

Unter diesen Umständen aber sehen wir sie geistig wachsen und sich zu der Höhe erheben, auf der sie heute steht, von der aus sie die Verhältnisse des eigenen Landes und der Welt betrachtet, und mit vollem Recht wird ihr die Bewunderung aller derjenigen zu teil, welche Gelegenheit haben, in ihre unmittelbare Nähe zu kommen, den äußeren Schein ihres Auftretens und Handelns zu durchschauen, aller derjenigen ferner, welche im stande sind, eine richtige Vorstellung von den politischen Verhältnissen Spaniens zu erlangen.

Die Königin wurde sich rasch bewußt, daß sie im Interesse ihrer Kinder gezwungen war, sich selbst ein Urteil zu bilden über alle wichtigen politischen Fragen. Sie erkannte bald genug, was die spanische Politik ist, die beinahe zum Gewerbe herabgesunken ist, das hauptsächlich der Befriedigung der Selbstsucht, des Ehrgeizes, der Habgier derjenigen dient, welche sich ihr zuwenden; daß mit ihr wenig wahrer Patriotismus verbunden ist.

Als Glied des alten Hauses Habsburg war die Königin unter den Traditionen und monarchischen Vorstellungen aufgewachsen, welche am Hofe Österreichs seit einem Jahrhundert herrschend sind. Konservativ zwar, aber nicht absolutistisch gesonnen, konnte auch sie ebenso wie Don Alfonso sich nicht der Wahrheit verschließen, daß die Monarchie heute der Demokratie große Zugeständnisse machen muß, um existieren zu können, und sie hat sie gemacht. Sie hat dem Lande alle Freiheiten gewährt, welche die Liberalen



Alfonso XIII, König von Spanien.



Infantin Isabel,
Schwester des † Königs Alfonso XII.

und die Konservativen, die Republikaner, die Posibilisten, auf ihr Programm gestellt hatten; sie hat im Verein mit den liberalen Männern, die sie zur Regierung berief, dem spanischen Volke alle Rechte, alle Freiheiten eingeräumt, die die fortgeschrittensten Kulturvölker der Neuzeit besitzen; sie hat es in gleiche Höhe mit diesen gestellt und es befähigt, an der Kulturarbeit der Welt ebensolchen Anteil zu nehmen wie die Franzosen, die Deutschen, die Engländer und alle anderen. Ob das Volk diese ihm gewährten Freiheiten vernünftig benutzen wird, ob es für sie reif ist, ob es sie nicht mißbrauchen wird — das sind andere Fragen, die sich vor der Hand nicht entscheiden lassen.

Streng katholisch, befindet sich die Königin doch auch nicht im Widerspruch mit den Forderungen und der Kultur der Gegenwart.

So wenig, wie sie als Monarchin den absolutistischen Bestrebungen Vorschub leistete, so wenig gewährte sie auch dem mittelalterlichen Ultramontanismus, der päpstlicher ist als der Papst, Einfluß auf ihre Entschließungen, sondern folgte auch in dieser Hinsicht den Traditionen ihres Hauses, dessen Fürsten stets gegen den Jesuitismus und gegen den Ultramontanismus in seinen starrsten kulturschädigenden Formen angekämpft haben.

Soweit dies von ihr abhing, räumte sie auch den Jesuiten, den Beichtvätern, den Klerikalen extremster Richtung keinen Einfluß auf den Hof, auf die Politik, auf die Regierung ein.

Den Überlieferungen ihres Hauses gemäß liebt sie die Franzosen nicht, und in diesem Punkte stimmt sie mit ihren Unterthanen wieder nicht überein, die sich selbst zwar als das erste Volk der Welt betrachten und demgemäß alle Ausländer geringschätzen, aber doch unter letzteren schließlich den Franzosen die größten Sympathieen entgegenbringen und nur mit ihnen ein politisches Bündnis schließen würden, um keinen Preis aber mit den Österreichern und den Deutschen, den Siegern über die Franzosen.

Die Königin fühlt ferner, daß jenseits der Pyrenäen die schlimmsten Feinde ihres Sohnes und ihres Thrones wohnen und jede Bewegung gegen dieselben unterstützen, und dieses Gefühl bestärkt sie in ihrer Abneigung gegen die Franzosen.

Der politische Scharfblick, den die Königin erlangt hat, ist wahrhaft überraschend. Sie verfolgt mit größter Sorgfalt und genauer, als es selbst diejenigen wissen, welche ihr als verfassungsgemäße Berater zur Seite stehen, alle politischen Ereignisse des In- und Auslandes, liest viele Zeitungen und einschlägige Schriften, bildet sich ihr eigenes Urteil und greift gelegentlich kräftig in die Beratungen ihrer Minister ein, überrascht dieselben durch ihre Bemerkungen und ihre genaue Bekanntschaft mit allen Tagesfragen.

Zu bedauern ist es indessen, daß ihre Umgebung, die Leiter ihres Hofstaates und ihre Berater nichts dazu thun, die Königin dem Volke menschlich näher zu bringen, populärer zu machen, als dies der Fall ist. Doña Maria Cristina ist von größter Herzensgüte und nicht nur als gute Christin, sondern auch ihrer Naturanlage gemäß immer bereit, überall auf das nachdrücklichste zu helfen, wo es not thut. Sie ist stets geneigt, von ihrem Königlichen Vorrecht der Begnadigung der zum Tode verurteilten Verbrecher Gebrauch zu machen; es ist allerdings begreiflich, daß ihr in vielen Fällen dieser Wunsch versagt werden muß. Wo ein Unglück geschieht, wo Elend herrscht, ist sie bereit, zu helfen; nach dem furchtbaren Ereignis in Santander vor einigen Wochen, wünschte sie sogleich persönlich der schwer heimgesuchten Stadt Hilfe zu bringen und ihren Einwohnern Trost

zu spenden. Die Regierung bewog sie, davon abzustehen.

Zweifellos würde die Königin auch gerade so, wie es Don Alfonso und namentlich die frühere Königin Isabel II gethan hat, mit größter Bereitwilligkeit die verschämten Armen, die notleidenden Künstler und andere Bedürftige viel mehr unterstützen, als sie es kann, weil es das Prinzip der Leiter der Hofverwaltung zu sein scheint, diese Art von Unterstützungen möglichst einzuschränken. Während in Künstlerkreisen heute noch große Sympathieen für die Exkönigin Isabel bestehen, weil diese allerdings in verschwenderischer Weise die Künste und Wissenschaften sowie die Träger derselben unterstützte, besitzt die Regentin gerade in diesen Kreisen sehr wenig Zuneigung, die sich dagegen der Infantin Isabel zuwendet, welche als hohe Protektorin aller intellektuellen und künstlerischen Bestrebungen angesehen wird und eine Art von Musenhof hält, an dem alle namhaften Künstler, Schriftsteller und Gelehrten freundliche Aufnahme finden.



Infant Don Antonio von Orleans-Bourbon, Gatte der Infantin Eulalia.

In Anbetracht der schwierigen wirtschaftlichen und finanziellen Lage des Landes hat die Königin wiederholt das Anerbieten gemacht, einen Teil ihrer Civilliste den Staatskassen zu überweisen. Die Konservativen haben dies nie zugegeben, die jetzige liberale Regierung hat aber endlich das hochherzige patriotische Anerbieten angenommen; eine Million Pesetas ist demgemäß bis auf weiteres von der Civilliste gestrichen worden.



Infantin Eulalia, Schwester des † Königs Alfonso XII.

So gemessen, ernst und reserviert die Königin im allgemeinen ist, so begegnet sie doch denen, welche ihr wahre Freundlichkeit, Hochachtung und Seelenwärme entgegenbringen, mit einer Liebenswürdigkeit und Herablassung, die man bei ihr kaum erwartet; gern streift sie dann die Hülle der unnahbaren Majestät ab und scheint glücklich zu sein, mit Menschen, denen sie voll und ganz vertrauen kann, ungezwungen plaudern zu können.

Der kleine König Alfonso XIII, das Sorgenkind seiner Mutter und des monarchisch gesinnten Teils der Bevölkerung, ist dank der unermüdlichen Pflege der Königin und der Anwendung der besten Hilfsmittel, über welche die heutige Arzneiwissenschaft verfügt, zwar körperlich normal entwickelt und gesund, aber er ist nicht sehr kräftig und bedarf daher der Schonung. Deshalb hat sich die Königin auch bemüht, so lange als möglich persönlich seine Erziehung zu leiten,



Generalfeldmarschall Martinez Campos.

was mit den strengen darüber bestehenden althergebrachten Verfügungen der Hofordnung keineswegs übereinstimmt. Mit Recht fürchtet die Königin, daß ungeeignete Beschäftigung, zu große geistige oder körperliche Anstrengungen schädigend auf die zarte Konstitution des nunmehr achtjährigen Knaben einwirken können, der überaus geweckt ist und seine nächste Umgebung sehr häufig durch seine kindlichen Einfälle wie durch die Äußerungen seines regen Geistes überrascht. Wird die Erziehung in der Weise fortgesetzt, wie sie bisher geleitet worden, so ist es nicht zweifelhaft, daß das Kind zum kräftigen Manne erwachsen wird. Obgleich die Königin sich nun darein hat fügen müssen, die Leitung der Erziehung den bestehenden Bestimmungen gemäß einer geeigneten männlichen Kraft zu übertragen, hat sie doch bei der Wahl derselben ihre Wünsche geltend gemacht und wird den jungen König auch fernerhin in ihrer unmittelbaren Nähe und unter ihrer Aufsicht behalten. Mit Sorgfalt hat sie aber auch seit lange Umschau unter den politischen Elementen gehalten, denen sie vorkommendenfalls ihren Sohn anvertrauen kann, wenn Wandlungen in den politischen Verhältnissen Spaniens eintreten sollten.

Die beiden Töchter der Königin, die Prinzessin von Asturien Maria de las Mercedes und die Infantin Maria Teresa, entzücken durch ihre Anmut. Wie der kleine König sind auch sie einfach erzogen, haben

ihre natürliche Kindlichkeit bewahrt, erweisen sich in jeder Beziehung hochbegabt und entwickeln sich sehr gut, wenngleich auch sie sehr zart sind. Alle drei Kinder, besonders allerdings die beiden Mädchen, gleichen der Mutter viel mehr als dem Vater.

Eine der interessantesten Persönlichkeiten des spanischen Hofes ist die Infantin Isabel, die Witwe des Grafen Girgenti, die Schwägerin der Königin.

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht sehr weit entfernt, in der man behauptete, die Infantin sei berufen, im Falle von Verwickelungen eine politisch bedeutende Rolle zu spielen. Indessen hatte die Infantin selbst zu diesen Ansichten keine Veranlassung gegeben, es waren vielmehr gewisse politische Gruppen, im besondern der Anhang der Exkönigin Isabel, welche in der Tochter derselben eine ihren Zwecken entsprechende Persönlichkeit suchten und vielleicht zu finden hofften. So großen Anteil nun auch die Infantin während der Lebzeiten ihres Bruders Alfons XII an dem Gange der inneren Politik Spaniens und an der Entwickelung der Dinge nahm, so hat sie es doch seit dem Tode des Königs geflissentlich vermieden, diesen ihren Neigungen fernerhin Rechnung zu tragen, um durch die Verhütung des Scheins der regen Anteilnahme an der Politik auf das nachdrücklichste jenen Gerüchten zu begegnen, die sie womöglich zum Haupte einer politischen Gruppe am Hofe machen wollten. Die Infantin liebt ihren Neffen auf das zärtlichste, teilt sich gewissermaßen mit der Königin in seine Erziehung, und es liegt ihr nichts ferner, als etwa Intriguen irgend welcher Art zu spinnen oder irgend wie zu unterstützen. Vielmehr ist das gerade Gegenteil der Fall, und die Infantin sah es schon bei Lebzeiten ihres Bruders ungern, wenn ihre Mutter, die Exkönigin Isabel, zu längerem Aufenthalt nach Madrid kam, weil sich daraus immer Schwierigkeiten ergaben, die auch häufig politisch ausgebeutet wurden. In den letzten Jahren ist Isabel II überhaupt nur selten nach Spanien gekommen, besonders wenn die Liberalen die Regierung führten; sie hat sich dann auch in Madrid immer nur sehr kurze Zeit aufgehalten und hat gegenwärtig allen und jeden Einfluß auf die Politik und den Hof verloren.



Don Antonio Canovas del Castillo, Führer der konservativen Partei.

Die Infantin gleichen Namens hatte früher dieselben politischen Anschauungen wie ihre Mutter, war sehr konservativ gesinnt, schätzte Canovas auf das höchste und war eine entschiedene Gegnerin der Liberalen. In ihrer Vorliebe für Canovas wich sie völlig von der Königin ab, die bei aller Würdigung seiner politischen Grundsätze doch persönlich keine Neigung für den Führer der Konservativen fassen konnte. Hält sich die Infantin Isabel beinahe ostentativ fern von dem politischen Leben und den Politikern, so liebt sie es dafür um so mehr, die Künstler, Dichter und Gelehrten um sich zu vereinen. Selbst ausgezeichnete Klavierspielerin, hat sie eine besondere Vorliebe für die Musik, deren Pflege sie auf das eifrigste fördert und deren begabte Vertreter und Jünger sie auf das kräftigste unterstützt. Viele arme für Musik beanlagte Mädchen und Jünglinge haben ihr die Möglichkeit gründlicher Ausbildung und die Erreichung ihrer hohen Ziele zu verdanken gehabt. Überhaupt ist die Infantin



Don Mateo Praxedes Sagasta,
Führer der liberalen Partei.

von größter Mildthätigkeit und ähnelt in dieser wie in manchen anderen Beziehungen ihrer Mutter, von der sie auch die große Liebenswürdigkeit geerbt hat, welche sie auszeichnet. Sie vereint in ihrem Wesen ferner alle jene Eigenschaften, die die Spanier schätzen, sie ist daher auch der erklärte Liebling der hohen spanischen Gesellschaft und genießt die größte Verehrung aller gebildeten Klassen. Zeichnet sie sich einerseits durch die dem höchsten spanischen Adel eigene Vornehmheit und Grandezza aus, die sich besonders bei ihrem Erscheinen in der Öffentlichkeit bei festlichen Gelegenheiten bekundet, so ist sie anderseits im geselligen Verkehr von jener beinahe demokratischen Liebenswürdigkeit und Mitteilsamkeit, die die Spanier so sehr lieben. Geistig ungewöhnlich begabt, auf das feinste gebildet, eine scharfe Beobachterin, sehr belesen, sehr witzig, für alles Schöne und Bedeutende interessiert, weiß sie ihre Umgebung stets zu fesseln und für sich einzunehmen; die Zahl ihrer Freunde ist daher außerordentlich groß.

Das heitere Element vertrat am Madrider Hofe früher die Infantin Eulalia, die seit ihrer Verheiratung allerdings überwiegend in Paris weilt und seit jener Zeit auch viel von ihrem früheren Frohsinn verloren hat. Wie so viele Prinzessinnen konnte die lebenslustige Infantin bei der Wahl ihres Gatten nicht ihrer Neigung folgen, sondern mußte sich den ehrgeizigen politischen Plänen ihres Oheims, des Herzogs von Montpensier, unterordnen, der unter allen Umständen seinen Kindern die nächste Anwartschaft auf die Tronfolge sichern wollte und die Verbindung seines Sohnes Antonio mit der Infantin Eulalia durchsetzte, wie er vorher seine Tochter Mercedes dem König Alfonso zur Gattin gegeben hatte.

Don Antonio entsprach allerdings von vornherein den Erwartungen seines Vaters wenig, denn er liebte mehr die Genüsse des Lebens als das Waffenhandwerk und die Politik, um welche letztere er sich namentlich bis jetzt fast gar nicht gekümmert hat. Auch die Geburt eines männlichen Tronerben zerstörte die Hoffnung, welche der Herzog von Montpensier für seinen Sohn, das einzige männliche Mitglied des königlichen Hauses, gehegt hatte. Es ist eine eigentümliche Schicksalsfügung gewesen, daß seit dem Tode Ferdinand VII mit Ausschluß der zehnjährigen Regierung Alfonsos XII nur Frauen an der Spitze des Staates gestanden haben.

Das heutige Parteiwesen reicht mit seinen Anfängen um mehrere Jahrzehnte zurück; es entstand unter den ununterbrochenen Verfassungskämpfen der Regierungszeit Isabels II und hat sehr große Wandlungen durchgemacht, ehe es seine jetzige Gestalt angenommen hat.

Es lassen sich gegenwärtig drei große Parteigruppen unterscheiden, die den drei Hauptströmungen des politischen Lebens entsprechen, in sich aber in viele Fraktionen gespalten sind, welche sich zum Teil schroffer und feindlicher gegenüberstehen, als die Vertreter und Verfechter der monarchischen und der republikanischen Regierungsformen.

Diese drei Gruppen sind die der Konservativen, die der Liberalen und die der Republikaner, neben denen als vierte die in ihrem Wesen und ihrer Organisation von den anderen abweichende der Karlisten steht. Eine Sonderstellung ferner nimmt der Generalfeldmarschall Martinez Campos für sich in Anspruch, welcher seinen politischen Grundsätzen nach überwiegend konservativ ist, in vielen Punkten aber liberal denkt, mit beiden Parteien zusammengewirkt hat, sich aber in seiner Eigenschaft als Restaurator des Bour-

bonenthrones gewissermaßen das Sonderrecht zu wahren sucht, als Beschützer der von ihm wiederhergestellten monarchischen Verfassungsform über den Parteien zu stehen, seinen Einfluß auf sie geltend zu machen und nötigenfalls aus eigner Machtvollkommenheit in die Verhältnisse einzugreifen. Sein sehr großes Ansehen im Heere ermöglicht es ihm, diese selbstgeschaffene Rolle zu spielen, obgleich die Leiter beider monarchischen oder Regierungs- und Ordnungsparteien sich in Wahrheit sehr wenig um den General kümmern, den sie auch gern durch besondere Ehrenstellungen, die sie ihm übertragen, dem praktischen politischen Leben fern zu halten suchen.

Der Melillastreit, welcher soeben eine innere politische Krisis herbeizuführen drohte, in der die Konservativen sich seiner für ihre Sonderzwecke als Werkzeug zu bedienen wünschten, hat ihm, dank der Geschicklichkeit Sagastas, Gelegenheit gegeben, die von der öffentlichen Meinung als gefährdet und geschädigt betrachtete Ehre Spaniens zu retten und die militärischen Operationen zu leiten.



Der Kriegsminister Lopez Dominguez.

War Martinez Campos der Urheber des Pronunciamiento, durch welches Don Alfonso XII an die Spitze des Staates berufen wurde, so war es der Verfasser des liberalen, revolutionären, 1854 geschaffenen politischen Programms von Manzanares, Don Antonio Canovas del Castillo, welcher unter der Herrschaft der Republik die monarchischen Elemente um sich sammelte, um mit ihnen die Grundlagen zu schaffen, auf denen der Thron Alfonsos sicher errichtet werden konnte.

Aus dem liberalen Stürmer und Dränger von 1854 war inzwischen ein sehr konservativer und zugleich sehr kluger Staatsmann geworden, der sich durch die thätige Propaganda für die Monarchie und durch die Vereinigung und Organisierung aller konservativen und ultramontanen Elemente das Anrecht auf die Leitung der von ihm geschaffenen Gruppe und damit auch die der monarchischen Regierung zielbewußt gesichert hatte. Seinem großen Vorbilde, dem Fürsten Bismark nachstrebend, nahm er als Parteiführer, als Parlamentarier und als Staatsmann viele Eigenschaften an, die jener besaß, ohne sich indessen dadurch die Gunst des Volkes, die wahre Liebe seiner Parteigenossen und die Zuneigung des Hofes zu erwerben. Hervorragender Redner, rücksichtsloser unerbittlicher Gegner, ungemein gelehrter und vielseitig gebildeter Politiker, feiner parlamentarischer und politischer Taktiker, der mit größtem Geschick und Erfolg jede Schwäche seiner Feinde auszunützen versteht, sehr berechnend in jeder seiner Handlungen, entbehrt Canovas doch einer der hervorragendsten Eigenschaften des wahrhaft großen Staatsmannes, eines weiten Blicks. Canovas ist immer nur er selbst, ist immer nur der Parteiführer, der sich die Macht zu erhalten wünscht, welche er schwer errungen hat, der im Bewußtsein seines Könnens und seiner Erfolge nur sich anerkennt; er ist der Autokrat, der neben sich niemand dulden will, aber doch mit seinen Parteigenossen rechnen muß, der überdies, wie dies so häufig bei Leuten der Fall, die sich durch eigne Kraft aus den niedrigsten Lebensverhältnissen zu glänzender und zu herrschender Stellung erhoben haben, den Kreisen, aus denen er stammte, Geringschätzung bekundet. Er ist ein Doktrinär, der nicht recht den Schulmeister verleugnen kann, der er war.

Sein übermäßiges Selbstbewußtsein und seine Herrschsucht entfremden ihm die Herzen derer, welche mit ihm arbeiten müssen, und sie sind es auch, die die Partei zersplittern,

sehr häufige Konflikte zwischen ihm und den Führern der einzelnen Gruppen erzeugt und seine Macht erschüttert haben, indem sie jetzt die Leiter der konservativen Linken Francisco Silvela und Villaverde bewogen haben, sich von ihm zu trennen. Diese Parteipolitik Canovas del Castillos, die ewige Furcht, seine Macht einzubüßen, haben ihn auch gehindert, in den vielen Jahren, in denen er an der Spitze der Regierung gestanden hat, die Verwaltung des Landes so umzugestalten, wie es zum Wohle Spaniens nötig ist. Er wagte es nicht, weil er seinen eigenen Parteigenossen zahllose Sinekuren hätte entziehen müssen, weil er sie durch rücksichtslose Reform des Beamtenwesens, durch Beseitigung eines veralteten korrumpierten Ausbeutungs- und Verwaltungssystems materiell geschädigt und dadurch zum Abfall von seiner Sache gebracht hätte.

Obgleich im Grunde Freidenker, haben seine persönlichen politischen Interessen ihn doch bewogen, mit den Klerikalen, Ultramontanen und Jesuiten zu paktieren und ihnen die weitgehendsten Freiheiten und Zugeständnisse zu machen. Dieser Umstand hat mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen, den liberalen Anschauungen im Volke zur Herrschaft zu verhelfen und die revolutionären Bestrebungen zu fördern. Im Volke, das in seiner überwiegenden Mehrheit liberal und republikanisch ist, soweit es nicht dem Karlismus anhängt, hat Canovas nicht die geringsten Sympathieen; er hat es nie verstanden, sich populär zu machen — es ist ihm allerdings auch nie daran gelegen gewesen.

So unfreundlich er als Staatsmann ist, so liebenswürdig ist er in Gesellschaft, namentlich in der der Damen, die er durch sein umfangreiches Wissen, seinen Witz, seine geistreichen Bemerkungen zu interessieren weiß.

Das gerade Gegenteil von Canovas ist Don Mateo Praxedes Sagasta, der Führer der Liberalen.

Allerdings haftet auch ihm wie überhaupt allen spanischen Politikern ein gut Teil Personalismus an, aber er tritt bei ihm nicht annähernd so stark hervor wie bei Canovas. Sagasta ist auch kein Gelehrter; was ihm aber an Wissen abgeht, das wird ersetzt durch seine politische Genialität, durch seine Intuition, durch seinen Weitblick und Scharfblick. Als parlamentarischer Redner und Taktiker steht er Canovas nicht nur nicht nach, sondern kann noch als viel beweglicher und geschickter wie dieser bezeichnet werden.



Moret y Prendergast, Minister des Äußern.

Man wirft ihm vor, nur in der Opposition thatkräftig zu sein und dann auch die glänzendsten Versprechungen zu machen, als Ministerpräsident dagegen unthätig zu sein, sich orientalischem Fatalismus hinzugeben. Dieser letzte Vorwurf erweist sich indessen doch als wenig gerechtfertigt. Denn wenn es auch wahr ist, daß er häufig, besonders in der ersten Zeit nach dem Tode Alfonsos XII, sehr wohl schneller hätte arbeiten können, so hat er doch schließlich alles das erreicht, was auf seinem politischen Programm zu allen Zeiten gestanden hat. Er hat die Forderungen der Liberalen erfüllt, die er dank seiner geschickten Politik alle an sich heranzuziehen und zu einem großen einheitlichen Ganzen zu verschmelzen gewußt hat. Er hat dem Volke die Rechte erworben, die andere Kulturvölker seit lange besitzen. In richtiger Erkenntnis der heutigen Zeitrichtung

glaubte er die Gegner der Monarchie am sichersten entkräften zu können, wenn er dem Volke die größten und wichtigsten Freiheiten gewährte, die es beanspruchte, und es ist ihm das so weit gelungen, daß nicht nur Castelar, der Führer der gemäßigten konservativen Republikaner, die Fortexistenz seiner Partei nach Erfüllung ihrer Wünsche und ihres Programms durch die Liberalen für unnütz erklärt und sich von ihrer Leitung zurückgezogen hat, sondern daß auch die andern großen republikanischen Parteien sich mehr und mehr gemäßigt und der Anwendung roher Gewaltmittel zur Erreichung ihrer Ziele entsagt haben. Es ist ihm gelungen, diese Elemente, welche unter der herausfordernden reaktionären Thätigkeit der verbündeten Ultrakonservativen und Ultraklerikalen sofort eine die Monarchie bedrohende energische Propaganda der That entfalten, zu friedlichen, die Kultur sehr kräftig fördernden Factoren umzugestalten, deren politische Thätigkeit sich in der Hauptsache darauf beschränkt, sich auf dem Tournierplatz der Cortes in rhetorischen Übungen zu ergehen.



Don Francisco Pi y Margall, Führer der föderativen Republikaner.

Sagasta wird auf das kräftigste durch eine große Reihe von sehr hervorragenden Männern unterstützt, unter denen sich besonders zwei auszeichnen, die dem jetzigen Kabinett angehören und unter den augenblicklichen schwierigen Verhältnissen ungemein verantwortliche Stellungen einnehmen. Es sind dies der Kriegsminister Lopez Dominguez und der Minister des Äußern Moret y Prendergast.

Lopez Dominguez, der Neffe des Marschalls Serrano, hatte sich während längerer Zeit von Sagasta zurückgezogen, weil sie sich in gewissen Verfassungsfragen nicht verständigen konnten und weil der General etwas eifersüchtig auf den Parteichef war, dessen Stellung er gern selbst eingenommen hätte. Sie haben sich endlich wieder vereinigt und haben erfolgreich zusammengewirkt, indem sie beide der dringenden Notwendigkeit nachgaben, durch Ersparnisse und zeitgemäße Reformen die kritische Finanzlage zu bessern. Die Thätigkeit des Kriegsministers, der gewissermaßen den Gegenpol zu dem Marschall Martinez Campos bildet, dem er die ehrenvolle Aufgabe zugewiesen hat, die ewig unruhigen, des Jochs Kastiliens überdrüssigen Katalanen in Botmäßigkeit zu halten, ist zwar aus kleinlichen persönlichen und materiellen, zum Teil allerdings auch aus theoretisch-militärischen Gründen seiner zahllosen Gegner und der Volksmassen auf das heftigste angegriffen worden, er hat aber das Budget des Landes wesentlich durch Vereinfachung der Heeresorganisation entlastet, und das ist sehr dankenswert. Sein der erregten öffentlichen Meinung entgegengesetztes Verhalten in dem jetzigen Melillastreit und die dabei zu Tage getretenen Schäden der Militärverwaltung haben allerdings im Augenblick die Opposition gegen ihn auf das äußerste gesteigert und seine Stellung stark erschüttert.

Moret darf wohl als bedeutendster Staatsmann des heutigen Spanien bezeichnet werden. Sein weiter Blick, seine praktische Weltanschauung, sein umfangreiches und vielseitiges Wissen, seine diplomatischen Fähigkeiten erweisen sich gerade im Augenblick als Vorzüge, wie sie in dieser Fülle und Vereinigung kein anderer der früheren Minister des Äußern besessen hat oder



Ruiz Zorrilla.

besitzt. Moret hat von jeher unentwegt in den Reihen der Progressisten und Demokraten gestanden und lange Zeit hindurch als Führer einer großen politischen Fraktion für die Volksrechte gekämpft, ohne den Boden der Gesetzmäßigkeit zu verlassen. Er gilt mit Recht auch als einer der glänzendsten Redner und hat als solcher zahlreiche Triumphe gefeiert.

Die republikanische Gruppe setzt sich zur Zeit aus vier Parteien zusammen: aus den Föderalisten, an deren Spitze Pi y Margall steht; aus der republikanischen Vereinigung, deren Führer Salmeron, Azcarate und Labra sind; aus den Posibilisten, welche bis vor kurzem von Castelar geleitet wurden, seit dessen Rücktritt aber in zwei Fraktionen zersplittert sind, von denen die eine zur Monarchie neigt und Abarzuza, die andere aber dem überzeugungstreuen Republikaner Morayta folgt; und endlich aus den Zorrillisten, den Anhängern Ruiz Zorrillas, welcher in Paris lebt.

Die ersten drei huldigen gemäßigten Anschauungen, wollen nicht gewaltsam in die Geschicke Spaniens eingreifen, sondern dieselben sich naturgemäß entwickeln lassen, weil sie der Ansicht sind, daß es nur eine Frage kurzer Zeit ist, bis Spanien von selbst auf friedlichem, parlamentarischem Wege zur republikanischen Verfassungsform gelangen wird. Die Führer dieser Parteien sind durchweg anerkannt ehrenhafte tüchtige Juristen und Gelehrte, die sich durch Tadellosigkeit ihres Charakters auszeichnen. Besonders Pi y Margall, der als Politiker in dem Rufe eines starren, durch nichts zu erschütternden Theoretikers steht, erfreut sich als Mensch und als Gelehrter der allgemeinsten Hochschätzung und des größten Ansehens.

Nur die Zorrillisten, die zahlreichsten unter allen Republikanern, beharren auf dem Grundsatz ihres ungemein energischen Führers, daß die Republik durch gewaltsamen Umsturz der bestehenden Institutionen eingeführt werden muß, und sie sind beständig an der Arbeit, für ihre Ziele Propaganda zu machen. Jedoch auch sie haben nichts gemein mit den Anarchisten und Dynamitarden, die nicht als Partei, sondern nur als Verbrecherbanden zu bezeichnen sind, welche seit einiger Zeit ihre furchtbare destruktive Thätigkeit mit schreckenerregendem Eifer betreiben.

Die Karlisten endlich bilden nicht eigentlich eine Partei im gewöhnlichen Sinne des Worts wie die liberale, die konservative und verschiedene republikanische. Der Karlismus ist in den Cortes nur durch wenige Abgeordnete vertreten, obgleich er nach allgemeiner Schätzung etwa ein Fünftel der ganzen Nation beherrscht.

Während die politischen im Vorstehenden behandelten Parteien überwiegend Erzeugnisse theoretischer politischer Spekulation sind und nur von wenigen Tausenden von Individuen gebildet werden, die ihrerseits allerdings bemüht sind, ihre Ideen in den überwiegend indifferenten Volksmassen zu verbreiten und diese für sich zu gewinnen, ist der Karlismus gerade umgekehrt eine im Volksempfinden wurzelnde und in ihm wirkende politische Strömung. Sein Name besagt zwar, daß der männliche Zweig des spanisch-bourbonischen Königshauses durch ihn seinen Zweck der Verdrängung der herrschenden Linie verfolgt; die eigentliche Bedeutung des Karlismus ist jedoch eine ganz andere. Es ist der Partikularismus der einst unabhängigen nördlichen und nordöstlichen Kleinstaaten Spaniens, welcher in ihm zum Ausdruck gelangt und den der Thronprätendent Don Carlos und seine Nachkommen nur geschickt

für ihre Zwecke ausgebeutet haben, indem sie den Galiziern, den Navarresen, den Basken, den Aragonesen und Katalanen den Genuß ihrer Unabhängigkeit und Autonomie, die Wiedererlangung ihrer alten Fueros, ihrer provinziellen Sonderrechte, zusicherten, sobald sie den Thron Spaniens besteigen würden. Mit diesem Partikularismus verbanden sich ferner der Legitimismus, der staatliche Absolutismus, der extreme Ultramontanismus, welche sich alle dem Gegner der herrschenden Königsfamilie anschlossen, weil letztere eine, allerdings vergleichsweise sehr viel liberalere Richtung einschlug. Aber Gallegos, wie Basken, Aragonesen wie Katalanen, alle diese Stämme, in denen der Unabhängigkeitssinn auf das höchste entwickelt ist, würden zweifellos die ersten sein, welche sich gegen eine absolut herrschende Königsmacht erheben würden.

Die denkbar verschiedenartigsten Kräfte, Faktoren und Strömungen sind also im politischen Leben Spaniens thätig, das durch den Widerstreit derselben unausgesetzt in Unruhe erhalten wird, und es wird noch lange Zeit der größten und sorgfältigsten Aufmerksamkeit und Umsicht des jetzigen Staatsoberhauptes bedürfen, um diese mehr oder minder offen zu Tage tretenden Interessenkämpfe nicht gefährlich für den Fortbestand der Monarchie werden zu lassen. Es wird das um so schwieriger sein, als weder Canovas noch Sagasta, wenn sie heute oder morgen sterben, Nachfolger haben, welche alle jene Eigenschaften besitzen, die erforderlich sind, um die Regierung über ein Land zu führen, das der Kampfplatz der Parteileidenschaften ist, und das sich die Anarchisten zum Versuchsfelde für ihre Unternehmungen auserwählt zu haben scheinen.

Indessen ist anzunehmen, daß die Königin, die sorgsame Mutter des einstigen Inhabers des Thrones, in ihrer großen Umsicht auch diesen Fall vorgesehen hat und mit Sicherheit die Kräfte zu erwählen wissen wird, von denen sie voraussetzen kann, daß sie ihren großen Zielen entgegengewachsen und sich befleißen werden, sie in ihrer schweren Aufgabe würdig zu unterstützen.



Heimkehr.

In tiefen Schatten liegt die Welt;
Die grauen Nebel steigen;
Ich schreite müd' durch Moor und Feld
Dahin in ernstem Schweigen.

Die Föhrenwände weit und breit
Stehn rings wie schwarze Mauern;
Kalt rührt ans Herz Vergangenheit
Mit traumhaft bangen Schauern.

Wie Augen grüßt's aus Busch und Rohr,
Die sich dem Grab entrungen,
Und Stimmen lauscht des Geistes Ohr,
Die längst der Welt verklungen.

O schlimmer Gang, allein, allein,
Mit toter Zeit Gespenstern! —
Da winkt mir tröstend fern der Schein
Von lichterhellten Fenstern.

Das Städtlein ist's, des Mauern traut
Mein Weib, mein Kind umhegen;
Leis schwebt der Abendglocken Laut
Durchs Dunkel mir entgegen.

„Wie konntest du,“ so mahnt ihr Chor,
„Wie reich du bist, vergessen? —
„O eile, eile, finstrer Thor,
„Dein Glück ans Herz zu pressen!“

Reinhold Fuchs.



Zur Vesperstunde. Von M. Kahn.

Der Mann von Wasungen.

Eine lustige Geschichte aus alter Zeit.

Von

C. Worms.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Aber solch eine Mondnacht mit ihren märchenhaften Reflexen ist nun einmal die Zeit der Überraschungen. Das sollte auch Hans Fischer erfahren; denn als er jetzt die ausgetretenen Fliesenstufen zum Garten hinabstieg, blieb er regungslos stehen. Unter dem alten Birnbaum stand auf einer moosbewachsenen Bank ein Korb voll duftiger Wiesenkräuter und daneben halb im Schatten verkrüppelter Himbeerstauden lag im hohen Grase eine kräftige Mädchengestalt. Schlief sie, träumte sie mit offenen großen, verwundert dreinschauenden Augen, von wild gelösten blonden Flechten überschattet, deren Fülle das schwarze Samtkäppchen kaum zu bändigen vermachte? Es war, als ob die herbe Jungfräulichkeit mit unverstandener Sehnsucht an die kühle Brust der Mutter Erde geflüchtet war. Auf die Ellenbogen gestützt,

hatte sie das liebliche Oval ihres Gesichtes in's thaufrische Gras gesenkt; straff spannte sich der dunkle Wollenrock, das blaue Mieder um den fast zu früh entwickelten schlanken Körper. Schelmisch spielte das bläuliche Licht auf dem braunen Nacken, von dem die weiße Hemdkrause zurückgeglitten war. Jetzt warf sie sich mit einem Ausruf des Wohlbehagens auf die Seite und starrte, die Hände unter dem Haupt gefaltet, zu den Sternen hinauf. — Ein helles, unbefangenes Kichern weckte den Physikus aus seiner Beobachtung. Nur ein klein wenig zog die Mondscheinhexe die Füße unter dem Röckchen zusammen und scherzte ausgelassen in derselben Stellung: „Geh, Pate, bist du närrisch, daß du dir im Klostergarten den Schnupfen fuchst."

„Bist du's denn wirklich, Zaunkönig, Wettermädel? Welcher Kobold kitzelt dich, daß du im Thau die Haare baden mußt?"

„Mögen's die Elfen trocknen, die flinken Wäscherinnen," scholl es zurück mit einem ganz eigenen dunklen Timbre der Stimme. „Hast du den Kauz gehört, Pate? Der schreit nun schon die dritte Nacht. Geh nach Hause und zieh' die Nachtmütze über den Kopf. Regine singt dir noch ein Eiapopeia dazu."

„Gelbschnabel, willst mich gar zum Narren halten? Kannst ja deine eigene Schlafkammer nicht finden. Was duckst du da im Grase, als wolltest du Maikäfer fangen im August?"

„Ich warte auf die junge Nonne, die sie hier einmauerten, weil sie den Voigt mehr als den Herrn Jesus liebte. Siehst du, da fällt ein Stern! Jetzt muß sie kommen, meint Regine."

„Hörst du auch auf die Hexenlitanei der vermaledeiten Alten? Wo hast du denn den Tag über umhergeschwirrt?"

„Wo werde ich gewesen sein! Auf der Maienluft oben. Kletterte über das Geröll in die Polterstube, wo die Ratten sich die brandroten Schwänze abnagen sollen, haha! Neckte die Eidechse im Farnkraut und guckte den Grasmücken ins Nest. Das da hab' ich auf der Au gestohlen." Wie eine Feder schnellte sie empor und schlug übermütig mit flacher Hand in den Korb, daß die Kräuter ihr um Stirn und Nacken flogen. Dann raffte sie Stengel und Wurzel wieder zusammen und belehrte mit heimlichem Lachen: „Wolfsmilch gegen Hautausschlag, Bilsenwurzel gegen Podagra, und hier Knabenkraut .... doch nein, das verrate ich nicht. Pfusche dir ins Handwerk, Pate, gelt? Der alten Gret im Vorwerk hast du das steife Bein stehen lassen. Ich legte ihr grüne Salbe darauf und sprach mein Sprüchlein."

„Gieb acht, daß der hohe Rat nicht dahinter kommt. Der faßt das Hexlein am Schopf."

„Jemine, Pate, dann brennst du mit mir oder schlägst mich heraus. Uns kriegen sie nicht; damit hat's keine Not, seit der Thomasius die Scheiterhaufen verboten hat. Wen's kitzelt, der lache sich ins Fäustchen."

„Und durchs Vorwerk schleichst du auch noch so spät," brummte der Physikus und ließ sich mit angenommener Strenge auf die Bank nieder. „Da wimmelts von Vagabunden." Das junge Mädchen hob sich auf die Kniee und reckte die braunen Arme herausfordernd, daß ihre faltigen Hemdärmel weit zurückfielen: „Sie sollen nur kommen! Just bei der Bleiche am Stadtgraben schlich mir einer nach und verschob das Maul so süßsauer, als hätte er einen Regenwurm verschluckt. Schierlingskraut warf ich ihm ins Gesicht und lachte ihn aus."

Jauchzend warf sie die üppigen Flechten in den Nacken und schlug schallend in die Hände: „Nein, wie das dumm ist, was sich da als Mann auf zwei Beinen spreizt! So dumm und feige, Pate, feige! Hihi!"

„Jetzt stehst du mir aber auf und schluckst den Unsinn hinunter," brauste er ärgerlich auf, ließ den Stock fahren und faßte sie kräftig unter die Arme. Aber mit einer ruckartigen Bewegung schnellte sie zurück und streifte die Ärmel hastig über die Ellenbogen.

„Du nicht, Pate, du nicht," stieß sie fast heftig heraus und bückte sich tiefer. „Nein, so darfst du mich nicht fassen, das leid' ich nicht."

„Was darf ich nicht? Ich, der dich hundertmal auf diesen Armen gewiegt? Du fieberst, Zaunkönig."

„Kannst recht haben, Pate. Wenn's mir bisweilen so siedend durch die Glieder fährt, dann ist es mir, als müßte ich das Mieder aufreißen und mir Brunnenwasser über den Nacken schütten. Dann möchte ich nur einmal mich so im Winde herum-

werfen wie die Birke da im Gewittersturm und dann . . ." Hier stockte sie. Wie berauscht von dieser Stimme hatte der Mann da vor ihr die Fäuste auf die Kniee gestemmt und den Kopf gesenkt. Ob sein Kind auch so gesprochen hätte? Die schwarze Magda, richtig, die hatte es auch verstanden. — „Und dann?" fragte er leise, als sie sich besinnend mit der Hand über die glühende Wange fuhr. Es war, als wolle sich da etwas in das Heiligtum ihrer Gedanken drängen, wogegen ihr Mädchentrotz sich sträubte. „Dann . . ." sprach sie sinnend nach und sah ihm forschend in die treuen Augen. Mit einem Seufzer setzte sie schelmisch hinzu: „Ja, Pate, das mußt du wissen. Du bist Arzt."

In demselben Augenblicke klirrte ein Fenster über ihnen, wo das matte Baumlaub sich mit dem Dunkelgrün des Epheus an der Klostermauer mischte. Ein blasses Profil tauchte auf, und zart anschwellende, leise hinsterbende Flötentöne quollen in die milde Luft hinaus. Grimmig schnellte der Physikus empor und tastete nach seinem Wachholder. So etwas vom Totschlagen und Miauen schwirrte ihm schon durch die Zähne, als er besänftigend Gertruds Hand an seiner Schulter fühlte. — „Das soll er bleiben lassen, der — Schlesier," grunzte er mit bitterbösem Zucken um die Mundwinkel. „Hat's schon ohnedem mit der Brust weg und trompetet noch den Nebeln entlang."

„Ja, der ist auch krank," flüsterte Trude schalkhaft und lehnte das Köpfchen an den rissigen Baumstamm zurück. „Mußt ihm eine kräftige Brühe verordnen, er hustet oft die Nacht hindurch. Hast recht, Pate, heute soll er's bleiben lassen. Aber hübsch klingt's doch." Lautlos schlüpfte sie auf den Kiesweg, und ihr Arm schnellte geschickt ein Steinchen an's Fenster, daß die Kerze dahinter gehorsam erlosch. Linkisch war das Mädchen wieder hervorgetreten, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Sie wußte nicht recht, was sie weiter sagen sollte, und da sie nichts Besseres zu thun hatte, faßte sie nach des gestrengen Herrn Paten geblümtem Halstuch und nestelte daran. „Das da sitzt schief, Pate," sagte sie befangen und schlang einen neuen Knoten. „Wie ein Armsünderstrick. Schilt die Regine, sie sieht nicht auf dich. — So, und nun auch schönen Dank, daß du mich nicht vergessen hast. Ins Vorwerk geh' ich morgen nicht und übermorgen erst recht nicht. Aber es wird kalt, und Vater wartet mit dem Abendsegen."

Der Mond war schon längst unter, und noch immer stand der Mann von Wasungen, der alles, was unter sechs Fuß war, verachtete, unter dem Birnbaum mit verschränkten Armen. Was dachte er nur? Er subtrahierte schon zum sechsten Male 16 von 54 und konnte sich in den Rest nicht finden.

4. Kanarienvogel und Gimpel.



Der Herbst war gegangen und der Winter gekommen. Wenn der Thüringer Wald auch mitunter noch Partei für den ersteren nahm und zornig mit seinem Laube raschelte, den Sommer wieder zu wecken, er hatte sich gefügt, als der erste Schnee mit seinem blitzenden Sonntagskleide den stürmischen Herzschlag des Waldes zur Ruhe gebracht. Die Natur war mit sich im Reinen. Nicht so die Menschen, die auch im Winter etwas Apartes haben wollen. Hie Gleichen! Hie Pfaffenrat! tönte es an den Werraufern und wärmte besser als Ofen und Kamin. In den Schoß der Familie nistete sich die Parteiwut, beim gebratenen Apfel und dampfender Biersuppe wurde das Für und Wider erörtert. Fast alles, was einen Reifrock trug, war dabei für die Pfaffenrat. Sie wurde das Symbol der Frauenemancipation im Thüringer Lande, während die Männerwelt für die Gleichen und für sich selbst den Posten maintenierte.

In der Residenz, dem Brennpunkt der Agitation, war natürlich alles Partei, vielleicht mit Ausnahme des frommen Kaisers Heinrich II, der als angeblicher Gründer der Stadtkirche, aus Sandstein gehauen, am Brunnen auf dem Kirchenplatze stand. Er hatte seine weiße Schneemütze über die Ohren gezogen und träumte weiter von seiner seligen Kunigunde, während die Straßenjugend an seinem Sockel Frau Landjägermeister und Frau Regierungsrat spielte.

Fröstelnd verbarg sich die Elisabethenburg an der Nordwestseite der Stadt hinter den hohen Ulmen ihres englischen Gartens, aber Wind und Schnee drangen überall durch. Schnee lag auf den krenelierten

Mauern des dreistöckigen linken Flügels, von einem Würzburger Bischof noch im sechzehnten Jahrhundert erbaut, Schnee bedeckte die erhabene Steinhauerarbeit des neuen Fürstenbaues, Schnee umhüllte mit erstarrten Schleiern die Schultern der Floren und Bakchantinnen auf der Terrasse des Cavalierhauses im rechten Flügel. Im Rundbau der Schloßeinfahrt mit dem sächsischen Wappen stapft die Schildwache mit roter Nase und dicken Fausthandschuhen schläfrigen Schrittes hin und her, ein Veteran des Landbataillons aus dem Unterlande, in schwarzem Rock, blauen Rabatten und weißen Hosen. Er ist wohl der einzige im Schloß, der seinen Posten nicht maintenieren möchte. Sein Gewehr, das mit ihm alt geworden, ohne je heiß geworden zu sein, lehnt friedlich an den Stufen der Schloßwache. Niemand verargt es ihm, denn Anton Ulrich hat er zum letztenmal anno 1730 salutiert, als der seine Schurmann unter dem Herzogshut ins Schloß geführt. Seitdem winken die hellen Fensterscheiben am Neubau vergebens, umsonst strahlen die Goldarabesken im roten Damastsaal, und die Kastellanin kämpft gegen Motten und Spinngewebe einen nutzlosen Kampf. Frau Philippine Cäsarea hat zum letztenmal in diese Spiegelwände hineingenickt, Anton Ulrich ist nicht mehr ans Erkerfenster getreten.

Um so lebhafter geht es in den beiden Flügeln her, hier kampieren die Gleichens und Pfaffenrats. Sie könnten sich in die Fenster sehen, wenn die Damastvorhänge nicht immer geschlossen wären, wohl weniger der Kälte wegen. Aber dahinter kocht und brodelt es wie im Vesuv und der Solfatara, auch zwei Nachbarn, bei denen es die Natur so seltsam eingerichtet hat, daß der eine zu rauchen und zu kollern beginnt, sobald der andere damit fertig ist. Ein Glück, daß der Schnee auf dem Schieferdache den Anstand wenigstens nach außenhin wahrt. Denn im Innern, in den Korridoren, Treppengängen, Boudoirs und Frauenherzen gärt es fürchterlich. Gibt die Pfaffenrat eine bescheidene Gasterei mit zwei Gängen am Montag, so strahlen die Lustres der Gleichen am Dienstag für zwanzig Gäste, und das Rennen und Rufen der Läufer und Heiduken, das Peitschenknallen vor der Terrasse will kein Ende nehmen. Kauft sich die Gleichen für den Nachtisch eine Ananas, so schmückt die Tafel der Pfaffenrat ein Aufsatz von Weintrauben und Bananen. Erscheint die Pfaffenrat wie zufällig einmal am Fenster mit einer Rose in den Locken, so grüßt die Kammerfrau der Gleichen natürlich auch nur zufällig hinüber mit einem cacadou en colère auf dem hochgetürmten Haupte.

Wie eine Sternschnuppe mit prächtigem Schweif von Hoffnungen und Entwürfen war nun in diese animierte Gesellschaft ein Unbeteiligter hereingefallen, der Frau Christiane erschienen war wie der Hagar das Wasser in der Wüste. Das war ihr Neffe, ein Herr von Zanthier, der sich aber am liebsten französisch aussprechen hörte mit dem Accent auf der letzten Silbe. Denn er behauptete von einem Hugenotten abzustammen. Wie der nach dem bescheidenen Schleusingen, seinem Geburtsort, gekommen, konnte der junge Herr freilich aus dem Staatsalmanach nicht beweisen. Er wußte nur, daß sein Ältervater einst mit Coligny auf dem Scheibenstand zusammengetroffen und dieser ihm nach jedem Schuß versichert habe: Mein Herr, Sie sind unvergleichlich. Und unvergleichlich war auch der Enkel, wenn er mit blitzenden Schnallenschuhen, das Hütchen unter dem linken Arm in einen Salon trat. Vom Alamodewesen hatte er nur so viel an sich, als fürs Parquet der Diplomatie nötig war. Das Interessanteste an ihm war jedenfalls, daß er noch zu haben war, für Fürsten- und Frauengunst. Das R etwas mehr als gewöhnliche Sterbliche schnarrend, mit der Zunge etwas anstoßend, wußte er jedem etwas zu sagen, wobei man freilich nie wußte, wo die Naivetät des Knaben aufhörte und die Bosheit des Mannes anfing. Er schillerte wie Perlmutter. Seit er am Reichskammergericht in Wetzlar arbeitete, hatte er nebenbei auch den Ehrgeiz, in der monde mitzuspielen und gedachte augenblicklich einige angenehme Wintermonate bei der chère tante zu verbringen. Angenehm sollten sie werden, sehr angenehm.

So war er denn auch wieder à quatre épingles an einem bewölkten Novembertage präzise elf Uhr aus seiner Portechaise herausgesprungen, hatte das feindliche Lager gegenüber visitiert und außer einer eben erblühten Lilie am dritten Fenster nichts Verdächtiges gefunden. Den Schnee von

den Überschuhen klopfend, hatte er schon dem Lakaien vor dem Pfeilerspiegel der Entree versichert, daß die Temperatur im Treppenraum wundervoll moderiert sei. Die teppichbelegten Stufen hinaufstürmend, hatte er reizendes Lachen vernommen und sofort zwei Pfefferkuchen aus seinem goldgestickten Paraderock gezogen, beide mit einem Cupido aus Zuckerguß, der die Tauben seiner Frau Mama zu lenken, respektive zu würgen schien. Es war hohe Zeit, daß er sich parat hielt, denn dicht vor ihm auf dem letzten Treppenabsatz standen vor einer Volière Sidonia Sophia und Sophia Henriette, seine charmanten Cousinen, allerliebste Backfischchen von vierzehn und sechzehn Jahren, zwischen denen er noch nicht entschieden hatte. Naiv vom Scheitel bis zur Sohle, unschuldsvoll vom ersten bis zum letzten Gedanken, durch Tanzmeister und Gouvernante dressiert, glichen sie zwei anspruchslosen Frühstücksbrötchen mit Kalbfleisch und Hühnerfleisch belegt. Hätten sie nicht den Raum für zwei eingenommen, man hätte sie ganz gut für eine Einheit nehmen können. Sie hatten einen wundervollen Morgen hinter sich. Nach einer langweiligen italienischen Lektion hatten sie mit Thränen in den Augen ihre Stammbücher ausgetauscht und — o wundervolle Harmonie! — ganz dieselben Verse darin gefunden, die eben heimlich aus ganz demselben Damenkalender abgeschrieben waren. Wortlos waren sie sich um den Hals gefallen und erfrischten sich nun damit, zwei grüne Inseparables und einen alten Papagei bis aufs Blut zu necken.

Kaum aber bemerkten sie einen Mann, so legte sich alles an ihnen in modeste Falten. Vierte Position, Geberde der Überraschung! Die Augen eine halbe Minute gesenkt, womöglich errötend, die zarten Angebinde zurückgewiesen mit bescheiden gefalteten Händen. Erst als an verwandtschaftliche Gefühle appelliert wird, greifen sie mit den Fingerspitzen zu, fächeln sich mit den Spitzentüchlein und stammeln etwas von ewiger Dankbarkeit. Leider hat der Cousin etwas wenig Zeit, diese Exercitien zu bewundern, denn in seiner Tasche raschelt es geheimnisvoll von Entwürfen, und die gestrenge Tante wartet. Kaum ist er hinter der kirschroten Samtportiere verschwunden, so nickt Sidonia Sophia ein klein wenig nach rechts, Sophia Henriette nach links; die rosigen Fingerchen heben sich verständnisvoll, Cupido mit den Tauben verschwindet, und mit vollen Backen kauend huschen sie die Treppe hinunter, denn der französische Aufsatz ist noch lange nicht beendet.

In weihevoller Stimmung betrat der angemeldete Besuch den pompösen Empfangssalon. Sie erwarte ihn dringend, hatte Frau Christiane geschrieben, das hieß für ihn soviel als: es geht auf die hohe See, du bist mein Anker. Indes hatte er Zeit, seine einstudierten eventuellen Kreuz- und Querzüge zu repetieren und die Ahnenbilder der Gleichens und Schicks mit den gesteiften Halskrausen und erschreckten Augen zu studieren. Denn das Zimmer schien leer zu sein. Die gepreßten Ledertapeten, worauf immer ein Chinese mit einem Rosenbouquet abwechselte, erschienen ihm heute ganz besonders feierlich, ebenso die zahllosen Meißener Schäferinnen und durchbrochenen Vasen auf der Mahagonietagère, und ganz besonders imponierend die vielen Journale und Litteraturbände auf dem Mosaiktischchen vor ihm.

Eben hatte er noch Zeit Gottscheds „Vernünftige Tadlerinnen" und Faßmanns „Gespräche aus dem Reiche der Toten" zu erkennen, als unerwartet hinter dem breiten Kaminschirm ein ärgerliches Hüsteln sich hören ließ und ein dicker Mops, der sich dort auf dem persischen Teppich gewälzt hatte, mit unverschämtem Kläffen dem Gast an die anspruchslosen Waden fuhr. Eine zärtliche Fistelstimme vom brennenden Kamin her berief das etwas nervöse Tier, mit einem geschickten Pas brachte Herr von Zanthier seine gefährdeten Strümpfe in Sicherheit und stand mit einem zweiten Pas und graziöser Verbeugung vor dem Hausherrn, der ihm lächelnd die wohlgepflegte, von Brillanten schimmernde Hand bot.

„Ah, Lothar! Immer leise und unerwartet wie das Glück."

„Excellenz beschämen mich. Darf ich die Bemerkung wagen, daß Excellenz sich heute eines distinguierten Aussehens erfreuen?"

„Ja, ja," näselte der Landjägermeister mit dem leichten Kopfnicken eines Schwerhörigen, der auf keinen Fall schwerhörig sein will, „Novemberwetter erfreut selten. Überall schon der plebejische Schnee, taktlos

wie das Proletariat auf der Straße. In der Stadt alles ruhig, Lothar?"

„Soweit es die Besorgnis um Ew. Excellenz gestattet, ja."

„Also doch noch Alteration? Die guten Meininger! Der abscheuliche Affront, ja, ja! Schnee, Lothar, überall plebejischer Schnee." Und wieder sank er in Resignation zurück, und sein quittengelbes, gutmütiges Gesicht in die enorme turmhohe Perrücke, die mit ihrer Lockenschleppe seinen grünsamtnen Schlafrock umwogte. Die kleine Excellenz, aus deren Runzeln und Grübchen auf Stirn und Wangen man ein etwas flottes Kammerjunkerleben herauslesen konnte, zog fröstelnd die kostbare Fußdecke über die Kniee, schob enttäuscht die Karten zurück, die heute durchaus kein Glück ansagen wollten, und begann zu trenseln. Er hatte für sein Zeitalter genug gethan, hatte vierzig Jahre dem fürstlichen Hause alle ersinnliche Devotion bezeugt, sogar einmal die Schurmann in den Wagen gehoben und war Kammerphilosoph genug, um in der Affaire von Madame nur die Rückzugslinie mit seinem Namen und seinen Ordenssternen zu decken. Er trenselte, d. h. er zupfte nach der damals noblen Mode silberne und goldene Fäden aus breiten Borten. Das ließ den hübschen Händen einen sehr großen und dem Geiste einen winzig kleinen Spielraum. Um nicht thatenlos zu erscheinen, zog Lothar aus seiner Westentasche eine zweite moderne Passion, einen allerliebsten Brummkreisel en miniature, den er aus der Federkapsel auf den Tisch schleuderte. Er brauchte ihn als sein kleines Orakel; wenn das surrende Spielzeug die Blumenguirlande dort im Mosaik nicht überschritt, so war der Tag kein verlorener für ihn. Leider störte ihn wieder der Mops, der eine Brummfliege zu wittern schien und knurrend an des jungen Mannes Fauteuil emporsprang.

„Scht," machte die Excellenz und ließ die schmalen, stark geröteten Augen mit einem letzten Rest von Zärtlichkeit auf dem Störenfried ruhen. „Colombine ist heute von einer Lebhaftigkeit. . . . Meinen Sie nicht, Lothar?" Der artige Neffe unterdrückte hinter dem Hütchen ein leichtes Gähnen und starrte erwartungsvoll bald auf sein Orakel, bald auf die noch immer feste Thür zum Boudoir. „Excellenz hören heute besonders scharf," antwortete er mit nachlässiger Liebenswürdigkeit, um nur etwas zu sagen.

„Bitte, bitte. . . ."

„Excellenz hören heute sehr gut."

„Abscheuliche Akustik hier zwischen den Draperieen und Möbeln! Sie sagten?"

„Daß Excellenz. . . ." — „Bitte, seien Sie so gut." Verbindlich reichte er dem verblüfften Lothar ein elegantes Elfenbeintäfelchen herüber. — „So, so?" brummte er gedehnt, als er die etwas unzeitige Schmeichelei gelesen hatte. Mißtrauisch schielte er hinüber und lehnte sich mit einem Seufzer der Enttäuschung zurück. Er trenselte, Lothar schnurrte weiter. Die beiden verhielten sich zu einander wie die Katheten eines rechtwinkeligen Dreiecks. Allein wußten sie mit sich nicht viel anzufangen, aber im rechten Winkel trafen sie sich. So wollte es die höfische Sitte.

Jetzt aber öffnete sich die spiegelblanke Thür, der gekrümmte Rücken eines Lakaien tauchte auf; das mußte die Hypotenuse sein, die das Dreieck schloß. Landjägermeister, Neffe und Mops sprangen wie elektrisiert auf. In der Thüre stand Frau Christiane, noch unfrisiert, in einem wallenden mattblauen Peignoir, in dessen Schleppe Colombine sofort den dicken Kopf mit Wohlbehagen versenkte.

„Noch nicht im Bade, Excellenz?" fragte sie mit angenehmer, wenn auch etwas harter Stimme und neigte vertraulich das majestätische Haupt gegen Lothar. „Ei, ei, Sie vergessen Ihr Alter so lange, bis das Podagra Sie daran erinnern wird. Daß Sie übrigens so früh schon munter sind, bürgt mir für eine passabel verbrachte Nacht?"

„Wahrhaftig," scherzte der galante Hausherr und führte ihre Fingerspitzen an die dürren Lippen. „Ich glaube von unserem Hochzeitsmorgen geträumt zu haben. Aber schelten Sie immerhin die Jugend da, die mich durch angenehme Plauderei aus meiner Hausordnung gebracht hat. Und Ordnung muß einmal sein, nicht wahr, Christiane?"

„Man gewöhnt uns leider in diesen Tagen auch ans Gegenteil," erwiderte sie leiser mit einem zerstreuten Blick nach den Fenstern hin. „Aber das Wasser ist schon lauwarm, Excellenz, und wir werden Gäste haben."

„Die einen gewaschenen Landjägermeister finden sollen, haha! Ganz recht, lauwarmes

Wasser pflegt kalt zu werden. Nicht wahr, Christiane? Also sans adieu, Lothar, auf Wiedersehen beim Karpfen à la romaine!"

Frau Christiane schien ihre Aufregung nur mühsam unterdrückt zu haben, denn jetzt trat sie hastig mit verschränkten Armen ans Fenster, und aus den stahlgrauen klugen Augen schoß ein lauernder Blick hinüber zum alten Fürstenbau. Sie war noch immer, trotz ihrer vierundvierzig Jahre, eine imposante Erscheinung mit einer Fülle der Arme und Büste, wie sie etwa eine tragische Heldin der Bühne aufweisen muß, um mit Würde eine Schleppe nachschleifen zu können. Die hohe, kühle Stirn, unter einem Gewirr von Löckchen, die griechische Nase waren auf allen Ahnenbildern der Schicks vertreten. Was sie aber den Schicks voraus hatte, das waren die kühn geschwungenen Augenbrauen und die ausdrucksvollen Lippen mit den etwas herabgezogenen Mundwinkeln, die von einem bestimmten point d'honneur sehr charakteristisch zu erzählen wußten. — Kurz auflachend hatte sie die goldverbrämte Quaste ergriffen und den Vorhang zufallen lassen.

„Lilien, Lothar, für die da!" spottete sie und ließ sich mit verächtlichem Achselzucken auf die Chaiselongue nieder. „Welcher Bönhase mag die geknickt haben! Übrigens habe ich Ihnen noch nicht gedankt. Das nenne ich präcise auf dem Posten sein. Sie scheinen mir ein Mann zu sein, Lothar. Genügt Ihnen diese Schmeichelei? Sie haben also nachgeforscht, sind fleißig gewesen?"

„Wem sagen Sie das, Madame? Einem Janthier! Wer sich auf diesen sentier verläßt, kann schlafend an Abgründen wandeln."

„Sehr gut, aber sparen Sie den Witz für mein Diner. Ich ziehe fürs erste vor, die Augen offen zu halten. Sie haben Antwort aus Wetzlar?"

Der junge Diplomat dachte an seine Entwürfe, räusperte sich, stützte das rechte Knie leicht auf den nächsten Stuhl und drückte seinen Kreisel los. — „Sie haben Antwort aus Frankfurt?" forschte er vorsichtig, scheinbar ganz Auge und Ohr für sein Orakel. Verwundert hob Frau Christiane den Kopf um zwei Zoll aus den Kissen und drohte lächelnd mit dem Finger.

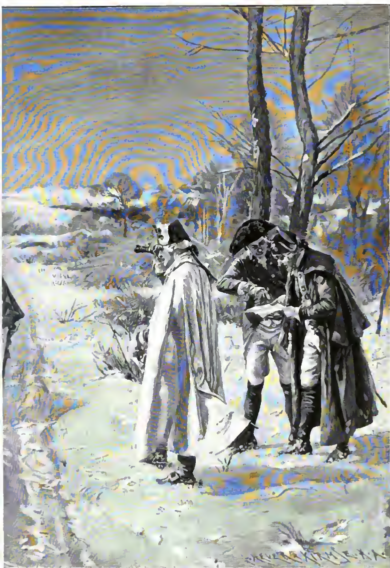
„Sie sind ein Schelm, Lothar, oder ein großer Diplomat. Bei solchen Herren der Intrigue muß man immer fragen, was sie sich dabei denken, wenn sie sich auch nur auf einen anderen Stuhl setzen. Aber, Herr Ritter mit dem geschlossenen Visier, die Maske für unsere Feinde! Zur Strafe dafür soll mein Vertrauen Sie beschämen. Hier!" Mit einer nachlässigen Handbewegung nach dem Tisch hin hielt sie ihm einen entsiegelten Brief unter die Augen, den sie neckend wieder zurückzog, als er hastig danach greifen wollte. „Vorsicht, mon cher, sonst fallen Sie bei Ihrem ersten diplomatischen Debut durch. Lernen Sie von einer alten Freundin, die das Hofparquet kennt; ein Diplomat muß nie mit beiden Händen zugreifen. Das nebenbei; nun zur Sache." Langsam hatte sie das zweimal gebrochene Papier entfaltet und fächelte sich damit die gepuderten Wangen. „Hier haben Sie einen ganzen Herzog des achtzehnten Jahrhunderts mit Sporengeklirr und Peitschenknall."

„Also wetzt er die terrible Schande aus?" In großer Spannung hatte sich Lothar neben der Tante in einen Schaukelstuhl geworfen und prallte verdutzt zurück, als sie ihm mit dem hochfürstlichen Entscheid leicht auf die Schulter schlug und lächelnd weiter docierte. „Das hätten Sie nicht sagen sollen, mein Bester. Ich sehe Ihnen in die Karten und erkenne, wie schwer es Ihnen wird, für mich eine Lanze zu brechen. Keine Excusen! Ich werde Sie trotzdem brauchen. Attention! — Die landläufigen Einleitungen erspare ich mir. Sie sind auch in herzoglichen Briefen meist die gefälschte Münze, die die späteren Grobheiten vergolden soll. Richtig, da hören Sie, nun wird's interessant: „Was Ew. Liebden honneur betrifft, welche Sie mir mit tiefstem Respekt zu Füßen legen, so muß ich bekennen, daß ich vor Anciennitäten und Rangzänkereien eine gleiche Aversion habe wie vor türkischem Pfeffer. Hoffährtigen und geschwülstigen Wesen muß bedeutet werden, daß sie sich meiner Akklamation nicht zu versehen haben, maßen wir keine Raisonneurs zu Unterthanen haben wollen." Mit hochroten Wangen schnellte der junge Mann in die Höhe, daß der Stuhl sich bäumte.

Frau Christiane sah angenehm berührt vom Blatte auf. „Setzen Sie sich und zerbrechen Sie nicht meinen Stuhl. Artig, Lothar, jetzt wird Serenissimus höflicher. Hören Sie: „Angesehen Sie sich jederzeit einer honeten Aufführung beflissen und meiner hochfürstlichen verblichenen Frau Mutter



Preußischer General eine Festung rekogn...



:end. Nach dem Gemälde von Rob. Warthmüller.

fünf Jahre treu gedient, hoffe ich, Ew. Liebden werden ein Einsehen haben. Habe bei derartigen Mesdames immer einen hochmännlichen Esprit ästimiert. Verbleibe demnach bis auf weitere Resolution dero gnädiger Landesvater u. s. w."

Die feinen Lippen der Leserin preßten sich aufeinander, und wie ermüdet stützte sie mit dem halbentblößten Arm den Kopf in das schwellende Polster, das Auge fragend auf ihren Zuhörer gerichtet. Den mußte sie aber erst suchen, wie ein Pfeil schoß er durch den Saal und stolperte fast über den Salondegen an seiner Seite.

„O über die ganz besondere fürstliche Gnade!" lispelte er und vergaß darüber fast sein schnarrendes R. „O der extraordinairen landesväterlichen Gunst!" — „Wie finden Sie den Stil?" — „Vulgair à la Schurmann. So etwas färbt ab."

„Das hätten Sie wieder nicht sagen sollen, mein lieber Diplomat. Fürst bleibt Fürst, er hat keine treuere Unterthanin als mich. Verstehen Sie wohl, er ist ein Mann von Gottes Gnaden, den die Gesellschaft gekränkt hat und der nun das Privilegium beansprucht, die Gesellschaft zu kränken. Die Herren der Schöpfung erlauben sich das. Wollen Sie noch Motive? Hier noch eine possierliche Nachschrift. — „Urteilen Ew. Liebden selbst, ob ich redressieren darf. Schicken Sie mir doch einmal aus Meiningen ein ordentlich Männergezänk. Dies Frauengewäsch macht mir einen bitteren Geschmack im Munde. Glaube wirklich, daß unter meinen Landeskindern kein Mann aufzutreiben ist. Unsere Zeit ist lendenlahm. Falls Ew. Liebden eine wahrhaftige Mannsperson binnen Jahresfrist mir zu admittieren im stande sind, so verspreche auf E. L. point d'honneur nochmals zurückzureisen."

Der Brief flatterte auf den Tisch, und über ihn schüttete Herr von Zanthier jetzt in wortloser Entrüstung die Akten und Resolutionen aus seiner Tasche, daß für den Kreisel kaum ein Tanzboden übrig blieb.

„Den Herzog also geben wir auf," entschied er resolut. „Nun zu kaiserlicher Majestät! Nach Frankfurt gehen wir nicht."

„Nicht? Schade, ich hätte Sie so gern par estafette angemeldet."

„Mich? Die gnädige Tante verstehen zu scherzen."

„Wie dieser Herzog in seiner Nachschrift. Er ist ein Spaßvogel, nicht wahr? Freilich, ein Mann von 24 Jahren. . . . Werden Sie älter, Lothar. Damit ist's also nichts. Nun zu Ihnen."

„Hier ein Promemoria über den Vorfall," lenkte der Neffe verlegen lächelnd ein und verschluckte die bittere Pille. „Eventualiter kaiserlicher Majestät zu unterbreiten. Hier das Mandat des Reichskammergerichts, eventualiter Seiner Durchlaucht insinuiert."

„Und dort die Klage, hier das Conclusum, Rehabilitation durch Truppenaufgebot? Gut, sehr gut."

„Eventualiter, sehr eventualiter!" Eine leise Angst beschlich ihn doch, als Frau Christiane jetzt halbaufgerichtet, wie verwandelt mit nervöser Hast die Papiere durcheinanderwarf, als schüttelte sie schon Bajonette und Kanonen heraus. Das ging ja im Galopp vorwärts mit der Phantasie dieser geborenen v. Schick. Ratlos griff er wieder nach seinem Orakel, aber ungeduldig schlug sie mit dem Taschentuch danach. „Lassen Sie dies Gesumm! Sie hören doch, der Herzog gibt mich auf, aber ich Sie — noch lange nicht. Die Minen sind also gelegt, für den zündenden Funken habe ich gesorgt." Hoch aufgerichtet stand sie da und durchmaß das Zimmer mit triumphierendem Schritt, die geballte Rechte fest auf die heftig atmende Brust gepreßt. Dicht vor Lothar hielt sie an und sagte langsam mit finster zusammengezogenen Brauen: „Und nun hören Sie. Es könnte sein, daß wir heute zum letztenmal unsere Details inspiziert haben. Man will uns beobachten. Wenn Sie die Draperie dort aufheben würden, so wette ich, daß da drüben im zweiten Stock Herr von Butlar auf der Lauer steht."

„Der Oberstallmeister?"

„Derselbe. Bleiben Sie, es ist nicht nötig. Ich weiß, daß er spioniert und zwar mit derselben teuflischen Beflissenheit, womit er mir damals beim Diner den Befehl Serenissimi unterbreitete."

„Aus Sucht am Skandal?"

„Aus Rachsucht, wenn Sie wollen. Seit Excellenz ihm bewiesen hat, daß vierzig Jahre Dienstzeit den Vorrang vor seinen zwei Jahren haben, leidet er am Stockschnupfen, und seine pomeranzenfarbene Eheliebste an Migräne. Wir haben also sehr diplomatisch zu sein, ein Losungswort soll

genügen. Da hören Sie; wenn ich eines Tages, gleichviel wo, Ihnen schreibe, zuflüstere oder zurufe: Lothar, das schickt sich nicht, dann diese Papiere hier nach Wetzlar! Hals über Kopf, vogue la galère!"

„Und der zündende Funke?" stotterte der Diplomat, der aus allen Fugen zu gehen drohte. Frau Christiane horchte nach der Thür hin, dann klatschte sie hell auflachend in die Hände: „Allerliebst! Sie sind neugierig wie ein Diplomat und ahnungsvoll wie dieser. Der Funke ist da."

Mit Ostentation wurde die Portiere zurückgeschlagen, schnaufend und keuchend trippelte unangemeldet ein Herrchen herein, dessen Beweglichkeit nur noch durch seine staunenswerte Beredsamkeit übertroffen wurde. Ganz Wohlwollen, Lächeln und Seele! Nach allen möglichen Essenzen duftend, kippend und wippend wie eine Bachstelze auf dem Anger, verbeugte er sich rechts und links, gleichviel, ob da jemand war oder nicht. Es konnte einen nur Wunder nehmen, daß diese Wachsfigur nicht unter all den anderen Püppchen dort auf der Etagere stand, Platz hätte sie schon gehabt mit diesen dürren, in grasgrünem Atlas schillernden Beinen, den jäh abschüssigen Schultern, die Allongeperücke zart gepudert, die Wangen geschminkt und das Gehirn dahinter — federleicht.

„Très humble serviteur, très humble," ächzte er, küßte der Hausfrau die Rechte, schüttelte Zanthiers beide Hände, küßte der Hausfrau die Linke und sank in den Schaukelstuhl, um entsetzt wieder aufzufahren, da er auf solche Nachgiebigkeit nicht vorbereitet war. „Haben Sie gehört, beste Freundin, haben Sie? Skandalös, aber pikant! zum Totlachen pikant!" Dabei schwenkte er ein Zeitungsblatt wie ein Fähnlein über dem Haupte. „Sie sehen heute wieder entzückend aus, ma chère. Sitzen? Unmöglich! Nur en passant. Wenn ich nur Worte finden könnte! Bei drei Regierungsräten Visiten gemacht, zwei Comtessen karessiert, viermal gefrühstückt, der Venus auf der Terrasse Kußhändchen zugeworfen! Herr, mein Herr, umarmen Sie mich; Sie sind ein edler, junger Mensch. Die Arabeske da auf der Schulter steht Ihnen vortrefflich. — Aber vorlesen muß ich's Ihnen doch, mon dieu, wenn ich nur den Ton finde." Da saß er wieder, nach Luft schnappend, mit zitternden Wangen und drehte das Blatt immer auf den Kopf herum. „Madame, großartiger Sieg! Nemesis ist gerecht. Die Pfaffenrat en décadence, en disgrâce. Das kommt von den unerhörten Prätensionen. Hat nicht der Brigadier Ritterich die verwitwete Gräfin Giech geheiratet, der Hofrat Vogelsang zu Wernigerode des Fürsten von Waldeck eheleibliche Schwester? Aber der Frau Ritterich und Frau Hofrat ist keine Dame nachgegangen, sie gehen nach der ancienniné ihrer Männer. Die gewesene Markgräfin von Bayreuth. . . ."

„. . . Heißt jetzt Gräfin Hodiz," unterbrach Frau Christiane lachend. „Und geht nun als Frau Kammerherrin durch die Straßen von Wien. Bester Geheimrat, das weiß ich nun schon auswendig. Indes Sie Atem schöpfen, bin ich so frei, Ihnen meinen Neffen vorzustellen. Lothar, der Geheimrat von Pfau, Kabinetsminister, Präses des Staatsministeriums u. s. w."

„Nicht nötig, Madame, nicht nötig! Sah den Herrn gestern in der Fasanerie. Au nom de dieu, schon 10 Uhr vorüber! Mein Garderobier wartet. Also nur im Fluge die neueste Post. Superbe Diktion!"

„Was haben Sie denn da, Herr Geheimrat? Die Anleitungen zu des Tages natürlichen Begebenheiten?"

„Natürliche Begebenheiten! Sehr gut gesagt, Herr von Zanthier! Mitunter auch etwas unnatürliche. Par exemple hier, unter den moralischen Betrachtungen ein Kabinettsstück: Kanarienvogel und Gimpel. Hören Sie." Von unterdrückten Lachanfällen unterbrochen, Thränen in den Augen, las er in einem Tempo, daß die Worte lawinenartig sich überstürzten: „Es war einmal in einer Volière ein Kanarienvogel, ein Femininum. — Ich bitte Sie, wer sagt heutzutage noch: es war einmal! — Also weiter. Ein Femininum, und draußen vor dem Fenster saß ein Gimpel und sang. — Gimpel! merken Sie? — Die Demoiselle wußte nichts vom Leben, als daß sie ein Kanarienvogel war, zwei Flügel hatte und zwitscherte. Als die Volière einmal offen stand, flog sie hinaus auf einen Pappelbaum. — Pappelbaum! Grandioser Witz! — Da saß der Gimpel, und das Fräulein dachte: er hat zwei Flügel und zwitschert, also ist er ein Kanarienvogel. Mit der Sehnsucht nach den Kanarischen Inseln in der Brust — Brust anstatt Busen, sehr gut! — flog es ihm

nach und sang sein erstes Liebeslied. Der Gimpel wurde mißtrauisch und flog weiter, der Kanarienvogel ihm nach in den harzigen Tannenwald, wo er kleben blieb. Hier ist's nobel, sagte er, hier müssen die Kanarischen Inseln sein, und setzte sich zum Gimpel auf den Ast. — Im Frühling aber saß eine junge Madame still im Nest und brütete: Kanarienvogel oder Gimpel? — Haha, die Moral liegt auf der Hand. Armer Gimpel! Und heute muß ich zum Diner zu ihm, natürlich in schwarzer Robe, rabenschwarz. Das sieht nach Beileid aus."

„Sehr gut, mein lieber Pfau. Sie können sich nicht zarter ausdrücken. Immer distinguiert wie Ihr famoses Libell."

„Meins? Um Gotteswillen, Sie reden mich um den Hals. Bitte, die Sache bleibt ganz entre nous. Ich bin überhaupt nicht hier gewesen. Herr von Zanthier, ich kenne Sie noch garnicht. Aber die Zeit hat Flügel, und die Frau Oberstallmeister muß es noch hören. Sie wird gerührt sein wie — Butter, die — Butlar. Passabler Witz, was?" Und dreimal um sich selbst wirbelnd, schwenkte er zur Thür hinaus, nachdem er noch dreimal seinen Hut mit einem Kissen, einer Fußbank und einer Zeitung verwechselt und dreimal um Entschuldigung gebeten hatte.

Die Pendule auf dem Kaminsims holte zum Schlage aus, und bei jedem derselben tippte Lothar, der hinter den Schirm geflüchtet war, mit dem Zeigefinger an seine Stirn. Ihn schwindelte, er mußte wie ein Hecht auf dem Trockenen nach Luft schnappen, als hätte Herr Pfau allen Ozon im Zimmer aufgesogen. Himmel, was hatte er hören müssen! Das war ja der erklärte Skandal, der seine schönen diplomatischen Batterieen über den Haufen warf. Und Frau Christiane? War's möglich! Da saß sie auf dem Polster vor ihrem Spinett und schlug eine lustige Tanzweise an, die in kriegerischen Marsch überzugehen drohte. Mit einem jähen Akkord brach sie ab und neigte den üppigen Hals zurück. „Noch immer in der Reserve, Lothar?" scherzte sie übermütig. „Sie werden sich die Rockschöße ansengen. Nun, was sagen Sie zu meinem zündenden Funken?"

„Und der Mann ist Präses des Staatsministeriums?"

„Das nebenbei. Vor allem ist er Präses des Meininger Klatsches. In Ermangelung eines besseren Kolporteurs sandte ich ihm gestern das Blatt anonym, in Patschouli getränkt."

„Sie, Sie selbst?"

„Hochsteigenhändig. Unschuldige Korrespondenzen, echtes Wiener Fabrikat. Was wollen Sie? man muß die jungen Talente protegieren. Unsere verehrte Nachbarin braucht nur zu widerlegen und mag dann ihre Lilien weiter begießen. Ja, mein Bester, Sie gehen auf den Fußspitzen weiter, ich mit Siebenmeilenstiefeln. Sie bieten mir Mandelmilch, ich will Champagner, viel Champagner. Voilà la différence. Die Pfropfen werden knallen, nicht wahr?"

„Und wenn Serenissimus es ungebührlich, unweiblich gar nennen sollte?"

„So soll er mir's danken, daß ich in seinem Herzogtum Männer aufzustöbern gedenke, die die Ehre einer Frau zu verteidigen wissen. Meinetwegen erst die Feder und dann das Schwert."

„Oberstallmeister und Hofstabskommandant von Butlar," meldete der Lakai.

Mit einer unwillkürlichen Erregung warf Frau Christiane die Schleppe herum und fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als müßte sie sich auf den Namen besinnen. — „Hören Sie da," flüsterte sie hastig dicht neben dem fassungslosen Neffen. „Ein Parlamentär aus feindlichem Lager. Aber das ist nichts für Ihre Nerven. Gehen Sie, mein superkluger Freund, und denken Sie besser von einer alten Tante, die im achtzehnten Jahrhundert sich mit einem unschuldigen Giftpulver behilft, wo sie im Mittelalter vielleicht um Ihren Degen gebeten hätte. Sidonie und Henriette mögen Ihnen eine stille Limonade mischen, die erquickt wunderbar."

„Aber der Stallmeister?"

„Der darf uns nicht beisammen sehen, sonst bringt er Sie noch ins Gerede. Mit dem werde ich schon allein fertig. Wenn er mit Granaten droht, so denke ich an Billardkugeln."

„Und Sie empfangen ihn unfrisiert?"

„Gewiß, ganz intim. Sie können sich darauf verlassen, daß er ungeschminkt kommen wird. Und nun gehen Sie und plaudern Sie mit meinen Kleinen vom Lauf der Welt, Sie dürfen sogar von Liebe sprechen. Sollten Sie eine Eroberung zu verzeichnen haben, mein Kalender steht zu Ihrer Disposition."

Sie hatte doch geglaubt ruhiger zu sein, als sie es jetzt da unter dem Schnürleib fühlte. Sollte sie ihren treuen Eckard zurückrufen? Jetzt, nachdem sie ihn so liebenswürdig aus aller Contenance gebracht? Den konnte sie sich für spätere Zeiten aufsparen. Wozu auch? Stand nicht in der Ecke da dem Eingang gegenüber ihr natürlicher Verbündeter, der venetianische Spiegel? Selbst kluge Frauen fühlen sich vor dem Spiegel sicherer, der ihnen genau sagt, worüber sie zu verfügen haben. Also auf den Posten! Mit geschicktem Finger bauschte sie die eigensinnigen Löckchen an Stirne und Schläfen kriegerisch auf und schien in das Ordnen und Zupfen ihrer blauseidenen Schleifen so vertieft zu sein, daß sie unmöglich sofort für den Eintretenden Zeit haben konnte.

Der kam ungeschminkt, das sagte ihr ein Blick in das Glas vor ihr. Eine stramme Gestalt von solcher Ungelenkigkeit, als hätte der Mann sein ganzes Soldatenleben im spanischen Bock oder auf dem scharfkantigen hölzernen Esel verbracht. Dabei trug er den Kopf immer im rechten Winkel zu den Schultern, als könnte nie durch ein freundliches Neigen ein spitzer daraus werden. Kurz ein Mann, mehr Eisen- als Veilchenfresser, dessen kranichartige Beine in glänzenden Reiterstiefeln ächzten, eine Reminiscenz aus dem spanischen Erbfolgekriege, den Seine Hochwohlgeboren als den trojanischen Krieg seiner Jugend zu betonen pflegte. Das Gesicht mit gesträubtem Katerbart, mit einem Gemisch von salopper Weltverachtung und professionierter Tücke, wies als besonderes Merkmal eine erschreckende Nähe von Kinn- und Nasenspitze auf, die sich in der Luftlinie zu berühren drohten, während sich dazwischen ein zahnloser, eingefallener Mund amphibienartig bewegte. Rechnete man dazu den stereotypen fauchenden Ton durch die Nase, wenn er zum Sprechen die Lippen verschob, und spinnenähnliche Bewegungen der knöchernen Finger, so hatte man einen Mann vor sich, dem der Steckbrief so zu sagen auf den Leib geschrieben war.

Da man ihn nicht zu bemerken geruhte, so räusperte er sich und ließ seine elegante Reitgerte ungeduldig einige Kreisbewegungen beschreiben. Mit etwas koketter Überraschung machte Frau Christiane eine Wendung, die aber noch lange nicht zum Sitzen auffordern sollte.

„Herr Oberstallmeister! Das nenne ich überfallen mitten im Frieden. Lachen Sie nicht; mit 44 Jahren muß man dem Spiegel schon einige Avancen machen. Ich begehe wohl keine Indiskretion, wenn ich Sie bitte, dies kleine Intermezzo der Frau v. Butlar zu verschweigen. Übrigens sollen Sie auch Ihre Strafe haben. Meine Zofe ist verschnupft, und ich bin au bout de mon latin. Bitte diese Schleife hier auf die rechte Schulter! Ihre Peitsche hebe ich unterdes auf. So, so. Nur nicht zu zaghaft! So ganz aus der Übung können Sie doch noch nicht sein. Danke. Charmant, wie das kleidet! Wozu ein Veteran von 1709 nicht auch zu gebrauchen ist! Und nun herzlich willkommen. Bitte, hier zu meiner Rechten. Einen Augenblick! Da hat vor zehn Minuten Herr von Pfau gesessen, und ich weiß, daß Sie Moschus nicht ausstehen können.“ Mit übertriebener Beflissenheit fegte sie mit dem Spitzentuch über die Stuhllehne hin und ließ sich dann langsam neben ihrem Kammerdiener wider Willen nieder. Die Reitpeitsche glitzerte spielend in ihrer Hand. „Wissen Sie, was ich jetzt denke, Herr von Butlar? Sie erraten es nicht. Daß nämlich eine Zeit kommen kann, in der wir Frauen das da als Scepter halten werden und den Männern zur Abkühlung unsere Fächer leihen. Oder was meinen Sie?“

Zweimal hatte ihr Partner vergebens all diese Liebenswürdigkeit durch ein dumpfes Knurren zu entwaffnen gesucht. Auch jetzt öffnete er die Lippen handbreit, aber lachend kam ihm seine liebenswerte Feindin wieder zuvor: „Sehen Sie, Sie echauffieren sich oder waren schon echauffiert, als Sie kamen. Natürlich direkt von der Reitbahn, Herr Oberstallmeister? Sie müssen sich tüchtig bei mir erholen, selbstverständlich sind Sie mein Gast zum Diner.“ Kerzengerade schnellte der borstige Kriegsmann in die Höhe. Die Frau wurde ihm unheimlich, wie sie jetzt ihn wieder schmeichelnd herabzog und mit süßestem Lächeln hinzufügte: „Ich weiß, ich weiß, daß Sie da drüben engagiert sind. Aber was thut's? Sie melden sich dort abends zu einer Tasse Chokolade und berichten, wie man bei mir kocht. Himmel, das kann interessant werden! A propos, wie lebt man denn dort drüben? Herr Justus

Herrmann soll melancholisch geworden sein und eine archäologische Abhandlung über privataltertümliche Tintenfässer seit Perikles schreiben. So was kommt wohl erst in die Hofapotheke zur Untersuchung, ob's nicht giftig ist? Und Frau Wilhelmine Amalie, wenn ich fragen darf?"

„Liest Zeitungen," brach jetzt der Oberstallmeister los mit schaudererregender Accentuierung und zerrte heftig an einer losgetrennten Goldborte seines Reiterwamses. Man begann den neutralen Boden zu verlassen.

„Zeitungen? Nein, wie sympathisch! Die Bremer Beiträge, Belustigungen des Verstandes und Witzes, oder gar Gottscheds „vernünftige Tadlerinnen?" Und Ihre Frau Gemahlin?"

„Betet für ihr Seelenheil."

„Für mein Seelenheil?"

„Madame!" Fauchend war er aufgefahren mit dem festen Entschluß jetzt das Terrain zu behaupten. Um nicht aus dem Takt zu kommen, wirbelte er die lose Borte wie eine Drehorgel herum und knurrte: „Sie verkennen meine Situation. Nicht als Ihr valet de chambre, nicht als Ihr Gast stehe ich hier. Mein Auftrag ist, sehr deutlich zu sein."

„Daher das Sporenklirren als Präludium. Aber jetzt das Adagio, bitte."

„Kann leider nur mit Dur-Akkorden aufwarten, von wegen stattgehabter kleiner Differenzen."

„Vergessen, bester Oberstallmeister, vergeben und vergessen."

„Noch nicht so ganz. Aber da wir gerade von Gasterei reden, bin ich so frei, Madame zum Wilhelminentage in den alten Fürstenbau zu laden. Vergeben und vergessen? Nicht wahr, so lautet die Parole?" Grünlich schillerten seine Augen, wie er jetzt mit schlecht verhehlter Spannung zu Frau Christiane hinüberschielte. Wenn er aber ein flüchtiges Erblassen auf diesen schmalen, hocharistokratischen Wangen erwartet hatte, so sah er sich wieder getäuscht. Frau Christiane war eine geborene v. Schick, den chique hatte sie vor ihm voraus. Wie ein feiner Nadelstich durchfuhr es sie freilich, und ein leises Tremolo des Herzschlages ließ sich nicht verkennen. Aber Herzen mochte der alte Krieger zu selten studiert haben, und so fand er es denn auch äußerst naiv, als die kluge Dame schelmisch nur ein klein wenig den Kopf wandte und mit unterdrücktem Kichern flüsterte: „Und Ihr Creditiv, wer sendet Sie?"

„Frau Regierungsrat Wilhelmine v. Pfaffenrat." Frau Christiane wiegte boshaft den Kopf hin und her: „Rat und Rat! Ein schlechter Reim. Ja, wer da Rat wüßte."

„Sie refüsieren also?" Aber betroffen prallte er zurück, denn mit einer neckischen Wendung hatte die Gleichen seine Gerte zusammengebogen und starrte durch diesen improvisierten Rahmen mit impertinenter Sicherheit ihn so nahe an, daß er ihren Atem spürte,

„Guck, guck, Herr von Butlar," rief sie ausgelassen. „So sagte Reineke Voß, als er in des Löwen Höhle lugte. Am Wilhelminentage, nach einer Woche also, zur musikalischen Soiree? Das ist nobel, sehr nobel. Da habe ich Zeit, meine Robe zu bestellen. Rot, sage ich Ihnen, brennendrot, das kleidet."

„Sie nehmen an, acceptieren, so zu sagen?"

„Unter einer Bedingung, daß Sie heute mein Mittagsgast sind." Leicht erregt war sie aufgefahren und wies bestimmt auf das Parquet zu ihren Füßen. Sie wußte, daß sie ein gewagtes Spiel spielte, aber der Pfaffenrätin jetzt unter die Augen zu treten, war zu verlockend. „Ich verspreche Ihnen spanischen Salat," setzte sie tückisch schmeichelnd hinzu. „Sanft und weich wie die kirschroten Lippen Ihrer hochachtbaren Freundin, wenn sie von Liebe und Versöhnung lispeln." — Nein, dergleichen hatte der Veteran nicht erlebt. Noch zwei, drei Umdrehungen, und mit einem Ruck hatte er die Borte vom Saum gerissen. Grimmig schleuderte er sie fort und klapperte ratlos mit den Spitzen seiner historischen Stiefel.

„Nun?"

„Sie werden kommen, wirklich kommen?"

„Aber natürlich. Zweifeln Sie an meinem Taktgefühl? Das ist nicht höflich, Herr v. Butlar. Ich verspreche es Ihnen, sei's auch nur um Ihretwillen."

„Dann — dann werde ich bleiben, sei's auch nur um Ihretwillen."

„Ah, wie galant! Ja, das sind die Cavaliere der alten Schule. Unsere jeunesse dorée soll noch von Ihnen lernen. Ich bin entzückt, Sie meinem Neffen vorzustellen.

Oder Sie übernehmen das wohl selbst? Bitte, hierher durch die Enfilade ins Billardzimmer. Denn weiter darf ich Sie in meine Toilettengeheimnisse wohl nicht einweihen? Sollten Sie unterwegs meine Töchter antreffen, so sind Sie wohl so liebenswürdig, die Gerte beiseitzulegen.“ Mit einer graziösen Verbeugung lieferte sie ihm dieselbe aus und lüftete zuvorkommend den schweren Vorhang mit eigener Hand. Mit gefurchter Stirn, noch einmal schnaufend, als ob er danken wollte, schritt der Oberstallmeister durch. — Als würfe sie das Fallgitter hinter einem Raubtier zu, so ließ Frau Christiane mit leichtem Schauder die Falten sinken und trat leichter atmend zurück.

Butlar, der erklärte Favorit der Feindin, an ihrer Tafel! Das war wieder ein Sieg. Und nachher? Nun ja, daß da drüben etwas im Werk war, daran zweifelte sie nicht. Der Gimpel wollte sich rächen. Aber was hatte sie zu wagen? Toujours en vedette! Das schickte sich für eine geborene v. Schick. Vom Hofe herauf drang Trommelwirbel, die Wache wurde abgelöst. Wie mutig das klang, wie das erfrischte! Auf alle Fälle wollte sie Lothar mitnehmen. Man konnte nicht wissen, wessen diese Frau fähig war. Ihr Mann, der Hauslehrer a. D., soll ja der Sohn eines Messerschmieds sein. Des Vortritts konnte sie als Gast diesmal sicher sein.

Aber doch so ganz allein in den Kampf hinein? Wo waren ihre Bundesgenossen? Ein Gefühl der Bitterkeit beschlich sie. Ihr Gatte überreif, der Neffe unreif, und dieser Pfau — ein Strohmann, um Spatzen von den Kirschen zu scheuchen. Finster trat sie auf den Tisch zu, starrte in des Herzogs Brief und murmelte: „Sollten Sie recht haben, Serenissimus? Ihre Nachschrift will ich auswendig lernen, sie ist ein Meisterstück von ironischer Menschenkenntnis. Ja, Anton Ulrich, da ich Sie selbst Ihnen nicht schicken kann, muß ich auf Ihre Gnade wohl verzichten. Sie haben es gesagt: es gibt keine Männer mehr.“

5. Der Wilhelminentag.



Matt und noch mals matt, schachmatt! Mein bester Regierungsrat, wo haben Sie heute Ihre Gedanken? Alle Positionen lassen Sie fallen, und gerade heute, wo Sie, der erklärte Götterliebling, im Glanze Ihrer ehelichen Sonne strahlen. Strahlen, sage ich, Sie strahlen wirklich. Diese tour du gorge, dieses Spitzenjabot! d'Alençon, nicht wahr? Und dazu die Goldguirlanden à la chinoise auf dem samtweichen Violet! Einfach klassisch; aristokratischer Tic. Sagen Sie, was Sie wollen, ich bleibe dabei: Sie müssen als interessanter Findling der Frau Mama in die Wiege gelegt worden sein.“

Herr von Pfau ließ das goldene Lorgnon sinken und blinzelte fragend mit seinen freundlichen Kaninchenaugen zum Götterliebling hinüber. Sie saßen beide allein in dem eleganten Fumoir, das die strahlende Enfilade von Frau Wilhelminens Gesellschaftsräumen beschloß, beide allein in rotsamtnen hochlehnigen Fauteuils, und zwischen ihnen stand ein verschnörkelter Schachtisch mit farbigem Holzmosaik, an dessen Rätseln jetzt schon seit einer Stunde der geplagte Hausherr seinen spitzen Zwiebelkopf versuchte. So hatte es Frau Helmine — auf besondern Befehl nannte er sie nur so — gewünscht, um ihn von seinen Spezialuntersuchungen — er war gerade beim Tintenhorn des Mittelalters — abzuziehen und in salonmäßige Stimmung zu versetzen. So saß Herr Justus Hermann da im hochgräflichen Banne seiner Helmine, ein Zwitterding von Menschenpflanze zwischen Agave und Kartoffelkraut, begossen von den Bonmots seines Gegenüber, dem dies zusammengedrückte, eingepökelte Wesen wieder Grund zum Nachdenken gab. Er hatte seinen liebenswürdigen Wirt doch schon anders gesehen, z. B. gestern, als er zwei Lakaien einer zerbrochenen Tasse wegen ohrfeigte. Ja, Lakaien gegenüber streckte der Parvenü die Fühlhörner aus, die aber in Frau Helminens Gegenwart gehorsamst im engen Häuschen verschwanden.

„Revanche gefällig?“ schmeichelte Pfau mit einem letzten Rest von Liebenswürdigkeit, als er sah, daß alle seine gedrechselten Phrasen wirkungslos wie feuchte Raketen verpufften. Der Regierungsrat unterdrückte ein Gähnen und winkte ungeduldig mit der fetten Hand: „Lassen wir es,“ murrte er gedehnt und zupfte am aristokratischen Faltenwurf seines Jabot. „Eine verteufelte Idee meiner Frau, uns hier anzuschmieden, während sie mit ihrem Stallmeister schön thut. Ja, wenn die Königin da auf dem Brett Frau

von Gleichen hieße, dann lohnte sich das Spiel. Dann würde ich sie so lancieren." Mit grimmiger Gebärde knipste er die Figur vom Tisch, daß sie dicht an des Kabinettsministers Nase vorbei auf den Teppich flog. Rasselnd folgte ihr das ganze Spiel, von Herrn Justus' Ellenbogen heruntergefegt. Das eigentlich durchaus nicht unschöne Gesicht desselben, von natürlichen, stark gepuderten Locken eingefaßt, verzog sich dabei zu einem widerwärtigen Grinsen, und seine muskulöse Gestalt mit einem starken Ansatz zur Korpulenz dehnte und streckte sich echt bürgerlich im Lehnstuhl seiner Frau. Mit einem raschen Griff hatte er jetzt vom nächsten Nippestische eine Pagode erfaßt und stellte sie mit derbem Lachen Herrn von Pfau gegenüber. — „Da, fragen Sie den," rief er herausfordernd und schlug lärmend an die Tischkante „das ist ein artigeres Spiel. Ich wette, der kleine Naseweis wird Sie besser unterhalten. Heraus mit den Fragen! Ew. Wohlgeboren bersten ja vor Neugier."

„Aber um des Himmelswillen, Sie scherzen."

„Nein, mein allerliebster Herr, es wird heute satanisch ernst. Wir rechnen ab mit den Jägermeistern von drüben. Wer lehrte sie auch Jagd auf Gimpel machen?"

„Weiß Serenissimus von dem bewußten Artikel?" Schweigend hob Herr Justus den dicken Zeigefinger, und gehorsam nickte die Pagode.

„So ist ein herzoglicher Befehl arriviert?" Die Pagode nickte.

„In den Händen des Herrn von Butlar?" Der kleine Porzellanchinese schien sein Gesicht um einige Linien breiter zu ziehen und nickte. Zwei rote Flecken zeigten sich auf den Wangen des Fragenden. — „Und heute ist Exekution?" Die fürchterliche Puppe antwortete mit einem grinsenden Ja. Sie wußte alles, und er, der Präses des Staatsministeriums, nichts. Das war zu viel! Mit hochrotem Gesicht fuhr er aus seinen Polstern und stotterte: „Also ein Eklat, ein Affront?"

Mit schallendem Gelächter brachte der Hausherr sein Spielzeug zur Ruhe und warf sich zurück, daß sein Sessel knackte. — „Affront? Heißt das Prügelei, mein Herr Franzose? So weit kommt es leider nicht. Aber Aufregung wird's geben, ob beim Geflügel oder erst bei der Torte, das müssen Sie meine Frau fragen. Kommen Sie, untersuchen wir das Terrain. Glatt, das Parquet, nicht wahr? Man könnte fallen, wenn man seinen Knix nicht zu machen versteht." Ungeniert hatte er den Arm um die winzigen Schultern seines Gastes geworfen und zerrte ihn hinaus in den Saal, der in blendendem Kerzenlicht mit seinen vergoldeten, erhabenen Stuckarbeiten etwas aufdringlich an seine gräfliche Wirtin mahnte. Genien hier, Genien da, Genien überall. Hier mußten sie an Guirlanden Lustres halten, dort an Kandelabern lauschen, hier die Nasen in tropische Gewächse stecken, dort in ungenierter Nacktheit die Schattenseite ihrer Körper in seidene Draperien verbergen.

„Nobel, was?" prahlte der Parvenü selbstgefällig und schloß blasiert, wie ermüdet von dieser Pracht die Augen. „Hier der Damast aus Lyon, dreiundfünfzig Thaler die Elle. Die Schale dort, römisches Mosaik, direkt aus Italien, einhundertfünfzig Gulden ohne Transport. Man muß zu leben wissen, was? Aber für Frau von Gleichen ist natürlich nichts zu kostbar." Sie waren in den Muschelsaal getreten, an dessen Wänden Korallen, Seesterne und Krystalle in geschmackloser Verwirrung durcheinanderdrängten. Unbeweglich wie in einem Schraubstock stand am Eingang ein klapperdürrer gallonierter Lakai mit angeborener Armsündermiene. Bewundernd blieb Herr Justus auch vor dieser Rarität stehen und schlug dem schon längst verstummten Begleiter vertraulich auf die Schulter: „Wollen Sie mir's glauben, Verehrtester, daß mich der Kerl da, wie er da steht, zweihundert Thaler kostet? Es ist eine Schande. — Was hält Er hier Maulaffen feil? Marsch, den Champagner gekühlt! Frau Christiane wird's heiß bekommen, was?"

Plötzlich richtete er sich straff auf wie eine angerufene Schildwache. Er hatte eine Schleppe knistern hören. Sein ganzes Wesen schien sich wieder ins eiserne Korsett der Etikette hineinzuzwängen. Bei jeder Fingerbewegung sah man ihm den Zwang an, sich selbst zu beobachten, damit nicht ein Teil von dem kostbaren Ganzen verloren ginge. Richtig, da an der Schwelle des Venuskabinetts stand halb noch hinter den Falten des Vorhangs Herr von Butlar regungslos wie ein Sonntagsjäger auf dem Schnepfen-

stande und neben ihm vertraulich tuschelnd die kleine Frau, die geborne Comtesse, die bisher so viel schon für ihr reichsgräfliches Wappen gethan hatte.

„Justus!“ kommandierte sie mit scharfer Stimme, schwenkte ihren Straußenfächer mit einiger Willensstärke und hob die kleine Stutznase um einen Zoll höher. Da war schon der gehorsame Ehemann an ihrer Seite just in der Position seines eben gemaßregelten Lakaien. Mit feinfühligem Instinkt gedachte er eine zärtliche Liebkosung anzubringen, nur war er in Verlegenheit über das Wo. Sollte er ihr Haar streicheln? Da türmten sich drei Stockwerke Locken übereinander, von Wachs, Pomade, Draht und Nadeln gehalten. Er hätte die Brillantagraffe verrücken können. Ein Kuß auf die Wange? Die Schönheitspflästerchen hätten gelitten! Am liebsten ein kecker Griff um die Taille! Aber das war rein unmöglich, denn da bauschten sich krause, gezackte, gerundete namenlose Hüllen zu einem wahren Festungswall auf, um die Hüften wulstige Falten aus meergrünem Atlas, worüber die Goldbrokatschleppe fiel.

„Justus, mein Riechsalz!“ Der Befehl schnitt energisch alle derartigen Anwandlungen ab und konnte nicht schnell genug ausgeführt werden, denn schon setzte die kleine Erlaucht erläuternd hinzu: „Heute muß ich nämlich stark sein, Herr von Butlar, es wird Alterationen geben. Nach dem Souper, Justus, es bleibt dabei. Sieh da, monsieur le président! Ich beneide Sie um Ihre gute Laune, ahnungslos wie ein Falter am Rosenkelch. Ich bedauere, daß meine Gäste Sie so lange auf die Tafelfreuden warten lassen. Übrigens wird mein Herr Regierungsrat wohl nicht ermangelt haben, Ihnen einen Vorgeschmack durchs Menü zu bereiten. Maigrüne Potage, himmelblauer Hecht, Pastete mit Silber inkrustiert, haha! Und dann das Dessert: Crême à la sultane, ein Auflauf sage ich Ihnen . . .“ Mit boshaftem Lachen brach sie ab.

„Woran mancher sich den Magen verderben soll,“ wagte der Hauslehrer a. D. scherzend einzufallen, aber ein stechender Blick und das Rasseln eines Fächers belehrte ihn eines bessern, und verlegen wandte er sich an Butlar mit der improvisierten Frage, wann denn eigentlich die Schonzeit der Hasen beginne. „Auf Ihren Posten, cher mari,“ befahl die geborene Comtesse kurz. „Sie haben die Lose bereit, die jeder Dame ihren Cavalier zuweisen? Gut. Dabei werden Sie den Zufall insofern zu korrigieren haben, als Herr von Zanthier mein Nachbar wird. Man muß den jungen Mann protegieren, nicht wahr, Herr Oberstallmeister?“

„Wobei er nur gewinnen kann, Madame.“

„Schmeichler! Es geht doch nichts über einen Mann, der den Degen geführt hat, wenn er auch bisweilen da drüben diniert. Immer schneidend wie Nordwind, der aber mit dem Süd auch kosen kann.“ Die banale Phrase des alten Gecken schien sie zu Thränen zu rühren, ein Schlag mit dem Fächer, ein seelenvoller Blick belohnte ihn.

„Und unsere Frau Landjägermeister?“ fragte Herr Justus scharf, um die für ihn etwas peinliche Scene zu kürzen, da er über keinen Degen zu verfügen hatte.

„Ah die! Ja, die muß Fortuna unten, ganz unten an der Tafel placieren. Schicksalstücke, was weiter! Herr von Pfau, Sie werden die Güte haben, unsere Gäste zurückzuhalten, bis ich das Glockenzeichen gebe.“

„Mon dieu, welches Zeichen?“

„Surprisen, Freundchen, reizende Surprisen. Sie werden zu erzählen haben. Wehe dem, der dabei Ihr Opfer wird! Horch, Stimmen im Flur! à vos places, messieurs! Justus, wenn sie eintritt, wird ein Marsch gespielt.“

„Sie meinen eine Aufforderung zum Tanz?“

„Ein Trauermarsch, ich befehle!“ Nervös krampften sich ihre schmalen Finger um den kostbaren Fächer, und ihre hohen chinesischen Absätze klapperten so deutlich, daß die drei Herren wortlos hinter der Portiere verschwanden. Katzenartig funkelten ihre kleinen zusammengekniffenen Augen, wie sie jetzt lauernd durch eine Spalte in ihre Prunkgemächer hineinlugte.

Im Amorettensaale rauschte und wogte es schon von Regierungsräten und Kammerherrn, von Baroninnen und Gräfinnen, von Geborenen und Nichtgeborenen, denn auch die Honoratioren der Residenz waren diesmal ausnahmsweise zum Versöhnungstage geladen. Schwarze Frackschöße streiften betreßte Uniformen, silberstrotzende Roben auch verschossene Seidenfähnchen, aus Großmutters



Studie von Otto Knille.

Hochzeitskleid geschnitten. Dazwischen schwirrten wie Johanniswürmchen stammelnde Leutnants und klirrende Fähnriche, die ihren „maître de plaisir“ zu Hause noch einmal durchgelesen, ehe sie sich die Moustaches gewichst. Sie waren gekommen, waren alle gekommen, um zu sehen und gesehen zu werden, zu protegieren oder hochgestellten Gönnern die Hand zu küssen. Das zirpte und wisperte wie in einem Heuschreckenschwarm, wenn die Julisonne am heißesten auf eine gemähte Wiese scheint. Mancher unfreiwillige Hups lief dabei mit unter, denn eine Dame des achtzehnten Jahrhunderts beanspruchte viel Raum zu ihrer Entfaltung, und auch die Schleifen und Löckchen der Cavaliere mußten respektiert werden. Hier gratulierte man einer geschwätzigen, rotwangigen Hofrätin zu ihrem neunten Wochenbett, dort kondolierten die Hofdamen einer Frau Legationsrat, die den Anton Ulrich noch auf dem Schoß gehalten. Ihr Ehegespons nämlich hatte seiner Leichdornen wegen zu Hause bleiben müssen. Überall lächelnde Mienen, huldvolle Versicherungen, mitunter sogar der Ansatz zu einer Liebeserklärung oder zu einer Thräne der Dankbarkeit; überall eitel Liebe und Freundschaft und Gemütlichkeit, und darüber eine leichte Wolke von Staub, Puder, eau de Cologne und Kerzenduft. Man merkte, daß man in der Elisabethenburg Hofluft umsonst atmen konnte. Nur dort im äußersten Winkel hinter einer Marmorvictoria unter Palmen schien ein Wetter aufzuziehen. Da hatte ein steifer Oberstleutnant seine müden Glieder auf einer Causeuse zusammengelesen, und neben ihm saß vertraulich tuschelnd eine kugelrunde Majorsfrau, die hinter ihrem Fächer dem Jugendfreunde vertraute, daß ihr von einer gesprungenen Harfensaite geträumt.

Plötzlich verstummte auch dieser ahnungsvolle Engel, denn durch die weit aufgerissenen Flügelthüren brausten die dumpfen Akkorde des Trauermarsches. Herrn von Pfau erstarb ein großartiger antiker Vergleich auf den Lippen. Er verwickelte sich in die Schleppe der Frau Legationsrat und mußte sich einen giftigen Blick und die Bemerkung gefallen lassen, daß sie einen passablen Tanzmeister zu zwei Thaler die Stunde empfehlen könne. Selbst der Oberstallmeister, der doch schon Blut gesehen, fuhr tastend nach dem Herzen, ob es noch schlage. Da er aber in offenbarer Gedächtnisschwäche an die rechte Seite griff, so schlug es natürlich nicht, was seine Aufregung bedeutend steigerte.

Jetzt hatte die Gesellschaft ihr Centrum, mitten unter den glänzenden Prismen des Kronleuchters stand die Gleichen an ihres Neffen Arm vornehm und kühl, als ob sich hier der Vortritt von selbst verstände. Sie hatte Wort gehalten: rot, brennendrot vom Scheitel bis zur Sohle. In schweren Falten fiel die rote Samtschleppe über den weißen Atlas des Unterkleides herab, eine rote Reiherfeder wiegte sich über dem gotischen Toupé. Feindlich blitzten die Brillanten auf dem üppigen Nacken und an den runden Armen. Für die erwartungsvolle Menge ringsum hatte sie nur ein herablassendes Kopfnicken, für den aufmerksamen Hausherrn kaum ein höfliches Wort gehabt. Blitzschnell hatten ihre grauen Augen einen Punkt herausgefunden, an dem sie eigensinnig haften blieben. Dort in der Fensternische stand in einem Kreise jüngerer Offiziere, beängstigend mit dem Kopfe wackelnd, Frau Oberstallmeister von Butlar. An ihrer etwas überreifen Schönheit, die mit den gelbsüchtigen Wangen und der gelben Atlasrobe lebhaft an eine ausgepreßte Citrone erinnerte, war nichts Bemerkenswertes. Aber der Kopf war trotzdem interessant. Denn da hockte in einem Wust von Locken, Schleifen und Topasen ein allerliebster kleiner Kanarienvogel. Frau Christiane wußte genug. Doch hatte sie kaum Zeit einen festen Schluß daraus zu ziehen, denn jetzt öffneten sich die Portieren, und die angenehme Wirtin stand ihr gegenüber.

Wenn auch nicht für Schwestern, für Milchschwestern wenigstens, die sich nach langer Trennung begrüßen, hätte man die beiden halten können. Nicht ein böses Fältchen, nicht ein bittres Zucken der Lippe. Süße, anmutige Fragen, die keine Antwort erwarten, lebhaftes Bedauern, daß man so spät . . . ., liebenswürdige Nachfrage, ob der Herr Gemahl, . . . aufrichtige Bewunderung, daß die Demoisellen Töchter schon.... Es war geradezu erhebend, Herrn von Pfau prickelte es in den Augenwinkeln, Butlar fauchte decent wie ein überraschter Igel.

„Alors c'est à vous, monsieur,“ lenkte die Pfaffenrätin nach solch erschöpfender Bravourleistung ein und wandte sich mit bestrickendem Lächeln an Herrn von Zanthier.

„Sie werden entschuldigen, gnädige Frau, daß ich Ihnen Ihren gefährlichen Ritter entführe, sonst entführt er uns am Ende unsere ganze Damenwelt."

„Bitte über ihn zu verfügen, Madame."

„Er soll mir pikante Neuigkeiten aus Wetzlar zum besten geben. Sagen Sie, mein Herr Gelehrter, ist es wahr, daß die Damen in Wetzlar schneller sich erklären sollen als das Reichskammergericht? So weit darf meine Neugier doch gehen, gnädige Frau?"

„O Madame, das hieße auf halbem Wege stehen bleiben. Ich bin gewiß, daß Sie noch weiter gehen werden. Bestrickende Anmut darf nicht aus der Übung kommen." Aufzuckend wie zwei elektrische Funken in schwüler Sommerluft trafen sich sekundenlang die Blicke der beiden, um dann hinter den gesenkten Wimpern zu verschwinden. Mit aufdringlicher Zuvorkommenheit hatte sich die Butlar genähert und zwitscherte für ihren Kanarienvogel in allen Tonarten, während Frau Helmine den Augenblick benutzte, um an Lothars Arm plaudernd die Reihe ihrer Gäste entlang zu gehen. Jetzt standen sie allein am kleinen Schachtisch. Wie zufällig hatte die kluge Dame die Portiere gestreift, daß sie halb herabwallte und doch unauffällig die Aussicht auf den Saal frei ließ. — Vorsicht! hatte die Tante gesagt, Vorsicht! sagte ihm sein diplomatischer Takt, daher hatte Lothar, der jetzt im Schatten des Vorhangs vor seiner reizenden Wirtin stand, bisher die Lippen fest und nur Augen und Ohren offen gehalten. Unschlüssig drehte er sein dreieckiges Hütchen zwischen den Fingern und schien seine Aufmerksamkeit zwischen Frau Helmine und einer Madonna Correggios an der Wand zu teilen.

„Etwas heiß da drinnen," bemerkte sie nachlässig, setzte ihren Fächer in Bewegung und lehnte sich schmachtend ins Sopha zurück, was ihren Wuchs schon mehr als vorteilhaft hervortreten ließ. „Hier läßt sich's besser plaudern. Sie haben also Wetzlar mit Meiningen vertauscht. Schade, Sie entziehen das Talent seinem fruchtbaren Boden. Man ist hier bei uns reserviert, sehr reserviert. Man fühlt sich so einsam, so entsetzlich allein."

„Wenn man verheiratet ist?" fragte Zanthier harmlos wie ein Kind, das man zum erstenmal in einen Guckkasten sehen läßt. Die Pfaffenrätin biß sich auf die Lippen. War der Cavalier da kurzsichtig, oder verstand er sich so wenig auf die stumme Sprache? — „Hu, wie hausbacken!" scherzte sie und schielte mit ihren Taubenaugen kokett über die Federn ihres Fächers. „Sind Sie in die Residenz gekommen, Moral zu predigen? Dann dürfen Sie sich sogar hier aufs Sopha zu mir setzen, Tugend muß belohnt werden. Sie glauben nicht, wie das erquickt, wieder einmal in einen anderen Ideenkreis sich zu versetzen. Ja, als Serenissimus noch kein Fremder in seinem Lande war, da ging's lustig her. Oft, ich kann wohl sagen täglich war er mein Gast. An derselben Stelle wie Sie hat er gesessen."

„Auch so nahe?" — Ratlos ließ die junge Frau den Fächer sinken. War das berechnete Tücke? Aber dabei schaute er zu naiv, war der Ton der Stimme zu unbefangen. Der junge Diplomat mußte entsetzlich schüchtern sein. Denn jetzt sah er hilfesuchend zu seiner Madonna auf und verbesserte sich, wenn es anders eine Verbesserung sein sollte: „Dann darf ich wohl annehmen, daß Madame diese seltene Gunst Ihrer hohen Familie zu danken hatte. Es muß bezaubernd sein in solcher Stellung ein klein wenig der Vorsehung ins Handwerk zu pfuschen. Hohe Protektion ist eine seltene Gottesgabe."

Ah so! dachte die kleine Frau und rückte mit fast mütterlicher Zärtlichkeit ihrem Protegé so nahe, daß er hinter diesen Puffen und Falbeln zu verschwinden drohte. Hätte er nur seinen Kreisel gehabt, er hätte ihn hier auf Atlas tanzen lassen können.

„Nun, was das betrifft," tröstete sie huldvoll und berührte leicht seine Schulter, „Serenissimus wird nicht ermangeln, dem Verdienst seinen Platz anzuweisen."

„Das glauben Sie, Madame?"

„Mein Wort zum Pfand, ich weiß es sogar bestimmt."

„Dann wissen Sie wohl auch, weshalb Serenissimus nicht mehr auf diesem Sopha zu sitzen pflegt." Mit einer unwilligen Bewegung richtete sie sich gerader auf und ließ ihren Fächer fallen, den Lothar durchaus nicht übereilt aufhob, um ihn spielend in der Hand zu behalten. Das ging nicht mit rechten Dingen zu, dahinter steckte die Gleichen. Plapperte ihr da ein Papagei aus-

wendig gelernte Phrasen her? Sie wollte spionieren und wurde selbst ausgefragt. Mit der mütterlichen Sorgfalt war es also nichts. Aber bekanntlich ist das Frauengemüt ein kunstvolles Instrument mit verschiedenen Orgelpfeifen, man braucht nur ein anderes Register aufzuziehen. So faßte sie ihn denn neckisch unters Kinn und flüsterte: „Sie sind ein Schelm, mein schöner Ritter. Wissen Sie, daß es beleidigend ist, an mir vorüber zu der steifleinenen Madonna hinaufzusehen? Sie setzen mir einen wohlerzogenen Diplomaten auf silbernem Teller vor, der mich mit Wenn und Warum ängstigt. Ich aber suche einen Freund, launig, feurig, übersprudelnd."

„Seltsam, gerade so hatte ich mir den Herzog gedacht."

Ungeduldig stampfte ihr hochgräfliches Füßchen auf den Teppich: „So lassen Sie doch den Herzog! Sie sehen ja, er ist nicht hier. Nun ja, ich habe gern mit ihm geplaudert, schreibe ihm auch jetzt dazwischen. ."

„Richtig, meine verehrte Tante sprach davon."

„Ihre Tante? Ja so," wiederholte seine hübsche Nachbarin gedehnt. „Ihre Tante ist eine seltene Frau. Sie hat das wunderbare Talent, Menschen und Dinge beim rechten Namen zu nennen. Wie nennt sie also meine kleinen Korrespondenzen?"

„Aufrichtig gesagt, gnädige Frau, sie nannte sie gar nicht. Nur meinte sie, daß in Frankfurt Serenissimus sehr oft Langeweile haben müsse." Die kleine Hand sank von seiner Schulter.

„Ganz recht, ganz recht, sehr geistreich bemerkt, ganz meine Meinung." Verwirrt senkte sie die Augen und knöpfte zerstreut ihre langen Handschuhe auf. „Wollen Sie glauben, daß Anton Ulrich sogar Zeit findet, das Meininger Wochenblatt zu studieren." —

„Auch das neueste Exemplar?"

„Auch das neueste, mein vortrefflicher junger Galan," setzte die Pfaffenrätin gereizt hinzu. „Darf ich so frei sein, das Urteil der Frau Landjägermeister auch über diese moralischen Betrachtungen zu erfahren?"

„Wenn es mir noch einfallen sollte, gewiß. Übrigens ist die Tendenz der unschuldigen Historie wohl sonnenklar. Gewisse Menschen müssen eben die Sehnsucht nach den Kanarischen Inseln aufgeben. Oder meinen Sie nicht?"

Das war zu viel! Das Spitzentuch in den gräflichen Händen ballte sich zu einem Knäuel und wie eine Sprungfeder schnellte die Hausfrau in die Höhe: „Ich meine, mein Herr, daß es höchste Zeit zum Soupieren ist, bessere Gedanken kommen an der Tafel. Sie haben sich ja erstaunlich schnell in der Residenz eingelebt an fast in allem, was die leidende Menschheit anbetrifft. Nun ja, Sie wohnen da drüben. Darf ich fragen, ob Demoiselle Sidonie Henriette schwarze Augen hat?"

„Sidonie Sophia blau, Sophia Henriette braun," referierte der Schalk mit unerschütterlicher Ruhe. „Welche also meinen Sie?"

„O ich bin nicht neugierig. Hören Sie, da ruft unsere Tafelmusik. A propos, was meinte denn Ihre gestrenge Tante, als sie mit einem Marsch meiner kleinen Kapelle begrüßt wurde?"

„Sie bedauerte aufrichtig, Ihnen, Madame, nicht eine bessere empfohlen zu haben, und fand das Repertoire etwas beschränkt." Er fühlte, wie der Arm der Pfaffenrätin in dem seinen bebte, als er sie jetzt mit übertriebener Eleganz in den Saal geleitete. Ob er sie mit seiner Aufrichtigkeit gerade bezaubert, wollte er nicht genau bestimmen. Das konnte er übrigens seine Tante fragen. Aber vergebens sah er sich nach ihr um, denn an Herrn Justus' Arm hatte sie schon den dunkelgetäfelten Speisesaal betreten und nur mit einem zerstreuten Kopfnicken auf dessen impertinente Frage, ob sie eine Freundin von Überraschungen sei, geantwortet. Dann hatte sie gleichgiltig Pfaus Erörterungen angehört, der als ihr Nachbar viel über die Ungunst des Geschicks im allgemeinen und über den unvorteilhaften Platz im speziellen geredet hatte. Sie hatte sich keine Gedanken darüber gemacht so wenig wie über den Trauermarsch, den sie als selbstverständliche Geschmacklosigkeit hingenommen hatte. Sie hatte sich sogar vorgenommen, sehr unbefangen und heiter zu sein, und beruhigt durch einen forschenden Blick zu Lothar hinüber, nippte sie mit Wohlbehagen vom feurigen Ungarwein und fand die schwatzende, kauende Gesellschaft rinsum sehr unterhaltend.

Die überladene Tafel machte ihr trotz geschliffener Krystalle und Blumen, trotz des heraldischen Sevresporzellans eher den Eindruck eines vlämischen Stilllebens, etwa eines

Frühstücksbrets im Dorfe mit der Devise: Das kann ich. — Was kannst du? — Sie mußte ebenso über die dicke Majorsfrau lächeln, die sich an der Brühe à la procureur général die Zunge verbrannte, wie über den Eifer des Oberstleutnants, der den welschen Hahn tranchierte, als hätte er eine Batterie zu stürmen. Die Frau Hofrätin wurde jedesmal rot, wenn sie mit spaßhafter Geschicklichkeit beim Dessert ein Stück nach dem anderen in ihrem bodenlosen Ridikül verschwinden ließ — man konnte es ihr in Anbetracht ihrer neun Kleinen kaum übel nehmen — und eine Frau Registrator behauptete fortwährend, daß das Gefrorne zu kalt sei, weshalb sie mit vollen Backen auf ihren Teller blies, als hätte sie einen brennenden Pudding zu bestehen. Selbst Herrn von Pfau wurde ganz leicht um die Herzgrube. Seine vornehme Nachbarin hatte nämlich hell aufgelacht, als zu seinem Entsetzen eine Krebsschere aus seinen Fingern auf ihren Teller gesprungen war; ja er hatte sogar für alle Fälle einen erbaulichen Sermon über die Freundschaft bereit. Da aber hatte ein dröhnender Tusch das Schlußzeichen gegeben, und er behauptete noch als Greis, daß es anders gekommen wäre, wenn man ihn hätte reden lassen.

Um die brennenden Augen vom Lichterglanz zu erholen, war Frau Christiane als eine der letzten — sie wußte selbst nicht wie — aus dem Speisesaal in einen kleinen runden Salon getreten, der, von einer blauen Hängekuppel mäßig erleuchtet, durch himmelblaue Portieren vom Muschelsaal getrennt wurde. Von dorther ließ sich jetzt nach einem schüchternen Präludium auf dem Spinett eine schauerliche Ballade vom bleichen Mondschein und bleichen Knaben hören. Die liebenswürdige Frau Hofrätin sang sie mit mehr Gefühl als Schule, und wohlthuend brachen sich die ergreifenden Töne an dem dicken Damast, so daß die einsame Lauscherin sie nur gedämpft zu hören bekam. In ihrem stillen Winkel, der als türkisches Zelt ringsum mit Stoff bekleidet war, auf dem bequemen Rundsopha war es recht behaglich. Auch die Venus, das einzige Bild darin, schaute ziemlich decent aus goldenem Rahmen herab. Eben wollte Frau Christiane, an den bronzeverzierten Tisch gestützt, sie näher betrachten, als hinter ihr eine Schleppe rauschte. Die beiden Nebenbuhlerinnen standen sich gegenüber.

„Ah, gnädige Frau!“

„Madame?“

„Wie man sich doch findet. Darf ich annehmen, daß unsere Gedanken dieselben waren? Auch meine Gewohnheit ist es, hierher vor allzuviel Flatterieen zu flüchten.“

„Hier dürften Sie allerdings sicher davor sein. Entschuldigen Sie, daß ich ahnungslos dies Heiligtum entweiht. Hier habe ich mich natürlich zurückzuziehen.“

„Sie mißverstehen mich, gnädige Frau.“

„Bitte, da ich mich ungebührlich lange Ihrer glänzenden Gesellschaft entzogen habe.“

„So bleibt Ihnen für mich kaum eine Sekunde; ich werde genügsam sein.“ Sie hatte sich dicht am Eingang auf einen Divan niedergelassen und spielte unauffällig mit einem Zeitungsblatt auf dem Tische. —: „Ännchen von Tharau ist, die mir gefällt,“ klang es jetzt munter vom Saal herüber. Eine frische Sopranstimme hatte den überlebten Alt abgelöst.

„Es ist spät, Madame,“ entschied die Gleichen bestimmter und streifte den weißen Handschuh auf ihre Linke. „Wenn Sie die Güte haben wollten, meinen Neffen zu avertieren. Die Sänfte wartet.“

„So eilig plötzlich? Das thut mir leid, zumal Herr von Zanthier eben erst warm geworden ist. Ein wenig schüchtern, der junge Mann?“

„Dann brechen wir um so eher auf, sonst könnte er sich einen Schnupfen holen. Schüchtern sagen Sie? Das wundert mich bei Ihrer Liebenswürdigkeit, bei Ihrem Esprit. Pardon, ich hätte fast eine Flatterie gesagt, und Sie sind ja davor geflohen. Enfin, Sie kommen um eine Eroberung und ich um so früher zu Bett.“ Im Saale wechselte die Melodie unter allgemeinem Bravorufen, und der Sopran hob überschwänglich an: „Ein getreues Herze wissen, hat des höchsten Schatzes Preis.“

Die Pfaffenrat hatte ihre Zeitung fächerartig gefaltet und ließ die Titelbuchstaben des Blattes vor den Augen der Gleichen tanzen. Was war das! Die Anleitungen zu des Tages . . . Ah, nun verstand sie, nun mußte sie bleiben, und kühl bis in die Fingerspitze hinein setzte sie sich gelassen der schlauen Gegnerin gegenüber. Triumphierend

lächelte diese und hob das Blatt kokett in die Höhe.

„Sie staunen über meine kleine Improvisation," bemerkte sie tückisch. „Ja, meinen Fächer muß ich noch von Ihrem Neffen zurückerobern. Sie sehen also, daß die Eroberung doch eingeleitet ist."

„Vermutlich ebenso taktvoll wie die kleine Überraschung, die jetzt meiner wartet. Ihr Herr Gemahl war so liebenswürdig, mich darauf vorzubereiten."

„Mein Mann?"

„Der Regierungsrat Pfaffenrat ist doch Ihr Mann?" Sie accentuierte diese scheinbar naive Frage besonders scharf. „Nun, sehen Sie, hat er Sie um das Vergnügen gebracht, mich fassungslos zu sehen. Der ehemalige Hauslehrer kann sein Metier nicht ganz vergessen und hat aus der Schule geschwatzt. Sie sehen, ich warte."

Eine peinliche Pause entstand, in der die Frauen beim matten Lampenschein sich lauernd beobachteten. Als boshaftes Accompagnement dazu flötete die Singstimme:

„Climene starb und sprach im Scheiden:
Nun, Lysis, nun verlaß ich dich.
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt' eine dich so sehr als ich."

(Fortsetzung folgt.)

Die Zigeuner.

Es knirscht der Schnee, die Nacht bricht an,
Eiskalter Wind fegt durch den Tann.
Am grauen Himmel ein roter Schein,
Die Sonne sank, und die Raben schrei'n,
Die Sonne sank, und die Nacht wird kalt.
Zigeuner lagern im tiefen Wald,
Sechzehn Zigeuner mit Weib und Kind.
Die Bäume knarren und ächzen im Wind.
In weiter Ferne, im Abendrot,
Die Sense schärfend, schreitet der Tod.

Sie wanderten, wanderten stundenlang,
Bis das sinkende Dunkel den Tag bezwang.
Nun liegen sie still um ein Feuerlein
Und starren gebrochenen Mutes hinein
Und lauschen dem Lied, das so schaurig klingt,
Das ihnen zu Häupten der Abendwind singt.
Und endlich schließen die Augen sich sacht:
Ein Traum hat sie fern in die Heimat gebracht.
Die einsame Flamme gen Himmel loht,
Durch die Büsche schleicht näher und näher der Tod.

Ein junger Bursche nur wacht allein
An dem knisternden Feuer und hütet sein,
Daß es nicht erliegt in dem harten Streit
Gegen Kälte und Nebel und Dunkelheit.
Mit träumenden Blicken schaut unverwandt
Er starr in des Holzes prasselnden Brand — —
Er denkt an ein Mädchen, das, blond und schlank,
Mit lachenden Augen sein Herz bezwang,
Das freundlichen Gruß dem Bettelnden bot, —
In den Büschen kreist näher und näher der Tod.

Die Stunden schwinden. Süß lockt der Schlaf
Den einsamen Wächter; der wehrt sich brav:
Bald muß die Nacht doch zu Ende gehn,
Er hört in den Zweigen den Morgenwind wehn.
Er sieht in der Ferne den Dämmerschein
Des kommenden Tages: Da schläft er ein.
Ein Weilchen noch bleibt das Feuerlein wach,
Doch kleiner und kleiner wird es gemach,
Von Dunkel und Nebel und Kälte umdroht —
Da tritt aus den starrenden Büschen der Tod.

Unselige Schläfer, wacht auf und entfacht
Die glimmenden Gluten! Erwacht! Erwacht!
Die schlummern so süß. — Da legt seine Hand
Der Tod auf des Feuers erkaltenden Brand:
Noch einmal aufflackert und züngelt und zischt
Das sterbende Flämmchen, bevor es erlischt — —
— — Hell funkelt im Osten das junge Licht,
Die sechzehn Schläfer erweckt es nicht.
Die Heimatlosen: nun sind sie zu Haus.
Die Wegemüden: nun ruhen sie aus.
Vorüber das Elend, zu Ende die Not — —
Und lächelnd von dannen schreitet der Tod

Wilhelm Langewiesche.

Auf Walter Scotts Spuren.

Schottische Hochlanderinnerungen

von

Robert Koenig.

Mit Illustrationen nach Aufnahmen von Valentine & Sons in Dundee und Charles Reid in Wishaw, in Holz geschnitten von Paul Krey-Leipzig.

Ich war noch ein recht junges Blut, als ich zum ersten Male den Fuß auf die schottische Erde setzte. Fremd war mir alles: die Menschen und die Sprache, und es überkam mich wie Heimweh, als ich von Leith, wo ich gelandet, die geräuschvollen Straßen nach Edinburgh hinaufschritt. Ohne es zu beachten, war ich in die eleganteste Straße des „modernen Athen" gelangt. Es war Princes Street. Aus meinem Brüten weckte mich mein Gepäckträger, der mit einer Handbewegung meine Aufmerksamkeit auf einen kirchturmartig hoch in die Luft ragenden Bau lenkte. Stolz fügte er hinzu: „Walter Scott!"

Da saß er wirklich, mein Lieblingsdichter, an dem ich mich nie hatte satt lesen können, unter der breiten Wölbung des Unterbaues, über dem der gotische Spitzbogen wohl noch 150 Fuß emporstieg, neben ihm sein treuer Hund Bevis. Ich sah das Marmorbild nur undeutlich im Dämmerlicht der Laternen und verstand nicht, was mein Begleiter mir von den Statuetten erzählte, welche — die Hauptgestalten aus den Waverley-Romanen darstellend — in den Nischen ihren Schöpfer umgeben. Aber alles Fremdgefühl war von mir gewichen. Einen altvertrauten Freund und Führer hatte ich gefunden, in dessen Spuren ich gehen, der die Fremde mir zur zweiten Heimat machen konnte.

Rasch fand ich mich seitdem in der Dreihügelstadt zurecht. Im Lichte der Dichtung Walter Scotts lernte ich verstehen, warum er sie bald mit dem Volksmunde „Auld Reeky" (Altes Rauchnest), bald „mine own romantic town" nennt. Durch ihn ging mir das volle Verständnis für „Dun Edin's" großartige Schönheit und seine Merkwürdigkeiten auf. Mit Oberst Mannering, dem ritterlichen Sterndeuter, durchstreifte ich die engen, hochgegiebelten Gassen der Altstadt auf der Suche nach dem lustigen Advokaten Pleydell und drang in die verräucherte Schenke, wo er mit seinen Zechbrüdern zum Wochenschluß „high jinks" spielte. In Gedanken an die getreue Jeanie Deans stand ich in der High Street, da wo ein steinernes Herz die Stelle bezeichnet, auf der einst jener berühmte grimme Kerker: „the old tolbooth," genannt „Das Herz von Midlothian," gestanden hat. Mit Roland Graeme trat ich vor den Regenten von Schottland, James Murray, im altersgrauen Palast von Holyrood, und meine Phantasie bevölkerte die schweigenden Säle mit dem lustigen Hofhalt des abenteuernden Chevalier „bonnie prince Charlie," in dessen Dienste Waverley mit seinen hochländischen Freunden getreten war. Aber auch der Mord Rizzios und manche andere dunkle Stellen der Mary Stuart-Tragödie traten mir vor die Seele.

Dazwischen zog ich hinaus nach der sagenumwobenen Kapelle von Roslin, in deren gewölbter Gruft die Herren von St. Clair, die einst auf dem nahen Schlosse gesessen, in voller Rüstung begraben liegen sollen, während eine Tochter des Hauses, die liebliche Rosabelle, wie es Harold im „Lay of the last minstrel" singt, auf dem Grunde des Meeres ruht, weil sie dem Warnungsruf des „water-sprite" (Neck) getrotzt. Oder ich pilgerte nach der Abteiruine von Melrose, natürlich bei Vollmond und allein, wie es Walter Scott in demselben Liede dem Wanderer rät:

Und willst du des Zaubers sicher sein,
So besuche Melros' bei Mondenschein;
Die goldne Sonne, des Tages Licht,
Sie passen zu seinen Trümmern nicht.
Wenn die Bögen und Nischen im Schatten stehn,
Die Ecken und Pfeiler wie Silber sehn,
Wenn das weiße, kalte, zitternde Licht
Um den Mittelturm seine Guirlanden flicht,
Wenn die Strebepfeiler sich wechselnd reih'n,
Halb Ebenholz, halb Elfenbein,
Wenn's schneeig auf allen Gräbern liegt
Und die weißen Figuren noch weißer umschmiegt,

Wenn das Rauschen des Tweed, weitab gehört,
Wie Summen die nächt'ge Stille stört, —
Ja, dann tritt ein; — bei Mondenschein
Besuche Melros' und — thu es allein.
(Übers. von Th. Fontane.)

Von dort aus suchte ich das unweit gelegene Abbotsford, die langjährige, schloßartige Wohnstätte, und Dryburgh-Abtei, die letzte Ruhestätte des Dichters, auf. Zahllose Reliquien machen aus Abbotsford ein historisches Museum ersten Ranges und bieten zugleich einen illustrierten Kommentar zu fast allen Romanen der Waverley-Dichtung. Eine Waffe des durch Scott unsterblich gemachten Räubers Rob Roy in Händen zu halten, war für den Neunzehnjährigen natürlich ein Hochgenuß. Am meisten aber fesselte mich doch Chantrey's Marmorbüste des Dichters in seinem Studierzimmer: nach dem Urteil der Zeitgenossen das getreueste Abbild seiner liebenswürdigen, geistbelebten Züge. Umrauscht von herrlichen alten Bäumen, im Thal des silbernen Tweed, den er so sehr liebte, innerhalb des noch wohlerhaltenen Kreuzschiffes der Abteitrümmer, nahe der Stelle, wo einst der Hochaltar stand, liegt das Grab des Dichters, wie es idealer für ihn gar nicht hätte gedacht werden können.

Von einem Ausfluge dorthin nach Edinburgh zurückgekehrt, drängte es mich um so mehr, die schottischen Hochlande aufzusuchen, welche den vornehmsten Schauplatz der Scottschen Dichtung bilden. Gleich zu Anfang der langen Universitätsferien stieg ich deshalb an der Waverleystation in einen nach Glasgow abgehenden Frühzug. Unterwegs verweilte ich ein paar Stunden in dem erinnerungsreichen Linlithgow. In dem massigen alten Palast der Schottenkönige zeigte man mir das Zimmer, in dem Maria Stuart geboren wurde. Vor allem aber trieb es mich in die uralte St. Michaelskirche, den „heiligen Dom," in welchem Jakob IV vor der verhängnisvollen Schlacht von Flodden-Field jene geisterhafte Erscheinung des treuen Warners hatte, von der Sir David Lindsay dem Marmion erzählt.

Auch Glasgow hat ein Walter Scott-Denkmal, eine Kolossalstatue auf achtzig Fuß hohem Sockel, im Mittelpunkt des George-Square, umgeben von einer ganzen Anzahl anderer Standbilder, darunter Robert Burns und Livingstone. Merkwürdiger aber war mir die große Kathedrale, welche die puritanischen Kirchen- und Bilderstürme des XVI. Jahrhunderts, dank der Klugheit einer einflußreichen Magistratsperson, überlebt hat und die neuerdings sehr schön restauriert worden ist. Mit ehrfürchtiger Scheu stieg ich in die wundervolle Krypta hernieder. Scott nennt sie „the laigh (low) kirk," weil sie mehr als zwei Jahrhunderte der Gemeinde als Parochialkirche gedient hat. Dort wohnte ich in Gedanken mit Frank Osbaldistone dem ermüdend langen Gottesdienste bei und hörte hinter einem der mächtigen Pfeiler hervor Rob Roy ihm die geheimnisvolle Einladung zum Stelldichein auf der Clydebrücke um Mitternacht zuflüstern. Ich begleitete die beiden auch nach dem uralten „Tolbooth," in welches der verwegene Räuber seinen jungen Freund einführte. Noch ist ein hoher Turm (the tolbooth-steeple) davon übrig und erinnert an den tollkühnen Besuch Rob Roys in Glasgow, wo auch auf dem Salzmarkt (saltmarket) der immer gutgelaunte Bailie Nicol Jarvie wohnte, den Walter Scott als Clansvetter Rob Roys auftreten läßt.

Wie gern hätte ich Frank und den vortrefflichen Jarvie auch auf ihrem Ritt ins Hochland begleitet! Aber andere Zeiten, andere Sitten. Der Dampf — und durch einen Zufall war's der Dampfer „Rob Roy" — führte mich in das Gebiet des kühnen Freibeuters Robert Mac Gregor, wie Rob Roy (Robert der Rote) nach seinem angestammten Clansnamen hieß, oder Robert Campbell, wie er sich nach dem seiner Frau nannte, da durch eine Parlamentsakte von 1603 der Name Mac Gregor geächtet, und jeder, der sich so nennen würde, mit dem Tode bedroht worden war.

Loch Lomond, „die Königin der schottischen Seen," lag zu meinen Füßen (Abb. 1).

Sonnenhell und lächelnd, wie man die nebelumwobenen Hochlandsgewässer selten sieht, dehnte sich die weite, herrlich schimmernde Fläche vor mir aus, und ihr klarer Spiegel strahlte die belaubten Höhen und gewaltigen Felshäupter längs der Ufer mit wunderbarer Deutlichkeit zurück. Ein so schöner und erhabener Anblick, daß ich begriff, wie der berühmte Dr. Chalmers hatte ausrufen können: „Ich möchte wohl wissen, ob es im Himmel auch einen Loch Lomond gibt!" Still glitten wir dahin, an zahl-

reichen kleinen und größeren Inseln vorbei, aus deren dichtem Gehölz zuweilen alte Schloß- oder Klostertrümmer hervorragten. In das lichte, friedliche Bild mischen sich aber im Weiterfahren dunkle Züge, welche die Erinnerung heraufbeschwört. Da gewahren wir an der Westseite des Sees den Eingang zu Glenfruin, einer von hohen Bergen überragten Schlucht, in welcher 1603 die blutige Clansfehde zwischen den Colquhouns und den Mac-Gregors ausgefochten wurde, die zu der oben erwähnten Ächtung der letzteren führte. Zweihundertundzwanzig Witwen der erschlagenen Colquhouns waren in Trauergewändern, jede ihres Mannes blutiges Hemd auf einem Speere haltend, in feierlichem Zuge auf weißen Zeltern in Stirling vor Jakob VI erschienen und hatten die grausame Vergeltung bei dem für solche Schauspiele sehr empfänglichen Könige durchgesetzt.

Und nun steigt zur Rechten der majestätische Ben Lomond empor, dessen stolzer weißer Gipfel die ganze Umgegend beherrscht, während zur Linken die phantastischen Klippen des Ben Arthur und die wild zerklüfteten Felshänge des Ben Voirlich sich schroff gegen den blauen Himmel abheben. Alles ist hier voll von Rob Roy-Erinnerungen. An dreißig Fuß hoch über dem Wasserspiegel in der steil abfallenden Felswand erscheint eine Höhle von spitzbogenförmiger Gestalt „Rob Roys Gefängnis“ genannt. Dorthin pflegte der Freibeuter solche Gefangene zu führen, die sich nicht sogleich seinen Forderungen fügten, und sie an einem Tau so lange mitten in der Luft über dem schwindelnden Abgrund schwebend zu halten, bis sie ihm alles zugestanden, was er verlangte.

Zu Inversnaid hatte Rob Roy seinen Wohnsitz, ehe er sein wildes Räuberleben anfing. Nur wenige Meilen davon liegt die nach ihm „Rob Roys Cave“ benannte tiefe und geräumige Höhle an einem rauhen, steilen Felsen, in welche er so manches Mal mit seinen Mac Gregors flüchtete, um Kriegsrat zu halten und Rachepläne wider seine Feinde auszusinnen. Das umliegende, an Engpässen, Sümpfen, Höhlen und anderen Schlupfwinkeln überreiche Fels- und Waldgebiet, Craig Royston genannt, betrachtete er übrigens als sein Eigentum und seinen, wie seines Clans Hauptsitz.



Abb. 1. Loch Lomond. [Valentine.]

Von Inversnaid aus wanderte ich am nächsten Tage in aller Frühe mit einem



Abb. 2. Loch Katrine und Ellens Eiland.

Lehrer, dessen Bekanntschaft ich auf dem Dampfboot gemacht, auf steinigen steilen Bergpfaden dem Loch Katrine zu.

Walter Scotts schönes Gedicht „The Lady of the Lake“ hat den Sinn seines Volkes für die Schönheit dieses Sees erst erschlossen. Nicht nur die Führer, Kutscher, Bootsleute citieren dem Fremden daraus ganze Stellen, auch aus dem Munde von Landleuten habe ich solche gehört. Als wir den See im hellen Morgensonnenschein vor uns liegen sahen, brach mein Begleiter in die Worte aus:

Das Morgenlicht gießt Rosenglut
Ueber Loch Katrines blaue Flut,
Ein milder West haucht durch den Raum,
Küßt leis' den See, rührt leis' den Baum,
Und wohlig zitternd bebt der See
Wie Liebesahnung, Sehnsuchtsweh,
Der Berge Schatten leise schwanken
Wie süß unruhige Gedanken.
Sie liegen gaukelnd vor dem Blick,
Wie vor dem Geist erträumtes Glück.
Die Wasserrose hebt den Kranz
Des Silberkelchs zum Sonnenglanz —

Zur Poesie hier gleich eine prosaische Notiz über den Namen des Sees. Dieser hat mit dem Namen Katharina nichts zu thun. Das Volk hat ihn ursprünglich „Loch Cateran,“ den Räubersee, genannt und nennt ihn noch so. Dieser Name stammt aus den Zeiten, als den See rings die Schlupfwinkel der hochländischen Caterans (Räuber oder Freibeuter) umgaben, deren vorzüglichster die berühmte Insel „Ellens Isle“ war, wie es Walter Scott in seinem Epos auch erzählt. Aber noch einen anderen trivialeren Namen hat man ihm gegeben. Als ich zehn Jahre später den herrlichen See wieder einmal besuchte, waren die schottischen Mitreisenden alle der Meinung, am passendsten für ihn sei der Name das große „Glasgow Reservoir,“ denn aus seinen silberklaren Fluten werde seit kurzem diese große schottische Handelsstadt mit gesundem Wasser gespeist!

Bei meinem ersten Besuch wäre mir die bloße Idee einer solchen praktischen Verwendung wie eine Entweihung erschienen, und es ist wahr, die Wasserwerke sind nicht gerade eine Verschönerung. Meine Seele schwelgte damals in den romantischen Abenteuern des verkleideten Königs, des starken Douglas, des furchtbaren Häuptlings Roderick Dhu und vor allem der schönen Ellen. Ellens Eiland (Eilean Molach) suchte ich deshalb auch vor allem mit meinem poetischen Freunde auf (Abb. 2). Als unser Kahn sich dem wildromantischen Ufer der Felseninsel

näherte, sagte unser Bootsmann: „Sehen Sie, dies ist dieselbe Stelle, wo Ellen Douglas den Ritter von Snowdown landete und ihn den verborgenen Pfad nach Roderick Dhus Warte führte.“ Mein Schulmeister aber fügte, als wir an dem schmalen Ufer standen, lächelnd hinzu:

Der Fremde schaut sich um, doch dicht
Laub und Gebüsch den Strand umflicht,
Ihm kündet keine Spur, kein Pfad,
Daß Menschenfuß ihn je betrat.
Bis einen Weg der Berge Kind
Ihm weist, der sich im Irrgewind'
Des Strauchwerks heimlich aufwärts schmiegt,
Wo grün vor ihm ein Anger liegt,
Um den zum Grund mit langen Zweigen
Sich Trauerweid' und Birke neigen.

„Es ist recht schade,“ fuhr dann mein Begleiter fort, als wir in das Waldbdickicht eindrangen, „daß das Waldhäuschen, das der edle Besitzer dieser Insel nach dem Erscheinen von Scotts Gedicht hier hatte errichten und mit allerhand Jagd- und Kriegstrophäen ausschmücken lassen, vor einigen Jahren niedergebrannt ist. Das Ding war ganz geschickt der Grotte des Gedichtes nachgebildet und vermehrte die Illusion, daß dies wirklich die Insel Roderick Dhus war.“

„Liegt denn dem Gedicht gar nichts Geschichtliches zu Grunde?“ fragte ich.

„Die Erzählung selbst ist erfunden,“ erwiderte er. „Nur ist der excentrische Charakter des Königs Jakob V, alias Fitzjames, durchaus treu gezeichnet und geschickt benützt. An der Westseite des Schlosses von Stirling wird man Ihnen ein Pförtchen zeigen, das beim Volke „the Laird of Ballengleich's entry“ heißt, weil er durch dasselbe häufig incognito das Schloß verließ, um auf einem engen Fußweg die steilen Klippen hinab à la Harun Al Raschid in die Stadt zu gehen, das Thun und Treiben seiner Unterthanen zu beobachten und manch Liebesabenteuer zu bestehen. Auch die Verbannung des Grafen Douglas ist geschichtlich. Auf dieser Insel freilich hat er nicht gewohnt. Die Leute aber glauben an jeden Zug des Gedichtes, wie an ein wirkliches Geschehnis.“

„Was weiß man denn von der Insel?“ fragte ich weiter.

„Historisch fest steht nur, daß sie der Hauptschlupfwinkel der Mac Gregors war,“ entgegnete er, „welche die benachbarten Ebenen überfielen und die geraubten Viehherden und andere Beute hier bargen, wo es dem wiederholt aufgebotenen Militär nie gelang, ihr Nest aufzuheben.“

Jeder einzelne hervorragende Punkt,



[Valentine.]

Abb. 3. Die Trosachs und der Benvenue.

den die Umgebung des wundervollen Sees darbietet, ist durch Scotts Dichtung geweiht. So der malerisch aufgetürmte mächtige **Benvenue**, der einen großen Teil der Südseite des Sees begrenzt und mit dem im Norden gelegenen Ben-An das Riesenthor zu ihm bildet. „Ein Chaos von Schönheit und Erhabenheit," gleicht der Benvenue einer ungeheuerlichen Anhäufung von wirr zusammengeworfenen Hügeln, Klippen, Kuppen und Erdwällen. An seinem Abhang liegt eine, von steilen Felswänden eingeschlossene und von dichtbelaubten Hängebirken überschattete Höhle, die ein tiefes, kreisrundes Becken oder Amphitheater bildet. Das ist die **Kobold-Höhle** (the goblin's cave) wie sie die Niederschotten, **Coir-nan-Uriskin**, wie sie die Hochschotten nach den finsteren Nachtelfen (urisks im Gälischen) nennen, deren Sammelplatz sie dem Volksglauben gemäß war.

„Diese Höhle," bemerkte mein Begleiter, „ist dieselbe, welche der verbannte Douglas, — wenn Sie dem Gedichte glauben wollen, seiner Tochter zur Zufluchtsstätte erkor, als er nach der zurückgewiesenen Werbung Rodrichs die Insel verließ." Und wahrlich:

Nie barg in wildrer Bergesschlucht
Sich ein Verbannter auf der Flucht;
Es klafft die Höhl' im Felsengrunde
Wie in des Kriegers Brust die Wunde!
In Dämm'rung hüllt am hellen Tag
Den Ort ein Birk- und Eichenhag.
— — — — — — —
Kobolde heißt es, hausen dort
Bei Mondenschein in tiefem Schweigen,
Da schlingen sie den Zauberreigen.

In einiger Entfernung von dieser merkwürdigen Höhle, die vom Wasser aus gesehen, einem schmalen Spalt in dem steil abfallenden Felsenhange gleicht, führt der **Bealach-nam-Bo** oder „Viehpaß," eine von Birken umsäumte Lichtung achthundert Fuß über dem Wasserspiegel längs der Schulter des Berges dahin. Diesen Engpaß benutzten einst Rob Roy und andere hochländische „Caterans," um das gestohlene Vieh von den jenseits liegenden Weiden nach den Schluchten der Trosachs herunter in Sicherheit zu treiben.

Von dem, was die **Trosachs** eigentlich sind, gibt unsere dritte Abbildung nur einen sehr unvollkommenen Begriff. Wenn ich sage, sie sind ein tiefer Hohlweg, eine schroffe Felsenspalte, voll wilder wunderlich geformter Steinmassen, überragt von den schneegekrönten Schwesterbergen Benvenue und Ben-an, so sagt das wenig. Man muß, will man ihren wild-romantischen Reiz voll in sich aufnehmen, an einem heiteren Sommertag die finstere Schlucht durchwandern, in die selbst dann nur wenige Sonnenstrahlen den Weg finden und aus der man hoch oben über den schmalen Streifen Himmelblau die sturmzerrissenen Föhren ihre starren Arme einander entgegen strecken sieht. Wo sich auf dem Klippengestein nur ein Plätzchen dazu findet, da haben sich Eichen, Birken und Eschen angesiedelt und wo auf den starren Zinken für Bäume nicht mehr Raum ist, da weht wenigstens blühendes Gesträuch wie lichte Fahnen herunter.

Die Trosachs empfingen mich sehr ungnädig, als ich sie das erste Mal besuchte. Dichte Nebel waren plötzlich aufgestiegen und ließen mich allerdings die ganze Rauhheit und Unwirtlichkeit, auf die schon ihr gälischer Name*) hinweist, empfinden, aber keinen Genuß ihrer wilden Schönheit aufkommen. Trotzdem deklamierten mein Begleiter und ich um die Wette, als ein plötzlicher Regenschauer uns unterbrach und der Schulmeister eilig einen steilen Seitenpfad einschlug, um vor Nacht sein Heimatdorf zu erreichen. Ich aber hatte bald die Freude, Nebel und Regen schwinden und die Felskuppen ins Glutenmeer der Abendsonne getaucht zu sehen, während ich langsam dem lieblichen **Loch Achray** zuschritt, den der gewaltige, wie von Titanen geschaffene Paß der Trosachs mit seinem Nachbarn, dem Katrinsee, verbindet.

Wo fändest du im fremden Land
So stillen See, so trauten Strand!

singt der greise Minstrel **Allan Bane** von ihm. Und doch hat dieser stille See, mit seinen friedlich ihn umkränzenden Dörfern und Höfen, in alten Zeiten so oft „**das feurige Kreuz**" gesehen, das, in fliegender Eile über Berg und Thal durch Schlucht und Moor getragen, das Signal gab zur Mobilmachung der Clans. Ins Blut eines feierlich geschlachteten Ziegenbocks getaucht, wurde es an allen vier Ecken in Brand gesteckt, und die vornehmsten Clansmänner ergriffen es zum wilden Rennen. Wo es erschien, da ließ

*) Er bedeutet auf Englisch: „a bristled land" = ein „borstiges Land."



[Valentine.]

Abb. 4. Das Schloß von Stirling.

der Bauer den Pflug, der Jäger das Wild, der Schmied legte den Hammer, der Fischer das Netz beiseite, ja der Sohn verließ die Bahre des Vaters, der Bräutigam die ihm eben angetraute Braut, um ohne Verzug dem Rufe des Häuptlings zu folgen. Jetzt lagert Friede über den wilden Einöden, und mit den blutigen Sitten verschwand auch manche poetische; so erklingt jetzt an der Bahre des Toten nicht mehr, wie es einst Sitte war, die Totenklage des Coronach:

Ach, der Quell rauscht neu hernieder
Wenn ihm Wolken Wasser borgen, —
Uns kehrt nie die Freude wieder
Und für Dunkan nie ein Morgen!

Gedankenvoll schritt ich weiter, dem Engpaß folgend, der längst dem Ufer des tief unter mir liegenden klaren Loch Bennachar an den wilden Felshängen Benledis dahinführt, als ein Wildhüter in Plaid und blauer Mütze mir entgegenkam und laut die Ballade von Alice Brand vor sich hin sang:

Ei, lustig ist's im grünen Wald,
Wo Fink und Amsel singen!
Wo die Meute bellt, wo das Hifthorn schallt,
Und Hirsch und Rehe springen!

Das alte Lied und die alten Berge — aber eine neue Zeit und neue Menschen waren's, die mich umgaben. Heiterer eilte ich weiter dahin an dem rauschendem Flusse, der seine lustigen Wogen in prächtigem Sprung über die den See umschränkenden Felsen in das grüne Land stürzt und sie bei Coilantogle-Ford mit denen des Forth vereinigt. Ich fand in einer moos- und ginsterbewachsenen Bauernhütte gastfreundliche Unterkunft und ließ mich von dem Gießbach in Schlummer singen. An manchem vom Felshang ins Land lugenden grauen Turm vorbei ging's am folgenden Tage immer dem Flusse nach, bis endlich das Ziel meiner heutigen Wanderung mir winkte —

.... Des Nordens hohe Feste.
Das graue Stirlingschloß mit Turm und Stadt.

Die auf hohem Basaltfelsen thronende Burg (Abb. 4), einst die Lieblingsresidenz der Stuarts, ist reich an Erinnerungen aus allen Jahrhunderten der schottischen Geschichte. Der hier unvermeidliche Führer — es war ein stämmiger Sassenach*) mit der schottischen Mütze, Prince Charlie bonnet genannt, aus grobem blauem Fries mit silberner Distel als Schnalle — ersparte mir keine Einzelheit. Er zeigte mir den Saal, in dem Maria Stuart als kleines Kind zur Königin gesalbt wurde, die Stelle auf dem Schloßwall, von wo sie am liebsten den Rundblick auf ihr Land genossen &c. Wir traten auf die Terrasse hinaus, die „Ladies-rock“ heißt, weil in alter Zeit von hier aus die Damen dem Turnier zuzusehen pflegten, welches auf dem tiefer gelegenen ebenen Plane stattfand. Dieser Platz, auf dem einst kühne Ritter vor schönen Augen um den Preis rangen, ist jetzt — ein Friedhof!

Nun lenkte der Sassenach meinen Blick dahin, wo in der Ferne das berühmte Schlachtfeld von Bannockburn sich ausdehnt, auf dem am 24. Juni 1314 Robert Bruce so glänzend über Edward II von England gesiegt hatte. Begeistert sang er dazu eine Strophe aus Burns' stolzem Schlachtgesang: „Scots, wha hae wi' Wallace bled“ (Schotten, die mit Wallace einst geblutet) und fügte dann mit dem schlauen Halblächeln, wie es nur ein Schotte um seinen Mund zu bringen weiß, hinzu: „Als voriges Jahr die Königin Victoria in der Nähe des Schlachtfeldes vorbeikam, hatten wir dort eine Fahne aufgepflanzt, damit sie doch sehen könnte, wo einst die Engländer von uns geschlagen wurden!“

Als wir, nach dieser zeitgeschichtlichen Notiz langsam um die Promenade mit ihrem herrlichen Rundblick schlendernd, uns dem Ausgang näherten, bemerkte mein Führer, daß hier auch noch dieselbe Wachtstube sei, in welche Ellen Douglas geführt wurde, als sie unter dem Schutz des alten Minstrels, mit dem Ringe des Ritters von Snowdown hierher kam, um von Jakob V Gnade für ihren Vater zu erbitten. Der Schotte erzählte diese letztere Geschichte mit eben dem treuherzigen Pathos, wie er vorhin von den historischen Begebenheiten gesprochen, als seien beide gleich verbürgte Thatsachen.

Auch als wir hinabstiegen in die Gärten des „Kings Park,“ hörten diese Anklänge noch nicht auf. Da zeigte der Führer mir den Ort, wo die Stirling races (Wettspiele) abgehalten wurden, da wies er mir den „Douglaswurf,“ einen von der Hand des starken Douglas, Graf James von Both-

*) Die Bergschotten (Highlanders) nennen sich selbst Gaidheaglach (Gälen). Die Niederschotten nennen sie „Sassenach“ = (Sachsen).

well geschleuderten Felsblock, und endlich als ich mich zurückwandte, um noch einen letzten Blick auf die stolze, finstere Feste zu werfen, deklamierte er in feierlichem Führerton:

Ihr Türme saht in euerm furchtbar'n Ring
Einst Douglas Blut von seines Königs Hand*) vergossen;
Und du verhängnisvoller Hügel hast — wie oft —
Den Klang des Beils gehört, wenn es die Edelsten
Des Reichs, von blut'ger Henkersfaust geschwungen, traf.

Mit diesem letzten Nachklang aus der „guten alten Zeit" ließ mich mein Führer allein gegenüber der weiten, vom Forth in tausend Schlangenwindungen durchzogenen Ebene, über die hinaus der Felsenwall der Grampians ragt, der in seinen zahllosen Schlupfwinkeln einst ein Volk barg, dessen Tracht, dessen Sprache, dessen Sitten noch vor hundert und fünfzig Jahren vollständig von denen der Niederschotten abwich.



[Valentine.]
Abb. 5. Der hochländische Schwertertanz. (Ghillie Callum.)

Die Herrlichkeit des alten Bergvolkes ist längst vorüber. Das „goldene Zeitalter," als „alle Vögel gälisch sangen" (an uair bha Gailig aig na heoin) ist zu einem Traum geworden. Keine „fröhlichen Beutezüge" werden mehr von den Bergschotten unternommen. Kein „Pibroch" ruft die Clane zu den Grenzfehden, wie der uns von Walter Scott überlieferte „Pibroch of Donald Dhu:"*)

Donuil Dhus Kriegsgesang!
Schlachtlied von Donuil!
Töne mit wildem Klang,
Wecke Clan Conuil!

Kommt herbei, kommt herbei!
Auf zum Gefechte!
Horcht auf das Feldgeschrei,
Herren und Knechte!

*) Es war Jakob II, der 1452 den Earl of Douglas in Stirling mit eigener Hand erdolchte, weil er dem Bunde nicht entsagen wollte, den er mit sechs anderen Edelleuten gegen die königlichen Interessen geschlossen hatte.

*) Dieses sehr alte Schlachtlied, aus dem ich einige Verse in Freiligraths Übersetzung mitteile, soll sich auf einem Fehdezug des Donald Balloch gegen die Earls von Carr und Caithneß im Jahre 1431 beziehen. Es eignet dem Clan Mac-Donald.

Lasset die Braut, das Weib!
Lasset die Herde!
Lasset des Toten Leib
Über der Erde!

Kommt, wie der Sturm kommt, wenn
Wälder erzittern!
Kommt wie die Brandung, wenn
Flotten zersplittern!

Weg den Plaid, zieht das Schwert!
Vorwärts ihr Leute!
Donuil Dhus Kriegsgesang
Töne zum Streite!

Die an Kehllauten überreiche, harte und rauhe gälische Sprache (ein Zweig des Keltischen) ist ungeachtet aller hochländisch-patriotischen Anstrengungen im Aussterben begriffen. In manchen Teilen der Hochlande wird sie freilich noch von den Kanzeln und im Gemeindegesange vernommen, auch im Verkehr der unteren Klassen (Fischer, Hirten u. a.) kann man sie noch hören. Doch der Reisende erhält heute auf eine englische Frage wohl kaum mehr die Antwort: „Cha neil Beurl' agam“ (Ich habe kein Englisch), wie es mir in den vierziger Jahren noch begegnet ist.

Mit dem Wegfall der Clanunterschiede und der Clanverfassung ist auch die Bedeutung der Clanfarben verschwunden. Wer in unseren Tagen Lust hat, trägt einen Campbell- oder Stuarttartan nach seiner Geschmacksrichtung oder nach der Mode, ohne daß er zu fürchten braucht, den Zorn eines Häuptlings oder eines anderen Gliedes des betreffenden Clans auf sich zu ziehen.

Die bekannte eigentümliche Hochlandstracht („the garb of old Gaul“) ist als Nationaltracht ganz verschwunden. Im Jahre 1747 hatte die Regierung den letzten Aufstand der jakobitischen Hochländer damit bestraft, daß sie das Tragen des Kilt*) streng untersagte und das Hosentragen anbefahl. Obgleich dieses Verbot 1782 aufgehoben wurde, kam die alte Kleidung doch nicht wieder in Aufnahme. Heute tragen Erwachsene sie nur etwa auf einem fashionablen „Caledonian Ball,“ wenn es nicht gerade einem exzentrischen Engländer einfällt, sich durch den Kilt und die nackten Beine lächerlich zu machen, wie es William Black in seiner Erzählung: „Mr. Pisistratus Brown M. P. in the Highlands“ höchst ergötzlich beschrieben hat. Bei dem Photographen liegen übrigens „Highlandgarbs“

*) Das kurze, statt der Hosen getragene Röckchen, das die Bergschotten selbst fillibeg nennen.



[Valentine]

Abb. 6. Der Tullochtanz. (Reel of Tulloch.)



Schäfers Heimkehr in den Hochlanden.



ch dem Gemälde von Joseph Farquharson.



Schäfers Heimkehr in den Hochlanden.



ch dem Gemälde von Joseph Farquharson.

zur Verfügung, damit sonderbare Schwärmer à la Pisistratus Brown sich in diesem Kostüm abkonterfeien lassen können. Sonst tragen nur Knaben aus wohlhabenden Ständen dasselbe bis zum vierzehnten Jahre. Auch die Dienerschaft, Wildhüter, Jäger ꝛc. der schottischen Edelleute gehen auf den Landsitzen derselben meist in der alten Volkstracht. Endlich tragen einige schottische Regimenter den Kilt. Ein solches sah ich in Stirling exerzieren, Wache stehen ꝛc., lauter hohe, wohlgestaltete, schöne Männer, die den alten Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I entzückt haben würden.



[Reith.]

Abb. 7. Hütte eines Crofters.

In Stirling lernte ich auch das Nationalinstrument der Hochländer, den Dudelsack (bag-pipe), in seiner vollen Macht kennen. Man muß den Pibroch auf einem Kriegsdudelsack (war-pipe), deren jedes Regiment zwölf hat, gehört haben, um die Begeisterung der Schotten dafür zu verstehen. „Wenn wir in der Schlacht den Dudelsack hören, stürmen wir mitten durch die Hölle!“ sagte mir ein ergrauter Korporal, indem er mit Stolz auf die Pfeifer hinwies.

Es ist wirklich Musik in diesem Gepfeife, freilich die des mitternächtlichen Sturmes oder der gegen das Felsenufer antobenden Meereswoge. Darum erinnert sie den Hochländer auch in der Fremde an seine gebirgige, see- und schluchtenreiche, meerumgürtete Heimat und entringt ihm Thränen, während der Nichtschotte entsetzt seine Ohren in Sicherheit bringt oder sich über die sonderbaren Klänge belustigt.

Im Zusammenhange mit der eigentümlichen Musik stehen die seltsamen Tänze der Hochländer, die ich ebenfalls in Stirling kennen lernte. Die beigegebenen Bilder veranschaulichen zwei derselben.

Der erste ist eine Art Schwertertanz*), den die Hochländer „Ghillie Callum“ (Wildhüter Callum) nach der dazu gespielten Tanzmelodie nennen (Abb. 5). Die Aufgabe des Tänzers oder auch zweier Tänzer ist es dabei, sich durch und um die kreuzweis am Boden liegenden blanken Schwerter kreisend im hüpfenden Tanzschritt zu bewegen, ohne sie je mit den Füßen zu berühren oder sie gar aus ihrer Lage zu bringen. Sind es zwei Tänzer, so reichen sie sich abwechselnd die rechte und die linke Hand quer über das Schwertkreuz, wobei sie die freien Hände über dem Kopf hoch halten, während sie von einer Kreuzspitze zur anderen tanzen. Auch hochgestellte Personen der Hochlande führen diesen echt gälischen Tanz zuweilen auf, so einmal der Herzog von Athole vor der Königin Victoria, wie sie in ihrem Tagebuch erzählt.

Nach dem kleinen Hochlandsdorfe Tullochgorum, woher er stammen soll, ist der zweite der berühmten schottischen Tänze benannt, der „reel of Tulloch“ (Abb. 6). Gewöhnlich wird dieser lebhafte, hin- und herschwankende Tanz von vier Männern (abends im Freien bei Fackellicht) ausgeführt, wobei der Pfeifer zu seinem wilden Spiel mit bloßen Füßen den Takt tritt. Die Hauptfigur, welche die Tanzenden beschreiben, ist die einer Acht, oder wie die Schotten

*) Nicht zu verwechseln mit dem norwegischen oder vielmehr altgermanischen Schwertertanz, der in Scotts „Seeräuber“ geschildert wird und den sechs junge Shetländer und sechs junge Mädchen mit erhobenen und aneinander klirrenden Schwertern ausführen.



Abb. 8. Ein Highland Bullock. [Reid]

sagen: „Sie gehen durch die ächt!“ Übrigens wird dieser aufregende Tanz bei hochländischen Bällen auch von Herren (gewöhnlich in Hochlandstracht) und Damen in Balltoilette, und immer mit großer Begeisterung aufgeführt. Wild rasen die Paare auf und ab, hin und her — die bunten Tartans wehen mit den luftigen Roben um die Wette, und wenn Violinen und Hörner nicht weiter können, setzen die Pfeifer ein, die niemals ermüden.

Auch auf meinem Wege von Stirling durch die Central- oder Grampian-Highlands nach Perth fand ich nur dürftige Spuren des alt-nationalen Lebens. Aber mit Hilfe des großen Dichters, dessen Jugend noch inmitten der Leute „vom alten Sauerteig“ („folks of the old leaven“), wie sie scherzweise im „Waverley“ genannt werden, und inmitten der lebendigen Tradition der Kämpfe des vorigen Jahrhunderts verfloß, konnte ich es mir aus den, wenn auch kümmerlichen Resten, doch neu konstruieren und dieselben in ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhange mit „auld lang syne“ verstehen. Ein doppelter Gewinn erwuchs mir aus diesen Wanderungen, die ich zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Richtungen hin meist zu Fuß unternahm: das tiefere Verständnis der Waverleyromane durch das Gesehene und Gehörte und die gründlichere Kenntnis von Land und Leuten durch den mich im Geist begleitenden Dichter.

Bruchstücke der alten Clans*) fand ich aller Orten. Durch ihre Aufhebung im Jahre 1747 in alle Welt zerstreut, haben sich die Clansnamen doch erhalten und sind in gewissen Distrikten so vorherrschend, daß sie ihren Clan sehr ansehnlich repräsentieren. So heißen in einem Teil der Grafschaft Perth die meisten Leute „Drummond“ nach ihrem Haupte, „Cean Drummatich,“ wie der Name im Gälischen heißt. Als die Königin Victoria 1842 auf ihrer Hochlandreise nach Drummond-Castle kam, begrüßten sie die Drummonds unter ihrem damaligen Haupte Lord Willoughby, in ihre rot-grün-schwarzen Clansfarben gekleidet und mit wehenden Fahnen. An das Gebiet der Drummonds grenzt das der Campbells; weiterhin wohnen die Grahams und Murrays.*) In den Dörfern am Loch Tay sind die Stuarts (gäl. Stuartich) die zahlreichsten. Der Name Mac Gregor ist längst wieder aufgelebt und findet sich, freilich zerstreut, sehr häufig in Stadt und Land unter allen Ständen.

Gar manches fand ich auf meinen Wanderungen noch völlig so, wie Walter Scott es in seinen Romanen schildert. Die Hochlandshütte auf unserer siebenten Abbildung

*) Merkwürdigerweise ist Clan kein gälisches, sondern ein englisches Wort, das soviel wie Rotte, Stamm, Sippschaft bedeutet. Im Gälischen heißt ein Clan „fine,“ das Mitglied eines Clans „fineachan,“ oder „ceannich“ von „cean“ (das Haupt, — der Häuptling.)

*) Auf ihre Charaktereigenschaften bezog sich die Stelle eines Gebetes, welches ein frommer Landedelmann, der alte Laird von Cultoquhey, täglich in seine Morgenlitanei aufnahm:

Frae the ire o' the Drummonds
The pride o' the Graemes
The greed o' the Campbells
And the wind o' the Murrays
Guid Lord, deliver us!

Vorm Zorne der Drummonds
Vorm Hochmut der Grahams
Vor der Gier der Campbells
Vorm Sturme der Murrays
Behüt uns, lieber Herre Gott!

Als eines Tages der Herzog von Athole, das Haupt der Stuart-Murrays ihn deshalb heftig tadelte, erwiderte er: „Da haben wir ja den Sturm der Murrays, Mylord!“ (There, mylord, there's the wind o' the Murrays.)

bezeichnet schon einen Fortschritt gegen die vierziger Jahre. Aber wie viele habe ich gesehen, deren Wände aus rohen Feldsteinen errichtet, statt des Mörtels mit Moos verkittet und zuweilen mit Lehm überzogen waren, dazu ein mit Heidekraut gedecktes Dach, aus dem Ginster und allerlei anderes wuchs, ein abgerundeter, mit großen Rasenstücken belegter First und ein elendes Rauchloch, über das zuweilen, des besseren Zuges halber, eine alte Heringstonne gestülpt wurde, der der Boden ausgeschlagen war und die man mit Stricken aus Heide an ihrem Platz befestigte. In der Mitte eine sehr niedrige Thür, aber nicht immer ein Fenster zu jeder Seite, sondern oft nur eine in das Dach eingesetzte Glasscheibe. Genrebildchen, wie das in Abbildung 8 dargestellte. Da stand der schwarze, kurzbeinige zottelhaarige „Bullock“ (junger Stier), ganz stolz auf den niedlichen Jungen, der rittlings auf seinem breiten Rücken saß; noch stolzer aber war der Vater, — und zwar auf beide Stücke seines Hausbesitzes.

Auch Ponies von einer besonders kräftigen, ausdauernden Rasse besitzt mancher Farmer, und er kann sie gut brauchen, um das Hauptbrennmaterial, den Torfvorrat für den Winter, in netzartig aus Seilen geflochtenen Körben heimzuholen, da er ihn sonst in Handkarren mühsam herunterfahren muß (Abb. 9). Es findet sich allerdings auch Torf in einigen wilden



Abb. 9. Heimkehr vom Torfmoor. [Valentine.]

Wohlthuend aber berührte die Gastfreundschaft, mit der ich stets von dem „crofter,“ einem kleinen Besitzer, der sein Gütchen oder „croft“ von der Krone in Pacht hat und darauf Gerste, Hafer und Kartoffeln baut, bewillkommt und zum Sitzen genötigt wurde, um „a bonnie peep on the loch“ (einen hübschen Blick auf den See) zu genießen und dabei ein Pfeifchen zu rauchen.

Mit einander machten wir dann wohl auch einen Rundgang, um das kleine Besitztum zu besichtigen. Dazu gehören vor allem die Kühe, deren jeder Crofter mindestens zwei hat. Bei einem wohlhabenderen Pächter, der einen mit „black cattle“ (Schwarze Rinder) reich versehenen Stall hatte, sah ich ein ganz ähnliches reizendes Schluchten, aber er ist dort unten mit Sand und Geröll vermischt. Der reinste schönste Torf findet sich hoch oben in bedeutenden Erdanschwellungen, über deren braune Oberfläche nur hin und her zerstreut auf grünen Fleckchen die zarte blaue Glockenblume (the blue bell of Scotland) ihre schwanken Stengel im Winde wiegt und die blaßgelbe Primel (primrose) die lichten Kelche öffnet. Im Spätsommer aber hüllt sich die Haide in ihren Purpurmantel, und Luft und Moor wetteifern mit einander in wunderlieblichen, duftigen Farbentönen.

Den vornehmsten Reichtum der schottischen Hochlande bilden die dicht- und langhaarigen Rinder „Bellyns, des frommen



Abb. 10 Highland Rams (Hochlandwidder). [Reid.]

der vierfüßige Dieb in die Berge, lockt von der ins Auge gefaßten Herde einige, ihm zuvor von seinem Herrn bezeichnete Schafe und treibt die ahnungslosen Opfer à la Rob Roy auf verborgenen Pfaden meilenweit durch die Wildnis, stets darauf bedacht, die gebahnte Straße zu vermeiden.

Besonders belustigend war es mir, diese treuen Tiere Sonntags — oder wie es in Schottland heißt, am „Sabbath" — regelmäßig in der kleinen Dorfkirche zu Füßen ihrer Herren zu sehen, so daß die Gemeinde fast zu gleichen Teilen aus Zwei- und Vierfüßlern bestand. Musterhaft benahm sich „die unvernünftige Kreatur" dabei. Nur beim Schlußpsalm begannen die Köter sich zu strecken und zu gähnen; und wenn die Gemeinde sich erhob, um den Segen des Geistlichen zu empfangen, brachen sie in ein lautes, freudiges Gebell aus, woran für gewöhnlich niemand Anstoß nahm. In einer Gemeinde aber war den Leuten dieser unvermeidliche Schlußakt wohl peinlich, als eines Sonntags ein fremder Geistlicher aus der Stadt predigte. Beim Segen blieb daher die ganze Gemeinde verabredetermaßen sitzen. Erstaunt und unsicher stockte der Redner in der Erwartung, sie würden sich noch erheben, als ein alter Schafhirt zur Kanzel aufblickte und laut sagte: „Say awa', sir, we're a' sittin' to cheat the dowgs." („Reden Sie man immer zu, Herr Pastor, wir bleiben bloß sitzen, damit die Hunde nichts merken sollen.")

Mannes," die sowohl ihrer vorzüglichen Wolle, wie ihres schmackhaften Fleisches wegen sehr geschätzt werden (Abb. 10). Manche Pächter haben neben ihren Rindern nur ein paar Schafe, die auf ihrem Croft eine spärliche Weide finden; andere, die hunderte besitzen, lassen sie vom Schäfer im Frühjahr in die Berge treiben, von wo sie im Winter erst herabkommen und mit Rüben und Stroh durchgefüttert werden. Eine solche Heimkehr von den Bergen stellt unser ungemein stimmungsvolles Einschaltbild von Joseph Farquharson dar, der mit großem Erfolg in Edwin Landseers Fußtapfen getreten, besonders Schafbilder mit Vorliebe malt. Der alte hochländische Hirt, behaglich in seinen Plaid gehüllt und den gebogenen Schäferstab in der Hand, hat mit Hilfe seines treuen Hundes die Tiere von Berghängen und aus Schluchten gesammelt und führt sie im Abendlichte heim. Langsam und bedächtig schreiten die furchtsamen Schwarzgesichter mit dumm nachdenklichem Ausdruck einher, staubaufwirbelnd, aber deutlich erkennbar in ihrer künstlerisch feinen Porträtähnlichkeit.

Der unentbehrliche Freund und Helfer des Hirten, der langhaarige „Collie" (gäl. Culie), ein schwarzer, braungezeichneter Hund, präsentiert sich noch deutlicher auf dem elften Bildchen. Von seiner Treue, Anhänglichkeit und Schlauheit, erzählten mir die Leute Wunderdinge. So behauptete man, daß er sich mit Erfolg zum Schafstehlen gebrauchen lasse. Bei Nacht streift

Diese prächtige Geschichte erzählte mir ein behäbiger Crofter, in dessen Haus Abb. 12 ich mich eines Abends vor Gewitter und Wolkenbruch geflüchtet hatte, als wir gemütlich bei der dunkelroten Glut des gastlichen Torffeuers saßen. Darüber hing an eiserner Kette der Wasserkessel und summte sein Lied. Uns gegenüber saß die Hausfrau und ließ ihr Spinnrad schnurren. Daß die Thür keine Schwelle hatte und deshalb allmählich

kleine Bäche über den festgestampften, doch schon etwas rissigen Lehmboden rieselten, störte uns nicht. Das Feuer, in das der Alte von Zeit zu Zeit eine Handvoll Kienäpfel warf, strahlte eine behagliche Wärme aus, der wir durch ein Glas Toddy (Grog aus Whisky) des weiteren nachhalfen.

Und nun tauchten aus der Kohlenglut und dem geheimnisvollen blauen Rauch, — der es trotz des mächtigen Rauchfanges vorzog, zuerst die Runde durch das Zimmer zu machen und sich um die von den Dachsparren niederhängenden Garngebinde zu kräuseln — Märchen, Sagen und Geschichten in reicher Fülle hervor. Mein Wirt wußte nicht nur von Bruce und Wallace, von Montrose und Claverhouse zu sagen und zu singen, er und noch mehr seine Frau kamen allmählich auf Nixen und Kobolde, die sie „Daoine Shie“ (Friedensleute) nannten, um die vielleicht unsichtbar anwesenden nicht zu kränken. Es ergab sich ferner, daß beide Leutchen fest glaubten, der draußen wütende Sturm sei das Werk eines ihnen abholden Geistes, um ihre Ernte zu verderben! Natürlich glaubten sie auch an das „zweite Gesicht,“ das „Darasnil“ — war doch der Schäfer drüben im nächsten Dorf ein „taisbatr“ (ein Hellseher)! Der „Bodach Glas,“ das graue Gespenst, das dem Freunde Waverleys, Fergus Mac Ivor, den Tod verkündete, die Doppelgänger oder „wraithes“ — alle diese unheimlichen nebelgeborenen Spukgeister kamen aufs Tapet. Als ich endlich in einem der an der Wand befindlichen Holzverschläge mein Lager aufsuchte, das aus einem mit blühender Heide gefüllten Sacke bestand, über den Wolldecken gespreitet waren, und an all die abenteuernden Scottschen Helden dachte, die auch damit hatten vorlieb nehmen müssen, umgaukelten mich noch lange die Grausgeschichten von einst und jetzt, bis die verräucherten Dachsparren, durch die das dürre Heidekraut starrte, vor meinen Augen verschwammen.

Übrigens fand ich derartigen Gespensterglauben auf meinen Kreuz- und Querzügen auch in manchem wohlhabenderen Hause von altem Clansnamen in voller Lebenskraft. Ein Zweifel an diesen Erscheinungen, den ich in einem solchen bescheidentlich äußerte, wurde mir von meinen dermaligen Gastfreunden sehr übel genommen, und als ich mich auf Scotts „Legend of Montrose“ berief, worin ja doch der Earl von Menteith dem zweiten Gesicht zum Trotz von Allan Mc. Aulays Dolchstoß genesen sei, bekam ich einige abfällige Urteile über den armen Dichter zu hören, der immerhin nur ein „Sassenach“ gewesen und die Sache nicht verstanden habe. In einem anderen Hause kam ich einmal auf die in Scotts „Kloster“ so entscheidend eingreifende „weiße Dame von Avenel“ zu sprechen. Da entgegnete mir die Frau vom Hause ganz ernsthaft, daß in ihrer eignen Familie seit uralten Zeiten stets solch ein weiblicher Schutzgeist gewaltet habe. Diese Fee, May Mollach genannt, habe sich nicht nur um die wichtigen Hausangelegenheiten bekümmert, sondern sich auch in die Spiele gemischt und ihrem Vater sogar gezeigt, welchen Zug er im Bretspiel thun solle. Daß Schicksalsbronnen, wie der, an welchem Lucy Ashton und Edgar Ravenswood ihr unheilvolles Bündnis durch ein zwischen ihnen geteiltes Goldstück besiegelten (eine Sitte, die übrigens auch noch nicht ganz ausgestorben sein soll), — in diesem Lande der Wunder und des Wunderglaubens nicht fehlen, ist selbstverständlich.

Der letzte Streifzug, welchen ich durch das Land der Berge und Seen unternahm, galt der „schönsten Stadt der schönsten Grafschaft Schottlands.“ Die „fair city



[Reid.]

Abb. 11. Ein „Scottish Collie“ (schottischer Schäferhund).



Abb. 12. Das Innere einer Crofterhütte.

of Perth“ breitete sich am Ufer des Tay, des größten und herrlichsten der schottischen Flüsse, vor mir aus, im Hintergrunde überragt von der mächtigen schneegekrönten Kette der Grampians. Wie sie sich rühmt, aus der Römerzeit stammend, lange Zeit eine Residenz der schottischen Könige und Sitz der Parlamente gewesen zu sein, blutig umworben von den Heeren Englands und Schottlands in den Erbfolgekriegen, das große Depot des Handels zwischen Highlands und Lowlands, ist die Stadt doch erst weltberühmt geworden durch Walter Scotts Erzählung von Catherine Glover, der „Fair Maid of Perth“, die an der Wende des XIV. und XV. Jahrhunderts lebte, als das schottische Scepter in den schwachen Händen des milden Roberts III lag. Zum Danke dafür hat die Stadt dem Dichter am Ostende der High Street eine mächtige Statue errichtet.

Ein freundlicher Mann — augenscheinlich ein Niederschotte —, den ich beim Eintritt in die Stadt nach dem Wege gefragt hatte, erbot sich, mir alles zu zeigen, was ich wünschte. Er kannte die Erzählung seines großen Landsmannes genau und führte mich sofort nach dem ältesten Teile der Stadt.

„Hier lebte der brave Handschuhmacher Simon mit seiner schönen Tochter,“ sagte er in seinem breiten schottischen Dialekt und wies auf ein verwittertes Haus in Curfew Row, dem man einige hundert Jahre wohl zutrauen mochte. „Und hier,“ fuhr er fort, auf ein Eckhaus weisend, „sehen Sie noch die Nische, in welcher die Abendglocke (curfew-bell; couvre-feu) hing, die unsere Vorfahren zwang, um acht Uhr das Licht und Feuer zu löschen. Das Haus bildete nämlich in alten Zeiten einen Teil der St. Bartholomäuskapelle, in welchem unsere Handschuhmacherzunft ihre Versammlungen hielt.“

Mein freiwilliger Führer, der selbst der edlen Handschuhmachergilde angehörte, erwies sich auch sonst sehr unterrichtet in der antiquarischen Kenntnis seiner Vaterstadt, wie in der Scottschen Dichtung. Durch das uralte Dominikanerkloster führte er mich hinunter nach dem North-Inch, einer kleinen grünen Ebene zwischen den ehemaligen Klostergärten und dem Tay im Norden der Stadt, auf dem das blutige Massenduell zwischen den Clans Quhele und Chattan stattfand, und es war wirklich belustigend, seiner Schilderung zuzuhören, die so lebhaft und anschaulich war, als hätte er selbst als Harry of the Wynd mit dreingeschlagen. Jetzt dient der North-Inch, ebenso wie ein ähnlicher Inch im Süden, zu Wettrennen und Spielen, gelegentlich auch zu Schaustellungen aller Art.

Durch meinen Gevatter Handschuhmacher wurde ich mit noch einigen anderen wackeren Perther Bürgern bekannt, und es interessierte mich, den Unterschied zwischen Hoch- und Niederschotten, der hier noch fast in derselben Schroffheit besteht, wie zur Zeit der schönen Katie Glover, zu beobachten und die Leute „braid Scotch“ (breites Schottisch) sprechen zu hören. Sonst schwindet der uns Deutsche so verwandt anheimelnde Dialekt immer mehr, gerade wie bei uns das Plattdeutsch. Doch mischen auch die, gutes Englisch (freilich immer mit breitem Accent) sprechenden Schotten gern dialektische Ausdrücke in ihre Rede. So sprechen Eltern von ihren „bairns“ oder reden eins an: „My wee bit lamb“ (mein winzig klein Lämmchen) — die Kinder nennen ihre Eltern „Daddie“ und „Minnie.“ Sehr beliebt ist das schwer übersetzbare „bonnie,“ das sowohl von Lieblingspersonen („bonnie Prince Charlie“), wie von Sachen („my bonnie bird“) gebraucht wird. Auch sagt das Volk noch immer „come duhn“ (statt come down = komm herab), „aecht o'clock“ (statt eight = acht), „coo“ (statt cow = Kuh) ꝛc. Aber die höheren Klassen vermeiden das breite Schottisch ebenso sorgfältig wie bei uns das Plattdeutsche. Eine neuere Dialektdichtung fehlt, und zu Burns und Walter Scotts Werken enthalten die letzten Ausgaben stets ein „Glossary“ für die schottischen Ausdrücke, da auch manche Schotten sie sonst nicht verstehen würden.

Von Perth aus machte ich einen Abstecher nach Dunkeld, um noch die klassische Stätte der ältesten schottischen Tragödie, den Hügel von Dunsinane, zu betreten, auf dem einst das Schloß des blutigen Usurpators Macbeth gestanden hat. Zwar ist davon kein Stein auf dem anderen geblieben. Aber die Stätte — vom Volke Carn-beth genannt — kennt jedermann. Mir zeigte sie ein alter Schäfer,

der das Drama so gut kannte, wie die „Geschichten meines Großvaters“ von Scott, und ich stand mit feierlichem Gefühle da, wo den zauberbethörten Tyrannen, der auf die doppelsinnige Prophezeiung der Hexen:

. . . . Fürchte nichts,
Bis Birnams Wald anrückt auf Dunsinan!

getrotzt hatte, das zermalmende Geschick ereilte!

Auch den Birnamhügel bestieg ich. Er war mit dichtem Tannenwald bestanden, als das englische Heer, um seinen Marsch auf Dunsinan zu decken, sich Zweige darin brach. Darüber sind 600 Jahre vergangen.

der durch düstere Waldungen dahinströmt, aus denen die stattlichen Häuser und Terrassen des malerischen Dorfes Birnam und weiterhin Dunkeld mit seinem alten Dom hervorblickten, auf das weite Moor von Dalnacardoch im Norden und die liebliche wechselreiche Landschaft von Perth im Süden.

Hier nahm ich Abschied von den Hochlanden, und ich that es mit Burns' bekannten Versen:

Mein Norden, mein Hochland, leb wohl, ich muß zieh'n!
Du Wiege von allem, was stark und was kühn,



(Valentine.)

Abb. 13. Birnam vom Birnamhügel aus gesehen.

Jetzt wächst auf seiner Kuppe ein Gehölz von erst in diesem Jahrhundert angepflanzten Lärchen — nicht Kinder dieses Bodens! Seine Hänge aber sind überwuchert und geschmückt mit dem anmutigen Farnkraut in einer uns ganz unbekannten Pracht und Mannigfaltigkeit, vor allen aber von den herrlichsten Heidekräutern, deren Blüten vom zartesten Rosa bis ins tiefste Purpurrot und Violett schillern und das nackte Thonschiefergestein mit einem in der Sonne feurig leuchtenden Teppich überziehen. Von der Spitze des Hügels genoß ich eine unvergleichlich großartige Aussicht (Abb. 13) auf die hohen Berge im Westen und auf den Tay,

Doch wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands steht allzeit mein Sinn!

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du schäumender See!
Ihr Wälder, ihr Klippen so grau und bemoost,
Ihr Ströme, die zornig durch Felsen ihr tost!
(Freiligrath.)

In Kinroß machte ich auf dem Wege nach meinem alten Dun-Edin noch einmal Halt. Ich wanderte hinab ans Ufer des Loch Leven. Der See lag im Abendsonnenschein vor mir; in seiner Mitte die kleine Insel mit ihrem alten dicken vierstöckigen und viereckigen Turm. Mehr ist von dem festen Schloß von Lochleven, in

dem einst Maria Stuart von ihrem Halbbruder Murray gefangen gehalten wurde, nicht mehr übrig. Ihre Flucht mit Hilfe des schwärmerischen George Douglas ist aus Walter Scotts „Abbot“ wohl besser bekannt, als aus den Blättern der Geschichte. Aber sie war nur geflohen, um einer herberen längeren Gefangenschaft mit fürchterlichem Ausgange entgegenzugehen. Nach der von ihren Anhängern verlorenen Schlacht von Crookstone unter den Mauern von Glasgow warf sie sich in Elisabeths Arme! — Das Abendlicht verglomm. Gedankenvoll verließ ich den in Dämmerung schwimmenden See und eilte, meinen Zug zu erreichen.

Wie oft seufzte ich noch, wenn ich in meiner einsamen Mansarde, von Auld Reckies Rußnebeln umdüstert, über meinen Büchern saß:

„Mein Herz ist im Hochland,
Mein Herz ist nicht hier!“

Über „Doppelbewußtsein“ (alternierendes Bewußtsein) und spontanen Somnambulismus.

Von

Prof. Dr. Eulenburg-Berlin.

Von „doppeltem“ oder „alternierendem“ Bewußtsein, „Doppel-Ich“ ist in letzter Zeit, in Anknüpfung an das Lindausche Schauspiel „Der Andere,“ in Wort und Schrift viel die Rede gewesen. Die Tagespresse hat sich natürlich auch einen so dankbaren Stoff nicht entgehen lassen; Kritik und Publikum standen aber — wie ich aus mancherlei Anzeichen entnehmen zu können glaube — im ganzen ziemlich hilflos dem an jener Stelle aufgeworfenen und unleugbar geschickt durchgeführten Problem gegenüber. Da in diesem Winter die Sache wahrscheinlich noch einen beliebten, „aktuellen“ Unterhaltungsstoff für die Saison abgeben wird, so dürfte vielleicht ein Versuch von ärztlicher Seite gerechtfertigt sein, diesen ebenso schwierigen als anziehenden Gegenstand dem Verständnis näher zu führen.

Die Schwierigkeit — nicht blos der Sache an sich, sondern zumal ihrer gemeinverständlichen Erörterung — liegt vor allem darin, daß auf dem hier in Betracht kommenden Gebiete die Wissenschaft selbst noch keineswegs ihr letztes Wort gesprochen hat; daß auch sie zur Zeit diesen Phänomenen mehr beobachtend und zergliedernd, als erklärend und aufbauend gegenübersteht; und daß überhaupt eine befriedigende Lösung der hier auftauchenden Fragen wohl nie mit dem alleinigen Rüstzeug naturwissenschaftlicher Forschung, sondern nur durch einträchtiges Zusammenwirken von Beobachtung, Experiment und vertiefter psychologischer Erkenntnis zu erzielen sein wird.

* * *

Schon früher als von Doppelbewußtsein, Doppel-Ich hat man von Doppelwahrnehmungen, Doppelvorstellungen, Doppeldenken gesprochen; und zwar ist man dabei von Beobachtungen an geistig gestörten Personen ausgegangen. Es handelt sich in manchen derartigen Fällen um eine wirkliche Wahnvorstellung, ein „Delirium des Wiedererkennens,“ wie man den Zustand auch zu benennen vorgeschlagen hat, wobei die Kranken an den nämlichen Orten, in den nämlichen Situationen schon gewesen zu sein, die ihnen ganz fremden Umgebungen, Gegenstände, Personen wieder zu erkennen glauben. Andeutungen davon finden sich bekanntlich selbst bei völlig Gesunden, die vor einer ihnen zum erstenmale entgegentretenden Lage oder Scenerie unter dem unbezwingbaren Eindruck stehen, das schon einmal erlebt, schon einmal empfunden und in sich aufgenommen zu haben. — Außerdem hat man unter dem Begriff der Doppelvorstellung, des Doppeldenkens auch Zustände befaßt, wobei die Kranken sich einbilden, ihre Gedanken würden von anderen laut ausgesprochen, ihre Worte von anderen nachgesprochen oder ihnen aus der Wand zugerufen, oder wobei sie Doppelstimmen im Kopfe zu vernehmen glauben: akustische Doppelvorstellungen also, die offenbar als Sinnestäuschungen, als halluzina-

torische Vorgänge aufzufassen sind, wobei die im Normalzustande nur für äußere Sinneseindrücke offen stehenden Centren der Sinneswahrnehmung von innen her durch den Vorstellungsreiz in krankhafter Weise angeregt werden.

Diese bei Geistesstörungen nicht allzu seltenen Zustände der Doppelwahrnehmung, Doppelvorstellung, des Doppeldenkens stehen aber — wie aus dem folgenden ersichtlich sein wird — mit den uns beschäftigenden Phänomenen des Doppelbewußtseins, Doppel-Ichs nur in ziemlich loser, mehr aus der Bezeichnung als aus der Sache selbst fließender Verbindung.

Wir sind gewohnt, allerdings ziemlich unberechtigter Weise, unseren Bewußtseinszustand, unsere das gesamte Seelenleben scheinbar beherrschende Ich-Persönlichkeit als etwas Ununterbrochenes, Kontinuierliches zu betrachten, das eben gerade in dieser Kontinuität die notwendige Voraussetzung und Gewähr für die gleichmäßige Aufrechterhaltung unserer Individualität, unserer geistigen Sonderexistenz bildet. Ich sage, unberechtigter Weise, denn schon Schlaf und Traum könnten uns eines besseren belehren; aber von diesen gewohnheitsmäßigen Unterbrechungen durch Schlaf und Traum, wie auch durch seltenere Ausnahmszustände, durch fieberhafte Erkrankungen, Ohnmachtanfälle und dergleichen pflegen wir abzusehen; wir sind ihretwegen unbekümmert, weil wir aus der Erfahrung mit Sicherheit darauf rechnen, unser Bewußtsein nach dem Schlafe oder nach sonstigen Unterbrechungen unverändert wiederzufinden — es wieder anzuziehen, wie die Kleidungsstücke, die wir vor dem Schlafe oder während der Erkrankung abgelegt haben und nun wieder anlegen. In der Vorhalle des Schlafes und der Träume geben wir unser Bewußtsein wie ein überflüssiges Garderobestück ab und fühlen uns sicher, es beim Austritt wieder richtig eingehändigt zu bekommen. Aber wie erstaunt würden wir sein, hinterdrein zu erfahren, daß wir an Stelle dieses draußen gelassenen Bewußtseins in der Zwischenzeit ein anderes, von jenem mehr oder weniger verschiedenes Surrogat- oder Pseudobewußtsein zur Schau getragen haben — ungefähr wie man für eine zur Reparatur gegebene Taschenuhr vom Uhrmacher eine andere (schwerlich eine bessere) zu provisorischer Benutzung erhält und mit sich herumführt. Dieses stellvertretende Pausen- oder Lückenbewußtsein mit seinen eigenartigen Wahrnehmungen, Vorstellungen, Motiven und Handlungen, mit seiner in und für sich abgeschlossenen, gegen das „andere" mehr oder minder scharf abgegrenzten Gefühls- und Erinnerungswelt ist es, was zu den Bezeichnungen „Doppel-Ich," „Doppelbewußtsein," oder — da es sich nicht um ein Nebeneinander, sondern um eine zeitliche Aufeinanderfolge der sich ablösenden Bewußtseinsphasen handelt — „alternierendes Bewußtsein" Anlaß gegeben hat. Insofern die Sphären des Empfindens und Denkens, des Wollens und Handelns in der eingetauschten neuen Bewußtseinsphase gänzlich abgelöst, gänzlich außer Zusammenhang zu sein scheinen mit jenen der älteren, insofern also eine völlig anders beschaffene, auf anderen Grundlagen aufgebaute Existenz sich in diesen von dem sekundären Bewußtsein erfüllten Zwischenräumen gestaltet und abspielt — kann man sogar mit einer gewissen Berechtigung von einem Doppelleben, einer première und seconde vie, französischen Autoren gemäß, reden.

Hier sind wir nun dem von Lindau dargestellten Falle schon sehr nahe gerückt. Ein solches „Doppelleben" führt in Wahrheit sein Staatsanwalt Dr. Hallers; in seiner „condition première," unter der Herrschaft seines „Oberbewußtseins" — wie man es auch ausgedrückt hat — amtiert er als Staatsanwalt und treibt daneben noch allerlei Allotria, hält wissenschaftliche Vorträge, kandidiert als Stadtverordneter, verliebt sich, fühlt sich wegen des Erfolges unsicher, ist dadurch bedrückt, zeitweise unglücklich, überhaupt nervös überreizt, handelt impulsiv nach Launen und Auswallungen, bleibt aber immer Gentleman und Bureaukrat vom Scheitel bis zur Zehe — während sein alter ego, unter dem Kommando seines Vice- oder Unterbewußtseins, sich in einen schäbigen Schreiberrock hüllt, Damen beim Aussteigen belauert und bestiehlt, in Verbrecherkeller hinabklettert, einen Einbruch (in seiner eigenen Wohnung) verabredet und die Ausführung selbst dirigiert — freilich nur um mitten darin das „Unterbewußtsein" wieder mit dem „Oberbewußtsein" und die Rolle des Einbrechers mit der

des rächenden Vertreters von Gesetz und Recht zu vertauschen. Bemerkenswerterweise läßt ihn Lindau alle diese Handlungen seines sekundären, seines Vice- oder Unterbewußtseins in einem Geisteszustande vollziehen, der mit der ungetrübten Bewußtseinsklarheit des gewöhnlichen Lebens nur wenig gemein hat, der sich mehr und mehr als der krankhaft eigenartige Zustand eines Traumsüchtigen, eines Traumwandlers darzustellen scheint — der, mit einem Worte Somnambulismus ist, spontaner Somnambulismus, oder, in der ganz besonderen Form, wie die Vorgänge hier sich abspielen, der ziemlich seltene, aber keineswegs unerhörte, sicher beglaubigte Fall des — von Charcot so benannten — „ambulatorischen Automatismus.“

Ohne mich bei den wechselvollen und häufigen, den meisten wohl aus eigenem Erfahrungskreise bekannten Bildern des gewöhnlichen „Nachtwandelns“ aufzuhalten, will ich hier nur auf diese merkwürdige und besonders schwere, auch in krimineller Hinsicht nicht unwichtige Form des „automatisme ambulatoire“ etwas näher eingehen. Unter den von dem kürzlich verstorbenen großen Meister der Nervenpathologie, von Charcot selbst beobachteten Fällen dieser Art will ich einen als typischen Vertreter dieser Kategorie ausführlicher schildern.

Dieser Fall betrifft einen gewissen Léon Ménard, einen zuvor gesunden, in rangierten Verhältnissen lebenden Mann, Familienvater, in den Fünfzigern, der seit neunzehn Jahren in einem großen Bronzewarengeschäft als Austräger (livreur) angestellt war — also in einem Wagen den Kunden die von ihnen angekauften Gegenstände zu überbringen, auch reparaturbedürftige Stücke abzuholen hatte. Dieser Mann findet sich eines Tages, am 1. März 1887, auf der place de la Concorde, am Seinequai entlang streifend, sehr ermüdet, wie mit Blei an den Füßen, dabei furchtbar durstig, und ohne eine Ahnung, wie er an diese Stelle gekommen ist. Er begibt sich nach Hause, findet seine Frau und Familie in entsetzlicher Aufregung und erfährt, daß er seit 36 Stunden verschwunden gewesen ist. Man forscht, was er getrieben hat; er weiß darauf keine Antwort zu geben; bei angestrengtem Nachsinnen aber dämmert etwas in ihm auf, was an die Schilderung der Rieselfelder von Gennevilliers, an eine von schmutzigen Wasserrinnen durchzogene weite Fläche erinnert. Seines Wissens war er noch nie in Gennevilliers gewesen; er begibt sich dorthin und findet eine Örtlichkeit, die allerdings der von ihm vorgestellten ähnlich sieht, aber doch mit etwas abweichendem Totaleindruck; „dieselbe Sache, aber mit einer anderen Physiognomie.“ — Drei Monate später, im Juni, hat er das Gefühl, aufgeweckt zu werden von einem, der ihm auf die Schulter klopft; er öffnet die Augen, es steht wirklich ein Mann vor ihm, ein Angelfischer, und er selbst befindet sich an der Seine, unterhalb der Brücke bei Asnières, und es ist Tagesanbruch. Er ist wieder sehr durstig, kehrt nach Hause zurück und hört, daß man ihn seit 56 Stunden vermißt hat; von der Zwischenzeit hat er diesmal nicht die leiseste Erinnerung. Zwei Monate später, im August, erfolgt wieder ein Anfall, aber mit anderer Schlußwendung; M. wird eines Nachmittags, bei erstickender Hitze, aus der Seine, in die er sich gestürzt hat und in der er schwimmt, herausgezogen. Diesmal schweben ihm zwei deutliche Erinnerungsbilder vor: er sieht sich am Eingange eines Dorfes, den dort befindlichen Kilometerzeiger mit der Aufschrift „Claye“ und den Pfeilrichtungen betrachtend, und sieht über dem Wasser weg die Umrisse einer ganz eigen gestalteten Mühle. Zu Hause erfährt er, daß er seit drei Tagen verschwunden gewesen ist; eine Mühle der Art, wie sie ihm in der Erinnerung vorschwebt, befindet sich wirklich in Meaux (an der Seine, oberhalb Paris). — Nun wird eine ärztliche Behandlung eingeleitet, er bekommt Brompräparate, und mit solchem Erfolge, daß beinahe anderthalb Jahre die Anfälle ausbleiben. Aber dann, im Januar 1889, ereignet sich folgendes: Ménard hat wie gewöhnlich im Wagen die Kundschaft besorgt, verläßt mit 700 Francs in der Tasche an der Ecke der Rue Mazagran den Wagen und beauftragt den Kutscher, ihn etwas weiter herauf in der Straße zu erwarten, er wolle sich nur einmal „die Beine vertreten,“ indem er die paar Schritte zu Fuß mache. — Acht Tage darauf befindet sich M. auf einer Brücke, in einer ihm völlig unbekannten Stadt; er vermutet eine Wiederkehr seiner alten Anfälle, die er längst

überwunden geglaubt hatte, scheut sich, etwas von seinem Zustande zu verraten, und wendet sich deshalb an einen Vorübergehenden nur mit der Frage, wie er hier am nächsten auf den Bahnhof gelange. Man sagt ihm Bescheid, er müsse die Rue de Siam heruntergehen. Er folgt der bezeichneten Straße, und steht vor dem Bahnhofsgebäude — von Brest! —

Der Fall ist, wie gesagt, in mehrfacher Hinsicht charakteristisch; die seltenen, weit auseinandergezogenen Anfälle, von denen jeder folgende stets länger dauert als die vorhergehenden (36, 56 Stunden, drei und acht Tage); der immer wiederkehrende Drang ans Wasser, nach einem Flusse, einer Brücke; das offenbar ganz plötzliche Einsetzen und Wiederverschwinden der sekundären Bewußtseinsphase; die mehrfach bemerkte dumpfe Rückerinnerung, namentlich für die im Sekundärzustande aufgenommenen Ortseindrücke. Ich hebe noch hervor, daß Ménard bei seinem letzten Wiedererwachen auf dem Pont de Recouvrance in Brest seine Schuhe gebürstet, seinen Anzug rein, seine ganze äußere Erscheinung in völliger Ordnung fand; er muß also während der vorhergegangenen acht Tage ein reguläres, unauffälliges Dasein geführt, mit anderen Leuten verkehrt, in Gasthöfen gewohnt haben; aber wo? wie? unter welchem Namen, in welcher Gestalt seines Doppel-Ichs? — Man blickt bei diesen Fragen in einen jener Abgründe des Seelenlebens, die uns mit Gefühlen von Schauder und Schwindel erfüllen und zugleich unwiderstehlich hinablocken:

„Und reizend ist es, sich hinabzustürzen." — Leichtere, minder ausgebildete und zuweilen rasch vorübergehende Fälle ähnlicher Art sind nicht gerade selten, und es ist bemerkenswert, daß sie sich oft unmittelbar oder mittelbar an eine stattgehabte Verletzung anschließen. Auch Lindau, der es liebt, reichlich, ja fast überreichlich zu motivieren, hat es für nötig gehalten, seinem Staatsanwalt einen Sturz mit dem Pferde und Fall auf den Hinterkopf gewissermaßen als mildernden Umstand in Anrechnung zu bringen. Die ärztliche Kasuistik umfaßt unter der Bezeichnung der „traumatischen Amnesie"*) derartige Fälle, wobei die verletzte Person Erinnerung und Bewußtsein ihrer früheren Persönlichkeit sofort einbüßte und für einige Zeit mit einem anderen, Vice- oder Zwischenbewußtsein vertauschte. Eine junge Frau steigt mit ihren Verwandten in einen Bahnzug, der sie zu einem Begräbnis nach Versailles führen soll; sie fällt beim Einsteigen hin, ohne davon etwas zu wissen, ist aber von dem Augenblick an eine ganz andere, kennt ihre Begleiter nicht, behandelt sie als Fremde und begreift nicht, daß man sie zwingen will, zur Beerdigung einer ihr völlig unbekannten Person mitzufahren. Noch merkwürdiger ist der folgende, durch eine angesehene wissenschaftliche Zeitschrift beglaubigte Fall: Eine bisher völlig gesunde, fünfzigjährige Hebamme wird in der Nacht zu der ihrer Entbindung nahen Frau eines Kutschers durch letzteren selbst, den sie kennt, gerufen; sie fällt beim raschen Hinabeilen auf der dunkeln Treppe, wo der Concierge sie ausgestreckt findet, ihr wieder auf die Beine hilft, sie in den harrenden Wagen befördert. Sie fragt unterwegs den Führer, eben jenen ihr bekannten Kutscher, wer er denn sei, was er wolle? — gelangt aber glücklich ans Ziel, waltet ihres Amtes, d. h. vollzieht die Entbindung, die mehrere Stunden in Anspruch nimmt, und sinkt nachher ermüdet in einen Stuhl neben dem Bette. Hier wird sie durch eine bei der Entbundenen eingetretene Nachblutung aufgeschreckt — und erlangt in diesem Augenblicke plötzlich ihr wirkliches Bewußtsein wieder; es stellt sich heraus, daß sie bis dahin von allem nichts gewußt, wie aus einem Traumzustand heraus und doch offenbar völlig zweck- und sachgemäß, in korrekter Ausübung ihrer Berufspflichten gehandelt hat. Man hatte ihr nichts Auffälliges weiter anmerken können, als daß sie, gegen ihre sonstige Gewohnheit, gewisse Worte und Wendungen häufig wiederholte. — In diesem Falle waren die primäre und die dafür eingetauschte sekundäre Persönlichkeit so zu sagen einander kongruent, vermochten sich gegenseitig zu vertreten, so daß der Wechsel fast unbemerkt blieb; in anderen Fällen sind beide Persönlichkeiten dagegen ihrem inneren und äußeren Wesen nach, in Denken und Handeln so verschieden wie nur irgend möglich. In diese Kate-

*) Gedächtnisverlust auf Grund von Verletzung (Trauma).

garie gehören eben die Fälle, wo Personen von bisher unangezweifelter Moralität in ihrem sekundären Bewußtseinszustande sittlich verwerfliche, aber verbrecherische Handlungen — gleich dem Staatsanwalt des Lindauschen Schauspiels — begehen und wo demgemäß auch die Frage der „Zurechnungsfähigkeit" an den Arzt und den Strafrichter herantreten kann. Auch solche Fälle sind, in allerdings sehr geringer Zahl, aber immerhin sicher festgestellt worden; sogar von der ganz an das Lindausche Thema erinnernden Komplikation weiß Bernheim zu berichten, daß eine Dame in dem nächtlich auftretenden sekundären Bewußtseinszustande bei sich selbst Diebstähle verübte und von ihrem zur Abfassung des vermuteten Diebes wach gebliebenen Sohne dabei überrascht wurde. Ich will etwas ausführlicher einen nach wenig bekannten Fall berichten, der sich vor ungefähr zwei Jahren in Paris vor Gericht abspielte und der sich geeignet ist, die nahen Beziehungen dieser alternierenden Bewußtseinszustände zur Autohypnose, überhaupt zur hypnotischen Suggestion zu veranschaulichen; um so geeigneter, als wir darüber das Zeugnis eines hervorragenden Nervenarztes, Ballet, besitzen. Vor der zehnten Pariser Chambre correctionnelle stand ein Handelsmann D. unter der Anklage, unter falschen Vorspiegelungen, indem er sich für einen Advokaten ausgab, an mehreren Orten den Verkäufern Waren von übrigens geringem Werte entlockt zu haben. Vor Gericht verfiel der Mann sofort in Autohypnose; sein Rechtsbeistand machte darauf aufmerksam, daß der Angeklagte von dem berühmten Pariser Irrenarzte Luys seit langer Zeit behandelt und für hysterisch und im höchsten Grade suggestibel erklärt worden sei; er selbst konnte ihn mit Leichtigkeit vor den Augen des Gerichtes in tiefe Hypnose versetzen und wieder erwecken. Nach dem Balletschen Gutachten verfällt D., der Hysteriker und äußerst leicht hypnotisierbar ist, bei gewissen Formen der Hypnose in den eigentümlichen sekundären Bewußtseinszustand (die „condition seconde") und in ambulatorischen Automatismus. Er ist dann ein ganz anderer, wird unternehmend, begibt sich auf Reisen, steigt in Hotels ab, knüpft Bekanntschaften an, mit denen er Karten spielt u. s. w. — ohne daß die Personen, die ihn in diesem Zustande kennen lernen, irgend etwas Auffälliges und Gezwungenes an ihm herausfinden; und ohne daß er selbst hinterdrein eine Ahnung davon hat, wo er sich aufgehalten, was er getrieben hat. So findet er sich bei Wiederkehr des gewöhnlichen, primären Bewußtseins eines Tages auf einem Platze in Troyes — ohne seinen Überzieher, und ohne sein Portemonnaie, das, wie er sich erinnert, in Paris eine Summe von 126 Francs enthalten hat. Er kehrt nach Paris zurück, wird dort im Krankenhause, im Hotel Dieu hypnotisiert und bezeichnet in der Hypnose das Hotel, wo er sich in Troyes aufgehalten, sogar die richtige Nummer des Zimmers, das er bewohnt, und den Ort, wo er seinen verlorenen Paletot dort aufgehängt hat. Nach dem Erwachen aus der Hypnose läßt man ihn an das Hotel schreiben —, und er erhält zu seiner großen Überraschung binnen kürzester Zeit seinen Überzieher und das vom Wirte in Aufbewahrung genommene Portemonnaie wieder. Und dieser Mann war des Diebstahls angeklagt; er wurde sogar, trotz des Balletschen Gutachtens, allerdings unter Annahme mildernder Umstände, zu einem Monat Gefängnis verurteilt, weil das Gericht nicht erwiesen fand, daß er sich zur Zeit, als er die Vorspiegelungen verübte, in der „condition seconde" befunden habe. Jedenfalls aber war er Hysteriker, das heißt an sich schon psychisch anormal; er schlief fast während der ganzen Gerichtssitzung, hatte nach dem Erwachen kein klares Bewußtsein von seiner Lage und war, wie gesagt, sowohl durch eigene wie durch Fremdsuggestion mit erstaunlicher Leichtigkeit hypnotisierbar. —

Hysterische, zu denen eben auch der Held dieser Gerichtsverhandlung gehört, sind für ein solches Doppelbewußtsein oder alternierendes Bewußtsein und für die daraus entspringende Doppelexistenz ganz besonders disponiert; der scheinbar einheitliche Vorstellungskomplex ihres Ichs ist, so zu sagen, besonders leicht spaltbar. Sie eignen sich daher auch vorzugsweise dazu, um auf künstlichem, auf experimentellem Wege, mittelst zweckentsprechend geübter Suggestion, die Erscheinungen des Doppelbewußtseins, des Doppel-Ichs typisch

zu veranschaulichen. Aber selbst die spontan auftretenden hysterischen Anfälle lassen sich vielfach aufs leichteste dazu benutzen. Wenn man solchen Kranken während des Anfalles gewisse Vorstellungen in geeigneter Weise suggeriert, so nehmen sie diese nicht nur in der Form von Sinnesdelirien, von Halluzinationen in sich auf, sondern gestalten auch ihre mimischen Bewegungen, Äußerungen und Affekthandlungen während des Anfalles ganz den suggerierten Vorstellungen entsprechend — haben aber nach dem Anfalle in der Regel jede Erinnerung daran verloren. Werden sie von einem neuen Anfalle heimgesucht, so stellen sich in diesem die Erinnerungsbilder des vorigen Anfalles leicht wieder her, während die des gewöhnlichen Bewußtseinszustandes schwinden; man kann also auch aus einer Kette solcher sich gleichartig abspielender Anfälle das Bild eines doppelten oder alternierenden Bewußtseins, einer Doppelexistenz ohne Schwierigkeit konstruieren. —

Und nun die Erklärung dieser rätselhaften Zustände? — Was man an Erklärungsversuchen bisher beigebracht hat (und an Bemühungen, von naturwissenschaftlicher wie von philosophischer Seite, hat es wahrlich nicht gefehlt), das zeigt bei näherer Betrachtung nur recht deutlich, wie himmelweit wir von einem wirklichen Verständnisse dieser — und auch selbst viel einfacherer seelischer Phänomene zur Zeit noch entfernt sind. Eine Hypothese, die mit einem gewissen Aplomb auftrat und sich durch ihre so zu sagen grob materielle, platte Handgreiflichkeit den Verehrern einer „mechanischen Weltanschauung" anschmeichelte, mag hier wenigstens kurz berührt werden. Bekanntlich ist das große Gehirn ein paariges, aus zwei Halbkugeln, den „Großhirnhemisphären" zusammengesetztes Organ; die beiden Halbkugeln sind aber funktionell nicht gleichwertig, sondern die linke, von der die Nerven der rechten Körperhälfte ausgehen, ist (wenigstens bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen) durch die alleinige Entwickelung des „Sprachcentrums" einseitig bevorzugt. Schon die im Eingange erwähnten krankhaften Erscheinungen der „Doppelvorstellung," des „Doppeldenkens" hat man nun darauf zurückzuführen getrachtet, daß es sich dabei um eine nicht zusammenfallende, inkongruente Thätigkeit der beiden Gehirnhälften handle; während diese für gewöhnlich zu gleicher Zeit (synchronisch) funktionieren und dadurch die doppelt entstehenden Vorstellungen zu einer Einheit verschmelzen, soll beim „Doppeldenken" eben diese Verschmelzung der Vorstellungen ausbleiben — ähnlich wie unter gewissen Umständen die von beiden Netzhäuten gelieferten Eindrücke nicht verschmelzen und wir daher das Objekt doppelt sehen. Diese, übrigens längst aufgegebene Hypothese hat ein berühmter Physiolog zum Ausgangspunkt einer Erklärung des Doppelbewußtseins genommen. Er meint, daß die in der Norm vorhandene Verbindung beider Gehirnhälften zu gemeinschaftlicher harmonischer Thätigkeit dabei gestört sei; daß in solchem Falle bald nur die rechte, bald nur die linke Gehirnhälfte „aktiv" sei, während die andere schlafe oder durch die Hypnose ausgeschaltet werde; je nach den Vorstellungen, die an die Erinnerungsbilder in der einen und der anderen Hälfte geknüpft sind, würde dann beim Prävalieren der einen oder anderen Hemisphäre eine verschiedenartige Persönlichkeit zum Vorschein kommen. — Ich muß sagen, daß mich eine solche Erklärungsweise, so nahe liegend sie auch erscheinen mag, keineswegs befriedigt und daß, von allen sonstigen Schwierigkeiten abgesehen, bei dem in der Regel doch gemeinschaftlichen Zusammenwirken beider Hemisphären die Anhäufung so verschiedenartiger Erinnerungsbilder und Vorstellungen in jeder Einzelhälfte wenig glaubhaft erscheint; ich kann mir beispielsweise nicht recht denken, daß bei unserm Lindauschen Staatsanwalt Dr. Hallers die bevorzugte linke Gehirnhälfte mit allen seine staatsanwaltliche normale Persönlichkeit konstituierenden Vorstellungsmassen — die rechte dagegen mit den krankhaften Niederschlägen der Verbrecherpraxis, mit den Erinnerungsbildern von Straßenraub, Einbruchsdiebstahl und Ähnlichem vollgestopft sein sollte. — Freilich können auch die rein spekulativen Erklärungsversuche ebensowenig befriedigen. Müssen wir denn aber überhaupt eine Doppelpersönlichkeit, ein „Doppel-Ich" annehmen? — eine Annahme, die doch eigentlich etwas Unlogisches, einen unauflösbaren Widerspruch in sich einschließt. Können wir nicht zu ansprechenderen Anschauungen über das „Doppel-

bewußtsein“ gelangen, wenn wir mit manchen neueren Denkern*) einen Dualismus des Seelenlebens annehmen, die Seele also von vornherein nicht als „einfach“ und unzerlegbar betrachten, sondern einen bewußten (das individuelle Ich) und einen unbewußten Faktor des Seelenlebens unterscheiden, dem letzteren aber für die Modifikationen der Geistesthätigkeit beim sogenannten Doppel-Ich maßgebende Bedeutung zuschreiben? Es würde dann prinzipiell davon auszugehen sein, daß der nämliche bewußte Seelenfaktor, dasselbe „Ich“ bei den Zuständen des alternierenden Bewußtseins abwechselnd verschiedenartigen Einwirkungen unbewußter Seelenthätigkeit unterliegt, indem er aus diesem unversiegbaren Vorstellungsreservoir heraus bald von richtigen, wahrheitsgetreuen, bald von falschen, wahnhaften Vorstellungen „bedient“ wird. Es soll hiermit selbstverständlich nichts erklärt, sondern nur der Weg angedeutet sein, den künftige analytische Erklärer krankhafter Seelenphänomene vielleicht mit Aussicht auf Erfolg werden einschlagen können. —

Um schließlich noch einmal auf unsern Staatsanwalt Dr. Hallers zurückzukommen, so scheint mir, daß Lindau mit großer Sorgfalt und hier und da vielleicht allzu ängstlicher Geschicklichkeit die mannigfach lauernden Gefahren und Klippen glücklich vermieden und das erstrebte Ziel, die dramatische Darstellung des besprochenen Problems in einem schwierigen und komplizierten Einzelfalle, vollständig erreicht hat. Er hat, wie es die Natur der Bühnenwirkung verlangt, zu seltenen und exzeptionellen Vorkommnissen greifen müssen, ohne sich aber doch ins Unwahrscheinliche oder gar Unglaubliche zu versteigen; im Gegenteil würde es ihm vielleicht, wie wir gesehen haben, nicht schwer werden, für jeden einzelnen Zug die beglaubigenden „documents humains“ aus der ärztlichen Litteratur des Gegenstandes zur Stelle zu schaffen. Lindaus Schauspiel erhält das Publikum die drei ersten Akte hindurch in atemloser Spannung; einer Spannung, die allerdings vielleicht mehr dem aufgeworfenen Problem und seiner geistreich kombinierten Entwickelung, als den Schicksalen der in Handeln und Leiden damit verknüpften Gestalten an sich gilt. — Wenn nun eine hervorragende Berliner Zeitung gegen die Vorführung von Stücken, wie „Der Andere“ kürzlich entschieden Verwahrung eingelegt hat, weil dadurch „im Innern einzelner Zuschauer Saiten angeschlagen werden können, die ähnliche oder verwandte Krankheitskeime und Krankheitserscheinungen hervorzurufen im stande sind“ — so erscheint mir eine Wirkung gleich der hier supponierten denn doch gerade bei dem Charakter des Lindauschen Schauspiels sehr wenig glaublich. Aber abgesehen davon — wohin würden wir mit einer solchen bedingungslosen Verbannung krankhafter Seelenzustände, einer solchen Scheu vor dem „psychischen Contagium“ auf der Bühne geraten? — Müßten wir nicht den Wahnsinn ganz verbannen, den doch schon die Alten für bühnenfähig hielten (man denke an Ajax und die Bakchen) — von Lear, Ophelia und Gretchen ganz zu schweigen — und dürften denn Kleists Prinz von Homburg und Kätchen von Heilbronn, diese Urtypen des Somnambulismus, noch zu uns sprechen? Und will man ewig dem lebenden Dichter weigern, was man an dem toten bewundert? — soll immer nur der eine, er heiße Shakespeare, Goethe oder Kleist, ein Anrecht haben, und nicht auch — der andere? —



*) Vgl. besonders die Publikationen von Eugen Dreher; u. a. „Grundzüge einer Gedächtnislehre“ (Sammlung pädagogischer Vorträge V Heft 4) und „Drei psychophysiologische Studien,“ Leipzig 1891.

Aus unseren Studienmappen:



Gefangenes Gotenmädchen. Gezeichnet von W. von Lindenschmit.

Der grüne Fleck.

Hamburger Skizze

von

Ilse Frapan.

Auf dem Schiff nannten sie ihn „den Amerikaner," aber er sagte es dann den Leuten, sagte es der ganzen zweiten Kajüte, daß er kein echter wäre. „Bloß fünfundzwanzig Jahr drüben gewesen und 'n büschen was zusammengekratzt," meinte er mit einem Augenzwinkern nach der schönen dicken Uhrkette hin, die ihm auf die buntkarrierte Weste baumelte. „Aber so gut wie — ja! das woll! nee, von Natur bin ich 'n Hamburger. Von 'n Bäckerbreitengang, wenn Sie ihm vielleicht kennen thun. Oh, das is da gans schön, da gehn Sie man mal hin, wenn wir nu an Land kommen. Wenn das nich wegen das Militärgeschichte gewesen wär', wär' ich da auch nich weggegangen. Will mich das nu mal all wieder besehn, wie das da noch zusteht. Darum komm' ich ja rüber. Und Sie sind in Hamburg bekannt, sagen Sie? J, haben Sie da nich 'n Krüger Timm gekannt, in 'n Ebräergang? So, nich! Ja, ich glaub' das gern, er hatt' sonß 'n nette kleine Krügerei, Nummer neununddreißig. Un was aus den seine Tochter geworden is, das wissen Sie woll auch nich? Vorigs Jahr war meine Frau rüber, einer muß je immer bei 's Geschäft bleiben. ‚Ladies first!' wie wir Amerikaner sagen. Sie meinte aber, das käm' da all' nich gegen, das wär' hier all' furchtbar zurück. Kein Vergleich mit Chicago, sagt sie. Hott,*) denken kann man sich das woll, aber ich möcht' mir mal 'n büschen ausruhn. Na, wenn wir nu man erst endlich mal da wären, ich krieg' das faule Leben all so satt, dreizehn Tage sind wir nu all unterwegens, mit die „Augusta Viktoria" dauert das bloß halb so lang, aber kosten thut das denn das Doppelte, — und was man so in 'n Sitzen verdienen kann" — —

Endlich hatten sie Hamburg in Sicht. Der „Amerikaner" wußte sich vor Eifer nicht mehr zu lassen. „Nu sehn Sie mal da, den Thurm da, das is Michelis und das da vorne, das is jewoll das Seemannshaus! So? Das is es nich? Je, was is es denn? Ich kenn' das je hier wie 'n schiefen Schilling, is je meine Heimat. 'N büschen anders scheint das hier geworden zu sein, büschen weitläuftiger. Donnerwetter, die Kathrinenkirche is doch nich abgerissen! Un was sind denn das all' für Türme? Herrjes, das is jewoll — — Hören Sie mal, Maat, is das auch gewiß, daß das da Hamburg vorstellt? Das kommt mich je all' so — — das 'je beinah' wie bei uns in New-York! All' so 'n dicken Qualm und mit all' die Quais hier? Das 'je komisch. Amerikaquai? Un da steigen wir aus? Junge! Junge! Nu haben sie hier 'n Zollkanal mit lauter rote Kastens längs? Was' denn das for 'n Kür? Nee, sagen Sie mal, es is doch richtig?"

Es mußte wohl richtig sein, und etwas Mut gewann der Reisende wieder, als er nach vielem Halsverdrehen und Herumäugeln die Katharinenkirche fand. „Nee, das wär' auch zu schad' gewesen. Kucken Sie mal, da is sie! Na, denn is man gut."

Die Hausknechte der kleineren Hotels, die Omnibuskutscher der größeren fuhren und schrieen an der Landungsbrücke durcheinander. „Wiezels Hotel?" fragte eine Stimme, dicht neben dem Amerikaner.

„Wo is von Wiezel? Na, haben Sie Platz? Gut." Mit einem jovialen Ruck schmiß er dem Hausknecht seinen Plaidriemen zu. „So so! Sie sind bei Wiezel! Feines Hotel, was? Gut, warten Sie man, ich hab' bloß 'n Handkoffer. Schöne Aussicht bei Wiezel, nicht?" Und er erinnerte sich mit unendlicher Genugthuung, welche Ehrfurcht ihm und seinen Kameraden, wenn sie auf dem Spielbudenplatz bei „Kasper" gewesen waren, der Wiezelsche Garten eingeflößt hatte, in dem viele viele feine Leute saßen, an grünen Tischen Kaffee tranken

*) Ach Gott!

und englischen Käse dazu aßen, durch Brillen und „Kucker“ auf den Hafen hinuntersahen, wo die Segelschiffe in langen Straßen lagen, während ihre Kinder, fein und bunt gekleidet, mit großen Gummibällen spielten oder blutrote Ballons aufsteigen ließen. Jetzt gehörte er selbst zu den feinen Leuten; keiner der Bewohner des Hotels würde es ihm ansehen, daß er dazumal in Holzpantoffeln am Zaun draußen gelungert und sich so sehnlich gewünscht hatte, einer von den großen Gummibällen möchte durch das Staket und den Abhang hinunterrollen, so daß er ihn mal in die Hand nehmen könnte. Jetzt — seine Kinder in Chicago hatten Bälle genug und noch viel feinere Spielsachen, aber es waren komische Kinder: sie machten sich wenig daraus, im ganzen, sie waren furchtbar vernünftig, und der Jüngere hatte neulich dem Älteren erklärt, daß er nie mit ihm in Kompanie gehen würde; warum? Weil der Ältere Gesangsunterricht haben wollte. „Das ist nichts für einen Geschäftsmann.“ Tom war erst elf Jahr, als er das sagte; sein Papa war noch älter gewesen, als er den Gedanken mit den Gummibällen gehabt hatte. „Es muß sein, daß sie jetzt älter auf die Welt kommen, ich war doch auch nich dumm und war 'n fixen Jung' meinerzeit, aber nach so was schlug mir keine Ader,“ hatte er ganz nachdenklich seiner Frau gesagt. —

Etwas von jenem Ehrfurchtschauer war ihm wieder über den Rücken gelaufen, als der Hausknecht den Namen „Wiezel“ gerufen hatte. „Je, wenn das man nich zu fein für mich is.“ Jetzt stand er verwundert und kopfschüttelnd vor dem Pavillonbau, der so hölzern, verwaschen und gewöhnlich aussah, wie er schon viele Pavillons gesehen hatte. Im Garten saßen wenig Gäste, es war gegen die Mittagszeit, und die Sonne brannte auf die leeren Tische.

Unter einer Glasveranda rauchten ein paar einsame Biertrinker, und in einer Ecke, zärtlich an einander gedrückt, saßen zwei hellgraukarrierte Leute, eine Person mit einem roten Schnurrbart und die zweite mit einem grauen Schleier um den Hut, sonst ähnlich wie zwei Eier und mit denselben juchtenledernen vier Handschuhen einen juchtenledernen Feldstecher handhabend. Der Amerikaner folgte der Richtung des Glases, aber sehen konnte er nichts. Erstlich glitzerte das Wasser wie ein Metallspiegel, zweitens lag ein sommerheißer grauer Flornebel darüber, und drittens schien die Fläche ihm leer zu sein; kein Mastenwald, keine Segelschiffallee, — Fabrikschornsteine, Steinkohlenqualm, rote Mauern, alles unverständlich und verändert. „Na nu?“ murmelte er unwillkürlich und sah sich nach dem Hausknecht mit dem Handkoffer um. Der hielt sich gerade die Hand vor den gähnend weit geöffneten Mund, aber nun grinste er freundlich: „Man noch 'n kleinen Augenblick! So! hier rein, bitte.“

Sein Zimmer war bequem und gut möbliert, das Essen schmeckte ihm, und der Rotwein war sogar vorzüglich. Aber er hatte nicht lange Ruhe im Hotel, er ging trotz der Julihitze auf Entdeckungsreisen aus. Hitze hin, Hitze her, in Chicago war es heißer, und man mußte noch dazu in der Bäckerei stehen, Backstubenhitze aushalten. Nein, das hätte ihn wenig gestört; was ihm aber ungemütlich vorkam, war, daß eine solche Geschäftigkeit, solch ein Lärm und Wagengerassel rundum herrschte. Er gönnte sich eine Ruhewoche und war deshalb aus Amerika fort, weil man nur jenseits des Ozeans weiß, was Gemütlichkeit ist, und nun sagte ihm der erste Mensch, den er anredete und nach all' den Veränderungen dieses Hafenviertels fragte, kurz und schlicht: „Ick heff keen Tied“ und ließ ihn stehen. Von dem Kellner hatte er auch nichts erfahren können. Der Bursch' hatte die Augen aufgerissen und gesagt, das wäre hier immer so gewesen, und als der Amerikaner ihn gefragt, wie lange er denn hier sei, da war er vor einem Monat aus Schöppenstedt gekommen. „Schöppenstedt? Na das is je woll da, wo die Hunde mit 'n Schwanz bellen?“ hatte der Amerikaner harmlos gefragt, worauf der Jüngling sehr rot und pikiert seine Serviette untern Arm genommen hatte und spurlos verschwunden war.

Wie nun der Reisende so an den Vorsetzen auf- und abspazierte, überlegte, ob er Geschäftsleute, an die er empfohlen war, aufsuchen, oder, da er einen Widerwillen gegen alle Stuben jetzt in sich verspürte, mit einer der kleinen unaufhörlich schrillenden Dampfjollen von Quai zu Quai und von Dock zu Dock fahren sollte, entschloß er sich, beide Pläne fallen zu lassen und

zuerst dorthin zu gehen, wo es grün war, grün und still, mit Weiden und großen Bäumen und einem wundervollen ländlichen Tanzlokal, wo man im Freien auf gelegten Dielen an schönen Sommersonntagen von morgens bis abends, mit Ausnahme der Kirchzeit, großen Flügelball abhielt. Es war, das wußte er, ein hübscher heißer Weg dorthin, vorüber an vielen hohen Sandhügeln, aber das war kein gewöhnlicher Sand: weiß und klar wie Streusand war er, und darunter viele viele Muschelschalen und Schneckenhäuser, und einmal hatten sie sogar zwei Donnerkeile darin gefunden. Er hätte die sonderbaren zuckerstengelartigen Dinger nicht zu benennen gewußt, aber Henny Timm, die hatte ihn darauf aufmerksam gemacht. Die hatte immer so allerlei gewußt, die kleine kluge Deern. Henny Timm und Grevenhof auf Steinwärder, das war beinah' ein und dasselbe. Er hatte sie ja auch dort kennen gelernt. In der Nacht auf Pfingsten war es gewesen, — die Gesellen, mit denen er bekannt war, kriegten frei, damit sie nach irgend einer Gartenwirtschaft wandern und sich mal recht austanzen könnten. Die hatten vernünftige Brotherren, die ihnen auch mal ein Vergnügen erlaubten, er aber war in einer strengen Stelle; der griesgrämige alte Junggesell, in dessen Krämerei er Lehrling war, wußte weder von Weihnachten noch von Pfingsten, ja nicht einmal von Hitze und Kälte. Bei ihm ward im Winter nicht geheizt, im Sommer nicht gelüftet. Der Amerikaner entsann sich ganz wohl, daß um jene Pfingsten seine Hände noch krumm und rot von den ausgestandenen Frostbeulen waren, und daß er am Pfingstsonntag Gewürz mahlen sollte, bevor der Laden geöffnet wurde. Aber er hatte gar zu große Lust, mit hinaus und tanzen zu gehen, und so machte er sich so schlank er konnte und kroch um zwei Uhr nachts durchs Kellerfenster hinaus. In Weste und Hemdärmeln natürlich, seinen schon etwas ausgewachsenen Konfirmationsrock hatte er säuberlich in Packpapier geschlagen und hinterdrein herausgelangt. Ebenso den Konfirmationscylinder, in den er jetzt hineingewachsen war, denn an dem feierlichen Tage, vor drei Jahren, war er ihm noch bis auf die Ohren gegangen. Aber dies Vergnügen, als er nun draußen stand und im Thorweg nebenan seinen Staat anzog! So etwas gibt's doch nicht mehr, wenn man älter wird; man mag sein eigener Herr sein, Geld in der Tasche haben, wie man will, — diese frohe Angst und Erwartung genießt man nie wieder!

Von Grells Fähre hatten sie gesprochen, und so stieg er denn mit langen Schritten hinunter nach den Vorsetzen durch die stillen Straßen. Wenn ein Nachtwächter kam, verkroch er sich, wenn ein Trupp Vergnügungslustiger, Gesellen oder Mädchen lächelnd um eine Ecke bog, machte er ein paar Schritte auf sie zu, wagte dann aber doch nicht, sie anzureden und um Erlaubnis zu bitten, ob er mitgehen dürfe. An der kleinen Bretterbude am Hafen, wo der Schilling für die Überfahrt bezahlt wurde, standen eine ganze Menge Leute. Drinnen, hinter einer kleinen Lampe, saß der Kassierer, müde und mürrisch, manchmal klingelte die Glocke, zum Zeichen, daß die Jolle drüben abfuhr, dann nach einer Weile hörte man das Platschen der Ruder im Wasser, und die ganze Zeit, während sie da standen und auf die Fahrt warteten, ging die Brücke, auf der sie sich drängten, samt Grells Häuschen langsam aber stetig auf und nieder, auf und nieder, wie die großen flachen Wellen der Elbe an die Pfähle stießen.

Und dann kam er endlich auch an die Reihe und saß in der Jolle mit zwölf oder zwanzig anderen, und da waren übermütige Brüder darunter, die wollten schaukeln und den Mädchen angst machen. Aber eine war so keck, die griff über Bord und spritzte dem Ausgelassensten eine Hand voll Wasser ins Gesicht. Und daraus entstand beinah' eine Prügelei, und seine Nachbarin kniff ihm vor Angst in den Arm und schrie: „die Jolle sinkt weg!“ Aber sie sank doch nicht, sie stieß im selben Augenblick an den Steg auf Steinwärder, und bei dem Aussteigen gab es wieder ein großes Halloh, aber alles im Spaß, und danach wanderten sie wie ein Mann nach dem Bal champêtre.

Nein, wie das da krimmelte und wimmelte von weißen Kleidern und Hüten mit Blumen.

Sechs große Pechfackeln beleuchteten den Tanzplatz, und immer tauchten hinter den dunklen Büschen noch neue helle Fi-

guren auf. Er stand im Wege, wurde von einem galoppierenden Paar vorwärts gejagt, beinah' übern Haufen getanzt, bis er mal ein Mädchen fand, das keinen Partner hatte. Es war so eine Kleine, Dünne, sie hatte ein rosa Kattunkleid an und einen Strohhut mit gelbem Band. Er glaubte, es wäre dieselbe, die ihn in den Arm gekniffen hatte, und darum faßte er sich ein Herz, machte einen Diener und sagte: „Woll'n Sie mal mit mir?" „Wenn wir man durchkommen!" nickte sie mit ihrem kleinen spitzen Gesicht, aber er faßte sie gleich um, und dann ging es los. Sie war glatt wie ein Aal, aber fest hielt sie ihn, wie eine Klette, und sie tanzten so lange, bis ihnen wirklich Hören und Sehen verging. Eine Kraft in ihrer Lunge hatte dieses Mädchen, sie konnte sich eine halbe Stunde drehen wie ein Kreisel, und dann fing sie von vorn an. So hatte er sich noch sein Lebtag nicht amüsiert. Er traktierte sie auch mit Kaffee und Franzbrot, sie aß ebenso flink wie sie tanzte. Aber sie vergaß trotzdem die Zeit nicht. „Klock fief mutt ick to Hus gahn. Gahn Se mit?" sagte sie, mitten im Tanzen.

Da erzählte er ihr, daß er erst recht früh fort müsse, und wie ein Wort das andere gab, fand es sich, daß sie ganz in der gleichen Lage waren. Henny Timm war auch heimlich weggegangen, weil die Waschfrau, bei der sie plättete, ihr den Ausgang untersagt hatte. Aber sie war sechzehn Jahr und konnte noch immer eine Stelle finden, so eine wie bei der alten Tiemann kriegte sie jeden Tag. „Nee, dat is nu mal 'n Keirdje,*) dat Se ook utkneepen sünd," lachte Henny, und er sagte auch, es wäre das größte Keirdje der Welt, und sie müßten sich notwendig nächsten Sonntag wieder treffen, um sich zu erzählen, wie es abgelaufen wäre. Aber erst wollten sie mal zusammen den Weg zur Fähre machen, und das thaten sie denn auch, und so etwas schönes wie dieser Gang durch den kühlen hellen Sommermorgen war ihm im ganzen Leben nicht wieder vorgekommen. Die ganze Luft war ein Singen und Zwitschern, und Henny sagte, das wären die Lerchen. „Na, denn sind Sie woll auch eine, denn Sie zwitschern ebenso," sagte er. Darüber wollte sich die kleine Plätterin „rein kaput lachen," wie sie es nannte, und dann machte sie ihren dünnen Arm krumm und flüsterte einladend: „Bemerken Sie diese Öse?" Und dann hakte er errötend ein und entschuldigte sich, daß er es nicht zuerst gethan hätte, aber „er hätte sich das nicht unterstanden." Das gab nun wieder ein gemeinschaftliches Gelächter, und dann wagte er sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie Mettwurstarme hätte, rot und weiß marmoriert, wie die Mettwürste sein müssen. Aber sie sagte, nein, es wären keine, es wären „bloß Swebelstickens," die alte Tiemann könnte ihr gern ein bißchen mehr zu essen geben, denn könnte sie wohl auch Mettwurstarme kriegen. Und da sagte er, er als Krämerlehrling müßte das doch wissen, daß es auch dünne Mettwürste gäbe, und dadurch kam sie darauf nach seinem Namen zu fragen, und es war ihm gar nicht angenehm, daß er keinen feineren Namen als Jochen hatte.

Später, in Amerika hatte er ihn natürlich in John verwandelt, aber wer dachte damals an so etwas. Nein, da hieß er noch Jochen, Jochen Stubbe, und sie hatte richtig den Mund verzogen, als sie den Namen zum erstenmal aussprach und gemeint, er wäre wohl vom Lande. Aber durchaus nicht, sondern vom Bäckerbreitengang war er, und wie groß war nun die Verwunderung gewesen, als sie vom Ebräergang stammte, „von der Krügerei an der Ecke." Sie nannte ihn nun gleich du, und es war ihnen gar nicht recht, als das Fährboot schon bei den Vorsetzen anlegte . . . Und dann so schnell wie möglich adieu gesagt und an der Ecke auseinandergerannt, sie zu ihrer alten Tiemann, er in den Krämerladen, den Kleistertopf hergekriegt und Tüten geklebt, als wenn er nicht ganz richtig wäre. Er war früh genug gekommen, Eddelbüttel war noch nicht herunter; er konnte den Konfirmationsrock noch abstreifen, die alte Jacke und die Ladenschürze überwerfen und hinter den geschlossenen Sicherheitsläden sich einem ungeheueren Eifer hingeben. Er machte einen Haufen Tüten, alle mit Kleister und Liebe, er mahlte, daß es durch das Haus scholl, Kanehl und Liebe, er war so fleißig, daß Eddelbüttel, als er ungewöhnlich spät und mit rotunterlaufenen Augen zum Vorschein kam, in der Thür stehen blieb, die Arme übereinanderschlug

*) Spaß.

und sich wunderte. Bis er plötzlich an zu knurren fing, so was gehöre sich nicht am Pfingsttag; weg mit dem Kleistertopf, Laden ausfegen, und denn 'n Gesangbuch her und in die Kirche, marsch! Und direkt wiederkommen, denn nach der Kirchzeit wird natürlich aufgemacht, und da sind immer Kunden, die etwas vergessen haben. Und so hatte Jochen noch einmal in den Konfirmationsrock müssen, mit heimlichem Grinsen, aber die Predigt hatte er sanft und selig verschlafen, die Nase in seinem Hut, den er während der ganzen Zeit vor sich gehalten hatte.

Das war das erste und schönste Mal gewesen, nachher hatten sie sich oft getroffen und sich immer so gefreut. Und gerade wollte er sich mit ihr verloben, als er das von ihr zu hören bekam. Nämlich, daß sie Lieder gesungen hätte, ganz abscheuliche Lieder, die nicht mal eine ordentliche Mannsperson in den Mund nehmen mag, wenn sie nüchtern ist. Mit anderen Plätterinnen zusammen, vor der Thür der Wäscherei, abends im Hof. Und die Arbeiter, die vorübergegangen, hätten stillgestanden und zugehört, und es hätte da allerlei Redensarten gegeben, daß die älteren Mädchen vor Lachen beinah gestorben wären. Jochen wollte das natürlich nicht glauben, denn Henny war so sauber auf sich und eher ein bißchen schnippisch, aber erschrocken war er doch furchtbar, und mehr davon wissen wollte er auch. Er dachte, er wollte es dem Mädchen fein andeuten, aber sie merkte gleich, worauf er abzielte und wurde sofort böse. Es war alles erlogen, jedes Wort! Die Mädchen waren nur neidisch, deshalb machten sie sie schlecht. Henny schrie und weinte, und dazwischen stampfte sie mit dem Fuße. Er nahm sie vor: ob sie denn nicht Lieder gesungen hätte? Das wohl, die älteren Plätterinnen hätten sie allerlei Lieder gelehrt. Aber die Arbeiter habe sie nicht angerufen, die seien von selbst gekommen. Und alles wäre ja nur Spaß gewesen; wenn einer hereinkommen wollte, gleich habe sie ihm die Thür vor der Nase zugeschlagen. „Aber ja nicht wieder thun!" sagte Jochen. „Peh! ich bin doch kein Vierwochenkind! Wenn ich da nu mal grade Lust zu hab, denn heft du mi ook nichs to seggen." Sie wurde ganz „wrantig und muckſch", und er konnte auch nicht darüber weg kommen; er kriegte es mit dem Trotz, sobald sie zusammen waren. Wollte sie immer zum Weinen bringen, wollte, daß sie niemand anguckte als ihn. Und so war es gekommen, daß sie sich bald nicht mehr mochten. Ach du lieber Gott, er hatte jetzt ein bißchen mehr gehört und gesehen von der Welt, er dachte heute ganz anders über die Geschichte. Arme kleine Deern, er war wirklich nicht schön mit ihr umgegangen. Wenn sie so vor ihm gestanden hatte mit rotgeweinten Augen, wenn es um das dünne spitze Näschen so schmerzhaft gezuckt hatte, warum hatte er da nicht alles vergessen!

Sie war ja doch ganz ehrbar gewesen, wenn sie mit ihm zusammen war, er hatte gar keinen Grund gehabt, sich die dummen Klatschereien zu Herzen zu nehmen.

Aber vielleicht wäre auch noch alles anders gekommen, wenn nicht Hals über Kopf das zweite Unglück passierte, nämlich daß der alte Eddelbüttel ihm hinter die frühen Ausflüge zum Kellerfenster hinaus kam und ihn mit einem abscheulichen Hallo wegjagte. Und dienen hätte er auch bald müssen, er hatte die ganze Geschichte satt, ließ sich von seiner Mutter das Reisegeld geben und fuhr als Zwischendecker nach Amerika. Eine Kleinigkeit, ein paar Tausend bekam er dorthin geschickt, als die Mutter starb. Dies Erbteil und seine zwei tüchtigen Arme, daneben der Geschäftsverstand seiner Frau hatten ihm zum Wohlstand verholfen. Aber jetzt war er müde, und darum war er zum Ausruhen nach Hamburg gekommen, und nun gab es da kein Ausruhen!

Was half es ihm zum Beispiel, daß er sich so auf Steinwärder gefreut hatte! Er fand es gar nicht, obgleich er jetzt drüben war. „Grevendamm" hieß die Anlegestelle, aber das war auch der einzige Anklang an ehemals. Dasselbe Rasseln, Prusten, Pfeifen, Sägen, Wimmeln wie am anderen Ufer, Dampfwolken, Schlote, Lastschuten, geschwärzte Gesichter, gelbes Wasser, regenbogenartig glitzernd, weil Petroleum hineingeflossen, alle Leute, die einem begegnen, und es begegnen einem nur Männer, in der schmutzigen lumpigen Arbeiterkleidung. Es wurde ihm ganz elend zu Mute, je weiter er ging, je länger er nach dem schönen grünen Fleck suchte, der nicht mehr da war. Es kam ihm vor, als wäre die ganze Welt ein großes Arbeitshaus geworden, seit der grüne

Fleck nun auch weg war. Und wie lange wohl schon! All diese Mauern und Dächer, diese Stakete und Schuppen sahen so uralt aus, so verrußt und verschimmelt, so krumm und wackelig zum Teil, als hätten sie seit Erschaffung der Welt hier gestanden. Der Amerikaner sah immer länger, immer unbehaglicher drein. Er kam sich selber älter vor mit jedem Schritt, die Jahre wuchsen ihm auf dem Rücken zu einer großen soliden Pyramide, er bückte sich, stand still, trocknete sich den Schweiß von der Stirn, blinzelte, gähnte, bereute seinen Einfall und ward vollends ärgerlich, als auf einmal große Tropfen fielen und ein krachender Donner über die Elbe her schmetterte. So in seinen Gedanken, hatte er nichts bemerkt vom aufsteigenden Gewitter, aber nun fuhr auch der Wind daher, fegte am Boden und schlug, aufsteigend, den Steinkohlenrauch herunter, daß die Luft verfinstert wurde, und die langen roten Schornsteine fingen sachte an zu schwanken, sanft und unbedeutend, so weit man das überhaupt in der ganz mit Regen angefüllten Ferne unterscheiden konnte. So schnell er konnte, machte er sich ans Umkehren; er hatte weder Schirm noch feste Kleidung und fürchtete einen Rheumatismusanfall hier, wo er ihn so wenig brauchen konnte. Aber bald merkte er, daß er in dem eintönigen Wirrwarr, wo sich dieselben Fabriken, Schuppen und Speicher fortwährend wiederholten, fehlgegangen war. Wenn er so weiter schritt, kam er auf eine kahle bassinartige Wasserfläche zu, an der, ganz schief, ein einzelnes Haus, ein alter schmaler wackliger Speicher hing; so ausgestorben, so menschenleer sah es dorthin aus — da konnte er doch gewiß nicht nach der Richtung fragen. Inzwischen wütete das Unwetter immer stärker. Es war gewiß das beste, im Speicher Schutz zu suchen, wenn er nur nicht verschlossen war. Die vernagelten Luken an der hohen schmalen Front deuteten auf Unbewohntsein, aber wie der Fremde auf das wacklige Gebäude zuhielt, sah er, daß seitwärts und hinten nach der Wasserseite zu Taue niederhingen und wie geschwungene Glockenstränge sausten. Auch lagen eine leere Schute und drei Jollen auf dem Bassin, oder sie sprangen und schaukelten vielmehr in wilden Sätzen ganz auf eigene Faust.

Nun, das war bei dem Winde natürlich, unnatürlich aber sah es aus, daß auch der alte Bau ganz lebendig wurde, daß er vor einem furchtbar drängenden Windstoß sich plötzlich von der linken Seite deutlich auf die rechte hinüberlegte. Der Amerikaner faßte das sonderbare Schauspiel näher ins Auge. Es schien durchaus nicht spaßhaft, auch nicht einladend zum Weitergehen. Vor einem neuen Sturmanprall wiederholte sich das Erzittern, ein Krachen und Stöhnen des Gebälks war deutlich hörbar, und plötzlich erschien an einer der Luken hinten ein Kopf, der sich prüfend hinausbog.

Also waren Leute da drinnen? Ja, aber dann — merkten die denn nichts? Der Amerikaner zog sein Taschentuch und wedelte damit, doch schien sich der Kopf schon wieder zurückgezogen zu haben Nun lief er, so schnell ihn die Beine tragen wollten, auf das Bassin zu; das Wasser ging in wilden Wellen, überflutete schon die Straße; es war wohl mehr noch als der Wind Ursache der Stöße, die das alte Gebäude durchschütterten. Es kamen jetzt noch stärkere als zuvor, und plötzlich drang ein mehrstimmiges Hilfegeschrei bange und weh aus den oberen Luken. Der Amerikaner war ganz nahe, er schrie und winkte mit seinem Hut, der Regen troff ihm in Strömen um die Ohren, das furchtbare Krachen, das aus dem Speicher scholl, ging ihm durch Mark und Bein. Warum die da oben nicht herunter kamen? Er sah es, als er die Thür aufriß und eine große dunkle Welle sich ihm entgegenwälzte.

Von einer Treppe war nichts mehr zu sehen, zersplitterte Balken und Bretter stießen gegen die Mauern, er mußte die schwere Thür fahren lassen und weit zurück springen, wie ein Wasserfall ergoß es sich nun durch das morsche Haus auf die Straße. Hier war nichts mehr auszurichten. Hilfe war nur von der Wasserseite möglich, wo die leere Schute so hart gegen die Speicherpfähle anfuhr, als müßten sie jeden Augenblick in Stücke gehen. Das Geschrei an der Luke oben nahm zu, zwei, drei Frauen drängten sich in der Öffnung, winkten und riefen Worte, die in dem Regenbrausen unverständlich blieben.

Wenn John Stubbe nur Beistand gehabt hätte! Immer mußte er an die lange Reihe Arbeiter mit den Kippkarren

denken, an denen er vor höchstens einer Viertelstunde vorüber gekommen war. Da gab es Hände genug, aber wer sagt ihm, daß nicht hier inzwischen alles in einen Haufen zusammenstürzt! „Na, denn man jüh', denn man 'rein in die Schute, was gemacht werden kann, wird gemacht." Er angelte nach dem Tau, das schwerfällige Boot ließ sich endlich heranziehen. Als er hineinsprang und schnell abstieß, um nicht an der Speicherwand zu kentern, brachen die Frauen oben — es mußten Arbeiterinnen sein — in einen Freudenschrei aus. Ein junges Ding, eine schmächtige Person mit blondem Haar und furchtblassem Gesicht, arbeitete sich vor, maß die Entfernung hinab mit weit aufgerissenen Augen und deutete an, daß sie hinunter springen wolle; eine zweite warf Haufen von grauleinenen Kaffeesäcken herunter, als gelte es vor allem, diese kostbaren Schätze in Sicherheit zu bringen, während der Amerikaner unten sich heiser schrie, daß sie das Tau ergreifen sollten, das von der Winde herabhing, um so herunter zu kommen. Als sein Rufen nichts nützte, fuhr er auf Tod und Leben so nah der Speichermauer, daß er das Seil erfaßte, dann auch ein zweites. „All right!" schrie er in der Freude seines Herzens, „so geiht he good!" Im Nu hatte er die Seile an der Jolle befestigt. Sie waren dauerhaft, diese Seile, trugen wohl noch größere Lasten, als das Gewicht eines noch so stattlichen Bürgers von Chicago. „Je, denn helpt dat nich!" Mit jeder Hand packte er ein Tau, stellte sich auf den Bootrand und versuchte, sich in die Höhe zu ziehen. Unter ihm schäumten die Wellen, sein Hutrand war eine Traufe, und wie lange noch mochte der alte Speicher sich auf seinem wackligen unterspülten Fundament halten. Er blickte in halber Verzweiflung nach den Frauen da oben, zum erstenmal kam ihm das Kopfschütteln an, und daß er doch wohl am besten thäte, ans Land zu springen und die Arbeiter mit den Kippkarren zu Hilfe zu rufen. Er kam auch nicht vorwärts, es war doch zu lange her, seit er sich an einem Tau „auf und nieder gehüft" hatte. Da fühlte er, daß die Seile unter seinen Händen sich strafften, er hatte noch gerade Zeit, mit der Fußspitze nach der Jolle zu langen, die Pfähle, an die er sich unwillkürlich anklammerte, bewahrten ihn vor dem Sturz ins Wasser. „Ick kam nu! Helpen Se mi!" schrie es über ihm. Die kleine Blonde! Guck die fixe kleine Deern! Sie ging wahrhaftig mit gutem Beispiel voran. Und wie schlau sie das gemacht hatte. In einen Kaffeesack war sie gestiegen, wahrscheinlich damit ihr die Beine nicht zitterten, vielleicht auch wegen des Schwindels, denn der Saum bedeckte ihr halb noch das Gesicht. Und nun griffen die Hände fest nach rechts und links und wirklich wie ein Sack kam sie herunter gesaust, zwischen den Tauen, daß der Amerikaner mit aller Kraft gegenhalten mußte, damit ihre Schute nicht umschlug. „Hurra", schrie er, als er das Mädchen unten hatte, das betäubt von der jähen Fahrt und von aller ausgestandenen Angst am Boden der Schute zusammensank. Aber einen Augenblick nur, denn bei dem Hurrageschrei des Fremden guckte sie auf, die Augen hellten sich, und um die blassen zitternden Lippen zuckte ein probeweises mühsames Lächeln.

„Kleine Deern! kleine Deern!" sagte John Stubbe und streichelte ihre zerschundenen blutenden Hände, „wieviel sind denn noch baben?" „Noch dree Stück!" hauchte das Mädchen, während es sich langsam aus dem Sack befreite und die Entfernung bis zur Luke maß: „Da bin ich runter gekommen! oh! huh!"

Der Regen machte eine Pause, aber in dem morschen Speicher war ein fortwährendes Krachen und Ächzen; der Amerikaner blickte ratlos um. „Kopp weg! Nu kam ick!" schrie es plötzlich in den Lüften, und mit rasender Eile sauste der zweite Kaffeesack auf die Schute zu. „Meiersch! Das is Meiersch!" Das Mädchen klatschte in die Hände. „Holl! holl stop!" schrie Stubbe und mit weit offenen Armen erwartete er die gerundete Masse, die nicht eben sanft an das Fahrzeug ausschlug.

„Sachte, Madam, sachte! Das sind Ihre Knochen, mit die Sie so umgehen," warnte der Amerikaner; dann war auch diese geborgen; ein grobknochiges, grauhaariges Gesicht hob sich aus dem Sack, blickte wirr um sich, nickte dann dem Mädchen zu und brummte: „Wat du kannst, dat kann ick ook noch!" Dann schielte sie den Fremden an: „Go'n Dag! Ick dank Se ook velmal." Sie wollte ihm die Hand reichen; als sie fand, daß sie blutig und beschmutzt war,

zog sie sie heimlich wieder zurück und sagte halb für sich: „Wo kamt Se denn woll so her?“ „Aus Chicago, Madam, freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ beteuerte John Stubbe, „nu sind noch zwei baben, nich?“ Von oben herunter kam ein klägliches Weinen. „Krullsch kann dat nich, dar mutt en Ladder her,“ rief Meiersch lebhaft, „könt Se mi villeicht utsetten? Oder täuben Se mal!“ Sie ergriff eine Stange, die in der Schute lag, und zog eine der Jollen heran; die Sache glückte. Sie stieg hinüber, langte nach den Rudern, Stubbe schnitt das Seil durch, mit dem das kleine Boot befestigt war, und dann fuhr die Frau so schnell sie konnte, abwärts über das Bassin. „Kunn ick dat woll wagen?“ schrie eine angstvolle Stimme aus der Luke. Und dann, nach einigem Hin- und Herreden, kam der dritte Kaffeesack herunter, konnte aber erst geborgen werden, nachdem er bis zur Hälfte untergetaucht worden war. John Stubbe und das junge Mädchen hatten ihre Not, bis Nummero drei, weinend und jammernd zwar, aber doch wohlbehalten in der Schute saß. „Ick heff dree Kinner to Hus, das Lüttste is veer Wochen,“ sagte die Gerettete, „dat heff ick ook nich dacht, dat mi dat so gahn wurr.“

Das Mädchen richtete sich auf, legte die Hände an den Mund und rief: „Moder Krull, Moder Krull!“ Die einsam Zurückgebliebene antwortete nicht.

„Madam Krull,“ schrie nun auch der Amerikaner. Keine Antwort. „Is sie alt oder jung?“ fragte er dann. „Ick glöw, Meiersch is öller,“ sagte die schwache Frau; sie gab aber wenig Acht, bat nur, an Land gehen zu dürfen, es sei ihr so schlecht, und wenn das mit dem Speicher doch noch malörte, daß der einfiele, denn kriegte sie das gerade auf'n Kopf, denn sie säße da breitemang unter. Der Amerikaner wollte aber nicht gern die Seile losknüpfen, ehe sie auch die letzte herunter hätten, und das kleine Mädchen wurde ganz beleidigt und sagte, sie hätten so lange auf Madame Nagel gewartet, nun sollte sie auch noch ein bißchen Geduld geben; Krullsch sei eben so gut wie andere Leute. Da gab Nagelsch nach und kauerte wie ein Klumpen Unglück unter den nassen Säcken. Bald wurde auch den zwei Anderen Zeit und Weile lang. Das Mädchen fing wieder an nach „Moder Krull“ zu schreien, und endlich guckte denn auch etwas oben herunter. Ein runzeliges Gesicht mit halb offenem Munde. „Wat is dar los?“ Sie verstanden es ganz deutlich.

„Na, glöwst du dar noch nich an, dat dat gefährlich is?“ schrie Madam Nagel ganz empört. „Kommen Sie dal!“ brüllte der Fremde.

„Sall ick mi to'n Narren machen?“ rief es herunter, „dat deiht mi hier noch lang nichs.“

Nagelsch schlug in die Hände. „Laten Se ehr, setten Se mi ut, gegen Krullsch ehrn Kopp dar is nich antokamen.“ Ruderschläge ließen sich hören, da waren Madam Meier und zwei Feuerwehrleute. Meiersch ruderte, ihr entschlossenes Gesicht wurde heller, als sie die Personen im Boot erkannte. „Kiek an, Nagelsch, büst du ook dar? Hest di dat ook versöcht? Ick dach all, wi müßten Di ook mit de Ladder dal halen!“ Die Strickleiter ward hinauf geworfen, angehakt; dann kletterten die Feuerwehrleute wie Matrosen hinauf bis zur Luke, aus der nun lebhaftes Gerede hörbar ward.

Madame Krull hatte durchaus keine Lust, in den Sack zu kriechen und die Leiter hinabgeschoben zu werden. Es bedurfte dazu eines neuen Sturmangriffs, der den Speicher vom Grund aus zittern machte. Aber dennoch war sie beleidigt über die Zumutung, und in außerordentlich schlechter Laune wurde sie von Meiersch aus dem ledernen Sack hervorgezogen, während John Stubbe schon die Seile losband.

„He steiht je noch!“ sagte sie hartnäckig auf den Speicher deutend, von dem nun ununterbrochen Steine und Holzsplitter herunterregneten; „so'n Gefährlichkeit! Tein Johr heff ick hier all neiht, Dag for Dag, un nich eenmal is dat Hus umsollen. Dat beten Knacken, wenn Se dat meenen dohn, dar mutt man sick nichs bi denken, wi stahn All' in Gotts Hand.“ Je mehr die Anderen dagegen sprachen, desto öfter und zäher wiederholte sie ihre Worte. Als sie hochatmend und steif von der kühlen Nässe ans sichere Land stiegen, räsonnierte sie noch immer über „so'n Gefährlichkeit;“ zum Ergötzen der zahlreich versammelten Zuschauer, die sich nun, in den letzten Minuten, hier eingefunden hatten. John Stubbe war

ungemein munter, dem Regen zum Trotz. Er schüttelte den Feuerwehrleuten die Hände, bedauerte, daß sie hier zurückbleiben müßten, da ihnen nun die Aufgabe zustand, den Platz um das einstürzende Gebäude abzusperren und zu retten, was zu retten war. Von den vier Frauen aber konnte er sich gar nicht trennen, und als er ihnen endlich doch adieu gesagt hatte, — kehrte er spornstreichs wieder um, — lud sie unter vergnügtem Schmunzeln ein, morgen Nachmittag um vier bei Wiezel mit ihm Kaffee zu trinken. „Wir haben das nu zusammen durchgemacht; Madam Krull, nu sehn Sie man nich mehr so sauer aus den Augen, Madam Nagel, Ihre drei Kinder, die bringen Sie man auch mit, Madam Meier es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, und Sie, Fräulein Henny — Sie heißen doch Henny, nich? Je, gucken Sie woll, das hab ich Ihnen nu gleich an die Nase angesehen! Es wär doch zu schade, meine Damens, wenn dies nu das erste und letzte Mal sein sollte, daß ich das Vergnügen habe!" Die abgeängstigten, durchnäßten, totmüden Frauen wußten nicht, was sie dazu sagen sollten, aber das Mädchen, das alle Keckheit wiedergewonnen hatte, nahm lachend an, obwohl sie nicht Henny, sondern Martha heiße, wenn er es weiter nicht übel nähme. —

Der geschniegelte Kellner machte große Augen, als am nächsten Nachmittage die Gesellschaft anrückte. Da war zuerst Madam Nagel mit ihren drei Küken, alle mit dem sorgenvollen hungrigen Ausdruck der Witwenkinder in den kleinen kellerblassen Gesichtern, am blassesten das vierwöchige Jüngste, das nur, einem eben angezündeten und schon zum Erlöschen bereiten Lichtchen gleich, aus dem wollenen Shawl der Mutter hervorschimmerte. Da war Madam Meier in einem sehr anständigen, nur etwas zu fußfreien schwarzen Kleid, ernsthaft und etwas derb in ihren Ausdrücken, aber tüchtig da für ihre fünfundsechzig Jahre. Da war Madam Krull mit einer schwarzen zerdrückten Tüllhaube und lila Kinnbändern, ausgesöhnt und neugierig und sehr zufrieden mit dem Kaffee, über den sie ihre Anerkennung auch gegen den Kellner und die Gäste an den Nachbartischen aussprach, nur daß sie keine Antwort bekam. Da war endlich Martha Köster in einem hellgelben Kattunkleid, ein rotes Band um den Hals und auf dem barettartigen kleinen Hut; spitz und schlank, aber sehr niedlich und eine beständige Augenweide für den Amerikaner. Siebzehn Jahr alt war sie, ein Jahr jünger als seine Tochter in Chicago, die sich im vorigen Monat verheiratet hatte; ein Jahr älter als Henny Timm war, damals, als er sie kennen lernte, und ihr so ähnlich.

Feierlich kamen sie daher, steif und schüchtern setzten sie sich nieder, aber John Stubbe brachte sie in Schwung. Er ließ soviel Kaffee und Kuchen bringen, natürlich englischen Käse! bis niemand mehr einen Schluck trinken, einen Bissen essen konnte, und dann machte er es ihnen ganz gemütlich, indem er jede um ihre Lebensgeschichte befragte. Nicht, daß es Lustiges gewesen wäre, was sie da zu erzählen hatten; es war nichts als Kummer und Elend, aber sie wurden ganz zufrieden, daß sie nur einmal davon sprechen konnten! Die Leute an den Nachbartischen standen auf und gingen zum Abendbrot, die Sonne sank langsam, und dann stand über dem hochgelegenen Garten ein grünlich blauer, mit tausend goldgelben Wölkchen besäter Abendhimmel; unten wurden die Laternen angezündet, jagten die Wagen, klingelten die Pferdebahnen, kreischten die Dampfpfeifen der Fabriken und Schlepper, oben erzählte Frau Meier mit zuckendem Munde und heißen Thränen, wie sie ihr vor zwanzig Jahren ihren Mann, vom Bau heruntergestürzt, besinnungslos, sterbend, in die Stube getragen hatten. Aber Mutter Krull war lustig geworden, erinnerte sich ihrer Kindheit, hinten in einem Dorf, zwischen Torf und Heide, wo sie so glückliche Weihnachten hatten! Vier Geschwister waren sie, und für jedes stand ein kleiner Spieltopf auf der Fensterbank, in jedem Spieltopf lag ein Sechsling und oben darauf noch ein Siropkringel! Ja, das war noch Weihnachten. Aber dafür war's auch über die fünfzig Jahre her, die schöne Zeit. Am stillsten war Madame Nagel: „Min Mann hett mi verlaten." Sie wurde aber froh, als John Stubbe für jedes der Kinder noch ein Paket Kuchen einwickelte, und als er nun gar einen Gummiball, einen von den großen bunten, den stillen kleinen Würmern zuwarf, da fing sie an zu knixen und

sich zu bedanken, daß er schnell Martha Köster zu Hilfe rufen und sie erzählen lassen mußte. Ja, was wußte die kleine grüne Deern wohl zu erzählen?

Ihre Mutter war an der Schwindsucht gestorben, vor einem Jahr; der Doktor hatte gesagt vom Tanzen; die Mutter wußte es aber besser, der heiße Plättdunst war die Ursache gewesen. Und darum sollte ihre Tochter nicht Plätterin werden, und tanzen sollte sie auch nicht. Martha saß da und schmollte bei der Erzählung, ihre Füße zuckten in einer Tanzmelodie. Und ihr Vater? Das Mädchen wurde rot, schüttelte den Kopf: „Weet ick nich.“ Meiersch begann dem Amerikaner zu winken, aber er hatte schon verstanden. Wo sie jetzt wäre? Ach, irgendwo in Schlafstelle, aber sie wollte da weg. Da fragte er sie, ob sie mit nach Chicago wolle, ein fixes Mädchen fände dort bald sein Auskommen, und an seiner Frau würde sie auch einen Halt haben. Martha sprang hoch auf, sie hatte ja so schrecklich Lust, etwas von der Welt zu sehen; sie hatte schon gemeint, sie sollte nun ihr Lebelang hier sitzen und Kaffeesäcke nähen! John Stubbe blickte sie ganz glückselig an: „Und denn, was ich noch sagen wollte — — hieß Ihre Mutter nich vielleicht Henny Timm?“ Martha schüttelte lächelnd den Kopf: „Meine Mutter hieß Anna Köster; was wollen Sie eigentlich mit aller Gewalt von Henny Timm?“

„Je, das is nu so'n Himpkamp.“

Dann packte auch er sein Herz aus und erzählte den Frauen, was ihn nach Europa, was nach Steinwärder geführt hatte. „Och-hott nee, das gefiel mir da nich! Und daß Grevenhoff weg war — — das gefiel mir da kein büschen. Aber denn wollte es je nu das Schicksal, daß ich das Vergnügen haben und Ihre Bekanntschaft machen sollte, meine Damens. Na, und nu war das doch man gut, daß ich da grade hinkommen thät, is nich wahr?“ Zum erstenmal dankten sie ihm, mit erhobenen Stimmen, schlicht und herzlich.

Er lächelte nachdenklich: „Je, es is die Möglichkeit! Muß ich da rüber kommen von Chicago!“

Sie saßen nun zusammen, einträchtig wie eine Familie, die armen Frauen ganz still vor ungewohntem Behagen.

„Und nu kriegt wi ook noch Mandschien,“ bemerkte Madam Krull mit heller Stimme.

„Na, kamt Se denn ook mal wedder, Herr Stubbe?“ murmelte Meiersch, und langsam schob sie die rauhe Arbeiterhand über den bläulich beschienenen Tisch ihm zu.



Studie von Eduard Harburger.

Fürst Alexander von Bulgarien.

Von

Adolf Koch.

(Abdruck verboten.)

Die Kunde von dem am 17. November dieses Jahres in Graz erfolgten Tod des Grafen Hartenau hat unsrer schnelllebenden und schnellvergessenden Zeit wieder den Namen eines Fürsten in Erinnerung gebracht, der zu den bemerkenswertesten Erscheinungen der neuesten Geschichte gehört — des Fürsten Alexander von Bulgarien. Wenn ich, einer Aufforderung der Redaktion folgend, als einer, der dem Verstorbenen während seiner bulgarischen Zeit nahe stand, es versuche, seine Persönlichkeit den Lesern dieser Zeitschrift menschlich nahe zu bringen, so denke ich nichts Überflüssiges zu thun; denn „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Was ich gebe, sind aber nur lose Blätter aus seinem Leben; kein vollständiges Lebensbild — ich müßte sonst oft Gesagtes wiederholen.



Fürst Alexander von Bulgarien.

1. Aus seinen Kinderjahren.

Prinz Alexander ist als zweiter Sohn des bekannten, jüngst verstorbenen Prinzen Alexander von Hessen und bei Rhein in Italien, wo sein Vater ein österreichisches Armeekorps kommandierte, am 5. April 1857 geboren. Ich fragte einst seine Mutter, ob sie mir nicht aus seinen Kinderjahren etwas erzählen könne, ob er ein schönes Kind gewesen. Lächelnd erwiderte sie mir: „Ein schönes Kind? Ein häßliches Kind ist Sandro gewesen, so häßlich, daß ich gar nicht glaubte, daß ein wohlgestaltetes Gesicht bei ihm sich entwickeln könnte. Und,“ fuhr die Prinzessin fort, „da ich meine Kinder nie vergöttert habe, so kann ich mich auch auf nichts Bemerkenswertes aus seinem Leben besinnen, wenn nicht, daß er ein ganz entsetzlicher Schreihals gewesen, so daß er eines Tags, als der Prinz, sein Vater, mit der Familie nach Treviso fuhr und auf dem Bahnhofe von dem Offizierkorps empfangen wurde, zu unsrer tötlichsten Verlegenheit durch sein unstillbares Geschrei den ganzen Empfang störte. Sonst war nichts Besonderes an ihm zu entdecken.“ Also kein Wunderkind war der junge Prinz, sondern ein gewöhnliches, etwas störrisches Menschenkindchen.

Mit dem Jahre 1863 kehrten seine Eltern nach Darmstadt zurück und dort, im Winter in der Stadt, im Sommer auf dem nahen Heiligenberg bei Jugenheim, wo allsommerlich die nahe verwandte kaiserliche Familie von Rußland für einige Monate zum Besuche eintraf, verlebte er wonnige Jugendjahre; dort war es, wo der Kaiser Alexander II ihn lieb gewann, und dort traf er auch mit dem jetzigen Kaiser von Rußland, der in sein Leben später so verhängnisvoll eingreifen sollte, zusammen. Es ist eine vielverbreitete und vielgeglaubte Sage, daß sich aus dieser Zeit das Übelwollen des jetzigen Kaisers gegen ihn herschreibe. Die einfache Erwägung, daß er um zwölf Jahre jünger ist als dieser, spricht laut dagegen.

Unter der Leitung seiner feinsinnigen Eltern erhielt er eine vortreffliche Erziehung. Als er in die Jahre kam, wurde der Versuch gemacht, ihn das Gymnasium in Darmstadt besuchen zu lassen, um ihn in größere Berührung mit anderen gleich-

altrigen Genossen aus anderen Lebenssphären zu bringen. Aber der Versuch scheint nicht günstig ausgefallen zu sein — wahrscheinlich hat die Nähe des elterlichen Hofes störend auf seine Entwicklung eingewirkt, und so wurde er bestimmt, in die bekannte thüringische Erziehungsanstalt Schnepfenthal zu gehen. Noch später erzählte er gern von seinem Aufenthalt daselbst und hielt mit vielen seiner damaligen Mitschüler warme Freundschaft.

Mittlerweile war er sechzehn Jahre alt geworden, und da eine ausgesprochene Neigung zum militärischen Beruf in ihm sich kundgegeben hatte, wurde er zur Aufnahme in die Kadettenschule in Dresden angemeldet. Seine Eltern, die ihn selbst dorthin begleiteten, fanden bei dem Kommandanten der Schule große Vorurteile gegen prinzliche Kadetten. „Er wird wohl nur in die 3. Klasse aufgenommen werden können," war die Meinung dieses Herrn. Aber nach vorgenommener Prüfung erschien der vorurteilsvolle Herr am selben Abend noch persönlich in der Theaterloge der prinzlichen Eltern, um zu erklären, daß nach dem Resultat des Examens der Prinz für die 1. Klasse bestimmt worden sei.

2. Aus seiner Leutnantszeit.

Im Jahre 1875 trat er als Leutnant im hessischen Leibdragonerregiment in die Schwadron des ehemaligen Rittmeisters, heutigen Generaladjutanten des Großherzogs von Hessen, von Wernher ein. Nach einem Dienst von nur wenigen Monaten wurden ihm die Funktionen des erkrankten Premierleutnants seiner Schwadron übertragen, und er hatte dabei namentlich die Rekruteninstruktion zu erteilen. Sein damaliger Rittmeister ist des höchsten Lobes voll über seinen Fleiß, seine Ausdauer, seine Gründlichkeit und sein geschicktes Eingehen in die Persönlichkeiten. Selbst Sonntags habe er sich keine Ruhe gegönnt, sondern die drei unfähigsten Rekruten zu sich bestellt und besonders vorgenommen. Bei der Vorstellung der Rekruten sprach sich sein Oberst von Strantz dahin aus, daß er besser instruierte Rekruten, so lange er im Dienst sei, nicht gesehen habe. Als der kommandierende General von Bose das Regiment besichtigte, fiel ihm der auf dem linken Flügel stehende Leutnant durch seine schöne militärische Erscheinung und seine Tüchtigkeit auf, und er erkundigte sich nach seinem Namen. Als er hörte, das sei der Prinz von Battenberg, ließ er ihn vortreten und sprach seine Freude aus, einen so tüchtigen Offizier kennen zu lernen. „Ich bin auch sonst," fügte er hinzu, „auf Sie aufmerksam geworden. Ihre Winterarbeit, von der ich voraussetze, daß Sie sie allein gemacht haben, — der Prinz bejahte — ist eine ganz vorzügliche Arbeit, und ich fordere Sie auf, sich nächsten Herbst zur Kriegsakademie zu melden."

Es sind Kleinigkeiten, die ich hier erzähle, aber ex ungue leonem. Sie charakterisieren den Mann. Zähe Ausdauer, Fleiß und Gewissenhaftigkeit begleiteten ihn durch sein ganzes Leben. In erster Linie stand ihm schon damals sein Beruf, dann erst kam seine Person und seine Prinzenstellung. So im Dienst und ebenso auch im Verhältnis zu den Kameraden. Daher war er auch allgemein beliebt. Und doch hätte er bei seinen immer glänzender hervortretenden körperlichen und geistigen Vorzügen, seiner Gewandtheit, seiner Gabe liebenswürdig und geistvoll zu plaudern, leicht zum Herabsehen auf andere neigen können. Aber das war gerade das Gewinnende seines Wesens, daß nichts Verschrobenes, Geziertes, Erkünsteltes, Gemachtes ihm anhaftete, alles natürlich an ihm war, erwärmt von gemütvollem Eingehen auf Menschen und Verhältnisse und eingetaucht in strahlende Heiterkeit. „C'est un charmeur." pflegte Giers von ihm zu sagen, und deshalb wurde jedem nach Bulgarien geschickten russischen diplomatischen Agenten, Kriegsminister oder Oberoffizier, der mit dem Fürsten in persönliche Berührung hätte kommen können, die Weisung mit auf den Weg gegeben, sich vor seinem charme zu hüten, und der Fürst selbst auf diplomatischem Wege verhindert, seinen charme auf den Zar persönlich wirken zu lassen. Und unter diesem charme stand auch, so lange die Spannung zwischen Rußland und ihm nicht eingetreten war, der alte Kaiser Wilhelm. Dieser zog ihn, so lange er im Garde du Corpsregiment in Potsdam stand, an seinen Hof, machte ihn, als er von Bulgarien aus zum Besuch nach Berlin kam, zum Generalmajor à la suite des Garde du Corpsregiments und stellte ihm eigenhändig ein

Album mit Photographien der Offiziere dieses Regiments zusammen, so daß Bismarck damals scherzend zu dem Fürsten sagte: „Ich kann den Kaiser gar nicht mehr sprechen, seit Sie hier sind. Er hat nur mit dem Album für Sie zu thun.“ Ja, er war ein charmeur, aber keiner, qui fait les yeux doux, sondern einer, qui a les yeux doux, kein prestidigitateur. Der charme, der von ihm ausging, war echt, weil er natürlich war.

Zugleich offenbaren auch seine Leistungen als Leutnant seine hervorragende militärische Befähigung. Scharfe Auffassungsgabe, rasche Beurteilung der Sachlage, klares Denken und die Gabe klarer schriftlicher Darstellung des Gedachten zeigte er schon in dieser untergeordneten Stellung, ehe höhere Aufgaben an ihn herantraten. Dazu kamen dann später Entschlossenheit, kühner Mut, Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und große persönliche Tapferkeit — kurz alle die Eigenschaften, die den Feldherrn ausmachen. So wurde er der Sieger von Slivniza.

Auch in Österreich, wo er in den letzten Jahren seines Lebens eine Brigade kommandierte, wurde seine hervorragende strategische Befähigung bald erkannt. Bei den großen Manövern im verflossenen Sommer wurde ihm, um ihn zu prüfen, eine sehr exponierte Stellung auf dem linken Flügel seiner Armeeabteilung, wo die Entscheidung fallen sollte, gegeben, und Kaiser Franz Josef, unter dessen Augen er manövrierte, sprach seine unumwundene Anerkennung seiner Leistungen und seines richtigen strategischen Blickes aus. „Der Tod des Fürsten ist,“ so äußerte derselbe später, „ein großer Verlust für Österreich; er ist einer unsrer besten Strategen gewesen, und ich wollte ihn nächstes Frühjahr zum Feldmarschallleutnant machen und ihm bald ein Armeekorps geben.“

Lebte der Fürst noch, und ich sagte ihm, was ich über ihn schreiben wolle, er würde mir verbieten zu schreiben; denn — das war eine weitere Seite seines gewinnenden Wesens — er machte nichts aus sich. Was er leistete und that, schien ihm so selbstverständlich, daß er selber gar nichts Besonderes darin sah. Er war nach Slivniza derselbe, der er vorher war; nicht ein Hauch von Stolz und Eitelkeit trübte seine Seele.

Nach zweijährigem Dienst in der Schwadron wurde er von seinem Oheim, dem Kaiser von Rußland, aufgefordert, den türkischen Krieg mitzumachen. Was hätte es für sein Soldatenherz Erwünschteres geben können! Er folgte dem Rufe. Zumeist im Vortrab der Armee unter General Gurko verwandt, war er einer der ersten, der bulgarischen Boden betrat und so den ehrenvollen Auftrag bekam, dem Zaren die erste Mitteilung von dem gelungenen Donauübergang zu machen. Dann überschritt er unter den vordersten den Balkan, betrat als erster Offizier der russischen Armee die Stadt Kasanlyk, dieselbe Stadt, in der er acht Jahre später als Fürst die Einigung beider Bulgarien vollzog, und führte von dort aus in kühnem Ritt eine Eisenbahnzerstörung auf der Linie Jeni Saghra-Tirnowo aus. Nach den unglücklichen Kämpfen bei Plewna und dem Rückzug der Armeeabteilung des Generals Gurko über den Balkan wurde er dem Hauptquartier des russischen Kronprinzen zugeteilt. Man will auch in dieser Zeit ein Vorkommnis entdeckt haben, das der Anlaß zu dem Übelwollen des späteren Zaren gegen ihn gewesen sei. Der Prinz Alexander soll nämlich eines Tages, im Beisein des Kronprinzen, sich sehr scharf über die Kriegführung und besonders Verproviantierung der Armee ausgesprochen haben. Ich zweifle daran, obwohl dem Prinzen das Herz stets auf der Zunge lag — eine Eigentümlichkeit, die ihm manches Unangenehme in seinem Leben zuzog. Aber er hatte viel zu viel Takt, Herzenstakt, der die zartesten Empfindungen seiner Nebenmenschen schonte, und erlernten Takt, der alles Unschickliche vermied. Jedenfalls hat er selbst nie etwas Derartiges erwähnt und die feindselige Haltung des Zaren gegen ihn stets nur als eine selbstverständliche Folge der Intriguen der russischen Diplomatie angesehen.

Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls war der damals regierende Zar Alexander II ihm stets mit wahrhaft väterlicher Liebe zugethan und hat ihn daher auch, als es sich darum handelte, Bulgarien einen Fürsten zu geben, als Kandidaten Rußlands vorgeschlagen.

Nach Beendigung des Krieges war der Prinz nach Deutschland zurückgekehrt und in Potsdam in das Garde du Corpsregiment eingetreten. Noch war kein Jahr verflossen, so

wurde ihm, während er gerade beim russischen Botschafter einem Diner beiwohnte, die telegraphische Nachricht überbracht, daß die konstituierende Versammlung von Tirnowo ihn zum Fürsten von Bulgarien proklamiert habe.

3. Aus seiner Regierungszeit.

Er hat nur nach längerem Bedenken und auf die Bitten seines Oheims, des Zaren, die bulgarische Krone angenommen. Und diese Bedenken sind begreiflich. War er doch selbst erst einundzwanzig Jahre alt und nicht zum Regenten durch seine Geburt bestimmt und erzogen, und war doch die Aufgabe, die er übernehmen sollte, eine ungeheuere. Einem eben der Knechtschaft entwachsenen Volk, das bis dahin türkische Rajah gewesen war, sollte er ein geordnetes Staatsleben geben und es zu Freiheit und Bildung erziehen. Wahrlich diese Aufgabe war schwer und schön zugleich, doch mehr schwer als schön: denn ihrer Ausführung stellten sich Hindernisse der schlimmsten Art in den Weg. Die intelligenten Bulgaren, die der Fürst als Mithelfer an seiner Arbeit verwenden mußte, waren damals noch unzuverlässig, und die Verfassung, die dem Volk vor seinem Regierungsantritt gegeben worden war, so frei, daß sie seinem persönlichen Eingreifen nur wenig Spielraum bot. Daneben standen in allen Ministerien und den höheren Offiziersstellungen Russen, die vom ersten Tage an auf die Beseitigung des deutschen Prinzen hinarbeiteten. Der Grundgedanke, von dem der Fürst bei seiner Regierung sich leiten ließ, war, ein freies, selbständiges Bulgarien zu schaffen in engem Anschluß an Rußland. Damit glaubte er allen übernommenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Aber er mußte die Erfahrung machen, daß seine Bulgaren von dem engen Anschluß an Rußland und die Russen von dem freien selbständigen Bulgarien unter einem deutschen Fürsten nichts wissen wollten, und beide zusammen, freilich je mit ihren besonderen Hintergedanken, sich gegen ihn verbanden. Welche Pflichtenkollisionen, Konflikte und Reibungen diese Sachlage für ihn hervorrief, läßt sich leicht denken. Aber mit wunderbarer Klugheit wußte der junge Fürst das Staatsschiff durch die vielen Klippen hindurchzusteuern. Die Eigenschaft, die ihn zum Feldherrn befähigte, kam ihm auch hier zu gute. Er war rasch zum Handeln bereit, ohne je unüberlegt oder unbesonnen zu sein. Hatte er einmal mit seinem geraden Verstande und richtigen Urteil eine Sachlage durchschaut, so blieb er nicht lange im Erwägen und Überlegen hängen, bis diese ihm über den Kopf wuchs, sondern schritt zur That vor. Man hat ihm eben dieses sein oft verblüffendes Handeln vorgeworfen, aber die das thaten, waren die Herren vom grünen Tisch, denen er manche schwierige Arbeit mit seinem kühnen Vorgehen machte; wer die Verhältnisse aus der Nähe kannte, mußte ihm stets Recht geben. So erklären sich die hervorstechendsten Ereignisse unter seiner Regierung: die Aufhebung der Verfassung im Jahre 1881: die Zurückgabe der Verfassung im Jahre 1883; die Durchführung der Vereinigung der beiden Bulgarien im Jahre 1885; der siegreiche Krieg mit Serbien im Jahre 1885; seine Abdankung im Jahre 1886. Daß man sein Thun und Lassen, so offen und hinterhaltslos es war, anschwärzte und sich dabei selbst vor Unterschiebung gefälschter Briefe nicht scheute, um ihn für einen Rebellen, einen Feind Rußlands und des Zaren erklären zu können, konnte ihn von der festbestimmten Richtlinie seines Handelns nicht abbringen; und diese Festigkeit gewann ihm den Sieg über alles; was man ihm vor die Füße warf, um ihn zu stürzen. Und was hat man nicht alles gegen ihn losgelassen, um ihn niederzuschmettern! Vom diplomatischen Druck und persönlicher Kränkung empfindlichster Art bis zur Militärrevolte, Revolution, Mordanschlag, Krieg schritt man vor, und aus allem ging er siegreich hervor und brachte wenigstens den ersten Teil seines Regierungsgrundsatzes zur Ausführung: aus Bulgarien ein freies selbständiges Land zu schaffen. Daß der zweite: der enge Anschluß an Rußland mißlang, war nicht seine Schuld, sondern derer, die ein freies selbständiges Bulgarien neben Rußland nicht wollten.

Ich war während dieser ganzen Zeit in der Nähe des Fürsten und habe Gelegenheit gehabt, in sein Denken, Fühlen und Wollen einzudringen. Stets habe ich ihn als einen edlen, großherzigen Charakter voll Selbstlosigkeit kennen gelernt. Beweggründe des Eigennutzes und der Bosheit regten sich gar nicht in ihm. Rücksichtsloses Auftreten

gegen andere, selbst wenn er ihre verräterischen Absichten durchschaute, war ihm unmöglich. So konnte es kommen, daß er unzuverlässige Offiziere und Beamte an Stellen setzte, von denen aus sie ihm empfindlich schaden konnten. Er dachte sie durch Güte gewinnen zu können. Man meint, es habe ihm zum wirklichen Helden die materielle Schwere, die tiefreichende Erdenwurzel, die gewisse Gemeinheit gefehlt, die ein solcher brauche, um seine Herrschaft zu erringen, List mit List, Verrat mit Verrat, Bestialität mit Bestialität abzuwehren. Die Befähigung des Staatengründers sei nicht bloß aus Gerechtigkeit, Tapferkeit und Güte zusammengesetzt, sondern es gehörten zu ihr auch die bösen Elemente. Beide zusammen machten erst den Staatsmann. Diese bösen Elemente bildeten allerdings einen Bestandteil seines Wesens nicht. Wer aber noch nicht verlernt hat, die aus vornehmen, edlen Beweggründen entsprungenen Handlungen selbständiger Geister zu bewundern, wird ihm seine Sympathie nicht versagen können, wenn er auch für seine Person unterlag. Ich sah ihn in Philippopel, als er umtost von dem Jubelgeschrei seines Volkes einzog, um kundzuthun, daß keine Grenze zwischen den beiden Bulgarien mehr bestehe, und er diese heilige Sache des Vaterlands in seine Hand genommen. Ich sah ihn, wie er als lorbeerbekränzter Sieger von Slivniza seinen Einzug hielt in seine Hauptstadt; aber nie schien er mir größer und bewundrungswerter als damals, da er nach seiner Abdankung seine Truppen, die ihn nicht ziehen lassen wollten, weil sie riefen: „Ohne dich, Herr, gibt's kein Bulgarien!" um sich versammelte und sie bat, ihn ziehen zu lassen und nicht an ihn, nur an das Vaterland zu denken. Sein Abgang werde ihnen wieder das Wohlwollen des Zaren zuwenden und die Wiederherstellung geordneter Zustände erleichtern. „Opfert mich, damit Rußlands Groll versöhnt und die Unabhängigkeit des Landes gewahrt wird."

Er konnte reinen Gewissens und in Ehren die Krone niederlegen, die für ihn selbst zu einer schweren Last geworden war. Zur Last — denn ganz ohne Spuren waren all diese schweren Kämpfe nicht an ihm vorübergegangen. Äußerlich zwar war nur dieselbe natürliche Heiterkeit an ihm zu sehen, aber innerlich war er doch recht müde geworden. Doch nie hat man ihn klagen gehört. Es galt von ihm, was Hamlet von seinem Freunde Horatio rühmt:

> Denn du warst stets, als hättest,
> Indem dich alles traf, du nichts zu leiden,
> Des Schicksals Schläge und Geschenke hast
> Mit gleichem Dank du hingenommen.

4. Wie sein Volk über ihn urteilt.

Wer kennen lernen will, was an einem Regenten ist, muß wissen, wie sein Volk über ihn urteilt, wie es zu ihm steht, was es anerkennt, was es tadelt, was es ihm dankt. Ich lasse deswegen einige Volksurteile, wie sie in den Nekrologen der gelesensten Zeitungen aller Parteien in Sofia und Philippopel ans Licht getreten sind, folgen, die zugleich die Hauptereignisse seiner Regierung beleuchten.

In einer wegen der Kürze der Zeit nicht gehaltenen aber gedruckten Trauerrede sprach sich der Verfasser unter anderem folgendermaßen aus:

O unglücklicher Tag, an dem die Trauerkunde das Land durchflog: „Fürst Alexander stirbt! Fürst Alexander ist tot!" Wir wolltens nicht glauben, es schien uns wie ein Traum, aber der Held von Slivnizo, der Einiger unseres Volkes, hatte aufgehört zu leben. Der erste Kronenträger Bulgariens, der einst die Bürde und das Glück unseres schönen Vaterlandes auf seinen jungen Schultern trug, ist nicht mehr. Hier an diesem Grabe legen wir die ganze neuere Geschichte Bulgariens nieder. Hier bleibt die Erinnerung an den großen Namen haften, der wie ein heller Stern am bulgarischen Himmel leuchten wird. Hier liegt innig vereint das Ruhmvollste, was ein Volk besitzen kann, mit dem Traurigsten, das Größte mit dem Erschütterndsten.

Heute ist der 14. (26.) November! Vor acht Jahren las das ganze bulgarische Volk heiteren Angesichts und lobpreisenden Mundes das Telegramm: „Mit fliegenden Fahnen und mit Schumi Mariza*) haben wir heute die Grenze überschritten." Und der Fürstenmund, der sich beeilte, seinem geliebten Volk diese Freudenbotschaft mitzuteilen, ist heute verstummt für immer, und die Hand, die auf dem Schlachtfeld den Sieg Bulgariens erstritten, ist kalt und gefühllos, und der Held, der unseren Feinden Zittern eingejagt, wird heute dem kalten Grabe übergeben

O ihr, die ihr hier steht, wißt ihr denn auch, wie groß der Kronenträger war, der hier ruht; damals als er am 9. (21.) September 1885 in Philippopel anlangte, um die Vereinigung der beiden Schwestern zu vollziehen? Aus diesem tiefbetrübten Lande bringe ich dir Thränen und Blumen.

O wißt ihr, wie groß er war, als er heute

*) Es rauscht die Mariza — Anfang der bulgarischen Volkshymne.

vor acht Jahren auf dem Schlachtfelde dem Tod ins Auge sah, der ihn mied, nur um ihn jetzt in seinem friedlichen Heim zu treffen.

Wißt ihr wie groß er war, als er mit zitternder Hand unter dem Zwang des Verrats statt seiner Abdankung die Worte schrieb: Gott schütze Bulgarien!

O er war groß, auch als er sich selber demütigte, als er von den Ufern der Donau seine Krone einem nordischen Koloß zu Füßen legte, immer nur einzig bedacht auf das Glück Bulgariens.

In einer Nummer der liberalen „Swoboda“ ist eine Geschichte seines Lebens und seiner Regierung gegeben und darin unter anderem gesagt:

Der Anfang seiner Regierung war sehr schwierig und dornenvoll. Die Regierung des Landes war noch nicht in feste Bahnen geleitet, und daran hinderten vor allem die russischen Konsuln und Militärinstruktoren, denen nur daran gelegen war, aus Bulgarien einen Vorposten für die kriegerische Politik Rußlands zu schaffen, aber nicht eine selbständige Regierung. Jung und noch unerfahren, gab sich der Fürst bald diesen bald jenen Einflüssen hin, bis er erkannte, daß er nicht ein russischer Agent, sondern der Fürst Bulgariens sei, und mit der Hilfe seines Volkes anfing, seine Rechte als solcher zu erfassen. In diese Zeit fiel die Einigung Süd- und Nordbulgariens, und Fürst Alexander nahm diese nationale Bewegung in seine Hände. Von diesem Zeitpunkt an knüpften sich unzerreißbare Bande zwischen ihm und dem Volke, und zugleich führte er heldenhaft einen siegreichen Krieg, durch den er die bulgarischen Waffen mit Ruhm und Ehren überschüttete und die Ehre Bulgariens schützte. Alles das war den Plänen Rußlands entgegen, und dieses zögerte nicht, mit Hilfe von Gold Werkzeuge sich zu erkaufen, die in der Nacht des 9. (21.) August 1886 den Fürsten aus seinem Palais entführten und nach Rußland schleppten. Doch jetzt offenbarte sich die Liebe des Volkes zu Fürst Alexander. Das ganze Volk erhob sich wie ein Mann und holte ihn zurück. Aber Intrignen der russischen Konsuln nötigten ihn, am 26. August (7. September) dem Throne zu entsagen und Bulgarien zu verlassen. Das Andenken an den Fürsten Alexander wird lange im Gedächtnis jedes Bulgaren haften. Seine kurze Regierungszeit hat unsere neuere Geschichte mit ruhmvollen Blättern geschmückt, er hat die bulgarischen Waffen zum Siege geführt und seinen Thron selber den Interessen Bulgariens geopfert. Er gab ein edles Beispiel hoher Herrschertugend und Selbstlosigkeit.

In seiner Trauerrede am Grabe des Fürsten in Graz sagte Minister Grackow unter anderem:

Du hast das Vertrauen unseres so lang bedrohten Volkes gerechtfertigt, hast es erreicht, uns so glänzend während der ganzen Dauer deiner Regierung auf den Weg des Fortschritts und des Ruhmes zu führen, und nachdem du so viele Hindernisse überwunden, hast du der bulgarischen Nation das Vorbild bürgerlicher und militärischer Tugenden gegeben. Als das Vaterland in Gefahr war, angegriffen von einem Feinde, in dem wir bis dahin einen Bruder und Freund gesehen hatten, hast du die Verteidigung des Vaterlandes in deine tapferen Hände genommen, hast der jungen bulgarischen Armee deinen Mut eingehaucht, hast dich als der Erste in das Kampfgewühl gestürzt, herrliche Siege erfochten und deinen Namen und die bulgarischen Waffen mit unvergänglichem Ruhm bedeckt. Und nicht nur das eine Mal in Slivniza hast du Bulgarien gerettet, nein! du hast die noch größere Kraft besessen, dich zu opfern mitten in deinem Ruhmeslauf und die Krone niederzulegen, um noch einmal das Vaterland zu retten. Der Ruhm unseres Vaterlandes und dein Name werden ewig miteinander eingegraben sein in den Herzen des Volkes, und deine großen Thaten werden Kinder und Kindeskinder preisen als Vorbild für Volk und Armee.

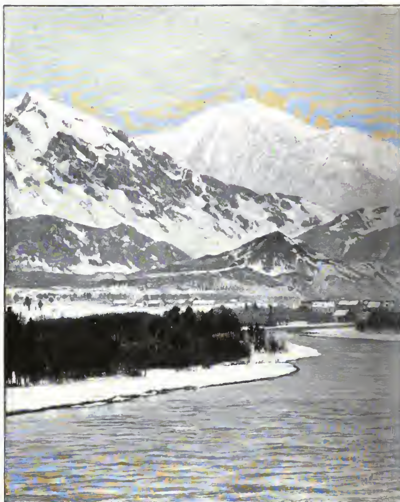
In der in Philippopel erscheinenden Zeitung „Wreme“ heißt es in einem Nachruf unter anderem:

Die jetzt über das ganze Land zerstreuten Krieger, welche den Fürsten in Slivniza sahen, wie er hoch zu Roß über das Schlachtfeld sprengte, die Bürger aus Stadt und Land, mit denen er so liebreich und freundlich Händedruck und Wort wechselte, an deren Festen und Tänzen er so gerne teilnahm, können ihn nie vergessen, können nur trauern und um ihn weinen.

Es gibt hervorragende Persönlichkeiten in der Geschichte der Völker, die in verzehrendem Ehrgeiz und heißer Ruhmbegierde alles aufs Spiel setzten — bei Fürst Alexander sehen wir das Gegenteil: Einzig das Pflichtgefühl, die Selbstlosigkeit und die Liebe zu Bulgarien haben ihn bestimmt, die Sache der Vereinigung zur seinigen zu machen, obwohl er wußte, daß ihm daraus unversöhnliche Feindschaft von außen erwachse. Und wie prophetisch hat er die für seine Zukunft so verhängnisvollen Folgen seines Schrittes vorausgesehen!

Als er am 8. (20.) Sept. 1885 den Schipkaer Balkan überstieg und ihn hart an der damaligen Grenze der beiden Bulgarien eine Deputation der provisorischen Regierung von Südbulgarien mit den Worten begrüßte: „O Herr, dank Ihrer Entschlossenheit gibt es keine Grenze mehr zwischen den zwei Bulgarien,“ sagte er: „So ist es; ich konnte als Bulgare den Ruf Südbulgariens nicht überhören und es sich selber überlassen. Ich fühle zwar voraus, daß das meiner Zukunft schadet, und mir dieser Schritt nie verziehen werden wird, aber daran denke ich nicht; ich werde meine Pflicht für das Wohl Bulgariens zu sorgen bis zu Ende erfüllen.“

Er überschritt den Balkan und — die Vereinigung war eine vollzogene Thatsache. Jeder Bulgare, wenn er den Schipkaer Balkan überschreitet und an die alte Grenze kommt, sollte sich dieser Worte seines ersten Fürsten erinnern und sich daran ein Beispiel der Selbstaufopferung und Vaterlandsliebe nehmen.



Aus dem Innthal. Nach dem (



mälde von A. Andersen-Lundby.

Keine zwei Monate vergingen, da entzündete sich ein neues Feuer über dem Haupte Bulgariens. Die Serben brachen ohne Kriegserklärung in unser Vaterland ein und zogen auf die Hauptstadt Sofia los. Jeder kann sich die Lage des Fürsten Alexander bei diesem völlig unerwarteten Angriff des Feindes denken, aber auch hier erfüllte er seine Pflicht bis zu Ende. Er feuerte seine Truppen an, er führte sie mutig dem Feind entgegen, verteidigte den vaterländischen Boden; er verstand es, dem bulgarischen Heer den Weg zu Sieg und Ruhm zu zeigen, und am 7. (19.) November wehte die Fahne mit dem bulgarischen Löwen auf allen Höhen von Slivniza, und der Name Bulgare flog mit Blitzeseile durch die ganze Welt. Das sind große Tage für die bulgarische Geschichte!

Kein Jahr verging, da wurde Fürst Alexander gezwungen, Bulgarien zu verlassen und die bulgarische Krone niederzulegen. Wir wollen jetzt in diesen Trauertagen von der verhängnisvollen Nacht schweigen, als er gebrochenen Herzens und verwundeter Seele die Worte niederschrieb: Gott schütze Bulgarien!

Große, edle Seelen erkennt man in den Tagen schwerer Erfahrungen so gut als in denen großer Thaten — und Fürst Alexander hat Schweres durchzumachen gehabt seit der Vereinigung bis an seinen Tod. In jenen für unser Vaterland so gefahrvollen Tagen nach seiner Abdankung, als unsere Unabhängigkeit bedroht war, da litt auch er und betete zu Gott, daß er Bulgarien schütze; und als der gegenwärtige Fürst den Thron bestieg, da war Fürst Alexander die erste Stütze seines Throns. Auf ein Gratulationstelegramm, das Fürst Ferdinand an ihn bei Gelegenheit des Jahrestags des Sieges von Slivniza sandte, antwortete er: „Ich zweifle nicht, daß die Armee es verstehen wird, Ew. Königlichen Hoheit in Ihren Anstrengungen für das Glück und Wohlergehen Bulgariens zu unterstützen." Das waren edle, ehrenhafte Worte, und er hielt bis ans Ende die freundlichsten und korrektesten Beziehungen zu unserm Fürsten aufrecht.

O große Seele! am 5. (17.) November vor sieben Jahren hast du dein Leben eingesetzt für die Rettung Bulgariens, warst jede Minute bereit, für Bulgarien zu sterben, und die göttliche Vorsehung hat dir nun genau diesen denkwürdigen Tag zum Todestag bestimmt . . .

Fürst Alexander starb jung, aber er wird ewig leben im Andenken seines Volkes. Seine Uneigennützigkeit, seine ideale Selbstlosigkeit, seine Tapferkeit und sein lauterer Patriotismus müssen jedem Bulgaren ein Vorbild sein.

In der „Glas Makedonski" heißt es in einem Nachruf:

Der verstorbene Fürst Alexander Battenberg hatte schwere Minuten der Enttäuschung zu durchleben, die seine Gesundheit untergruben, seine Ideale zerstörten, seinen Glauben an die Menschen ihm nahmen . . .

Jung, stürmisch, romantisch, idealistisch, hochherzig, loyal hatte er stets nur das Glück Bulgariens im Auge; sein einziger Wunsch war, dasselbe mächtig und reich zu machen. „Der Staatsstreich von 1881 verdunkelte vielleicht die Periode seiner leuchtenden Regierung," möchte einer oder der andere sagen. Für mich gehören diese Tage gerade mit zu den bemerkenswertesten seiner Regierung. Diese Zeit ist ein Beweis, daß der Verstorbene Fürst gewesen ist im vollen Sinn des Wortes, und von seinen Rechten als oberster Herr Gebrauch gemacht hat. Wie der erfahrene Chirurg ohne jedes sichtbare Mitleid mit dem Patienten die faulen Knochen und das verdorbene Fleisch abschneidet, um das Leben des Kranken zu retten, so hat auch der Verstorbene als oberster Chirurg die Krankheit Bulgariens gesehen und, statt zu Palliativmitteln zu greifen, sich entschlossen, die radikalsten in Anwendung zu bringen. Auch große Geister haben sich schon in Diagnosen getäuscht, aber das ist noch kein Beweis, daß sie Hintergedanken gehabt hätten, aber Dummköpfe gewesen wären.

Dieser Schritt des Fürsten zeigt seine Entschlossenheit. Er wußte ganz gut, daß man gegen ihn persönlich sich erheben, ihn beschuldigen, ihn schmähen und vor dem Volke sinnlos heruntersetzen werde, doch das focht ihn nicht an. Er war Fürst und Herr von Bulgarien. „Und wenn das Glück meines Vaterlandes verlangt, daß ich zeitweilig die Verfassung suspendiere, werde ich es thun, gerade so wie ich mich selbst suspendieren würde, wenn ich überzeugt wäre, daß dies notwendig sei;" so sagte er eines Tages zu einem gewesenen Minister. Er war die Personifikation der Entschlossenheit, Ritterlichkeit und Mannlichkeit.

„Ich will entweder Fürst von Bulgarien sein oder nichts" sagte er einmal zu einigen russischen Generälen. Und in der That, ein Mensch wie er konnte nicht eine Puppe sein in der Hand einer Regierung, eines Kaisers oder eines Ministers.

Vielleicht wird mancher wegen des bekannten Rustschuker Telegramms das Gesagte bezweifeln wollen. Aber man braucht keine psychologische Analyse, um sich zu sagen, daß der Fürst, selbst wenn er eine günstige Antwort vom Zaren erhalten hätte, doch nicht mehr für lange Fürst von Bulgarien geblieben wäre. Für solche Menschen wie er gibt es keinen Kompromiß zwischen Gewissen und ehrgeizigem Streben nach Macht. Er wollte nur Zeit gewinnen, um die inneren Wirren zu beschwichtigen und die aufgeregten Geister zu beruhigen.

Gerade in seinem Unglück zeigte er, daß er nicht sein persönliches Glück auf das Unglück eines ganzen Volkes gründen wollte, und legte auf dem Altar des Volkswohls seine Krone nieder. Er wollte nicht, daß der Krone zu lieb auch nur ein Tropfen Unterthanenblut vergossen werde, und die bitteren Thränen seiner Unterthanen benetzten den Weg seiner edlen, seltenen Aufopferung.

Was soll ich weiter sagen von diesem Märtyrer? Jedermann kennt ihn ja, kennt seine Liebenswürdigkeit und Hochherzigkeit, sein offenes Herz für alle Armen, Unschuldigen und Vergessenen und wer ihn kannte, wird sagen, daß er nach seiner Abdankung ein noch viel mäch-

tigerer Gebieter der bulgarischen Herzen war; denn die Ergebenheit, die ihm die Bulgaren auch noch seiner Abdankung zeigten, war nicht Unterwürfigkeit, sondern das geheiligte Gefühl der Zuneigung und Liebe.

Bulgarien, Europa, die Welt haben wenige solche Menschen gesehen, wie der Verstorbene einer gewesen, die Leben, Behagen, Reichtum, Titel geopfert hätten einzig für das Wohl eines Volkes, und wenn dieses Volk eines Tages solche Menschen vergißt, so beweist es, daß es reif ist für den Untergang.

So urteilt das bulgarische Volk.

5. Nach seiner Abdankung.

Durch materielle Übermacht gebeugt, aber nicht als Gefangener oder Flüchtling, sondern durch einen freien Akt seines Herrscherrechts hat Fürst Alexander seine Krone niedergelegt, seine schwierige dornenvolle Aufgabe in der ehrenvollsten Weise beendigt und damit zugleich seinem Volke und dem europäischen Frieden einen großen Dienst erwiesen. Er war als moralischer Sieger aus dem schweren Kampf hervorgegangen, und wenn Bitterkeit sein Herz erfüllte, so war sie gemildert durch das Bewußtsein, daß er im Lauf seiner kurzen Regierung imstande war, seinen Namen mit Ruhm ins Buch der Geschichte einzuzeichnen und die Sympathie aller edeldenkenden Menschen sich zuzuwenden. Man hätte denken sollen, daß er nun eines wohlverdienten otium cum dignitate sich hätte erfreuen sollen, bis er die ihm zusagende Lebensstellung wieder gefunden hätte. Aber das gehetzte Edelwild sollte nicht zur Ruhe kommen. Die europäische Diplomatie fürchtete, er könne die Absicht hegen, nach Bulgarien zurückzukehren und dadurch einen Weltbrand entzünden. Man ließ sein Thun und Lassen belauern und stellte die Zumutung an ihn, auf Reisen zu gehen und so für einige Zeit ganz aus der Beachtung der Welt ins Dunkel sich zurückzuziehen. Da ihm nichts ferner lag als die Rückkehr nach Bulgarien, so that er der Diplomatie diesen Dienst. Aber nach wenig Wochen schon mußte er zurückkehren, da sein durch die bulgarischen Kämpfe geschwächter Körper den Keim einer schweren Krankheit in sich aufgenommen hatte, die ihn schon damals fast an den Rand des Grabes brachte. Er erholte sich jedoch wieder und lebte nun in Darmstadt, wo ihm der Großherzog Ludwig das alte Palais auf dem Luisenplatz zur Verfügung gestellt hatte, und im Sommer in Jugenheim in dem Sommerschloß seiner Eltern. Muße hatte er nun genug, aber der an Thätigkeit gewöhnte Prinz verlangte nach anderem. Er sehnte sich nach einer militärischen Stellung in seinem Vaterland. — Doch gerade diese war ihm, dem ehemaligen Fürsten von Bulgarien, dem offiziell zum Rebellen und Feind des russischen Zaren erklärten Mann aus zarter Rücksichtnahme auf die Empfindlichkeit Rußlands verschlossen. Daß er mit seinen militärischen Neigungen in der Blüte seiner Jahre seine Kräfte so brach liegen lassen mußte, drückte ihn schwer, noch schwerer aber, daß die Diplomatie sich auch in einen Herzensbund eindrängte, an dem seine ganze Seele hing, und ihn zum Verzichte zwang. Ich habe ihn nie klagen hören, aber seine damalige Seelenstimmung mag folgender Brief, den er an mich am 26. April 1888 geschrieben, beleuchten: „Ich war überzeugt, daß Sie warmen Anteil an meiner trostlosen Lage nehmen. Ich stehe am Grabe aller meiner Hoffnungen. Selbst meine Zukunft in der Armee ist für alle Zeiten vernichtet; man hat es mir erklären lassen! — So stehe ich denn wieder verbittert und gramerfüllt an einem Abschnitt meines Lebens — einem Abschnitt, der mich tausendmal schwerer getroffen als es die bulgarische Katastrophe gethan. — Ich weiß nicht, was ich nun thun werde. . . . . Um weiteren Demütigungen aus dem Wege zu gehen, möchte ich freiwillig meine deutsche Uniform ausziehen — vielleicht auch einen titellosen Namen annehmen und auswandern. Wohin? weiß ich selbst noch nicht. Schwer lastet das Schicksal auf mir, und Ekel erfaßt mich vor den Menschen. . . . .

Ihr vielgeprüfter Alexander."

Was er hier schrieb, hat er ausgeführt. Am Anfang des Jahres 1889 nach dem Tode seines Vaters trat er aus der deutschen Armee aus, vertauschte seinen Namen Prinz Alexander von Battenberg, Fürst von Bulgarien gegen den eines Grafen von Hartenau und ließ sich in Österreich, wo ihm durch die Gnade des Kaisers Franz Josef die militärische Laufbahn erschlossen worden war, nieder. Er wollte in Zukunft nur ein einfaches schlichtes Offiziersleben führen, unbehelligt von aller Diplomatie und fern von allem Zusammenhang mit dem politischen Leben, glücklich sein im stillen

häuslichen Kreise, abgeschlossen von allem Hofleben und Hoftreiben. Er verheiratete sich, und seine Gemahlin half ihm dieses Ziel erreichen und schuf ihm das Glück, nach dem sein Herz so lange sich gesehnt hatte. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, wurden ihm im Laufe der Jahre geboren. In Erinnerung an seine bulgarische Vergangenheit ließ er seinen Sohn auf den Namen zweier altbulgarischer Könige: Krum-Asen, die Tochter auf den Namen: Zwětana taufen. Wenn er aber geglaubt hatte, er könne im Dunkel wie ein Unbekannter leben, so hatte er sich getäuscht; denn als Graf Hartenau war er doch der Fürst von Bulgarien, und seine Persönlichkeit gewann ihm die Herzen seiner Grazer Mitbürger, so daß er für sie nichts anderes war als der Fürst Alexander und von ihnen die Ehren eines regierenden Fürsten genoß. Sein Palais, das er in Graz bewohnte, war von demselben Baumeister erbaut, wie sein Sofianer Palais und zeigte, wenn auch in kleinerem Maßstab, dieselbe Bauart. Namentlich sein Arbeitszimmer war dasselbe. So lebte er stets unter bulgarischen Erinnerungen, und wenn ihn auch sein Haus nicht Tag für Tag daran gemahnt hätte, hätte ihn die Liebe und Anhänglichkeit der Bulgaren an ihn nicht loskommen lassen von dem Gedanken an seine Vergangenheit.

Aber seine Thätigkeit war dem Beruf zugewandt, den er, der gewöhnt war, ein Heer zu kommandieren, zunächst als einfacher Oberst und dann als Generalmajor mit großer Selbstlosigkeit und Pünktlichkeit ausübte. Mit welchem Erfolg, habe ich oben berichtet. Im Sommer 1891 befiel ihn eine schwere Krankheit, die ihn sehr schwächte. Er schrieb mir damals mit Bleistift: „Seit acht Tagen geht es mir viel besser, ich bin bereits täglich für einige Stunden auf der couchette, aber ich muß immer liegen, darf nur Flüssiges zu mir nehmen und bin so schwach, daß man mich tragen muß. Da ich ungemein mäßig, einfach und solide lebe, begreife ich gar nicht, wo ich diese schlimme Krankheit erwischte." — Er erlangte nach dieser Krankheit nicht mehr vollständig seine Kräfte, auch war er von da an von Ahnungen eines frühen Todes erfüllt und sprach sie mehrfach aus, und darin hatte er sich nicht getäuscht. Eine neue Erkrankung führte überraschend schnell zum Tode.

Er ruht nun von den Kämpfen seines Lebens aus in der St. Georgskapelle in Sofia. Als Knjaz Alexander prvi ist er wieder eingezogen in sein Land, für das er so viel gethan und alles geopfert hat. Ich schließe mit den Worten eines Briefes, den ein hervorragender Bulgare an mich geschrieben: Der unerwartete Tod unseres Fürsten Alexander hat mich tief erschüttert. Mit der Zeit hatte sich hier das richtige Verständnis seines Charakters und seiner Größe Bahn gebrochen, und selbst seine ehemaligen politischen Feinde sind zu der Überzeugung gekommen, daß sie an ihm gesündigt haben. Man ließ ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Beisetzung hier war ergreifend und großartig, ja sie war mehr als das, sie war eine Apotheose. Alles ohne Unterschied hat ihn beweint, und dieser Schlußakt wirft einen Schleier der Versöhnung auf manche Unbill. Ich habe viele der höheren Offiziere beobachtet und bin überzeugt, daß manche Thräne von Herzen vergossen worden ist, um alte Sünden wegzuwischen.

Bücherschicksal.

Mein neues Büchlein; — wie mir's schien,
War es mir wirklich gut geraten,
Denn viermal hab ich's ausgeliehn,
Weil mich die Leute herzlich baten.

Viermal, und zwar mit Lob und Dank,
Bekam ich's wieder auf mein Bitten.
Heut nahm ich's vor. Mein Stolz versank!
Es war nicht einmal aufgeschnitten!

Frida Schanz.



Der Engel des Todes gebietet dem Bildhauer Halt. Modelliert von Daniel Chester French.



Henriette Ronner, Belgiens Katzenmalerin.

Von

Gustav Gerlach.

(Abdruck verboten.)

Frau Henriette Ronner in Brüssel gehört einer alten Künstlerfamilie an: Josephus Augustus Knip war ihr Vater, Nikolaus Knip ihr Großvater, Henriette Gertruida Knip ihre Tante, alle drei Maler von Namen.

Der alte Nikolaus hatte noch unmittelbar an die Glanzzeit der niederländischen Kunst angeknüpft. Er war ein Schüler des G. van Spaendonck, des berühmten Blumenmalers. In einer Zeit, in welcher ein höherer Geschmack von jedem Kunstwerk forderte, es solle sich dem Vorbild der Antike möglichst nähern, in der selbst einem



Studie.

Neger die klassischen Züge des Apoll von Belvedere gegeben werden mußten, wollte der Maler mit seiner Arbeit die Anerkennung der Kunstgebildeten finden — in solcher Zeit war das Blumenmalen noch eine der wenigen Zufluchtsstätten eines gesunden Realismus. Rosen konnte man zwar im Ornament bis zur höchsten Nüchternheit „verschönern," aber bei ihrer bildmäßigen Darstellung blieb doch nichts übrig als das treue Festhalten an der Wahrheit. Und so war denn, gewissermaßen als Widerspiel gegen die stilistische Strenge in allen „hohen" Künsten, der stärkste Realismus gerade im Blumenmalen zu Hause, gewann dieses auf das Musterzeichnen, auf das ganze Kunstgewerbe den größten Einfluß. Erst in den siebziger Jahren begann der Kampf gegen die Vorliebe, Blumensträuße in Seide zu weben, in bunter Wolle zu sticken, auf die Papiertapete zu drucken, begann die Übertragung stilistischer Formen auf das vorher fast ausschließlich die Naturgebilde verwertende Kunstgewerbe; und erst in der jüngsten Zeit beginnt man sich wieder der trefflichen Leistungen zu erinnern, die zwischen 1800 und 1850 in den Niederlanden und dem von dort beeinflußten Paris und Lyon von den „Blumisten" geschaffen wurden und zwar sowohl bei bildmäßiger Darstellung der Blume, wie als Muster für Weberei und Tapete. Namen wie der des Chabal-Dussurgai, des Brienne, Redouté, der Deutschen Eduard Müller, K. Krumbholz werden jetzt wieder in unseren gewerblichen Lehranstalten von den Kennern der Blume mit hoher Achtung genannt, nachdem sie



Aquarellstudie. (1891.)



Studien.

während zweier Jahrzehnte fast ganz verschollen waren.

Diesem Kreise gehörte auch der alte Knip an. Er malte in dem kleinen Brabanter Städtchen Tilburg seine zierlichen Blumen und Fruchtstücke, den alten Überlieferungen treulich folgend. Sein Sohn und seine Tochter lernten bei ihm. Als dann der Kriegssturm über die Niederlande hereinbrach, als Paris immer mehr Mittelpunkt der Welt wurde, der ein neuer Kaiser erstanden war, da verließen die Jüngeren die immer stiller werdende Heimat, um in Paris ihr Glück zu suchen. Dort war damals der rechte Platz für Blumenmaler Denn sie fanden in den vornehmen Damen Schülerinnen und daher auch Kennerinnen ihrer Werke. Redouté nahm eine hervorragende Stellung unter den zeitgenössischen Künstlern ein, da die Königinnen Marie Antoinette und Hortense, sowie die Kaiserin Josephine nacheinander in seine Lehre sich

begaben. Knip durfte sich gleichfalls vornehmer Gönnerschaft rühmen. Der neue bonapartistische König von Holland unterstützte ihn auf seinen Reisen, ja als er 1813 mit dem Niedergang des Kaiserreiches wieder in seine Heimat zurückkehrte, sah er bald, daß dort ihn kein Glück erwarte. Er ging wieder an die Seine zurück, bis auch ihn, wie einst seinen Vater, das Ermatten des Augenlichtes zwang, den Pinsel aus der Hand zu legen, mit welchem er Landschaften und Tierstücke zu schaffen unermüdlich gewesen war. Henriette Gertruida, seine Schwester, ließ sich in Amsterdam und Harlem nieder, erfreute sich aber noch in den zwanziger Jahren mit ihren Blumenstücken in Paris großer Erfolge.

Als Henriette Knip 1821 in Amsterdam geboren wurde, stand also der Genius der Malerei als alter Hausfreund an ihrer Wiege. Kein Wunder, daß sie selbst früh zum Pinsel griff, belehrt vom Vater, solange diesem sein Augenlicht dies erlaubte. Die junge Malerin war erst elf Jahre, als dies fast ganz erlosch. Aber damit war ihr Drang nach Vervollkommnung nicht brach gelegt. Im Gegenteil, mit dem Ernst des Lebens wuchs ihr Eifer für die Kunst. Auch in der Ehe fand sie keinen Grund, dem Streben, zu dem sie in älterem Herzensverhältnis stand, zu entsagen. Seit Jahrzehnten ist Frau Henriette Ronner, seit etwa 1850 in Brüssel lebend, auf den Ausstellungen der Niederlande, im Salon zu Paris, im Glaspalast zu München und auf den internationalen Berliner Ausstellungen vertreten. Sie wetteifert mit den ersten Tiermalern und steht Eugène Lambert nahe in der kräftigen Darstellung sowohl des einzelnen Tieres, wie des Raumes, in welches sie ihre Scenen verlegt. In Holland und Belgien früh beliebt, eroberte sie sich in Paris und London Anerkennung. Ihre „Hasenjagd" auf der Weltausstellung zu Philadelphia 1877 lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie. Mit dem Bilde „Unter Freunden," einem von Kätzchen umspielten prächtigen Neufundländer, errang sie sich 1891 in München die Aufmerksamkeit aller Ausstellungsbesucher. Seither hat sie sich in der Reihe der tüchtigsten Künstler ihres Landes mit thatkräftiger Hand zu behaupten gewußt. Unter dem inzwischen weiß gewordenen Haar der ausgezeichneten Frau leuchtet auch heute noch ein scharf und eindringlich blickendes Auge, und um den kräftigen Mund spielt der Zug von behaglichem Humor, den wir in den Bildern der Künstlerin so kräftig bethätigt finden. Mit Stolz trägt sie das an Frauen nur sehr selten verliehene Ritterkreuz des Leopoldordens, mit welchem der König von Belgien sie 1887 auszeichnete.

Frau Ronner ist Tiermalerin geworden



Studie.



Die Reise um die Erde. Nach d



...dem Gemälde von Henriette Ronner.



und liebt vor allem die Katze. Sie ist nicht die erste in dieser Richtung. Die Katze hat die Maler stets mehr gereizt als der Hund. „Vivent les chats!“ schrieb schon Frau de Custine an Buffon, den großen Naturforscher des XVIII. Jahrhunderts, „Es leben die Katzen! Sie sind unbefangener, ursprünglicher als die Hunde und anmutiger, unabhängiger, freier, natürlicher. Wenn sie auch einmal gerade ihre Tyrannen, die Menschen, lieben, so erniedrigen sie sich doch nicht zu deren Sklaven wie der feige Hund, der die Hand leckt, welche ihn schlug, der nicht Geist genug hat, um wankelmütig zu sein. Die Katze hängt am Menschen aus freier Wahl, der Hund aus Dummheit!“

Es spricht Frauenlogik aus diesem Satze. Aber die Kunst bestätigt sie in gewisser Richtung. Es gibt viele Pferdemaler, es gibt viele, die das Rind und das Schaf bevorzugen, die Katze hat ihre Kunstgeschichte, nicht aber der Hund, der fast nur als Begleiter des Menschen malerisch behandelt wurde. Der Engländer Landseer war wohl der einzige begeisterte Hundefreund unter den Malern. Der Niederländer Snyders malte zwar viele Hunde, aber bei der Jagd, im Zusammenhang mit bewegten Tier- und Menschengruppen. Die Katzenmalerei beginnt erst mit Breughel und Teniers, welche mit derbem Humor „Miez und Maunz“ von der musikalischen Seite nahmen und in ihren „Katzenkonzerten“ eine Abart ihrer Darstellungen der Hölle, eine oberirdische Hölle, schilderten. Das rechte Verhältnis zu dem ganzen Gebiet fand erst jener unglückliche Gottfried Mind, ein 1814 gestorbener Schweizer, geistig ein vollkommener Trottel, der nichts wußte und nichts konnte als die



Studie.

Katzen zu malen, die seinen einzigen Umgang bildeten. Man hat ihn den Katzen-Rafael genannt, weil er so trefflich verstand das weiche Fell seiner Lieblinge bildlich darzustellen, über welches mit der Hand hinzustreichen eine der Freuden seines armseligen Daseins war. Seither ist die Katze ein klassisches Objekt der Malerei geworden. Man malt sie nicht um Fabeln durch sie erzählen zu lassen, sondern um ihrer selbst willen. In Deutschland hat jetzt Frau Ronner ihren stärksten Rivalen im Kampf um die Darstellung der Katze im Münchner Julius Adam, in England in Couldery, Walter Hunt, Louis Wain; die Franzosen stellen gleichfalls ihren Mann: im letzten „Salon" war z. B. ein treffliches Bildchen von C. Monginot, in welchem ein ergrimmter Kater an eine Uhr gelehnt, das ihn an das Krabbeln der Mäuse mahnende „Ticktack" anhört. Es fehlt also der Katze unter den Künstlern nirgends an Verehrern.



Ein Schoßhündchen der Königin von Belgien. Studie.

„Familie Miez" bedarf aber auch eines scharfen Studiums, um künstlerisch verstanden werden zu können: der seidenweiche, feingefärbte Pelz, das merkwürdige Spiel des Ausdrucks im Auge, der von giftigem Zorn zu kindlicher Unschuld übergehen kann, die zuckende Empfindlichkeit des feinen Näschens, das Spiel der Ohren, die bald schlangenweiche, bald heftige Bewegung — all das macht die Katze zu einem Objekt, welches zu immer neuem Studium anregt. An unseren Skizzen sieht man deutlich, daß es Frau Ronner darum zu thun ist, der Katze „ins Herz zu sehen," daß es ihr gelungen ist, nicht nur ihre Gestalt, sondern ihr ganzes Dasein malerisch zu ergründen. Mit wenig Feder-



Studie.

strichen führt sie uns das schlafende Kätzchen vor: so kindergleich ruhig, so völlig vertrauend. Wer ahnt, daß es nur ganz leise schläft und beim ersten feindseligen Laut sofort bereit zum Kampf oder zur Flucht mit hochgekrümmtem Rücken, steil aufgestelltem Schwanz, scharfem Blick und fletschenden Zähnen dastehen wird! Oder jetzt steigt Miez leise, leise aus dem Körbchen heraus, in dem sie sich versteckt. Es lockt ein guter Bissen, der Gauner leuchtet ihr aus dem weit offenen Auge hervor. Und nun lenkt sie das Spiel von der gewohnten Selbstbeschaulichkeit, vom eifrigen Putzen und Schniegeln ab, der Garnwickel der Herrin zu. In raschen grotesken Sprüngen wird er erpackt, wird er hin und her geschlagen, laufen gelassen und immer wieder gepackt, in Ermangelung der Maus, mit der gleiches Spiel zu treiben ihr so grausam heiter erscheint. Und die Lust, die jetzt wieder im Auge und um das Mäulchen spielt, ist so kindlich nicht, wie man auf den ersten Blick glauben möchte! Miez ist ein frivoler Spieler mit dem Leben seiner Opfer und wenn sie auch mit Leblosem spielt, denkt sie doch ihrer Raubtierart.

Einige Skizzenblätter mögen vergegenwärtigen, wie Frau Ronner ihre Studien macht. Schnell, mit der Raschheit der Momentphotographie, ist der Eindruck festgehalten. Dieselbe Katze gibt Stoff zu immer neuer Auffassung, die ganze Skala ihrer Gemütsbewegungen tritt uns zeichnerisch festgehalten entgegen. Und wenn dann endlich Frau Ronner ihre Studien zum abgeschlossenen Bilde vereint, wie unser Holzschnitt nach einem solchen beweist, so kommt die malerische Katzen-Psychologie zu vollem Durchbruch. „Die Reise um die Welt“ hat die humorvolle Malerin ihr Bild genannt: Mutter Miez sitzt auf dem Reisehandbuch, mit Vergnügen dem Spiel ihrer Kleinen zuschauend, die den Globus um-

klettern. Ein Kätzchen greift mit einer Pfote etwa auf den Missisippi und mit der anderen auf die Hudsonsbai, sehr erstaunt über die plötzlich ihm aufdämmernde naturwissenschaftliche Erkenntnis, daß die Welt sich drehe und von der ihm zunächst ebenso wichtigen Erfahrung, daß es so schwer sei, vom Meridiankreise hinunter auf die Erde zu klettern; ein anderes Kätzchen scheint der Mutter von den Wundern der Welt zu erzählen, nach denen das dritte sehnsuchtsvoll emporklettert. Der Zirkel und die Karten sind das Spielzeug der übrigen.

Aber Frau Henriette ist nicht einseitig. Auch dem Hunde widmet sie ihr Studium, auch an ihn geht sie mit der Absicht, nicht nur die Rasse zu schildern, sondern das einzelne Tier getreulich zu erfassen. Jene Darstellung eines langohrigen Schoßhündchens ist das Porträt einer vornehmen Persönlichkeit aus der unmittelbaren Umgebung Ihrer Majestät der Königin von Belgien! Jener Rattenpinsch, das sieht man dem Bilde deutlich an, ist zwar aus minder guter Gesellschaft, doch auch eine abgeschlossene Hundeindividualität. Mit festem Blick schaut die geistvolle Malerin den Tieren in die Seele; mögen da Sauertöpfe klagen, daß es nicht „hohe Gedanken" sind, die hierbei zum Ausdruck kommen; wer die Tierwelt liebt, wird ihrer Gönnerin, der trefflichen Brüsseler Malerin, für ihre Gaben dankbar sein.



Leutholds Los.

Novelle von

Ernst Behrend.

(Abdruck verboten.)

Man kann die Bevölkerung der Riesenstadt Berlin dem Birnamwalde vergleichen, der einst lebendig geworden war, um gegen Macbeths Feste Dunsinan vorzurücken. Aber während in dem furchtbaren Walde der Tragödie Baum an Baum, das will sagen Mann an Mann, in gleicher Richtung und gewiß mit dem nötigen Ellenbogenraum marschierte, sind in dem modernen Birnam die einzelnen Stämme in stetem gedrängtem Durcheinanderwandeln begriffen. Für Sonderart und urwüchsiges Gedeihen ist da wenig Platz vorhanden. In dem unaufhörlichen Wirbelreigen schleifen nicht nur ganze sich berührende Gesellschaftsschichten allmählich die Gattungsmerkmale ab, sondern werden auch die Einzelwesen innerhalb ihrer Kreise einander so ähnlich in Thun und Trachten, Benehmen und Gesinnung, wie es die Natur irgend zuläßt. Originale, an denen Berlin früher keinen Mangel hatte, kommen immer seltener auf. Die wenigen, die in unseren Tagen jene Regel bestätigen, müssen bereits mit der Laterne gesucht werden. Sie führen gewissermaßen ein veilchen- oder mimosenhaftes Dasein, je nachdem sie, ihres ästhetischen Wertes unbewußt, im

Verborgenen blühen oder sich furchtsam vor dem Blick und Hohn der lieben Mitmenschen verstecken.

Ein Sonderling ersterer Art war Leuthold Müller, ein junger Mann von gewinnendem Äußern und gutem Kopf und Herzen. In den Bestandsregistern des besagten modernen Birnamwaldes war er als Klavierlehrer aufgeführt und das mit gewissem Recht, denn er lebte vom Erteilen von Klavierunterricht. Aber obwohl er in dieser Thätigkeit Tüchtiges leistete, war sie ihm doch nur Nebensache. Indem er sich die Grille statt der Ameise zum Vorbild genommen, brachte er's nicht über sich, auch nur eine Stunde mehr zu arbeiten, als er nötig hatte, um die Kosten eines äußerst bescheidenen Lebensstandes zu erschwingen. Seine Hauptbeschäftigung war Träumen; darin unübertrefflich, verdiente er den Namen eines Traumvirtuosen.

Von Haus aus mit Hang zur Einsamkeit und poetischen Ausgestaltung innerer Erlebnisse behaftet, früh verwaist und auf sich selbst angewiesen, inbrünstig seiner Kunst ergeben, geistige Nahrung ausschließlich romantischem Lesestoff entnehmend, war er zu einem Ausbund von Einsiedler und Phantasten gediehen. Die vielen Freistunden, die sein bürgerlicher Beruf ihm ließ, verlebte er in seinem Stübchen in eingebildeten Welten und Zeiten. Wenn er dort am Klavier saß und musizierte oder, auf dem altersschwachen Sofa hingestreckt, aus der mit unerhört billigem Tabak gestopften Pfeife Wolkenkringel in die Luft blies, streifte seine Seele allen irdischen Staub von den Flügeln und schwang sich auf zu höheren Regionen, wo Form und Farbe, Duft und Ton, Haben und Sein vollkommen, Wunsch und Erfüllung eins sind. Auf dem festen Boden der Wirklichkeit versäumte er's, mit dem ihm anvertrauten Pfunde von Geistesgaben und Arbeitskraft als verständiger und getreuer Knecht zu wuchern, in der luftigen Märchenwelt dagegen wirkte er Wunderdinge. Was für herrliche Luftschlösser wußte er zu bauen, Wohnungen des reinsten Glückes, der süßesten Seligkeit! Welch ritterliche Abenteuer bestand er, sobald er den geflügelten Rappen bestiegen, der ihn hinwegtrug über das vor den Augen der blöden Menge wogende Dunstmeer! Dann waren die Ritter von Artus' Tafelrunde, Hüon und die Haimonskinder, Roland und Rinaldo Stümper gegen ihn, Siegfrieds Heldenthaten nichts im Vergleich zu den seinigen. Dann kämpfte und siegte er, dann drang er in Zauberhöhlen voll unermeßlicher Schätze und streute Gold und Edelsteine aus in reichem Regen zu endlosem Segen. Dann küßte er Dornröschen wach und andere verwunschene Prinzessinnen und erfüllte sein weites Herz mit der Minne von Feen und Nixen.

Es kamen aber auch Zeiten, in denen seine Phantasie minder hohen Aufschwung nahm, und zwar je häufiger, je mehr er reifte an Alter, wenn auch nicht gleichmäßig an Weisheit und Verstand. Dann träumte er wohl davon, wie er fern vom Lärm der Stadt auf einem reichen Landgut mit prächtigen Gebäuden, weitem Park, sangerfüllten Hainen und schilfumkränzten Weihern an der Seite einer jungen braun- oder goldlockigen Frau von königlicher Gestalt und hoheitsvollem Wesen, eines Prachtexemplars von Geist und Gemüt, das preisenswerteste Dasein führen wolle. Und noch bescheidenere Träume kamen, in denen sein Eden nicht einmal ein Landgut war, sondern nur ein kleines rebenberanktes Haus in einem schmucken Städtchen, wo die Klavierseuche polizeilich unterdrückt war und er allein der klingenden Kunst oblag, an der Seite eines weiblichen Ideals, das nun einmal in seine Luftschlösser hineingehörte.

In das feine Gespinst solcher Träume zwirnte er dann und wann einen gröberen, vom Wocken der Möglichkeit sich abhaspelnden Faden, indem er allen Ernstes überlegte, wie er in den Besitz des prächtigen Landgutes, des schlichten Häuschens gelangen könnte, was solch Gewese wohl kostete, wieviel er zur Anzahlung auf den Kaufpreis brauchte, welchen Teilbetrag seines Honorars er monatlich zurücklegen müßte, um in einem Jahr, in dreien, in fünfen das Ziel zu erreichen. O weh! Da war der Faden gerissen! Er, Leuthold Müller, sparen? Von seinem kärglichen Verdienst? Und sich deshalb etwa noch mehr plagen als jetzt, wo der Tag ihm kaum zwanzig Stunden übrig ließ für den hohen Flug seiner Seele? Unmöglich! Und er gab, wenn er gerade am Klavier geträumt und gerechnet hatte, seinem Unmut über das Ergebnis derartigen musikalischen Ausdruck, daß in die Herzen

der unter ihm Wohnenden Grauen und Verzweiflung einzog. Doch es währte nicht lange, dann strahlten sein Gemüt und sein Vortrag wieder hellen Sonnenschein aus; seine Seele war von dem Distelfelde, dem sie nahegekommen, wieder in die elysischen Rosengärten geflattert.

Göttliche Faulheit! Von ihr lassen, um den Plunder des Lebens mit dürftigem Schaumgold zu bedecken? Nein! Der Preis war ihm doch zu gering. Und weiter — war er ihr nicht schon zu sehr verfallen, um sich aufraffen und ein Leben nach der Weise der armseligen Alltagsphilister führen zu können? Leuthold war ehrlich genug, diese Frage zu bejahen, und er that's mit einer gewissen Freude an der erkannten Unzulänglichkeit. Göttliche Faulheit — einzige Quelle himmlischer Traumfreuden!

Doch der Gedanke an das kleine Kapital, dessen der Träumer zum Erwerb einer passenden Heimstätte für sich und sein weibliches Ideal bedurfte, kehrte immer wieder. Mußte denn der schnöde Mammon durchaus der Lohn für kulimäßige Ausnutzung von Zeit und Kraft sein? Konnte der goldene Segen dem sehnsüchtig Harrenden nicht ohne vorausgeflossenen Schweiß der Arbeit in den Schoß fallen, wie schon so manchem Erdensohn, der vielleicht gar nicht darauf gerechnet und das Glück nicht einmal gehörig gewürdigt hatte? Leuthold mochte nicht daran glauben, daß sich heutzutage, wie der weise Goethe gesagt hat, Schätze nur noch durch das Zauberwort:

Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!

beschwören lassen. Er war fest davon überzeugt, die Göttin Fortuna würde endlich doch die Binde von den Augen fallen lassen und sehen, daß niemand auf Erden ihrer Gunst so würdig, wie Leuthold der Träumer. Also abwarten! Und er wartete.

Da hatte er eines Tages auf dem Heimweg vom Unterricht eine merkwürdige Begegnung. Achtlos um eine Straßenecke biegend, rannte er ein Männlein über den Haufen, das rückwärts aus dem Eckladen getreten war, um das darüber angebrachte funkelnagelneue Schild mit der Aufschrift: „Phöbus Deutschländer. Cigarren und Lotterielose" wohlgefällig zu betrachten. Leuthold half dem Knirps auf die Beine und machte Anstalt weiterzugehen. Da erhob jener ein Zetergeschrei und heischte Schadenersatz wegen eines Loches, das er sich bei dem Sturz in die Hose gerissen habe. Nachdem Leuthold dem unablässig Jammernden in den Eckladen gefolgt war, dort aus seinem mit erst heut empfangenem Honorar gefüllten Geldtäschchen einen Thaler geholt und ihn als Pflaster auf die für ihn unauffindbare Wunde in Phöbus' Beinkleid gelegt hatte, war der betriebsame Östling in seinem Gemüt wieder soweit beruhigt, daß er an das Cigarren- und Lotteriegeschäft denken konnte und dem schüchternen Germanen gegen dessen gutes Geld ein halbes Dutzend angeblich hochfeiner Havannas sowie ein Kölner Dombaulos aufdrängte — das große Los, wie er sich hoch und heilig verschwor.

In sicherer Erwartung des baldigen Gewinnes von fünfundsiebzigtausend Mark verließ Leuthold den Laden des Glückshändlers.

Von nun an hatten seine Luftschlösser ein gediegen scheinendes Fundament. Jedoch seltsamer Zufall sollte es fügen, daß nicht nur ein wildfremder Mitbewerber um Fortunens Gunst die fünfundsiebzigtausend Mark einstrich, sondern überhaupt keiner der ziemlich zahlreichen Gewinne auf Leutholds Los fiel. Phöbus Deutschländer hatte sich falsch verschworen und ihm eine Niete in die Hand gesteckt. Das mußte gutgemacht werden. Der Knirps, in dessen Laden Leuthold den seltsamen Zufall festgestellt, tröstete ihn schnell und verkaufte ihm ein noch viel sichereres Los einer weit besseren Lotterie. Neue Hoffnung, neue Enttäuschung. Und wiederum goß Phöbus Trost und Hoffnung in das Herz des vertrauensseligen Musikers, zweimal, dreimal, Dutzende von Malen. Denn nun sollte das Glück mit Gewalt erzwungen werden. Zwar beteiligte sich Leuthold nur an kleinen Wohlthätigkeitslotterien, die bald diesen, bald jenen Zweck fördern wollen, zu jeder Zeit im Schwange sind und wegen ihres geringen Einsatzes in Berlin Sechsdreierlotterien genannt werden; sein schmales Einkommen gestattete ihm den Ankauf teuerer Lose nicht; aber dadurch kam reichliche Abwechselung in seine Aussichten. In sein jeweiliges Mißgeschick fand er sich leicht. Seine Seele kümmerte sich ungern um das Gewesene, das Unabänderliche, sie schwelgte

lieber in dem Glück, auf das der gegenwärtige Losbesitz Anwartschaft gab. Als aber dieses Glück sich ihm zu hartnäckig versagte, beschloß er, ein wenig nachzuhelfen. Von irgend wem hatte er gehört, wie man Gewinnnummern berechnen könne. Dies Abakadabra wandte er nun mit einem Eifer an, der ihn manche seiner schönen Traumstunden kostete. Ohne Erfolg. Dann verfiel er jenem Aberglauben, wonach fremde Hand Glück bringt. Nun mußte Phöbus' gelbrosige Gesponsin, die hin und wieder im Geschäft erschien, um den Kunden hochfeine Havannas einzutüten, ihm die Lose bieten, ja es wurde sogar ein kleines Mädchen, das an der Straßenecke Zündhölzer feilhielt und durch unschuldsvolle Jugend Gewähr bot, daß ihm der Himmel nichts abschlagen würde, zu der wichtigen Handlung benutzt. Doch haftete weder an der Phöbusin Griff der Sieg, noch bewährte sich die kleine Streichholzhändlerin als taugliche Vermittlerin zwischen Leuthold und den himmlischen Mächten. Selbst die Lose, die er an den Geburtstagen seiner seligen Eltern erstanden hatte und deswegen mit besonderer Kraft geweiht glaubte, erwiesen sich als Nieten. Endlich kam er auf den Gedanken, sich das Glück durch eine edle That günstig zu stimmen.

Ihm gegenüber wohnte ein Student der Medizin, ein hübscher, strammer Bursche, der allabendlich zu Hause saß und emsig arbeitete. Leuthold hatte von seiner Wirtin, die es von derjenigen des Studiosus wußte, in Erfahrung gebracht, daß dieser von einem sehr geringen Wechsel leben und daher auf alle akademischen Freuden verzichten mußte. Arbeit aus Not! Häßlicher Lebensinhalt nach Leutholds Auffassung. Warum, so fragte sich der unverbesserliche Phantast eines Abends, als er von seinem Zimmer aus den drüben bei dürftigem Lampenlicht Studierenden bemerkte, warum hat der Jüngling nicht in der Lotterie gespielt? Er hat's gewiß noch nicht versucht, sonst müßte er ja aus den Sorgen heraus sein! Warum spielt er nicht, der Thor? — Und er, der seine eigene Thorheit nicht erkannte, der dem Zufall den Weg vorzuschreiben gedachte, bemitleidete den Nachbar herzlich, nicht um dessen Armut, sondern um der vermeintlichen Dummheit willen. Leuthold schüttelte ein paarmal den Kopf in nachdenklicher Verwunderung, dann stieß er einen leisen Freudenschrei aus. Es war ihm plötzlich ein Licht aufgegangen, das beleuchtete doppeltes Glück, sein eigenes und das des Studenten. Er brauchte ja nur zu geloben, daß er im Fall eines Gewinns mit jenem teilen wolle. Dann mußte doch der Himmel Einsehen haben und ihn auf das Los, das er in seiner Brusttasche verwahrte, gewinnen lassen. Teilen mit dem Armen! Solch Edelsinn konnte nicht unbelohnt bleiben, wenn anders noch göttliche Gerechtigkeit bestand! — Neunzigtausend Mark der Hauptgewinn. Der mußte auf ihn und seinen stillen Teilhaber fallen! Fünfundvierzigtausend Mark für jeden. Eigentlich viel zu wenig in Anbetracht der guten Sache, aber, du lieber Himmel, man nimmt auch mit fünfundvierzigtausend Mark fürlieb, wenn man nicht mehr bekommen kann!

Nachdem er sich also beschieden hatte, stellte Leuthold sich in feierlicher Haltung ans Fenster, faßte den Studenten scharf ins Auge, erhob die Schwurhand und sprach:

„Hiermit gelobe ich, von den neunzigtausend Mark, die ich gewinnen werde, dem Herrn — nun, der Name läßt sich bald ermitteln — die Hälfte abzugeben. Das schwöre ich ohne jeden Hintergedanken!"

Dann verbeugte er sich mit einem fröhlichen: „Gratuliere, Herr Glücksbruder!" gegen seinen ahnungslosen Partner, ging ans Klavier und gab in einem prächtigen Triumphmarsch all seiner Zuversicht und Siegesfreude lautschallenden Ausdruck.

* * *

Diesmal täuschte Frau Fortuna den hoffnungsseligen Musikus nicht oder doch nur in geringem Maße. Sie ließ sich erweichen und warf ihm aus ihrem Füllhorn ein Almosen zu. Sein Los war ein Treffer und brachte sechstausend Mark ein, wovon Phöbus sofort dreihundert Mark Provision abzog; ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt; jedenfalls ließ sich Leuthold in der Freude über den endlichen Gewinn den Abzug anstandslos gefallen. Nun holte er die siebenundfünfzig Hundertmarkbanknoten, die ihm Phöbus an einem Dezembernachmittag ausgezahlt, aus der Tasche und verschloß sie in die Kommode, die ihm zur Aufbewahrung seiner Wäsche diente. Dann stopfte er die Pfeife, um die

Dämmerstunde mit einem Rauchopfer würdig zu begrüßen, stellte sich mit dem Rücken gegen den lauwarmen Kachelofen und trommelte, während er in der Rechten das lange Weichselrohr hielt, mit der herabhängenden Linken flotte Rhythmen auf den Wulst des Ofensockels. Bald ging das Spiel in Andante und Largo über, endlich stellten die Finger allmählich ihre Thätigkeit ein, wie in der berühmten Haydnschen Abschiedssymphonie die Musiker, von denen einer nach dem anderen sein Instrument niederlegt, das Licht am Notenpult ausbläst und lautlos das Orchester verläßt, bis dieses zuletzt nur noch aus Pulten, Stühlen und Finsternis besteht. Leuthold überlegte, was er mit seinem Gelde anfangen sollte. Er kam zu keinem rechten Ergebnis. Ja, wenn er die erwarteten neunzigtausend Mark gewonnen, dann hätte er sich schon Rats gewußt, dann wär's nur noch zweifelhaft gewesen, in welcher Gegend er das reizende Landgut kaufen sollte, ob in der Nähe der See oder im Gebirge, ob im fröhlichen Westen des Reiches oder auf dem heimatlichen Boden von Mark Brandenburg. Aber nicht volle sechstausend Mark! Was damit beginnen? Daß er damit keine großen Sprünge machen könne, war ihm trotz seiner Phantasterei klar. Vielleicht eine Reise nach Italien? Schön — aber die Strapazen! Wenn solche Reise bequem wäre, wie eine seiner gewöhnlichen Gedankenlustfahrten, oder wenn die fünftausendsiebenhundert Mark hinreichten, einen Reisemarschall, den nötigen Troß von Lakaien, ein Tischleindeckdich und wer weiß was noch zu beschaffen, ja dann wohl! Aber ohnedem? Nein! Ganz unmöglich! — Was dann weiter? Wollte sein Geschick vielleicht, daß er auf ein paar Jahre der schnöden Erwerbsthätigkeit ganz und gar entsage und sich wohlverdienten Ruhestandes freue! Das war ein Gedanke! Der trieb ihn ein paarmal durchs Zimmer zu hastigem Auf- und Abwandeln. Rentier! Nichtsthun — gar nichts thun! — Da erlosch auch dieses Irrlicht, nachdem es einen leichten roten Schein auf Leutholds Wangen geworfen hatte, — oder war das eine kleine Scham gewesen?

Nun trat er ans Fenster und prallte sogleich zurück. Er hatte den Studenten bemerkt, der drüben hinter der Studierlampe saß, den armen Studenten, dem ja von Rechtswegen die Hälfte des Gewinnes gehörte. Leuthold erblaßte bei dem Gedanken, daß er auf bestem Wege gewesen, zu eigenen Gunsten über fremdes Eigentum zu verfügen. Wie lange wars her, zwei oder drei Wochen, da hatte er geschworen, dem Studenten die Hälfte von neunzigtausend Mark abzugeben, und jetzt wäre er beinahe eidbrüchig geworden! Aber wie denn? Die neunzigtausend Mark hatte er doch nicht bekommen, und von einer anderen Summe war in dem Gelübde nicht die Rede gewesen. Also brauchte er nichts abzugeben! Und wieder überzog leichte Schamröte Leutholds Antlitz. Pfui! rief die innere Stimme. Ohne Hintergedanken, so hattest du gelobt, so führ' es auch zum Ende. Sechstausend Mark Gewinn; dreihundert hat das kleine Ungetüm erpreßt, das ist einzig und allein dein Schade; also beträgt die Forderung des Studenten dreitausend Mark. Und diese Summe bringst du ihm sofort hinüber! Sofort? Nein, lieber morgen früh, dann ist Sonntag und bessere Zeit dafür! — So sprach die Stimme des Gewissens, und Leuthold kam ihrer Weisung am anderen Morgen nach. —

Es war ein prächtiger Dezembertag. Die tiefstehende Sonne verklärte den blauen Himmel, von dessen Höhe ihr Wiederschein in die engen Straßen und die unteren Fensterreihen herabfiel. In die obersten Stockwerke vermochte sie hier und da über ein niedriges Dach hinweg unmittelbar zu scheinen. Hell wie ihre Strahlen waren auch die Töne, die ab und zu von draußen in die Wohnungen drangen, das lustige Kreischen des Schnees unter den Wagenrädern, das taktmäßige Geläute vereinzelter Schlitten, hin und wieder ein Jubelruf schulfreier Kinder, dazu in längeren Sätzen der volle Chor der Kirchenglocken. Das leuchtete und klang so weihnachtlich und verheißungsvoll in Leutholds Stübchen hinein, daß den jungen Mann eine gehobene Stimmung überkam und die Befangenheit floh, die sich bei dem Gedanken an den Gang zum Studenten seiner bemächtigt hatte. Dessen Namen wußte er noch immer nicht. Nun machte er sich aber getrost auf den Weg, erstieg die vieltreppige Höhe, auf der jener hauste, und klingelte an der Thür, die ihm die richtige zu sein schien. Eine Visitenkarte hatte der Student dort nicht

angeschlagen, wohl weil er keine besaß. Dem Klingelnden öffnete ein kleines sonntäglich geputztes Mädchen, das, den rechten Zeigefinger in den Mund gehakt, die Frage, ob hier der Herr Studiosus wohne, durch Kopfnicken bejahte und auf die weitere Frage nach dem Zimmer des Herrn mit der Linken auf die nächste Thür hinter sich wies. Leuthold schritt darauf zu und klopfte an. Ein weiches „Herein“ antwortete ihm. Jetzt trat er in die Stube und sah sich einem Menschenskelett gegenüber, dessen Anwesenheit bestätigte, daß er sich auf der Bude eines studiosus medicinae befand. Beinahe hätte er dem Klappermann eine Verbeugung gemacht, doch es kam ihm noch rechtzeitig zum Bewußtsein, daß der nicht „Herein“ gerufen haben konnte, und als er sich nun nach dem Rufer umsah, entdeckte er zwar keinen Studenten, dagegen ein junges Mädchen, das hinter einem Haufen Leibwäsche kniete und ihn erstaunt und frageweis anschaute. Auch er geriet in Erstaunen, weniger ob der Thatsache, daß hier statt des vermuteten Jünglings ein weibliches Wesen waltete, als über ein liebliches Spiel der Sonne, die voll ins Zimmer schien und ihre Strahlen in das kurzlockige Haar des jungen Mädchens flocht. Da aber dies Haar infolge einer Laune der Natur jene Silberfarbe besaß, die sonst nur dem hohen Alter eigen ist, so glänzte es in dem schmeichelnden Licht wie Marienfommer im Morgentau.

Als das junge Mädchen auf Leutholds Gesicht die helle Bewunderung las, sprang es flink auf und fragte den Gast nach seinem Begehr. Der mußte sich erst besinnen, bevor er erklären konnte, daß er den Herrn Studiosus habe sprechen wollen.

„Mein Bruder,“ erwiderte das Fräulein, „hat eine Besorgung in der Stadt. Vielleicht kommen Sie nach einem Stündchen wieder? Dann muß er zurück sein.“

Leuthold fühlte, daß er hiermit entlassen sei oder aber längeres Verbleiben rechtfertigen müsse. Zu gehen war er indessen nicht gewillt, und Worte fand er vorläufig auch nicht. Es war ein Zauber, der ihn an der Stelle festhielt und ihm den Mund verschloß. Der Zauber ging von dem frischen Antlitz der silberhaarigen Jungfrau aus, die den Sprachlosen gleichfalls sprachlos, doch nicht unfreundlich anblickte. Das hätte sie sicher gethan, wäre nicht auf seinem Gesicht der Ausdruck vollkommener Gutmütigkeit und naiver Freude gewesen. Diese Eigenschaften hatte sie schnell erkannt, und daher war der Zauber ihrer Mienen durch keinen Zug von Unmut entstellt. Das junge Mädchen machte dem Schweigen ein Ende durch die kurze Frage:

„Nun?“

Da fand sich auch Leuthold wieder und sprach:

„Vielleicht haben Sie die Güte, Fräulein, Ihrem Herrn Bruder mitzuteilen, was mich hierhergeführt hat. Doch verzeihen Sie — ich heiße Leuthold Müller und bin Klavierlehrer. Bitte, sagen Sie mir doch, wie Ihr Bruder heißt.“

„Mein Bruder — ich dachte, Sie kennten ihn — heißt Fabricius, wie ich. Also — Herr Müller?“

„Ja, also — Ihr Herr Bruder und ich haben in der Lotterie zusammen ein Los gespielt — das wissen Sie doch, Fräulein Fabricius?“

„Keine Ahnung!“

„Unzweifelhaft, unzweifelhaft! Wir haben zusammen ein Los gespielt, das ist ganz unzweifelhaft.“ Leuthold brachte dies mit besonderem Eifer heraus.

„Eben wußten sie noch nicht einmal den Namen meines Bruders,“ wendete das Fräulein mit der Miene eines Untersuchungsrichters ein, „und nun wollen Sie mit ihm in der Lotterie gespielt haben?“

„O bitte, das macht nichts,“ erwiderte Leuthold, „es ist ganz unzweifelhaft, daß wir zusammengespielt und gewonnen haben.“

„Gewonnen? Mein Bruder? O, das wäre —“

„Nicht wahr? Das trifft sich gut. Dreitausend Mark, nämlich jeder. Unser Los ist mit sechstausend Mark herausgekommen und — und —“ Leuthold griff in die Brusttasche, „würden Sie wohl die Güte haben, Fräulein Fabricius, das Geld Ihrem Bruder zu geben? Hier sind dreitausend Mark.“

Er faltete ein Päckchen Banknoten auseinander und breitete dreißig Hundertmärker in fünf schnurgeraden Reihen auf dem Sofatisch aus. Das Fräulein sah bald ihn, bald die blauen Scheine in Zweifel und Bestürzung an. Als er mit seinem Werk fertig war, wandte er sich freudestrahlenden Gesichts dem jungen Mädchen zu, und seine Augen fragten: „Hab' ich's recht gemacht?“

Doch das Fräulein verstand die Frage nicht. Sie war zu sehr beschäftigt mit der Lösung des Rätsels, ob sie träume oder ob der Mann mit dem ehrlichen Gesicht sie zum Narren habe. In dieser Ratlosigkeit ihrer Seele faßte sie den ihr zunächstliegenden Schein wie prüfend an.

„Alles echt!" rief Leuthold aus. „Und nicht wahr, Fräulein, Sie haben die Güte, Ihrem Herrn Bruder das Geld zu geben und ihn von mir zu grüßen? Es wird doch wohl noch lange dauern, bis er kommt."

„O, er kann gleich wieder hier sein," erwiderte sie, froh, einen Gemeinplatz anbringen zu können. Ihre Antwort erfüllte aber den Gast mit neuer Befangenheit; er rief schnell:

„So? Dann muß ich machen, daß ich nach Hause komme!"

„Aber — Sie hatten ihn doch selbst sprechen wollen!"

„Gewiß, gewiß! Doch es ist besser so. Zu Ihnen, Fräulein Fabricius, hab' ich doch mehr Vertrauen."

Bei diesen Worten schaute er der jungen Dame, auf deren Haaren noch immer die silberne Glorie lag und deren Antlitz unter diesem wunderschönen Schmuck lieblich errötete, glückselig in die Augen. Das hielt sie ein paar Pulse lang aus, dann schoß ihr eine neue Blutwelle in die Wangen, und in neuer Verwirrung schlug sie die Augen nieder. Da hörte man, wie jemand die Flurthür aufschloß. Der Bann, der auf beiden lag, war gelöst.

„Das ist gewiß mein Bruder!" sagte das Fräulein.

„Adjö, adjö, Fräulein, bitte grüßen Sie ihn!" entgegnete Leuthold, und — weg war er.

Als der Student ins Zimmer trat mit dem Ausruf: „Alle Wetter, Hedi, wer war der Kerl?" prallte er förmlich zurück vor dem merkwürdigen Bilde: ein Tisch voller Hundertmarkbanknoten und daneben seine Schwester, schön und hold anzuschauen wie die Göttin des Glückes, die solche Bescherung gebracht. Aber sein Erstaunen wuchs riesig, als er nun erfuhr, daß er mit Herrn Leuthold Müller, jenem Fremden, der ihn in der Thür fast umgerannt hatte, gemeinschaftlich in der Lotterie gespielt und daß er dreitausend Mark gewonnen habe, das Geld dort auf dem Tisch. Das Nächste, was er that, war, die Verkündigerin dieser Mär umfassen und sie in tollem Tanze in dem engen Raum, den die Möbel und der Wäschehaufen im Zimmer übrigließen, herumdrehen. Als aber der hierdurch entstandene Wind die Hundertmärker zum Aufflattern brachte und die verständigere Schwester sich losriß, um der Unordnung zu steuern, packte der Glückberauschte das Skelett und veranstaltete mit diesem eine greuliche Polka, wobei er lauthals sang:

„Heute bin ich kreuzfidel
Bei dem Gerstensaft,
Seh' auf keinen Menschen scheel,
Trink' mit Jugendkraft.
Denn das Herz, das baumelt mir,
Sag' es frank und frei,
Gar zu gern im Doppelbier.
Vallerie juchhei!
Keine Sorgen drücken mich,
Kein Philister tritt,
Kümmre mich um gar nichts mehr,
Bin mit Allem quitt —"

„Hedi, Hedi! Dreitausend Mark! Nächstes Semester geh' ich nach Heidelberg!" Mit diesem Ausruf unterbrach er seinen Gesang und den scheußlichen Totentanz um „Alt-Heidelberg, du feine" anzustimmen. Doch dazu ließ sich nicht tanzen. Der Student schob das Knochengestell an seinen Platz zurück und trat vor die Schwester.

„Oder meinst Du, Hedi," fragte er, „daß ich erst das Physikum in Berlin mache? Jedenfalls hört das Hungerleben jetzt auf, und auch Du, Schwesterchen — alle Wetter, da fällt mir ein, daß wir in vierzehn Tagen Weihnachten haben. Nun schreib mir mal einen Wunschzettel, drei Ellen lang! O Königin, das Leben ist doch schön!"

„Ich glaube, Karl," warf das Fräulein bedenklich ein, „ich glaube, Du wirst aus deinem siebenten Himmel bald wieder auf die Erde zurückmüssen."

„Wieso?"

„Nun — der Herr hat zwar feierlich versichert, mit dir zusammen ein Los gespielt zu haben, und hier liegt in zweifellos echten Scheinen der angeblich auf dich entfallene Teil des Gewinns — aber Du kennst ihn nicht, er wußte nicht einmal Deinen Namen Hand aufs Herz, Karl, Du glaubst doch selbst nicht, daß die Sache ihre vollständige Richtigkeit hat. Es liegt ein Irrtum vor — — oder —"

„Oder?"

„Vielleicht hat Dir jemand ein Almosen zustellen wollen. Gib das Geld zurück, Karl!"

„Na, da müßte ich doch —"

„Karl, arm, aber ehrlich und stolz!"

„Gewiß, gewiß, Hedi, doch wem soll ich das Geld zurückgeben? Müller hat der Herr sich genannt, Müller, das ist solch ein Sammelname, daß man lange suchen kann, um unter allen Trägern dieses Namens den richtigen herauszufinden. Möglicherweise heißt der unbekannte Wohltäter gar nicht einmal so."

„Karl, geh auf die Polizei, erkundige Dich nach dem Klavierlehrer Leuthold Müller und gib ihm das Geld zurück."

Der Student wagte keine weitere Einwendung. Er ging zur Polizei und erhielt die Auskunft, daß an der Existenz eines Klavierlehrers Leuthold Müller nicht zu zweifeln sei und daß dieser Herr in seiner nächsten Nachbarschaft wohne. —

Inzwischen war Leuthold in sein Stübchen zurückgekehrt, wo er alsbald sich ans Klavier setzte. Es waren jedoch nur einzelne Akkorde, die er anschlug, einzelne melodische Phrasen, die er den Saiten entlockte, er konnte keinen Zusammenhang in sein Spiel bringen; seine Gedanken wogten ungeordnet durcheinander, aber immer wieder trafen sie sich in der Vorstellung der huldvollsten Erscheinung, die er jemals gehabt. „Wie eine Prinzessin!" flüsterte er dann vor sich hin, es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Funke, dann wieder kam selige Ruhe über ihn, und traumverloren spielte er eine glanzvolle Akkordfolge, eine zarte süße Melodie. — „Wie eine Prinzessin!" Immer wieder kehrte diese Vorstellung zurück, obwohl es ihm nicht entgangen sein konnte, daß Fräulein Hedwig Fabricius bescheiden in dunkle Wolle gekleidet war und nicht in Purpursamt oder Goldbrokatseide, wie sonst die Prinzessinnen, die seinen Geist beschäftigten. Allerdings das Diadem von Sonnenlichtern im Filigran der krausen silbernen Härchen, das sie über dem jugendfrischen Antlitz trug, damit konnten die Perlen und Diamanten seiner Phantasiefreundinnen sich nicht messen an Glanz und Eigenartigkeit. „Wie eine Prinzessin!" Das war und blieb die Spitze seiner Gedanken.

Während er solchermaßen in der jungen Erinnerung an das holde Begebnis dieses Sonntags schwelgte, trat der Student bei ihm ein und bat um Aufklärung der Losangelegenheit. Nach einigen Ausflüchten bekannte Leuthold die Wahrheit und stimmte durch deren völlige Entschleierung jenen so weich, daß auch er ins Bekennen geriet und dem jungen Musiker seine Lebensgeschichte erzählte. Dabei kam denn zu Tage, wie sehr er sich einschränken müsse, um sein Ziel zu erreichen. Er und seine Schwester seien die Waisen eines Arztes, der sich in einer mittelgroßen Stadt der Mark schlecht und recht durchs Leben geschlagen und kurz vorm Tode sein bißchen Erspartes durch die Untreue des Verwahrers verloren habe. Die Fürsorge von Verwandten, die hierin bis an die äußerste Grenze ihrer Kräfte gegangen seien, habe ihnen den Besuch guter Schulen ermöglicht. Jetzt sei die Schwester aus der gröbsten Sorge heraus und in Brotstelle bei einem Bankier in der Tiergartenstraße, wo sie als Kinderfräulein sich allerdings von der ersten Morgenfrühe bis zum späten Abend ohne rechten Dank und rechte Freude quälen müsse, kaum daß sie alle paar Wochen Sonntags ihn besuchen könne, um nebenbei seine Habseligkeiten einer Musterung zu unterwerfen; er selbst sei auf mehrere Jahre im Genusse eines Stipendiums, das die Kosten seines Studiums decke und so weit überschieße, daß er bis zum beendeten Staatsexamen — wenn er's zu gehöriger Zeit bestehe! — nicht gerade zu verhungern brauche, aber weiter reiche es auch nicht. Er habe eine fröhliche Natur, die zum Genießen des Lebens dränge, doch hieraus könne nichts werden, und er habe sich in sein Schicksal gefunden, ebenso wie seine Schwester, die den Kopf zu keiner Zeit hängen lasse und aus den Widerwärtigkeiten ihrer Stellung, aus beabsichtigter Zurücksetzung und unbeabsichtigten Demütigungen immer neuen Mut und frische Kraft schöpfe. Es sei bewundernswert, mit welchem Frohsinn sie den Frohndienst ertrage. Zwar hätten lose Mäuler behauptet, sie sei vor Not und Sorgen ergraut, aber das treffe nicht zu. Das frühe Ergrauen der Haare sei ein Erbfehler."

„O durchaus kein Fehler!" unterbrach ihn Leuthold. „Im Gegenteil, Fräulein Hedwig kleidet der Silberschmuck wundervoll!"

„Nicht wahr?" meinte der Student. „Ich hab' sie deshalb schon kleine Silberbraut genannt. Na, der Bräutigam fehlt

ja noch, aber warum soll nicht einmal ein Prinz kommen und Aschenbrödel erlösen? Wunder geschehen alle Tage. Bedenken Sie doch meinen Glücksfall! Aber —" der Student hielt in seiner Rede inne. Ihm klang in den Ohren nach, was er soeben über das Talent seiner Schwester, aus dem Kampf mit Widerwärtigkeiten neue Kraft zu schöpfen, gesprochen hatte; er war von seinen eigenen Worten erbaut, und eine Flamme schönen Selbstbewußtseins loderte in ihm empor. „Aber" — so fuhr er nach kurzer Pause fort, „ich will meine Laufbahn keinem Glücksfall verdanken, nur eigener Kraft und eigenem Wirken. Selbst ist der Mann. Und Sie, Herr Müller, will ich nicht in Ihrem Besitz schmälern, keinesfalls, bei Gott nicht! Ich erkenne Ihre Großmut dankbar an, aber ich darf und will von Ihnen kein Geschenk annehmen."

Jetzt waberte auch in Leutholds Brust feurige Lohe des Hochsinns auf. Auch er wolle von Herrn Fabricius kein Geschenk annehmen, denn das würde es sein, wenn er die dreitausend Mark, auf die jener nach Schicksalsfügung ein Anrecht habe, zurücknähme. Er selbst würde nie gewonnen haben, wenn Herr Fabricius nicht unbewußt seine Hand mit im Spiele gehabt hätte. Wenn dieser Helfer auf seinen Anteil verzichte, wolle auch er, Leuthold, nichts behalten, denn gleiche Brüder, gleiche Kappen u. s. w. Nun sah der Student nicht ein, weshalb er durch seine Weigerung den eigentlichen Gewinner um alles bringen solle, und — das Ergebnis des kleinen Tugendstreites war, daß Leuthold durchaus Recht behielt und jeder von ihnen den von vornherein bemessenen Anteil an dem Losgewinn.

* * *

Aus der ersten Begegnung der beiden jungen Männer entwickelte sich bald eine enge Freundschaft, die zunächst auf Leuthold segensreiche Wirkung ausübte. Der, wenn auch leichte, so doch jeder Phantasterei abholde und nur auf erreichbare Dinge zielende Sinn des Studenten teilte sich nach der besseren Richtung in einigem Maße dem älteren Freunde mit. Leuthold gewann Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse, in die Aussichten und Absichten, in die Sorgen und das Streben eines andern, er lernte mit dessen Lebenslage die seinige vergleichen, er bekam Interesse an fremdem Gedeihen und wurde angeregt, seinem eigenen größere Aufmerksamkeit als bisher zu widmen. Dazu kam, daß er, nicht ohne sein Zuthun, so oft mit Fräulein Hedwig zusammentreffend, wie diese den Bruder besuchte, aus dem Verkehr mit ihr besonderen Gewinn für seine Lebensanschauung zog. Er bemerkte mit wachsendem Schamgefühl, wie tief er unter dem tapferen, die Mühseligkeiten des Daseins fröhlich überwindenden Mädchen stand, und mehr als alles andere rüttelte diese Wahrnehmung ihn aus seinem Müßiggang und Traumleben auf. Vom ersten Anblick an hatte das Bild der irdischen Maid die Spukgestalten der Prinzessinnen, Feen und Nixen aus seinem Geist verdrängt. Ganz aus der alten Haut zu fahren und mit einemmale ein nüchterner Alltagsmensch zu werden, das ließ sich nun wohl nicht von ihm erwarten, gegen solche gründliche Verwandlung war er durch natürliche Anlage, lange Gewohnheit und durch die Beschäftigung mit seiner Kunst gefeit. Es blieb immer noch ein gut Stück Phantast in ihm stecken, doch der Weg, den seine Phantasie jetzt einschlug, reichte nur selten bis ins Märchenland und endigte meist in einem kleinen schmucken Heim, nicht etwa in weltferner Lage, nein, mitten in Berlin, drei bis vier Treppen hoch, bürgerlich einfach ausgestattet, und darin hauste ein verständiger Klavierlehrer an der Seite einer silberlockigen jungen Frau. Manchmal kam es wohl noch vor, daß der Träumer sich als ritterlichen Prinzen sah, der ein silberhaariges Aschenbrödel befreite und auf sein prächtiges Schloß führte, aber derartige Bilder nahten sich ihm fast nur im Schlafe; träumte er mit offenen Augen, dann richtete sich seine Einbildung auf Mögliches, Menschliches, wahrhaft Erstrebenswertes und behing sich solchergestalt mit einem artigen Tugendmäntelchen.

Wenn, wie gesagt, das Schamgefühl, das er dem arbeitsfreudigen Mädchen gegenüber empfand, das meiste dazu beitrug, ihn von seiner Faulenzerei zu bekehren, so hatte hieran der Losgewinn doch auch unverkennbaren Anteil. Leuthold fand nämlich, sobald er sich einen Kapitalisten, wenn auch sehr niederer Ordnung wußte, steigende Freude am Besitz und Vermehren des Mammons. Nachdem er sich von der Sorge, wie er sein kleines Vermögen sicher anlege, be-

freit und gute Papiere gekauft hatte, schnitt er mit Behagen die ersten Zinsscheine ab, brachte den Zinsgewinn zum Weiterhecken in eine öffentliche Sparkasse, bemühte sich um mehrere und besser honorierte Unterrichtsstunden und schob so mit der Zeit seinen Lebenswagen vom toten Strang zurück auf ein Geleise, das in verheißungsvolle Gegend führte.

Anders der Student. Kaum sah der sich im Besitze von Geld, als sich bei ihm, wie er sich ausdrückte, das Anrecht ans Leben geltend machte. Das drängte ihn, die akademische Freiheit zu genießen, dort, wo ihr Banner am vollsten rauscht, in Süddeutschland. Zu Beginn des Sommersemesters wandte er Berlin den Rücken. Keine Gegenvorstellungen der Schwester und des Freundes fruchteten. Das aber setzten sie durch, daß er statt des teuren Heidelberg das billigere Würzburg wählte, dessen medizinische Fakultät zudem, was er ihnen im Gespräch verraten, vor der Heidelberger den größeren Ruf voraushatte. Dann entließen sie ihn mit den besten Segenswünschen und allerlei guten und gutgemeinten Lehren.

In der ersten Zeit nach seinem Weggang schrieb Karl ziemlich fleißig an die Lieben daheim. Die Schwester schüttelte das Köpfchen bei jedem Briefe, denn sie las wesentlich heraus, wie sehr er dem Anrecht ans Leben nachgab. Leuthold, Phantast, soweit er's geblieben war, schwelgte mit dem Jüngling in der herrlichen Burschenfreiheit und dem ehrenvollen Streben im Dienste der Musen, das so leicht ist in jener Stadt, von der es in einem Studentenliede heißt:

Die Würzburger Glöckli
Hab'n schönes Geläut,
Und die Würzburger Maidli
Sein kreuzbrave Leut.

Als aber Karl nun von dem flotten Corpsleben, dem er sich in die Arme geworfen hatte, von Kommersen und Mensuren, Ausfahrten und Parkbummeln schrieb, nichts dagegen von Studieren und Examenvorbereitung, wurde auch Leuthold stutzig. Nach einer Weile stellte Karl seine Mitteilungen ein, bis er zu Anfang des Wintersemesters wieder Nachricht von sich gab und zwar aus Leipzig. Er hatte die großen Ferien dazu benutzt, mit einem Corpsbruder, dessen Vater in Amerika Dollars einscheffelte, durch die Schweiz, Norditalien, Tirol und das Salzkammergut zu reisen, war, in Würzburg angelangt, bei einer Revision seiner Kasse und seiner Wissensschätze zu der Überzeugung gekommen, daß er mit dem bisherigen Lebenswandel brechen müsse, und gedachte nun, sich in Leipzig wieder auf den grünen Zweig zu schwingen. Doch der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. An dem neuen Universitätsort fiel Karl sofort in schlechte Hände. Er gesellte sich zu Studenten, die ebenso wenig studieren als in der straffen Zucht eines Corps erlaubte Freuden des akademischen Bürgertums genießen mochten, dagegen in hirtenloser Herde umherschweiften und den Becher der Lust bis auf die Hefe auskosteten. In dieser Gesellschaft verschlemmte Karl Fabricius seine Tage, mehr noch seine Nächte, vergeudete Jugendkraft und Geistesfrische und verschleuderte den Rest seines Geldes. Die lockeren Kumpane beschlossen häufig ihre Orgien mit Hazardspiel, einer Beschäftigung, die sie dem Leichtsinnigen, zumal sie ihn nach seinem ganzen Auftreten für vermögend und daher für ein fettes Opfertier hielten, als eine höchst noble einredeten und deren giftigem Reiz er bald erlag. Nachdem das Spiel seinen letzten baren Pfennig verschlungen hatte, fing er an zu pumpen; man borgte ihm gegen Verpfändung seines Ehrenwortes; er spielte weiter, und nicht lange, da hatten sich Spiel- und Ehrenschulden so gehäuft, daß er an deren Tilgung aus eigenen Mitteln niemals denken konnte und ihm angesichts des nahen Verfalltages Schimpf und Schande drohten. In höchster Not wandte er sich brieflich an den seit längerem wieder arg vernachlässigten Freund mit der Bitte um ein Darlehn von fünfzehnhundert Mark. Diese Überraschung ward Leuthold zu teil, als er eines Abends im Frohgefühl redlich gethaner Arbeit nach Hause kam.

Nicht häufiger, als er seit Karls Abreise aus Berlin Nachricht von dem Freund erhalten, hatte er seitdem dessen Schwester gesehen. Im Sommer war er ihr ein paarmal im Tiergarten begegnet, wo sie zu einer ihm bekannten Tagesstunde ihre Zöglinge spazieren führte. Dabei hatte sich aber nur wenig Gelegenheit zur Unterhaltung geboten. Als er sie jedoch kurz vor Weihnachten zufällig in einer Musikalienhandlung beim Einkauf von Noten allein traf, nahm er den günstigen Umstand war und begleitete

sie auf ihrem Heimwege. Nun erfuhr er, daß sie inzwischen ihre Stellung gewechselt hatte und jetzt die Kinder eines höheren Beamten erzog, in dessen Hause sie im Gegensatz zu früher wie ein Familienglied behandelt wurde und sich so wohl fühlte, wie sie es vordem kaum für möglich gehalten. Auch Leuthold konnte ihr versichern, er habe noch nie eine solche Freude am Dasein gehabt, wie gegenwärtig. Er bekannte aufrichtig, daß er dem Versumpfen sehr nahe gewesen. Das habe sie niemals befürchtet, erwiderte Hedwig, sie habe ihn wohl zunächst als den Sonderling erkannt, der er nun einmal gewesen sei, indessen bald bemerkt, daß er, wenn er wolle, ein Mann sein könne, wie ihn das Leben brauche. Er möge nur emsig weiterstreben, doch nie wieder seine Hoffnung auf das Glücksspiel setzen. Daß er das gethan, habe ihr einzig und allein an ihm mißfallen. Es sei auch nicht viel Segen aus seinem Gewinn entsprossen, wenigstens für ihren Bruder nicht, den das Geld nur leichtsinnig gemacht habe, wenn er jetzt auch wohl zur Einsicht gelangt sei und in Leipzig wacker studiere. Darauf versicherte ihr Leuthold, er habe, seit sich ihm Frau Fortuna das eine Mal huldvoll erwiesen, nicht wieder gespielt, schon weil er glaube, damit für alle Male abgefertigt zu sein. Daß Karl das gewonnene Geld benutzt habe, um die Welt kennen zu lernen, sei an dem jungen Manne doch sehr entschuldbar, er selbst dagegen habe alle Ursache, zu sparen und sich einen Hort zu schaffen für die Tage, wo man ihm glauben werde, daß er ein Stab geworden sei, fest genug, um im Garten des Lebens einem edlen Bäumchen als Halt und Stütze zu dienen. Nach diesen Worten, die er mit schlecht verhaltener Erregung gesprochen hatte, sah ihn das Fräulein an, als verstehe sie ihn nicht ganz, sobald aber ihre Blicke die seinigen trafen, aus denen Zärtlichkeit und Zuversicht strahlten, wußte sie, was er meinte. Da fühlte sie alle Überlegenheit, die sie ihm gegenüber bisher besessen, auf einmal entschwinden und errötete in lieblicher Schamhaftigkeit. Wenige Schritte noch gingen sie stumm nebeneinander, dann trennten sie sich mit herzlichem Händedruck. Von jenem Tage an erwog Leuthold mit Eifer und Weisheit die Bedürfnisse eines anmutigen Hausstandes, sowie die Mittel, die er zu dessen Begründung nötig und diejenigen, die er bereits im Besitz hatte. Nachdem er schließlich ausgerechnet, daß er nächsten Herbst heiraten dürfe, däuchte ihm der baldige Mai ein vorzüglicher Monat für die Werbung um das Jawort der Geliebten.

Da vernahm er den Hilferuf des fernen Freundes. Rettung auf jeden Fall! war sein erster Gedanke. Rettung vor Schimpf und Schande! Rettung vor dem grauen Gespenst, das mit furchtbarem Zwange dem Unseligen die kleine Waffe wies, deren Blitz und Knall das Ende eines vielverheißenden jungen Menschenlebens bedeuten würde. Hatte der Verzweiflungsvolle doch in seinem Briefe diesen letzten Ausweg aus der schrecklichen Bedrängnis klar bezeichnet! Unnötigerweise. Auch ohnedem würde ihm der Freund die helfende Hand gereicht haben.

Und wie gern! Leuthold hätte nicht einmal gezaudert, wenn es der Rettung eines Fremden aus solcher Not gegolten. Sein Herz schlug für die Unglücklichen, wie im Reiche der Phantasie so auch in der Wirklichkeit. Wo ihm auf seinen Traumfahrten jemals Leid und Ungemach kundgeworden, da war er als Erlöser erschienen — und nun, wo Schicksalstücke handgreiflich vor ihm stand, hätte er thatlos zuschauen sollen? Im Gegenteil, jauchzen hätte er mögen vor Lust, Freundestreue und Opfersinn bethätigen zu dürfen, wenn nicht der Jammer des Freundes rauhem Winde gleich über das grüne Feld seiner warmherzigen Regungen gefahren wäre. — Wie leicht hätte doch dessen Lebensglück in Splitter zergehen können! Und sein eigenes? Erst jetzt dachte er an sich selbst, aber der Schreck lähmte ihm die Glieder, als es ihm plötzlich zum Bewußtsein kam, daß jenen retten nichts anderes hieß, als auf das Glück verzichten, dessen er sich schon sicher geglaubt. Gab er auch nur die Hälfte seines Vermögens hin, so war ihm durch seine schöne Rechnung ein arger Strich gemacht, dann war es doch unmöglich, den eigenen Heerd zu gründen und der Geliebten das bescheidene Heim zu bieten, in dem sie geborgen war vor Not und Sorge und den Launen des Arbeitsmarktes; dann war Entsagung die Parole seines Lebens, der nächsten Jahre wenigstens, der Jahre, da das Herz noch heiß schlägt und die Hand stark ist zum Erbauen ehelichen Glückes. Er sollte

wieder nur der Knabe gewesen sein, der sich an Seifenblasen ergötzt und Luftschlösser gebaut hatte? —

Erschüttert warf er sich in die Sofaecke und bedeckte mit der Rechten die Augen. Da strahlte ihm das heitere Antlitz der Geliebten entgegen, die jetzt ein freundliches Dasein führte und deren Herzensfriede auf immer dahinsein würde, wenn die Welt ihren Bruder mit Schimpf und Schande bewarf oder er es vorzog, sich der Verfehmung durch den Tod zu entziehen. Den Frieden würde er, der sie liebte, ihr rauben, ließ er den Ärmsten jetzt im Stich — und müßte das edle Mädchen den untreuen Freund nicht verächtlich von sich weisen, anstatt ihm die Hand zum schönen Bunde zu reichen? Nun sah Leuthold klar, daß er im ersten Drange das einzig Richtige getroffen hatte, und tapfer, so gelobte er, wollte er dem Ruf der Pflicht folgen.

Am nächsten Morgen wechselte er die benötigte Summe ein und schickte sie an Karl mit einem Schreiben ab, worin er ihm erklärte, von einem Darlehen könne nicht die Rede sein; wie er früher verpflichtet gewesen, die Hälfte seines Gewinnes dem Unbekannten abzugeben, so sei er jetzt verbunden, dem Freunde die Mittel zur Auslösung bedingungslos zu gewähren und das durch jenes Geld entstandene Unheil wieder gutzumachen. Er betrachte sich als Mitschuldiger an Karls Unglück, und nichts könne ihm erwünschter sein, als durch das Opfer einigen schnöden Mammons seine Schuld zu sühnen. Einwendungen gegen diese Auffassung werde er nicht gelten lassen, bitte aber den Freund herzlich, zu Schluß des Semesters heimzukehren und das Studium mit der alten Lust wieder aufzunehmen. —

Nicht lange danach traf der Student in Berlin ein und mietete ein Quartier abermals in Leutholds Nähe. Dieser wunderte sich wohl etwas, als er gleich wieder seine Börse öffnen mußte, um jenem bis zum Eintreffen der nächsten Rate des Stipendiums auszuhelfen, allein er tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Verschwender in seinem Treiben ja nun Schicht gemacht habe und wieder auf festem Boden stehe. Da trat eines Abends gegen Mitte April Karl in großer Aufregung bei ihm ein, fiel ihm schluchzend um den Hals und rief mehreremale mit thränenerstickter Stimme: „Lebewohl!" Leuthold wußte nicht, was davon zu denken. Es dauerte geraume Zeit, bis Karl sich so weit beruhigt hatte, daß er vernünftig reden konnte. Da beichtete er denn, er habe in Leipzig das Belegen von Kollegien verbummelt, infolgedessen ihm jetzt wegen Faulheit statutengemäß das Stipendium entzogen worden sei. Nun sei es mit dem Studieren aus; er stehe vor leerer Krippe; wie er hier ehrlich zu Brot kommen solle, wisse er nicht; aber betteln wolle er auch nicht und deshalb versuchen, ob's ihm anderswo nicht glücke. Er habe beschlossen, nach Amerika zu gehen, dem Port für die Schiffbrüchigen der alten Welt. Leuthold solle ihm nur den letzten Freundesdienst erweisen und ihm die Mittel zur Überfahrt gewähren. Dann sei ihnen beiden geholfen, Leuthold bekomme ihn, dessen er sich nur zu schämen habe, aus den Augen, er selbst aber werde drüben, fern von Schwester und Freund, büßen, was er hier verbrochen habe.

„Weiß Deine Schwester —?" fragte Leuthold, der bisher sicher gewesen war, daß Hedwig von den Leipziger Wirren und deren Lösung nichts erfahren hatte.

„O Hedi! Hedi!" jammerte der Student, „Gott sei Dank, sie weiß nichts, gar nichts. O, wenn sie es doch nie zu erfahren brauchte! Aber wie bald wird sie es wissen, daß ihr Bruder ein Lump ist, daß er schon lange ein Lump war, als sie ihn noch immer für den braven Sohn der besten Eltern hielt! Verflucht sei die Stunde, da ich den ersten Schritt aus der glücklichen Armseligkeit heraustat!"

Er begann von neuem zu schluchzen, warf sich auf das Sofa, das Gesicht in die Arme legend, und weinte wie ein Kind. Es war ehrlicher, ungeheuchelter Jammer einer durch ein paar derbe Schicksalsschläge und verspätete Gewissensmahnung aus den Fugen geratenen Natur.

Leuthold trat ans Fenster. Die Scheiben waren mit Schweiß beschlagen, den er unwillkürlich an einer Stelle abwischte; er sah doch von den Dingen da draußen nichts, nicht einmal das unruhige gelbe Licht der eben angezündeten Straßenlaternen. Es stand von vornherein bei ihm fest, daß er auch jetzt helfen müsse, diesmal endgiltig auf Kosten eigenen Glücks. Nach jenem ersten Versuch, Karls Lebensschiff wieder flott zu

machen, hatte er von neuem angefangen, zu rechnen und zu erwägen, ob ihm doch nicht so viel übriggeblieben sei, daß er damit den ersehnten Hausstand gründen könne. Und er hatte die Hoffnung wiedergefunden. Aber jetzt! Wenn er noch einmal half, war er arm wie eine Kirchenmaus, und der Gedanke an die Vereinigung mit der Geliebten ein Frevel. Er starrte noch immer auf die sich wieder trübende Fensterscheibe. Es war ihm, als blicke er in ein Kaleidoskop. Mancherlei Erscheinungen zogen an ihm vorüber, die er kannte — da der Narr und Faulenzer, der sich durch den Tag räkelte, um sich als Märchenprinzen und abenteuernden Ritter zu träumen; da ein silberlockiges Mädchen von blühendem Antlitz, eigentlich schön war es nicht, aber sieghaft hatte es den früheren Idealen des Träumers den Rang abgewonnen; nun zeigte sich ein neues Bild: der Narr von ehedem war ein verständiger Mann geworden, er kam von vollbrachtem Tagewerk heim, und es öffneten sich ihm die Arme eines trauten Weibes, in dessen Augen er Glück und die Anerkennung seines Wertes las. — Leuthold, der dieses Bild schaute, fuhr mit der Hand zum Auge. Wischte er daraus etwas weg? Das Bild war verschwunden. — Hinter ihm im Zimmer leises Schluchzen. Er blickte unverwandt auf die hauchbeschlagene Scheibe und gewahrte nun durch den trüben Schleier hindurch den armen Studenten drüben, der sich noch nachts mit Lernen plagen mußte und doch frisch und fröhlich aussah. — Wieder leises Schluchzen hinter ihm, und wehe! Über das freundliche Bild, über des fröhliche Angesicht des armen Studenten fuhr eine Geisterhand, und jetzt war es ein von Verzweiflung entstelltes, das flehend und drohend zugleich dem Schauenden entgegenstarrte. — Bilder von Fried' und Freude, von Leid und Sorge. — Und was hatte den Frieden vernichtet, die Sorge heraufbeschworen? Das unselige Los, das war an allem schuld. — Das unselige Los!

Leuthold lachte laut auf. Es war doch zum Lachen, daß er ein hübsches kleines Vermögen gewonnen hatte, damit es ein anderer durchbrachte? Zum Lachen, daß er seinen Glücksfall zu guterletzt verwünschen mußte? Unseliges Los! — Aber hatte es ihm nicht auch Segen gebracht? Durfte er den vergessen? War es nicht der Talisman gewesen, der ihm das holde silberlockige Mädchen gezeigt, der sein Herz echter Liebe erschlossen, der ihm den Weg aus dem Sumpf von Narretei und Trägheit auf die blühende Aue thätigen Lebens gewiesen hatte? Den Weg, den er nur weiterzuwandern brauchte, um doch einen guten Teil Daseinsglücks zu erreichen? Sollte er mit dem Schicksal hadern, weil es so vieler schönen Gabe nun das eine bittere Kraut der Entsagung beigelegt hatte? Sollte er nicht dankbar das Leid überwinden? Hatte ihm nicht gerade die Wendung seines inneren Lebens Kraft verliehen, dem Mißgeschick die Stirn zu bieten und anderen eine Stütze zu sein? — Hinter ihm war es still geworden. Er wandte sich um und sah den Studenten noch in der vorigen Haltung, die Arme auf die Sofalehne gelegt und das Gesicht darin verborgen. Leuthold trat auf ihn zu, berührte ihn an der Schulter und sagte:

„Karl, Deine Schwester soll es nicht erfahren, daß Du ein — ein Lump, wie Du Dich nanntest, geworden; sie soll Dich auch nicht im Elend verkommen sehen, denn das wirst Du nicht. Ich werde Dich vorm Untergang und Deine Schwester vor dem Gram um Dich bewahren; Deinetwillen und ihretwillen. Ja — ihretwillen. Du siehst mich verwundert an; geht Dir ein Licht auf? Ich liebe Deine Schwester, unsäglich lieb ich sie — aber kein Wort mehr davon. — Karl, aus Deinem Plan darf nichts werden, hör' meinen. Ich habe noch Geld im Kasten: wenn ich täglich ein paar Unterrichtsstunden mehr erteile, als jetzt, so wird mein Kapital und Einkommen für uns beide reichen, Dich und mich. Du bleibst in Berlin, fängst mit dem Studieren wieder an, wo Du aufgehört hast, und machst Deine Examina, wenn's an der Zeit ist. Ich habe Dich durch mein Spiel ins Ungemach gebracht, ich muß und will Dich befreien. Und weil Du Deine Schwester liebst, gleich mir, so weißt Du, daß es unsere Pflicht ist, ihr den Frieden zu erhalten. Danach laß uns handeln!" —

* * *

An einem schönen Sonntagnachmittag im dritten Herbst nach diesem Vorfall wanderten drei Personen, die den Stadtbahnzug auf der Haltestelle Grunewald verlassen hatten, durch den zwischen den märkischen Residenzstädten am linken Havelufer sich ausdehnenden Forst. Sie stiegen über föhrenbewachsene Hügel, deren graugrüne Decke von dem

Schatten der schlanken Stämme gitterartig gestreift war, und schritten auf den schilfbesäumten Uferpfaden jener klaren Seeen dahin, die, Perlen gleich aneinandergereiht, den Grunewald seiner ganzen Länge nach durchziehen. Der Himmel war wolkenlos, leiser Westwind rauschte ab und zu in den hohen Wipfeln, und die Sonne meinte es so freundlich, wie nur je im Oktober. Die drei Wanderer, denen es anzusehen war, mit welcher Wonne sie die köstliche Luft einatmeten, waren Karl Fabricius, seine Schwester und Leuthold.

Karls hübsches Antlitz strahlte vor Freude, die nicht allein von dem Reize des Tages herrührte. Er hatte seine Studien glücklich beendet, den Militärdienst hinter sich und die Zusicherung erhalten, daß er in der Stadt, in der seine Eltern gelebt hatten, als Arzt willkommen sei und eine lohnende Praxis finden würde. Nachdem er durch rastlosen Fleiß und fast klösterlichen Wandel die Sünde seines tollen Jahres abgebüßt hatte, durfte er mit froher Zuversicht vorwärtsschauen. Bewußtsein wiedererlangten Wertes, Freude am Dasein und Dankbarkeit gegen den treuen Freund waren in seinen Blicken zu lesen.

Auch Leuthold befand sich in gehobener Stimmung. In der langen Fürsorge für den Bruder der Geliebten war er gereift, und es winkte ihm nun der Lohn. Er hatte längst die Entdeckung gemacht, daß er bei Anspannung aller Kräfte sein kleines Vermögen kaum zu schmälern brauchte und imstande war, von dem Honorar für seinen Unterricht sich und seinen Schützling zu unterhalten. Jetzt war dieser flügge geworden und Leuthold endlich so weit, sich und der Herrin seines Herzens ein trautes Nest zu bauen.

Auf Hedwigs Zügen wechselte der Widerschein von Wonne und Weh. Der Waldfriede nahm sie mit süßem Zauber gefangen, sie fühlte das Glück des Bruders in reichem Maße mit, sie sah dem Freunde auf den Grund seiner Seele und fand dort die Perle heimlicher Liebe in guter Hut, aber neues Wissen bedrückte ihr Herz. Als Karl sie heute Morgen aufgesucht und gebeten hatte, sich für den Nachmittag zur Grunewaldfahrt, die eine Abschiedsfeier für ihn sein würde, freizumachen, hatte er ihr im Jubel über sein Glück verraten, wie nahe er einst dem moralischen und physischen Zusammenbruch gewesen war und welchen Anteil Leuthold an seiner Rettung gehabt. Daß dieser außer dem materiellen Opfer noch ein weit größeres innerliches gebracht, hatte Karl nicht einmal angedeutet, doch das liebende Weib sah nun klar. Sie bewunderte den geliebten Mann, sie bemitleidete ihn und sich selbst und bedachte mit Wehmut, daß sie beide um Jahre des Glückes betrogen worden. —

In Paulsborn, der trefflichen Gartenwirtschaft in der Nähe des Jagdschlosses Grunewald, machten die drei kurze Rast. Als sie aufbrachen, ereignete sich vor der Pforte ein Unfall. Der Kutscher eines dort haltenden Landauers zerstückelte seinen Pferden Brot mit dem Taschenmesser, wobei er sich gefährlich verletzte. Kaum hatte der junge Arzt dies bemerkt, so erbot er sich, die Wunde zu vernähen und zu verbinden, und bat Leuthold, mit Hedwig auf dem Wege nach Schlachtensee vorauszugehen. Das thaten sie denn auch.

Sie waren noch nicht weit von Paulsborn, als Hedwig dem stumm neben ihr Schreitenden in plötzlicher Gefühlsaufwallung die Hand reichte und sagte:

„Herr Müller, werter Freund, ich weiß alles, alles, was Sie Gutes gethan haben an meinem Bruder. Karl hat es mir heut erzählt, längeres Verschweigen hätte ihm das Herz abgedrückt, er will Sie noch um Verzeihung dafür bitten, daß er Ihrem Wunsch zuwidergehandelt hat. Wie sollen er und ich Ihnen danken?" —

Sie waren stehengeblieben. Leuthold hielt die rechte Hand der Geliebten fest, in der linken trug sie ihr Hütchen am Bande. Die dem Westen zueilende Sonne lugte durch das Gewirr der Stämme und bestrahlte die silbernen Löckchen, die sich über dem Haupt des jungen Mädchens aufbauschten. Als Leuthold die Blicke der sanft Erröteten suchte, kam ihm der Glanz der silbernen Glorie in die Augen, so daß er blinzeln mußte; vielleicht hatte das auch anderen Grund; seine Stimme klang seltsam gepreßt, als er dann fragte:

„Alles hat er Ihnen gesagt, Fräulein Hedwig? Auch das, was mein eigenstes Geheimnis war?"

Sie schüttelte den Kopf, die Blicke auf den Boden heftend; sie wußte ja, was er meinte.

„Nein," erwiederte sie, „Karl hat es mir nicht gesagt, aber —" Sie errötete von neuem.

„Aber?“ begehrte Leuthold.

Eine Pause, in der man beider Pulse klopfen hören konnte. Sie standen noch immer Hand in Hand. Da schlug Hedwig die Augen voll zu dem Geliebten auf.

„Mein Herz!“ bekannte sie mutig.

Ein lauter Jubelruf des Mannes. Dann lag sie in seinen Armen, barg an seiner Brust das glühende Gesicht und erschauerte unter dem Kuß, den er auf die silberne Pracht ihres Haares drückte. Hiernach hob er ihr Antlitz empor und küßte sie auf den Mund, lang und innig.

In den Kronen des Waldes aber entstand mächtiges Rauschen, das wie ein tausendstimmiges Amen heranbrauste und allmählich verhallte. Hedwig entzog ihre Lippen dem Teuren und sah sich ängstlich um, er aber lächelte, denn er hatte die himmlische Musik verstanden. Dann legte er Hedwigs Arm in den seinen und geleitete sie weiter, ein Mann, dessen Führung auf der unebenen Bahn des Lebens sie sich wohl anvertrauen durfte, nachdem er erkannt, daß Müh' und Arbeit die Würze des Daseins sind und daß an der Seite eines trauten Weibes dem wacker Schaffenden ein herrliches Los beschieden ist.

Neues vom Büchertisch.

(Georg Ebers. Hans Hopfen.)

Von

Paul von Szczepański.

Vielleicht haben sich die Verehrer von Georg Ebers im stillen bereits darüber gewundert, daß der Dichter ihnen

nicht schon längst den Kleopatrastoff, appetitlich zubereitet und mit allerhand hübschem Beiwerk garniert, vorgesetzt hat. Denn einen Dichter, der seine Stoffe mit Vorliebe aus dem alten Ägypten bezieht, müßte, sollte man meinen, die Gestalt der Kleopatra in erster Linie reizen, — einen Dichter von reger Phantasie und starker Leidenschaft vielleicht bis zu schlaflosen Nächten, denn der Zauber ihres Namens ist noch heute so stark, daß die ägyptische Königin jedem als eine Art menschgewordener Liebesgöttin und als der Inbegriff weiblicher Schönheit erscheint. In der That hat denn auch die Gestalt der Kleopatra den Dichter Georg Ebers viele Jahre beunruhigt, trotzdem ihm auch seine getreuesten Verehrer nicht nachsagen können, es sei ein Übermaß von Phantasie und Leidenschaft gewesen, das ihn zum Dichter prädestiniert hat, — viel mehr als diese ist wohl beschauliche Muße seine Muse gewesen. In der Vorrede seines als Festgabe für den jüngst abgeräumten Weihnachtstisch bestimmten historischen Romans „Kleopatra“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) bemerkt Ebers: „Für den Verfasser war es eine erfreuliche Aufgabe, der Persönlichkeit der unglücklichen Königin näher zu treten und aus der Fülle der vorhandenen Nachrichten zunächst für sich selbst ein Menschenbild zu gestalten, woran er zu glauben vermochte; Jahre vergingen, bevor er dahin gelangte.“ Phantasie und Leidenschaft sind auch meiner Seele stärkste Saiten nicht. Trotzdem ist es mir in jeder Beziehung anders ergangen wie Georg Ebers. Ich habe nicht Jahre gebraucht, ehe es mir gelang, die Gestalt der Kleopatra plastisch vor mir zu sehen — schön, buhlerisch, ehrgeizig und weiblich klug, um nicht zu sagen „gerissen,“ habe ich sie mir schon zu einer Zeit vorgestellt, da ich noch in Verlegenheit gekommen wäre, wenn ich diese Begriffe hätte definieren sollen. Erreichte ich aber auch Methusalems Alter, es würde mir dennoch nicht möglich sein, an das Bild der Kleopatra zu glauben, das Georg Ebers von ihr malt. Der Dichter fundamentiert sein Gemälde auf einem Zeugnis, das sein Kollege Horaz der ägyptischen Königin ausgestellt hat, — „non humilis mulier“ nennt dieser sie, „ein keiner Niedrigkeit fähiges Weib,“ — ein gewiß interessantes Wort, das mir persönlich natürlich erst aus der Ebersschen Vorrede bekannt geworden ist. Dieses Wort hat mein Phantasiebild der Kleopatra nicht im geringsten zu erschüttern vermocht; Ebers aber hat es außerordentlich viel zu denken gegeben, weil er es offenbar — ich kann nicht umhin, das zu sagen, — total mißverstanden hat. Vielleicht hat er es nur deshalb mißverstanden, weil er es nicht finngemäß übersetzt hat. Aus meinem Sprachgefühl heraus würde ich es verdeutschen „ein nicht gewöhnliches Weib“ oder „eine ungewöhnliche Frau“, und in dieser Fassung gibt es keinerlei Ursache, Kleopatra für ein Muster aller Frauentugenden zu halten. Aber zugegeben, daß Ebers mir in der Verdeutschung des Horaz über ist, — in den Folgerungen, die er aus dem Worte des Horaz zieht, kann ich ihm auch dann nicht Recht geben. Denn es ist vielleicht sehr unrecht, aber es ist dennoch eine Thatsache, mit der man rechnen muß, wenn man das Horazische Leumundszeugnis interpretieren will, daß Könige und Königinnen nicht mit dem Maße von der Geschichte gemessen werden, mit dem wir gewöhnliche Sterbliche uns untereinander messen. Von den Leuten, welche Klio in ihre Tafeln zeichnet, verlangt sie einerseits ungeheuer viel, andererseits billigt sie ihnen viel mehr Freiheiten zu als ein anständiger Mann oder eine anständige Frau des nicht mit der Unsterblichkeit rechnenden Durchschnitts sich selber zubilligen würden. Vielleicht würde Horaz auch der russischen Katharina, die sich in ihren Instinkten noch viel zwangloser gehen ließ als Kleopatra, sein Wort „non humilis mulier“ nachgerufen, sich aber energisch geweigert haben, des ersten Napoleon Witwe Marie Louise so zu nennen, weil sie den schönen Grafen Neipperg zum legitimen Nachfolger des großen Napoleon machte. Deshalb wird natürlich der tägliche Geschmackswechsel der Semiramis des Nordens nicht sittlich und die zweite Ehe der Kaiserin Marie Louise nicht unsittlich, — das „non humilis mulier“ des Horaz ist eben auch nichts weniger als ein modernes Sittlichkeitsattest. Trotzdem meint Ebers es als solches auffassen und danach das Bild der Kleopatra modeln zu dürfen. Was dabei herauskommt, ist weder besonders wahrscheinlich, noch besonders interessant, — eine allerdings mehrfach, aber nach der Sitte ihrer Zeit doch leidlich vorwurfslos verheiratete Frau, welche die schwindenden Reste ehemaliger Schönheit mit allen Mitteln festzuhalten sucht, die im übrigen eine außerordentlich gute Mutter ist und bei ihrer Umgebung viel leidenschaftlichere Sympathieen weckt, als sie einer so braven Dutzendfrau gewöhnlich entgegengebracht werden. Aus dem Bilde der Liebesgöttin Kleopatra macht Georg Ebers durch — ich wünschte, ich könnte sagen, geschickte — Übermalung das Porträt einer wohlanständigen Dame, die sich in jedem höheren Töchterpensionat sehen lassen darf, ohne daß ihr der Eintritt verboten wird. Könnte Kleopatra diesen Verunstalter ihres Bildes zur Rechenschaft ziehen, sie würde ihn sicher weder zum Hofdichter ernennen noch ihm den Schillerpreis zuerkennen, sondern ihn den Krokodilen des Nils zur Speise vorsetzen lassen. Übrigens erinnert mich der Schillerpreis an Ludwig Fulda und daran, daß ihm derselbe zwar einstimmig zuerkannt worden ist, daß der Kaiser aber dieser Zuerteilung seine Genehmigung versagt hat. Und da diese Verweigerung der kaiserlichen Genehmigung allseitig dahin aufgefaßt werden wird, daß sie erfolgt sei, weil der Kaiser in Fulda's „Talisman“ einen ihm nicht gefälligen satirischen Grundzug entdeckt habe, so bedauere ich lebhaft, daß die allerhöchste Entschließung in diesem Sinne erfolgt ist. Denn dieselbe Entdeckung ist bereits bei der ersten Aufführung des Stückes im Deutschen Theater gemacht worden, — von sogenannten Freunden des Verfassers, die damit dem Fuldaschen Stück eine erhöhte Wichtigkeit beizulegen und sich selbst durch diese gänzlich verfehlte Charakteristik der Tendenz des Stückes das Zeugnis unabhängigen

Mannesmutes auszufüllen glaubten. Wenn Ludwig Fulda bei seiner Dichtung von so kleinlichen Tendenzen inspiriert worden wäre, wie seine sogenannten Freunde ihm nachsagen, würde das Stück nicht den geschlossenen Eindruck der reinen Märchenstimmung machen, den es auf jeden Unbefangenen ausübt. Unnötig, zu sagen, daß ich mit Fulda weder verwandt noch befreundet bin, ja, daß ich nicht einmal den Vorzug habe, den Dichter persönlich zu kennen, und daß mich bei der, wie ich gern gestehe, an den Haaren herbeigezogenen Zwischenbemerkung viel mehr die Befürchtung leitet, daß die Entschließung des Kaisers, deren wahren Grund ich nicht kenne, im angedeuteten Sinne mißdeutet werden wird, als ein Interesse für den Dichter. Denn für den letzteren brauche ich mich nicht zu sorgen; wenn einem Dichter von seinesgleichen ein Preis zuerteilt wird, so ist das dasselbe für ihn — abgesehen von der materiellen Seite, die für Fulda wohl keine große Rolle spielt — als ob er ihn wirklich erhalten hätte. Doch zurück zur Kleopatra. Am bedenklichsten und den Widerspruch gegen das Horazische Wort „non humilis mulier“ am meisten herausfordernd ist Georg Ebers offenbar der Königin Verhalten in der Schlacht bei Actium erschienen, die bekanntlich — das vielmißbrauchte Wort kann man hier wirklich mit gutem Recht anwenden — verloren ging, weil Kleopatra plötzlich die Schnäbel ihrer Schiffe heimwärts wenden ließ und floh, und Marc Anton, Sieg, Ehre, Ruhm und Herrschaft für nichts achtend, der fliehenden Geliebten nachsetzte. Georg Ebers hat einen ganz wundersamen Aufwand von philiströser Logik angewandt, um für diese Flucht der Königin mildernde Gründe herbeizuschaffen. Erst quält er den Leser zweihundert Seiten mit dem Zweifel, wer in der Schlacht bei Actium Sieger geblieben ist, — wenn man es nicht zu genau wüßte, käme man in Versuchung, schnell mal im Konversationslexikon nachzuschlagen, um der endlosen Ungewißheit, in der die Bevölkerung von Alexandrien schwebt, für sich selbst ein schnelleres Ende zu bereiten. Endlich erscheint Kleopatra selbst auf der Bildfläche, — die unglückliche Königin, wie Ebers sie mit Vorliebe nennt. Und worin bestand ihr Unglück? Aus reiner Menschenfreundlichkeit hatte die Gutherzige den Konservator ihrer körperlichen Reize, einen bereits älteren Herrn, der von der Seekrankheit Unbequemlichkeiten fürchtet, zu Hause gelassen, als sie mit Antonius gen Actium segelte. Das sollte sich furchtbar rächen, denn eines Morgens bemerkte Kleopatra, daß in der weißen Perlenschnur ihres Mundes ein Zahn schwarz geworden war. Der Vielgewandte, wenn er zur Stelle gewesen wäre, hätte sicher Abhülfe zu schaffen gewußt. Ohne ihn aber war Kleopatra ratlos. Ratlose Frauen werden immer nervös, und die Nervosität der Kleopatra gebar die Befürchtung, Antonius könne den schwarzen Zahn bemerken und kein Gefallen mehr daran finden, ihren Mund zu küssen. Denn sie kennt ihren Antonius als Schwerenöter, auf dessen absolute Treue man sich nicht verlassen kann. Nachdem Ebers so die Stimmung vorbereitet hat, in der seiner Meinung nach der Leser einer schönen Frau alles verzeihen muß, läßt er die Wassermaschinen in der Schlacht von Actium ertönen und Kleopatra den Rest geben. Mir ist diese wunderbar kleinliche Episode als der sicherste Beweis erschienen, daß Ebers den Charakter seiner Heldin nicht im geringsten begriffen hat. Wozu denn überhaupt diese plötzliche Flucht eines Weibes, das in keiner Faser Mannweib ist, motivieren wollen? Hat die Flucht eines Weibes jemals für „niedrig“ gegolten? Mut in der Schlacht fordert man nur vom Mann, bei höchst civilisierten Kulturvölkern wenigstens, zu denen die Ägypter jener Zeit ganz zweifellos zu rechnen sind. Und ebenso, wie es selbstverständlich und keiner verzwickten psychologischen Motivierung bedürftig ist, daß Kleopatra mit auf See geht, in der Erwartung, von ihrem Prunkschiffe aus ungefährdet dem Siege ihres Geliebten zuschauen und dann, den besten Teil seines Triumphes für sich in Anspruch nehmend, an seiner Seite heimkehren zu können, ebenso selbstverständlich ist es, daß diese jede Fiber ihres Wesens rücksichtslos auslebende Egoistin den Befehl zur Flucht gibt, sobald das erste feindliche Wurfgeschoß auf das Verdeck ihres Schiffes schlägt und der Gedanke ihr nahe gelegt wird, daß in der nächsten Sekunde ihr eigenes Blut die Planken färben kann. Eine solche von dem Impuls des Augenblicks diktierte Flucht — für ein Weib wie Kleopatra nicht ein Zeichen „niedriger“ Gesinnungsart und ganz natürlich — steht keineswegs im Widerspruch mit der Thatsache, daß dieselbe Frau schließlich den Mut findet, sich mit eigener Hand zu töten. Denn auch Ebers widerspricht den Nachrichten nicht, die sie diesen Mut erst finden lassen, nachdem sie „unentwegt,“ aber vergeblich versucht hat, durch den Zauber ihrer Reize den Sieger Oktavian dazu zu bestimmen, ihr das Leben auch in Zukunft erträglich zu gestalten. Wenngleich Ebers, seinem ehrpußlichen Bilde der Kleopatra getreu, diese letzte Attacke der sieggewohnten Frau nur als ein zahmes Aufleuchten weiblicher Gefallsucht schildert, dem kein selbstischer Gedanke beigemischt ist. Wahrhaft erstaunlich ist es übrigens, wieviel Sorgfalt Ebers darauf verwandt hat, dem Leser begreiflich zu machen, daß Kleopatra „noch immer schön“ ist. Als sie starb, war sie „bekanntlich“ sechsunddreißig Jahre alt — natürlich eben im Lexikon festgestellt — und mit sechsunddreißig Jahren sind die meisten Frauen ihres Temperaments unbestritten in der Vollblüte ihrer Schönheit, wenn sie weiter nichts zu thun gehabt haben als das Leben zu genießen und ihnen das Glück bis dahin treu geblieben ist, — viel verwunderlicher wäre es, wenn Kleopatra eine Ausnahme in der Reihe dieser Dauerschönheiten gebildet hätte. Auf das Spiel der Nebenfiguren in dem Ebersschen Roman mag ich nicht näher eingehen; nur soviel sei gesagt, daß dieses Nebenspiel einen ganz unerhört breiten Raum einnimmt in einem Werk, das durch seinen Titel den Leser vermuten lassen muß, er finde darin in erster Linie den historischen Prunk- und Sensationsstoff Kleopatra verarbeitet. Von der schrecklich philiströsen Auffassung des Ganzen mag

eine Ebers'sche Liebesscene Zeugnis ablegen, in der die beiden eigentlichen Hauptpersonen des Romans, Dion und Barine, sich finden. Er ein schneidiger Lebemann aus Alexandrien, sie eine junge geschiedene Frau von so berückender Schönheit, daß Kleopatra eifersüchtig auf sie wird, und von keineswegs unfreien Lebensanschauungen. Diese beiden warmblütigen Menschen spielen folgende Verlobungsscene:

„Der erste Blick ihres Auges, von dem das seine getroffen worden war, hatte ihm das entscheidende Wort auf die Lippen gezwungen.

In kurzen ernsten Worten gestand er ihr dann tiefbewegt, daß er sie liebe und sie als den Stolz und die Zier seines Hauses zu der Seinen zu machen begehre.

Da waren ihr im Übermaß der Glückseligkeit die Augen übergeflossen, und als stehe sie unter dem Banne eines übergroßen Wunders, das für sie geschehen, hatte sie kein Wort der Entgegnung gefunden; er aber war ihr nahe getreten, hatte ihre Rechte mit beiden Händen ergriffen und ihr aufrichtig gestanden, wie er mit dem Bilde der strengen Mutter vor Augen geschwankt und gezaudert, bis die Liebe übermächtig in ihm geworden. Jetzt frage er sie voll des wärmsten Zutrauens, ob sie einwillige, zur Ehre und zum Schmuck seines alten Hauses als seine Herrin darin zu walten. Er wisse, daß ihr Herz ihm gehöre, eins aber müsse er noch aus ihrem Munde vernehmen . . .

Da hatte sie ihn mit dem Rufe unterbrochen: „Das eine: nur für dich und dich allein darf und will dein Weib leben in Freud und Leid. Die ganze Welt kann für sie untergehen, nun du sie zu dir erhebst und sie dein ist."

Ihm aber war es nach dieser Versicherung, die wie ein Eidschwur geklungen hatte, gewesen, als sei ihm eine Last von dem hochschlagenden Herzen gefallen, und indem er sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in die Arme schloß, hatte er wiederholt: ‚In Freud und Leid!'"

Wenn das nicht die anständigste, aber auch blutleerste Verlobungsscene ist, die ich jemals gelesen habe, läßt mich mein Gedächtnis vollkommen im Stich. Merkwürdig, daß danach „die" Barine „den" Dion — die Artikel kommen auf Ebers'sche Rechnung — noch nimmt; da sie aber wirklich den Mut dazu hat, ist es ganz im Sinne dieser ledernen Philisterpoesie, daß sie am Schluß des Romans in Wochen kommt und ihren Gatten mit einem „herrlichen" Knaben beschenkt, — selbstverständlich nicht eher, als bis die Amme, die Wartefrau und die in der Pflege erfahrene Schwester der jungen Frau auf der einsamen Insel eingetroffen sind, auf der Dion und Barine, von Kleopatra verfolgt und schrecklich bedroht, ihr Glück im verborgenen genießen müssen. Es ist nicht die einzige Heirat und das einzige Geburtsfest, die in diesem Roman gefeiert werden, und deren umständliche Schilderung — wie bekanntlich jeder junge Gatte weiß auch Dion lange nicht, wie er den veränderten Zustand seiner Gattin deuten soll — dem Schlußtableau — Schlangenbiß und königliches Sterben — fast unmittelbar vorausgeht. Wer sich davor fürchtet, zu stark ergriffen zu werden, mag daher seine Furcht dahinten lassen. Sehr ergreifend wirkt dieses Ebers'sche Schlußtableau an sich schon nicht, — aus der vorausgegangenen ungeheuerlichen Dosis Chloral von Familienglück und Kindtaufe schöpft der Leser aber Beruhigung genug, um auch das Schrecklichste ohne Emotionen überstehen zu können.

Ein neuer dreibändiger Roman von **Hans Hopfen** „**Glänzendes Elend**" (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel) erinnert etwas an zu lang gesponnenes Garn, das ein wenig dünn ausgefallen ist. Vielleicht indessen läßt mich meine ausgesprochene Antipathie gegen dreibändige Romane, denen ich drei meiner Abende opfern muß — und meine Abende sollten meine Erholungszeit sein — in dieser Hinsicht zu hart urteilen, und der Faden ist für geduldigere Leser, als ich bin, dick genug. Ernstere Vorwürfe, die ich dem Roman zu machen habe, will ich deshalb ernsthafter zu begründen suchen. Der ernsthafteste ist der, daß der Verfasser sich von Anfang bis zum Schluß den Anschein gibt, als behandele er ein soziales Thema der Gegenwart mit tiefgründigem Ernst, während er in Wahrheit mit großer Leichtfertigkeit über die scheinbaren Abgründe hinüberhupft, die auch wirklich nicht mehr sind wie die über die ebene Landstraße fallenden Schatten der Baumstämme in einer hellen Mondnacht, über die der Winterfeldsche Major seinen alten Gaul mit heiligem Ernst hinüberspornte. Hopfen scheut sich davor, Konsequenzen zu ziehen, — möglich, daß er damit seinen Roman für breitere Schichten lesbarer gemacht hat, was ich für meine Person auch noch bezweifele. Der ernstere Leser verliert das Interesse, sobald er merkt, daß der Verfasser selbst die Sache auf die leichte Achsel nimmt. Da ist der Held der ganzen Geschichte, der verabschiedete Leutnant von Radenegg, der in Berlin lebt und das lebhafte Bedürfnis fühlt, sein Glück zu machen. Mit der Schriftstellerei kommt er zu langsam vorwärts, und da steigt ihm eines Tages der Gedanke auf: „Versuch's mit den Frauen!" Dieser Gedanke verdichtet sich ihm zum Entschluß. Als ich so weit gekommen war, fing das „Glänzende Elend" an mich lebhaft zu interessieren. Wie wird dieser glücksbedürftige Herr von Radenegg seinen Jagdzug inscenieren, fragte ich mich natürlicherweise. Wird er sich in den Salon einer geistreichen Frau in Berlin W. einführen lassen und um ihre Protektion buhlen, wird er seinen Namen an eine Schöneberger Bauerntochter verkaufen, oder wird er sich an eine berühmte Künstlerin zu hängen versuchen, die den Direktor und das Repertoire ihrer Bühne beherrscht und nur ein Wort zu sprechen nötig hat, um seine schlechten Stücke zur Aufführung bringen zu lassen. Oder — — — ja, es gibt tausend solche Möglichkeiten, diesen Faden zu spinnen. Aber gerade der Weg, den Hopfen einschlägt, gehört zu den wenigen unmöglichen. Dieser Herr von Radenegg, entschlossen, sein Glück um jeden Preis durch die Frauen zu machen, versucht's zuerst bei Fräulein Kunhilt von Leuburg-Zettlingen, weil sie die erste ist, die ihm der Zufall in den Weg führt. Das kann man verstehen; Leute, die ihr Glück

machen wollen, müssen eben dem Glück auch die Hand bieten, wie es so schön und wahr in jeder Einladung eines Lotteriekollekteurs heißt. Warum aber Herr von Rabenegg bei Fräulein von Leuburg-Jetttingen durch drei Bände aushält, das kann man nicht verstehen, trotzdem dieses Fräulein mit allen Reizen des Körpers und des Geistes ausgestattet ist, die ein Romanschriftsteller seiner Angebeteten nur anzudichten vermag. Denn außer diesen Reizen besitzt Fräulein von Leuburg-Jettlingen nichts, — weder Vermögen noch Einfluß, mit denen Herr von Rabenegg seinen Palast bauen könnte. Gleich Herrn von Rabenegg steht sie mitten in den Enttäuschungen einer jungen Schriftstellerlaufbahn. Aber er ist noch glücklicher daran als sie, denn er hat nur für sich zu sorgen, während sie einen leichtsinnigen Vater, eine morphiumsüchtige Mutter und einen Bruder-Leutnant ohne Zulage, auf ihren zarten Schultern trägt. Als Rabenegg den Salon dieser Familie, den er um des fürnehmen und vielversprechenden Namens willen besucht, zum erstenmal betritt, sieht er schon, was da zu holen ist, — denn neben den unverkennbaren Spuren des vollkommenen wirtschaftlichen Verfalls schauen ihm auch überall die Siegel des Gerichtsvollziehers mit blauen Augen entgegen. Vergebens frage ich mich, was ein Rabenegg in einem solchen Hause ein zweites Mal zu suchen hat. Wenn Hopfen ihn trotzdem wiederkommen und sich ernstlich in Runhilt verlieben läßt, so bricht der Dichter seinem eignen Geschöpf das Genick, wenn er Rabenegg nicht vorher — was Hopfen nicht einmal andeutungsweise versucht — durch einen seelischen Prozeß aus einem Materialisten in einen Idealisten umwandelt. Daß, wie Hopfen glauben machen möchte, Herr von Rabenegg auf den Namen von Leuburg-Jettlingen so ungeheuren Wert lege, ist doch nicht gut denkbar oder doch auch nur dann denkbar, wenn Rabenegg nicht ein Glücksjäger ist; für vermögenslose Aristokraten, die ihr Glück durch die Frauen machen wollen, ist der Begriff der Mesallionce ein überwundener Standpunkt und sie denken in Bezug auf den Adel, ihre eigne Person ausgeschlossen, so außerordentlich demokratisch, daß sie ihm nur da noch einen gewissen Wert beilegen, wo er mit einem soliden Besitz verknüpft ist. Adel ohne Vermögen imponiert ihnen gar nicht, denn damit können sie selber aufwarten. Und an der Familie Leuburg-Jettlingen ist nun auch wirklich nichts, was irgend einem Menschen imponieren könnte. Die Siegel eines Gerichtsvollziehers sind mir ehrwürdig und ich bin der letzte, über sie zu spotten, wenn sie der Stempel unverschuldeter Not sind, und auch die selbst verschuldete Not respektiere ich, wenn ich den Verunglückten sich mit aller Kraft dagegen wehren sehe und auf dem Wege, sich wieder herauszuarbeiten. Der alte Leuburg-Jettlingen, der sich von den zweifelhaftesten Elementen der Rennbahn mit Sekt traktieren läßt, seine Frau, die dumpf dahinlebt, beinahe ohne Bewußtsein ihrer jämmerlichen Lage, der Leutnant von Leuburg-Jettlingen, der sich mit einem jungen Bankierssohn namens Severin Sorauer in den Theaterlogen umhertreibt, die sind mir gar nicht respektabel, — sie sind mir, so wie sie Hopfen schildert, nicht einmal interessant. Denn Hopfen läßt diese Menschen weder abwärts gehen, noch einen Versuch machen, aufwärts zu klimmen, — sie sind am Schlusse wie zu Anfang des Romans nur leichtsinnig und indolent. Es geht ihnen wie ihren Möbeln, an denen von Anfang bis zu Ende die Siegel des Gerichtsvollziehers kleben, die aber, trotzdem die Schulden unbezahlt bleiben, niemals vom Gerichtsvollzieher abgeholt werden. „Das gibt's nicht," wird mir jeder Gerichtsvollzieher, von denen ich übrigens keinen gerufen haben möchte, bestätigen. Vielleicht ist Hopfen der Meinung, der Kloß in der Suppe, der Charakter in diesem Milieu und durch dieses Milieu besonders hervorgehoben, sei eben Runhilt von Leuburg-Jettlingen, die ihr letztes Ballkleid verkauft, um ihre Eltern satt zu machen, die Verhandlungen mit dem merkwürdigen Wucherer führt, der ihrem gänzlich ausgepumpten Vater immer noch pumpt, die ihrem Bruder den Kopf wäscht und wirklich talentvolle Novellen schreibt. In der That, es ist schade, daß Runhilt von Leuburg-Jettlingens Roman so schließt wie er schließt, — mit einer gänzlich romanhaften sehr reichen Heirat nämlich, die auch diesem Kinde der Hopfenschen Muse das Rückgrat bricht, und daß er nicht erst da anfängt, wo dieses gewaltsam hereinbrechende Heiratsmotiv ausklingt. Runhilt von Leuburg-Jettlingen, ihrem charakterlosen Bräutigam den Abschied gebend, den als Ersatz auftauchenden reichen Freier zurückweisend, und den Ihrigen zurufend: „Ich habe nicht die Pflicht, mich für Euch zu opfern oder mit Euch zu verkommen, ich gehe von Euch, die Ihr mir eine Stütze sein solltet, und lebe fortan mir selbst" — diese Runhilt dann auf ihren eignen Füßen stehend mitten im Kampf um die Existenz, das könnte eine sehr interessante und wirklich moderne Mädchenfigur geworden sein. So, wie sie ist, ist sie nichts wie eine Romanfigur mit ein bißchen modernem Aufputz, die den Leser durch drei Bände hindurch nicht sonderlich interessiert, trotzdem der Verfasser von ihr behauptet, daß sie wirklich talentvolle Novellen schreibe. Denn talentvoll sind die meisten jungen Mädchen von heute. Ich habe in dem ganzen Dreibänder nur einen einzigen wirklich interessanten und einheitlich durchgeführten Charakterkopf entdeckt, — den des Mimen Jaromar Stäuble, wie denn überhaupt die Berliner Theaterleben schildernde Episode des Romans am meisten wirkliches Leben atmet. Eifrige Theaterbesucher werden meinen, der Kopf sei nach der Natur gezeichnet. Sollte das der Fall sein, so könnte man nur wünschen, Hopfen hätte auch im übrigen sich an die Natur gehalten. Vielleicht wäre ihm dann zum Bewußtsein gekommen, wie wundersam sich gerade in seinem Munde und in diesem Roman die Polemik gegen die „Modernen" ausnimmt, die nur Unerquickliches zu Tage fördern sollen. Ich bin kein Verehrer vieler Überschreitungen des guten Geschmacks in den Romanen der „Modernen", ich bin aber auch minder feinfühlig als Hans Hopfen. Denn ob ich von einem der „Modernen" in einen

fuselduftigen Keller geführt werde oder von Hans Hopfen in eine erste Etage, in der es nach Moder und Versumpfung riecht, ist mir schließlich gleichgültig, und läßl mich der eine in diesem Keller stecken, so ist mir das auch nicht unangenehmer, als wenn mir der andere zumutet, an der Hand eines deus ex machina in Gestalt eines gänzlich unwahrscheinlichen Millionärs wieder ins Freie zu treten. Denn daran glaube ich schon lange nicht mehr, daß ein reicher Schwiegersahn an sich schan genügte, einem verkammenen Leuburg wieder auf die Beine zu helfen. Die reiche Heirat der klugen Runhilt mag die Risse des Wappenschildes der Leuburg-Jettlingen nach außen verkleistern, aber respektabler als vordem wird die Familie dadurch nicht. Man müßle denn der Meinung sein, daß Reichtum unter allen Umständen zu respektieren ist, — ich weigere mich entschieden. Aber nicht nur im Staff, sondern auch in der Behandlung des Stoffes arbeitet Hopfen den von ihm verketzerten „Modernen“ mit entschiedenem, wenn auch nicht gerade glücklichem Bemühen in diesem Ramane nach. Der Wunsch, „madern“ zu sein, läßt sich tausendfältig kanstalieren. Warum der Groll gegen Leute, unter denen sehr viele sind, die ein gutes Recht haben, Hapfen um diesen Raman nicht zu beneiden? Und schließlich, — Hans Hapfen war dach selbst einmak „modern“; er verkangt zu viel vam Geschmack des Tages, wenn er meint, derselbe dürfe sich nicht mit dem Tage wandeln oder er müsse wenigstens ein Menschenleben hindurch derselbe bleiben.

→ Zu unsern Bildern. ←

(Abbruck verbolen.)

Die Narweger sind schon längst gern gesehene Gäste an unseren Kunstakademien und in unseren Ausstellungen. Dort oben in den tiefen Meeresthälern gibt es leine Tradilion, welche die Hände lenkt und dadurch nur zu aft ungelenk macht. Die Kunst ist jung in den Fjorden, sie ist laum ein Jahrhundert alt. Und wenn man sieht, wie jedes Jahrhundert seinen Kreislauf macht, das heißt mit einem frischen Krieg gegen das Alte, veraltet Geschaltene beginnt und mit Altem, Veraltendem endel, so sieht man, daß Norwegen eigentlich noch kaum etwas ehrwürdig Alles haben kann, es sei benn seinen Dam van Drantheim und seine Halzbaukunst, jene wenigen ehrwürdigen Reste, auf die schon mehrere Jahrhunderte herabsehen. Bis jetzt hält sich kein Norweger an der „Väter Werk.“ Jedem ist's, als müsse mit ihm die Kunst erst beginnen, als trete er an Stelle eines Fremden, ihm nicht Zugehörigen, als ein Eraberer ins Land der Schönheit ein. War freilich bisher keiner van ihnen einer jener Graßen, welche sich auf die Dauer als Umbilder des Geschmackes erweisen, so standen sie dach immer auf der Seite der Jugend, so lange sie selbst jung waren, vertraten sie dach überall das frische, fartstrebende Element, das zu neuen Werken sich drängte.

Einer van ihnen ist Andreas Andersen-Lundby. Wenn das Malen der „Kälte“ jetzt zu einer der Aufgaben des Malers würde, ja hätte er sein gutes Teil dazu beigetragen, daß diese Aufgabe erreicht wurde. In München stellte er 1889 einen „Wintertag in der Au,“ 1891 einen „Klaren Wintertag“ und 1893 einen „Winternachmittag“ aus, und selten versteigt er sich einmak in den „Spätwinter“ (1891) oder in dämmernde Herbststimmungen. Ob er gleich schan seit langer Zeit in München lebt und auch mit Varliebe königlich bayrischen aber etwa den benachbarten Tiroler Schnee malt, sa scheint es dach fast, als seien ihm die steifen Finger und kalten Füße eine Vorbedingung zu echt malerischer Aufnahmefähigkeit.

Aber trotz dieser ist er ein Maler von feiner Hand und sicherem Auge. Aus dem Innthal nimmt er eines seiner Bilder, das uns die vieldurchwanderten Gegenden um Rasenheim einmal in einer anderen Beleuchtung zeigt, als die Vergnügungszügler sie meist sehen. Kall fließt der graugrüne rasche Stram; am Ufer knistern die Eisschollen, an die hier sich frische Nadeln ansetzen, van denen dort Bracken abtreiben. Zu altem Schnee fiel über Nacht junger. Die Wälder an den Berglehnen sind wie mit Mehl überstreut. Aber doch blickt durch weißlichen Nebel hell und klar die Ferne, die Masse der weißen Berghäupter. Da ist in geringen Farbenabständen viel gesagt, da ist ein weiter Raum auf die Fläche gezaubert. Man falge nur dem Lauf des Stromes, wie weit es ist zum verschneiten Badehaus rechts, dann zum Tannicht drüben auf der Landspitze, weiterhin zum Gebüsch gegenüber und zu den ersten Häusern der Stadt und dann gar über deren Häuser weg zum Bergfuß und endlich zur hachragenden Spitze! —

Schnee auch beim Berliner Rabert Warthmüller! Der fleißige Künstler, der mit jeber neuen Arbeit Fartschritte und mit jedem Fortschritt das Streben zur eigenen Vervallkammnung zeigt, ist auf einigen Umwegen zu seinem allen Schaffensgebiet, der preußischen Geschichte, zurückgelehrt. Der Maler „Friedrichs des Graßen an der Leiche Schwerins“ hat uns eine Zeit lang lachende moderne Menschen aus der Gesellschaft, dann sein empfundene Bildnisse vorgeführt, welchen man anmerkte, daß ihm weniger darauf ankam, ein die Eitelleil des Bestellers erfreuendes, als ein wirklich künstlerisch reifes Werk zu schaffen. In dem Bilde, welches wir heute wiebergeben, hat er uns wieder in den siebenjährigen Krieg versetzt. Links oben im Schneenebel die Wollen der Bergfestung in unsicheren Umrissen! Ein alter Haudegen des alten Fritz läßt sich von seinem Adjutanten eben dessen Rekognoszierungsritt vom Tage vorher berichten. Zwei Begleiter stubieren ein Kartenblatt, einen alten Grundriß: ein dritter schreitet mil dem Fernrohr an den Bastianen ab, die Kananen

zählend: Es sind nicht Helden mit malerischen Stellungen und hochgezogenen Augenbrauen, dargestellt, sondern es ist ein Blick in ein Stück Geschichte auf ein paar Tapfere, die von ihrem Thun und ihren Plänen nicht viel Wesens machen.

Max Kohn ist ein Münchener Künstler, der bei den Franzosen in die Lehre ging. „La mouleuse“ nannte er im vorjährigen Pariser „Salon“, der Ausstellung im Palais des Champs-Elysées, sein Bild, welches wir „Zur Vesperstunde“ umgetauft, unseren Lesern in Holzschnitt vorführen. Die kecke französische Bäurin mit dem feurig leuchtenden Blick wäre nicht wohl ohne das Pariser Vorbild gemalt worden. Sie sitzt vor dem verräucherten Herd, über dem der unvermeidliche große Kochtopf, la marmite, am Kesselhaken hängt. Die Haube der Bretonerinnen, die verhältnismäßig zierlichen Holzschuhe, das bei aller Unordnung kokette, halb städtische Gewand, — das sind Erscheinungsformen, die jeder kennt, der einen Blick über das Weichbild von Paris und andere größere französische Städte hinaus auf das Landvolk des Nordwesten that.

Es ist das freilich eine andere Gestalt als Wilhelm von Lindenschmits „Gefangenes Gotenmädchen“ Diese Studie gehört zu dem Bildercyklus des Künstlers aus der Zeit der Völkerwanderung, welcher in dem 1886 vollendeten Bilde „Alarich in Rom“ gipfelte. Was ihm an Ausdruckskraft gegeben, versuchte er in die blonde, wuchtige Mädchengestalt zu legen, die traumverloren die Hände ringt und ihrem Schicksale als römische Sklavin nachdenkt. Die Alte im Hintergrund und der trotzige Blondkopf, der sich an ihr Gewand hängt, spinnen die Komposition in ihrer Weise weiter.

Neben dem an Felix Dahn mahnenden Grundton dieser Studie steht das Bildwerk des Amerikaners Daniel Chester French in weit stärkerer Realität vor uns: Der geschmeidigen Gestalt des Jünglings, der eben an seinem Sphinxrelief den letzten Schlag thun will, tritt der Tod entgegen, ein langbeschwingter, tief verschleierter Engel, dessen Rechte einen Strauß von Mohnblüten trägt. Diese Riesenflügel sind wirklich befähigt, die gesunde, kräftige Gestalt durch die Lüfte zu tragen, in diesem weitfaltigen Gewande spürt man noch den Hauch der durcheilten Lüfte! Wer Sinn für den Unterschied von altem und neuem Idealismus hat, kann ihn deutlich aus dem Vergleich dieser beiden Figuren sich entwickeln. Dort das idealisierte Leben, hier ein lebendiges Ideal!

Und nun noch zum Schluß zwei Blicke in die Skizzenbücher anerkannter deutscher Meister. Dem Berliner Akademieprofessor Otto Knille entnahmen wir eine Studie zu einem Bilde, welches die nachnapoleonische Zeit zum Vorwurf hat. Er gibt uns einen gedankenreichen jungen Mann, einen Professor selbst, der sorgend lehrend in der Welt der Gedanken mehr als in dieser lebt. Eduard Harburger, der Münchener Humorist, der uns so oft in den „Fliegenden Blättern“ erfreut, führt mit wenig Strichen ein altes Weib vor, das seine in der Schürze gesammelten Schätze mustert: Der mißmutig harte Zug an den Mundwinkeln sagt aufs deutlichste, daß das Ergebnis der Prüfung kein erfreuliches sei.

Ebby.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

